

# *Ungarische revue*



12

(Klingens) <sup>1</sup>  
\* DF

# UNGARISCHE REVUE

1883.

INDEXED

# UNGARISCHE REVUE

MIT UNTERSTÜTZUNG  
DER  
UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN

VON

PAUL HUNFALVY UND GUSTAV HEINRICH

1883.



BUDAPEST.

FRIEDRICH KILIAN

K. UNG. UNIVERSITÄTS-BUCHHANDLUNG.

1883.

THE NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY  
**515742**  
ASTOR, LENOX AND  
TILDEN FOUNDATIONS.  
R 1911 L

DRUCK DES FRANKLIN-VEREIN.

# I N H A L T.

## I. ABHANDLUNGEN.

Seite

<i>Ábel Eug.</i> , Petrus Garázda, ein ungarischer Humanist des XV. Jahrhunderts .....	21
— — Die Anfänge des ungarischen Buchhandels .....	177
— — Joh. Mezerius, der Begründer der dacischen Epigraphik .....	373
<i>Arany Joh.</i> , Selbstbiographie, übersetzt und ergänzt von Gustav Heinrich .....	1
<i>Ballagi Al.</i> , Wallenstein's kroatische Arkebusiere .....	710, 766
<i>Fraknoi W.</i> , Ungarn und die Liga von Cambrai .....	517
— — General-Secretär-Bericht pro 1882 .....	658
<i>Gesetz-Artikel XII : 1876.</i> Ueber den Königsboden, über die Regelung der Sachsenuniversität und über das Vermögen derselben .....	652
<i>Hampel Jos.</i> , Ein Grabvers aus Aquincum .....	133
— — Das Bürgerdiplom des Dasius .....	216
<i>Hanusz Stef.</i> , Die Städte im Königreich Ungarn .....	273
<i>Heinrich Gust.</i> , Ungarische Volksballaden .....	138
I. Der vergiftete Johann .....	139
II. Die Frau des Baumeisters .....	141
III. Susanne Homlodi .....	143
IV. Schön Helene .....	146
V. Thomas Magyaroschi .....	147
VI. Baresai .....	148
VII. Balthasar Bátori .....	149
VIII. Gyurka, der Nachbarsjunge .....	150
IX. Boriska .....	151
X. Peter von Gelicze .....	152
XI. Frau Bodrogi .....	153
XII. Schön Anton .....	155
XIII. Des Räubers Weib .....	156
XIV. Der Gefangene .....	158
XV. Anna Molnár .....	160



	Seite
XVI. Kätchen Kádár ... ..	755
XVII. Die schönste Blume ... ..	759
XVIII. Julia die Holde ... ..	760
XIX. Szilágyi und Hagymásy ... ..	762
XX. Anna Betlen ... ..	674
<i>Hunfalvy Joh.</i> , Die magyarischen Ortsnamen und Herr Prof. Kiepert	405
<i>Ipolyi Arn.</i> , Denkrede auf Gr. Stefan Károlyi ... ..	673
<i>Kállay Benj.</i> , Ungarn an der Grenze des Orients und Occidents ...	428
<i>Kiss M.</i> , Das Rechtsgutachten der Münchner Juristenfacultät über die sächsische Nationsuniversität ... ..	611
<u><i>Klein Jul. Leop.</i>, Sieben Sonette ... ..</u>	<u>224</u>
<u><i>Lonyai Melch Gr.</i>, Eröffnungsrede zur 43. Jahresversammlung ... ..</u>	<u>653</u>
<u><i>Marczali Heiar.</i>, Zur sächsischen Frage in Siebenbürgen ... ..</u>	<u>31</u>
<u><i>Marcziányi G.</i>, Wie die Csángó nach der Bukovina kamen ..</u>	<u>396</u>
<u><i>Mikszáth Kol.</i>, Wie ich um den Grabstein meiner Schwester fuhr ...</u>	<u>48</u>
<u><i>Pauler Jul.</i>, Der nationale Kampf gegen das ung. Staatsrecht ...</u>	<u>107</u>
<u><i>Pesty Friedr.</i>, Die staatsrechtliche Stellung Fiume's... ..</u>	<u>81</u>
<i>Salamon Franz</i> , Zur Kriegsgeschichte Ungarns im Zeitalter der Her- zoge ... ..	345, 489
<u><i>Schwarz Jul.</i>, Ueber den Ursprung der Ministerverantwortlichkeit .</u>	<u>311</u>
<u><i>Schwicker J. H.</i>, Zehn Jahre Unterrichtsminister ... ..</u>	<u>95, 186</u>
<u><i>Smolka Stan.</i>, Der schwarze Iván ... ..</u>	<u>260</u>
<u><i>Stier Georg</i>, Zur Erinnerung an August Greguss ... ..</u>	<u>733</u>
<u><i>Sturm Alb.</i>, Koloman Mikszáth ... ..</u>	<u>57</u>
<u><i>Szilágyi Alex.</i>, Georg Rákóczy I. im 30jährigen Kriege ... ..</u>	<u>237</u>
<u><i>Trefort Aug.</i>, B. Josef Eötvös und sein Werk über die herrschenden Ideen des XIX. Jahrhunderts ... ..</u>	<u>122</u>
<u><i>Vargha Jul.</i>, Die ungarische Statistik in Kolbs neuestem Werke ...</u>	<u>785</u>
<u><i>Wenzel Gust.</i>, Der Fugger Bedeutung in der Geschichte Ungarns ...</u>	<u>199</u>
<u><i>Wertheimer Ed.</i>, Beziehungen Napoleon I. zu Ungarn ... ..</u>	<u>325</u>

## II. BESPROCHENE BÜCHER.\*

<u>*<i>Ballaqi M.</i>, Wallenstein's kroatische Arkebusiere... ..</u>	<u>710</u>
<u>*<i>Bericht</i> des ungarischen Unterrichtsministers ... ..</u>	<u>67, 167</u>
<u>Die deutsche Universität Dorpart ... ..</u>	<u>71</u>
<u><i>Eötvös Jos.</i>, Die herrschenden Ideen des XIX. Jahrhunderts ...</u>	<u>122</u>

\* Die mit einem Stern bezeichneten Bücher sind nur in ungarischer Sprache erschienen.

	Seite
* <i>Felneri L.</i> , Das Unterrichtswesen England's ... ..	74
<i>Pic Jos. Lad.</i> , Der nationale Kampf gegen das ungarische Staatsrecht	107
* <i>Radics Ak.</i> , Die staatsrechtliche Stellung Fiume's ... ..	82
<i>Weddigen O.</i> , Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der europäischen Culturvölker ... ..	72
<i>Zieglauer Ferd.</i> , Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen ...	31

### III. KURZE SITZUNGSBERICHTE.

<i>Budenz Jos.</i> , Der Ursprung der Magyaren ... ..	390
<i>Fraknoi W.</i> , Das Testament des Herzogs Stefan, 1271 ... ..	63
— — Die Gefangenschaft des Kaloesaer Erzbischofs T. Váradi	508
<i>Gyárfás Stef.</i> , Die Jazygen und Kumanen unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens ... ..	229
<i>Heinrich G.</i> , Zur Theorie der Uebersetzungskunst ... ..	318
— — Ueber das Hildebrandslied ... ..	320
— — Die Verzweigung der germanischen Sprachen ... ..	790
<i>Hunfalvy P.</i> , Ueber den Ursprung der Magyaren ... ..	228
<i>Károlyi Árp.</i> , Kasp. Anpringsens Gubernium ... ..	791
<i>Kautz Jul.</i> , Die Idee der Staatswirtschaft und die Anfänge einer socialistischen Finanz-Theorie ... ..	387
<i>Krausz Jak.</i> , Der Einfluss des Alexandrinismus auf die römische Literatur ... ..	322
<i>Mailath B.</i> , Telegdi's Ungar. Katechismus, 1562 ... ..	793
<i>Simonyi S.</i> , Selbständig gewordene Adverbia ... ..	789
<i>Szász K.</i> , Ungar. Uebersetzung Dante's ... ..	793
<i>Thaly Kol.</i> , Der Türkenkrieg von 1683 ... ..	792
<i>Torma K.</i> , Daciens Heerstrassen und Lagerstationen ... ..	391
<i>Vánbéry H.</i> , Ueber die Tschuwaschen ... ..	317
<i>Zichy Ant.</i> , Aus Széchenyi's Tagebüchern ... ..	229
<i>Zsilinszky Mich.</i> , Der Oedenburger Landtag von 1681 ... ..	392

### VI. ÜBERSETZTE DICHTUNGEN.

<i>Arany Joh.</i> , Die Waleser Barden, von Max Farkas ... ..	75
— — Der Rabe Corvin's, von Henry Leo Beck ... ..	166
— — VI Gesang aus »Toldi's Liebe«, von M. Kolbenheyer ...	282
— — Auf ein Stammbuchblatt, von Ernst Lindner ... ..	513
<i>Christus-Märchen</i> , ungarische I—IV. ... ..	383

	Seite
<i>Petőfi Alex.</i> , Europa schweigt, von Max Farkas . . . . .	401
— — Die Székler, von Ludwig Aigner . . . . .	402
<i>Volksballaden</i> , ungarische, von Gustav Heinrich I—XX. . . . .	138

## V. VERMISCHTES.

Abgeordnetenhaus, Statistik desselben . . . . .	233
Akademie der Wissenschaften, Mitgliederzahl . . . . .	66
— — Preisaufgaben . . . . .	510
Bibliographie, ungarische . . . 79, 168, 236, 324, 403, 515, 652, 732, 794	
Calderon, «Der Richter von Zalamea» . . . . .	235, 323
Dorpat, ungar. Studenten in Dorpat . . . . .	71
Einfluss der deutschen Literatur auf die ungarische . . . . .	72
Englands gegenwärtiges Unterrichtswesen . . . . .	74
Gregorianischer Kalender in Ungarn . . . . .	73
Gymnasialschüler, Statistik derselben, 1883 . . . . .	167
Historische Gesellschaft, ungarische . . . . .	392
Journalistik, die ungarische, 1883 . . . . .	234, 322
Kisfaludy-Gesellschaft, XXXV. Jahresversammlung . . . . .	230
Mittelschulen, die ungarischen, 1882 . . . . .	67
Molière, ins Ungarische übersetzt . . . . .	235
Nationaltheater, ungarisches, Statistik . . . . .	395
Nekrologe: August Greguss . . . . .	161
— Emerich von Fest . . . . .	399
— Johann von Mircse . . . . .	—
— Julius Bulyovszky . . . . .	400
Rákóczy, Franz, sein Porträt . . . . .	75
Ruthenisch-ungarisches Wörterbuch . . . . .	401
Schulsparkassen in Ungarn . . . . .	235
Toldy, Stef., sein Lustspiel: «Die neue Aera» . . . . .	236
Volksschulen, die ungarischen, 1881 . . . . .	67
Zeitschriften, neue . . . . .	323

## JOHANN ARANY'S SELBSTBIOGRAPHIE.

AN PAUL GYULAI.<sup>1</sup>

*Nagy-Kőrös, 7. Juni 1855.*

**M**EIN LIEBER PAUL! Es wäre wohl endlich an der Zeit, mein Versprechen einzulösen und Dir die Autobiographie zu schicken, um die Du mich gebeten hast. Ich will es nur gestehen: ich habe mich auch daran gemacht, mit grundgelehrtem Gesichte; habe so in der dritten Person von mir selber zu reden begonnen, wie von irgend einer verstorbenen Celebrität. Allein ich erschrak davor, mich selber als gestorben zu denken. So will ich mich denn nunmehr kurz auf die Aufzählung der Tatsachen beschrän-

<sup>1</sup> Johann Arany ist am 22. October 1882 nach langer Krankheit gestorben. Die ungarische Nation hat in ihm ihren grössten epischen Dichter, den unübertroffenen Meister der Sprache, den edelsten und besten Menschen verloren. Die Akademie der Wissenschaften und die Kisfaludy-Gesellschaft, zu deren Zierden der Verstorbene gehörte, werden in ihren Denkreten die dichterische und nationale Bedeutung Arany's eingehend und von berufenster Hand würdigen, und die *Ungarische Revue* wird es für ihre Pflicht halten, diese Denkreten vollständig mitzuteilen. Für jetzt mag eine Skizze von des Dichters Leben und Wirken genügen, welche in ihrem wesentlichen Teil aus Arany's eigener Feder stammt und somit doppelten Wert hat. Derselbe schrieb diese autobiographische Skizze im Jahre 1855 in Nagy-Kőrös an seinen Freund Paul Gyulai, der ihn für ein encyclopädisches Werk um die wesentlichsten Tatsachen seines Lebens ersuchte. Wir ergänzen diesen autobiographischen Brief blos mit den notwendigsten Daten über die Werke des Dichters und fügen die letzten Tatsachen aus dem Leben desselben hinzu.

ken; stelle Dir daraus zusammen, was Du kannst. Auch an Toldy<sup>1</sup> schicke ich nichts Anderes; er mag Deine Arbeit benützen, wenn er sie braucht.

Ich bin geboren zu Nagy-Szalonta imBiharer Komitat, im Jahre 1817. Ueber den Tag bin ich nicht ganz im Reinen. Von meinen Eltern hörte ich stets, ich sei an jenem Sonntag geboren, der zwischen Georg und Josef, also zwischen den 12. u. 19. März fällt, weshalb ich auch zuerst Josef heissen sollte. Wie ich trotzdem zu dem schönen Namen Johann kam, weiss ich nicht zu sagen. Man könnte ja ausrechnen, auf den wievielten des März jener Sonntag im Jahre 1817 fiel; später jedoch erfuhr ich aus meinem Geburtsschein mit Schrecken, dass ich bereits am 8. März getauft wurde, und da es nun bei uns Sitte ist, die Kinder am achten Tage nach der Geburt zu taufen, so werde ich wohl *am ersten März* geboren sein. Mein Vater war ein Landmann, der einen geringen Grundbesitz und ein kleines Haus besass. Mein Vater hiess Georg, meine Mutter Sarah Megyeri. Meine Eltern waren Beide schon alt, als ich geboren wurde und ich war ihr einziger Sohn; die älteste Tochter war längst verheiratet (um so viel früher, dass ihr erstes Kind mit mir gleichen Alters ist), meine übrigen zahlreichen Geschwister aber, von denen ich kein einziges kenne, waren alle vor mir gestorben. So war denn ich die einzige Hoffnung, der einzige Trost meiner betagten Eltern; sie liebten mich auch mit aller Neigung des Alters, hielten mich stets bei sich, und da sie ausserordentlich religiös waren, ging diese Neigung auch frühzeitig auf mich über. Die anziehenderen Stellen des Gesangbuches und der Heiligen Schrift wurden die erste Nahrung meines zarten Geistes und unsere kleine Hütte mit dem ungeschlachten gekrümmten Dache war eine Kirche, wo mein Ohr niemals ein gemeines Wort vernahm, denn es war kein Diensthote im Hause, noch ein anderer Inwohner, als meine alten Eltern und ich. Ich glaube, der frühe Ernst in meinem Gemüthe stammt

<sup>1</sup> Der berühmte Literaturhistoriker Franz Toldy ist gemeint, der Arany's Biographie für seine Literaturgeschichte benötigte.

daher. Geschwister hatte ich nicht, mit anderen Kindern zu spielen fand ich nur selten Gelegenheit, so ist es natürlich, dass mein Geist eine ernstere Richtung nahm. Dabei fiel meine Gelehrigkeit in der «grossen» Welt von Szalonta als eine einigermaßen ungewohnte Erscheinung auf. Die Psalmen, die anziehenderen Geschichten der Bibel hatte ich mir schon zu einer über meine Erinnerung hinausliegenden Zeit nach dem Gehör angeeignet; als ich noch kaum 3—4 Jahre alt war, lehrte mich mein Vater, der ein verständiger, des Lesens und Schreibens kundiger Bauer war, an Buchstaben, die er in die Asche schrieb, lesen, so dass ich, als man mich in die Schule gab, wohin ich mich über die Massen sehnte, was aber meiner nicht eben kräftigen Körperconstitution und der Aengstlichkeit meiner Eltern wegen erst in meinem sechsten Jahre geschah, nicht nur bereits fertig lesen konnte, sondern sogar eine gewisse Belesenheit hatte, natürlich in Büchern, wie sie mir eben zu Handen zu kommen pflegten und zu denen ich mich vornehmlich hingezogen fühlte: biblische Geschichten, Gesänge, einige Producte der Pfennig-Literatur.

Der Lehrer prüfte mich und machte mich sofort, als man mich brachte, zum Ersten in der Klasse und diesen Platz habe ich fortwährend behauptet. Die übrigen Lehrer und die Schüler der höheren Klassen, ja selbst Leute von auswärts kamen, um mich zu bewundern, und ich erhielt manchen Kreuzer zum Lohn für eine und die andere Production. (Unter Anderem hatte mir mein Vater, der auch ein wenig Lateiner war, das lateinische «Pater noster» und das «Credo» eingelernt, wobei er mir nur die Bedeutung der einzelnen Worte erklärte; das war die grösste Wunderleistung in meinen Productionen.) Mein Schulstudium ging fortwährend mit ausgezeichnetem Erfolg von statten (selbstverständlich in Szalonta, wo unter einem Rector und fünf Unter-Lehrern eine sogenannte «Particula» bestand, an der auch Poesie und Rhetorik gelehrt wurden); dabei aber wurde auch jedes Buch, das in den Bereich meiner Hände kam, mit heisser Gier verschlungen. Da wurden Gvadányi, die «Hármas história» (Drei Geschichten, von Haller), die Erbia und andere derlei Sachen, Décsi's Osmano-

graphie, Fortunatus und Gott weiss was sonst noch für Scharteken, dazu eine ganze Flut der Pfennig-Literatur in der ganzen Stadt aufgestöbert, zusammengeborgt und verzehrt. In der Bibel blieb keine Partie ungelesen, viele machte ich auch zwei- und dreimal durch; als ich noch kaum die Klasse der «Grammatik» erreicht hatte, konnte ich mir bereits keinen grösseren Mann mehr denken, als einen Bücher-, besonders aber einen Versemacher; ich versuchte mich auch in Reimereien, deren Gegenstand die Abenteuer in der Schule und auf dem Spielplatze bildeten. Endlich war die Klasse der «Poesis» erreicht und ich schrieb fortan die Verse stossweise. Es thut mir leid, dass ich nichts davon besitze, denn mein Rector nahm die Reinschriften an sich, zeigte sie aller Welt und behielt sie. Ich erinnere mich, dass noch lange ehe die weitere Welt davon wusste, die enge Welt in Szalonta und Umgebung mich bereits als eine Art Poeten kannte, was meiner Eitelkeit nicht wenig schmeichelte. (Koloman Tisza hat erst vor Kurzem erwähnt, er erinnere sich gleichfalls, welch' ein berühmter kleiner Poet ich damals gewesen.)

Die neue Schule der vaterländischen Dichtkunst stand damals (1831) bereits in voller Blüte, allein ich kannte sie noch nicht. Meine Lehrer stellten mir, ihrer in Debreczin eingesogenen Neigung gemäss, Csokonai als Muster vor Augen, den ich sehr lieb hatte, und Josef Kovács, dessen Reime ich bewunderte. Paul Kovács, jetzt Director des Gymnasiums in Debreczin, war damals Conrector und späterhin mein Rector in Szalonta; seinem Umgange, seiner Anweisung und Belehrung verdanke ich in dieser Hinsicht Vieles. Aber auch die römischen Classiker — Ovid, Virgil, Horaz — lernte ich nicht nur mit Freuden, sondern bestrebte mich, auch die in der Schule nicht gelesenen Stellen durchzuarbeiten; ebenso andere in der Schule gar nicht vorgekommene Schriftsteller, die ich mir schaffen konnte: Justinus, Curtius, Livius, einige Bücher des Eutropius, den Suetonius, die lateinischen Verse des Schotten Buchanan u. A. Durch diese Lectüre machte ich Fortschritte im Latein. Nach der damaligen Mode machte ich auch in dieser Sprache Verse; wie sie gewesen sein mögen, kann ich heute nicht

mehr beurteilen. Ich lernte Tasso kennen, selbstverständlich in einer schlechten ungarischen Uebersetzung in Prosa (von Tanárky) und Milton's verlorenes Paradies (von Bessenyei), die Henriade (von Péczeli), «Jerusalem» von Vályi, Gáthi's «Hungersnot in Mármaros», die Romane von Dugonics und andere ähnliche Producte der epischen Muse; mit einem Worte jene ungarische Literatur, welche ein halbes Jahrhundert zuvor im Schwange gewesen war. Das Provinz-Publicum kaute eben zum grossen Theile noch immer an diesen Sachen, die Koryphäen der neuen Schule existirten für Szalonta noch nicht. Die erste Erscheinung aus der neuen Welt war für mich die «Lant» und ein Band der «Aurora»; allein die neue Manier, in welche ich mich nicht hineingelebt hatte, wirkte auch auf mich eher entfremdend, als anziehend.

So verlief mein Studiencurs in Szalonta, dessen letzte Jahre ich bereits nicht mehr unter der unmittelbaren Aufsicht der guten Eltern durchmachte; denn um ihnen fortan die Ausgaben zu ersparen (nämlich für Kleider und Bücher) und mir auch die ersten Jahre des Aufenthaltes im Collegium zu ermöglichen, gab ich nebst meinem eigenen Studium auch Unterricht und wohnte zu diesem Behufe in der Schule, zu sehr geringem Vorteile für meinen Fleiss sowohl als für meine Sitten. Jede «Particula» wollte nämlich ein Collegium im Kleinen sein und suchte eine Art von Mannbarkeit darin, die Bravour-Stücklein der Hochschule nachzuahmen, von denen gar viele Anekdoten zu uns gelangten. Mich bewahrte gleichwohl mein guter Genius vor grösseren Ausschreitungen und mein Fleiss nahm nicht merklich ab; aber meine materiellen Hoffnungen, um derenwillen ich das Amt des Präceptors übernommen hatte, verwirklichten sich nur in sehr bescheidenem Maasse. Wie sollte es auch anders sein! Nebst schlechter Verpflegung belief sich mein gesamntes Jahreseinkommen auf kaum hundert Gulden Bankvaluta strictissimo calculo und ich wusste damit nicht hauszuhalten. Nach Debreczin brachte ich kaum so viel mit mir, dass ich die Kosten der «Einkleidung» decken konnte; von Hause erwartete ich nichts, und da ich wusste,



dass mir meine Eltern, wenn sie anders nicht das Häuschen über dem Kopfe und die paar Metzen Landes vom Munde weg verkaufen sollten, mir nichts schicken konnten, verlangte ich auch nichts. Diese Lage war für mich entsetzlich. Wie Viele ringen sich so durch das Collegium durch? Ich hatte nicht die Energie zu diesem Kampfe. Es verging mir die Lust zum Lernen und im März ging ich nach Kis-Uj-Szállás als provisorischer Lehrer auf ein Jahr, um mir Mittel zur Fortsetzung meiner Studien zu erwerben. Doch war der Winter gleichwohl nicht ganz verloren; wenn ich auch wenig lernte, so las ich doch umsomehr. Ich arbeitete mich in die deutsche Grammatik ein und machte mich mit den Dichtern der neuen Schule, ja als mir durch einen grösseren Studenten eine französische Sprachlehre zu Händen kam, selbst mit den Anfangsgründen des Französischen vertraut. In Kis-Uj-Szállás war der Dechant Paul Török, ein Pester Geistlicher, Rector. In seiner Bibliothek war die heimische und die ausländische Literatur in erlesenen Werken vertreten und er eröffnete mir dieselbe mit Vergnügen. Ich las Tag und Nacht, so oft es mir mein Dienst nur gestattete. Hier vervollständigte ich immer mehr und mehr meine Kenntniss der vaterländischen, insbesondere der zur neuen Schule gehörigen Literatur, übersetzte einige Gesänge von Virgil's Aeneide in Hexametern (ich habe die Arbeit längst zerrissen) und gelangte im Deutschen bis zur Lectüre Schiller's. Mit neuer Kraft und neuem Eifer, aber eben so magerer Börse kehrte ich nach Debreczin zurück, seitens meiner Protectoren in Kis-Uj-Szállás mit so guten Empfehlungen versehen, dass meine Professoren sofort besonderes Augenmerk auf mich hatten. Auch materiell fand ich Unterstützung; Einer der Lehrer (Erdélyi) vertraute mir den Unterricht seines Töchterchens an und auch sonst fehlte es nicht an Zeichen der Berücksichtigung von Seiten der Professoren. Allein ich träumte von einem romantischen Lebenslaufe und die Eintönigkeit der Schule wurde mir langweilig, die Carrière schien mir allzu lang; ich wollte bald Maler, bald wieder Bildhauer werden, ohne zu wissen, wie ich es anfangen sollte; endlich verliess ich im Feber 1836 ohne irgend welche materielle oder

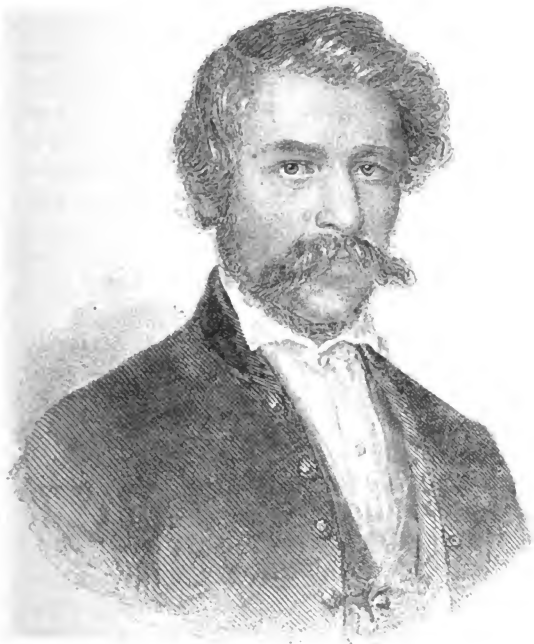
moralische Nötigung das Collegium. um nimmer dahin wiederzu-  
kehren.

Hier, mein Freund, schliesst die erste Periode meines Lebens  
und nun tritt eine Wendung ein. Meine jetzige Stellung (Arany  
war, als er den Brief schrieb, Professor am Gymnasium in Nagy-  
Körös), in welcher ich auch auf Aeusserlichkeiten achten muss,  
gestattet es mir nicht, mein Leben vollständig zu erzählen. Nach  
meinem Tode mag ein Biograph die Lücke ausfüllen — wenn ich  
einen Biographen finde. Dir aber will ich privatim alles gestehen  
und du wirst mein Vertrauen nicht missbrauchen. Damals spielten  
Fáncsi und László mit einer vortrefflichen Schauspieler-Gesell-  
schaft in Debreczin und ich, da ich Bildhauer nicht werden konnte,  
fand es bequemer, zur Fahne Thalia's zu schwören. Mein Ent-  
schluss überraschte Jedermann. Meine Professoren selbst erkann-  
ten in dieser ungewöhnlichen Erscheinung, dass einer ihrer besten  
Schüler, ausschliesslich aus Neigung zur Kunst, ohne irgendwelche  
materielle Nötigung, Comödiant werden wollte, ein untrügliches  
Zeichen echten Berufes. Mein Protector Erdélyi hatte nichts gegen  
meinen Plan, ja der alte Sárvári rief mich sogar zu sich, liess mich  
declamiren (ich hatte damals eine schöne wohlklingende Stimme)  
und empfahl mir mit voller Zufriedenheit: «Nur Shakespeare!  
Shakespeare, Domine!» So wurde ich Schauspieler, setzte aber  
dabei den Unterricht bei Erdélyi fort und hatte bei ihm den Mit-  
tagstisch, so lange ich in Debreczin war. Aber die Debrecziner  
Gesellschaft wurde zu meiner grössten Ueberraschung durch eine  
Intrigue gesprengt und löste sich am 1. April auf, ohne dass mir  
jemand ein Sterbenswörtchen gesagt oder sich um mein Schicksal  
gekümmert hätte, — ausser dass Hubay einige Anfänger mit meh-  
reren wandernden Provinz-Schauspielern zusammentrommelte  
und im Augenblicke, da sie sich auf den Weg machten, auch mich  
aufforderte, ihr Loos zu teilen. Ich hatte keine Wahl. Sollte ich  
nach Hause gehen, zu meinen Eltern, die mich als Priester sehen  
wollten? oder zurück ins Collegium, das ich mit so grossen Hoff-  
nungen verlassen hatte? Beides erschien mir unmöglich und so  
schloss ich mich Hubay an, wobei ich nicht einmal so viel Zeit

gewinnen konnte, von meiner Wohnung mein Bett und meinen Koffer mit meiner Wäsche und meinen Büchern mit mir zu nehmen. Allerdings hatte meine Bagage auch keinen Platz auf dem Karren, den ein Anfänger im Schauspielfach keineswegs so stark in Anspruch nehmen durfte. Nagy-Károly, später Szatmár, endlich Máramaros-Sziget waren das Eldorado unserer Wanderung. Denke dir unser Elend! Auf einer Bank zu schlafen, mit dem Rock sich zuzudecken und Wäsche leihen zu nehmen, bis die eigene von der Waschfrau zurückgelangt! Und das geschah mir, den seine guten alten Eltern, bei aller ihrer Mittellosigkeit, doch ein wenig verzärtelt hatten! Mir, der ich niemals ein practischer Mensch war, mir, den das ganze Leben hindurch jede Kleinigkeit ausserordentlich affigirte! Wenn ich auch Lust zum Theater hatte, — und in Debreczin, bei jener guten Gesellschaft, glaube ich, hatte ich wirklich Lust, — dieselbe musste vollständig bei diesen Lumpen schwinden. Dabei marterten mich die Schlangen des Gewissens, die bittere Unruhe meines armen Vaters. Einsam schweifte ich in den Bergen um Sziget, an den Ufern der Isa, — ich grübelte, ich büsste.

Eines Tages hatte ich nach ähnlichen Selbstquälereien einen Traum, — ich sah meine liebe gute Mutter im Sarge. Der Eindruck war so stark, dass ich ihn nicht mehr loswerden konnte; ich fühlte einen unwiderstehlichen Drang in mir, nach Hause zurückzukehren, — aber wie? Szalonta ist von Sziget auf dem einzigen Umwege, den ich kannte, fünfzig Meilen entfernt. Ich wandte mich an den Director Hubay und bat ihn um einen Zwanziger (ein Drittel-Gulden) von meiner etwaigen Gage; meinen Entschluss ihm mitzutheilen fühlte ich mich jedoch nicht bewogen. So band ich denn meine gesammte Habe in ein Sacktuch, ging hinaus auf den Markt, wo ich mir um acht Kreuzer ein Brod und ein wenig Speck kaufte, und machte mich nun auf den Weg, — allein, zu Fusse. Die erste Nacht brachte ich im Walde, am Feuer rumänischer Fuhrlente zu, die übrigen auf Kneipenbänken, — und so gelangte ich endlich über Szatmár, Nagy-Károly, Debreczin nach siebentägigem Marsche zu Hause an, — wahrlich nicht zur

grossen Freude meiner armen Eltern. Diesen Abschnitt meines Lebens wünschte ich am liebsten so zusammengefasst: «Nach mehrmonatlicher bitterer Wanderung, welche in seinem Leben



Johann Arany im Jahre 1856.

einen Wendepunkt bezeichnet, finden wir ihn im Sommer desselben Jahres wieder in Szalonta».

Das Jahr 1836 hatte jedoch hiemit seine Schläge noch nicht erschöpft. Kaum war ich einige Wochen daheim, starb meine arme gute Mutter plötzlich an der Cholera. Mein Vater hatte, während ich mich in der Welt herumgetrieben, ganz und gar das Augen-

licht verloren. (Einige Jahre später erlangte er es wieder ganz von selbst, ohne jedes Heilverfahren.) Nun musste ich den eisgrauen Mann seine treue Genossin, seine einzige Stütze beweinen sehen ich — sein Kind! Selbst wenn mir die bisherigen Widerwärtigkeiten nicht gezeigt hätten, dass aus mir niemals ein «grosser Mann» werden würde — jetzt musste das Pflichtgefühl in mir erwachen und mich überzeugen, dass ich meinen greisen Vater fortan nicht mehr verlassen dürfe. Ich beschloss, mit ihm wohnen zu bleiben in dem kleinen Häuschen, welches er nicht verlassen wollte, um zu seiner Tochter zu ziehen. Die Vorstände der Stadt und der Kirche betrachteten mein Geschick mit Teilnahme; noch im Herbst desselben Jahres wurde ich zum «Conrector» (der erste Lehrer nach dem Rector, aber mit besserem Gehalt und mehr Selbstständigkeit als die übrigen Unterlehrer) gewählt, obwohl die Stelle erst bis zum Frühjahr erledigt werden sollte und so mir zuliebe zwei Conrectoren gleichzeitig im Amte waren.

Eine Zeit lang wohnte ich mit meinem Vater zusammen, dann nahm ihn meine Schwester zu sich und ich zog ins Schulhaus. Diese meine Stellung, in welcher ich die ungarische und lateinische Grammatikal-Classe unterrichtete, dauerte bis zum Frühjahr 1839. Dann war ich ein Jahr lang Kanzellist bei der Stadt, worauf ich ordentlicher Vice-Notär wurde — nicht Comitats-Notär, wie Kertbeny schreibt. Im November 1840 verheiratete ich mich, 23 Jahre alt, nach der längst getroffenen Wahl meines Herzens. Diese Zeit über, von 1836 bis 1840 setzte ich meine Lectüre ununterbrochen fort, aber mehr nur zur Zerstreung, als um meine schwärmerischen Ziele zu verwirklichen, denen ich zwar nicht endgiltig entsagt hatte, die jemals zu erreichen ich aber gleichwohl keine Hoffnung nähren konnte. Mein Geschmack leitete indessen meine Wahl auch so auf die besseren Bücher; ich las lieber etwas, wovon ich gehört hatte, es sei ein Meisterwerk, als Anderes, was zwar mehr Unterhaltung versprach, aber weniger bedeutend war. Die deutschen Uebersetzungen Shakespeare's las ich damals zum erstenmale; — es ist eigentümlich, dass ich zu jener Zeit (1830) einmal in einem vertrauten Kreise *Bánk-bán*

dem *Stibor*<sup>1</sup> vorzog, wofür man mich auch weidlich auslachte. Auch Homer nahm ich ab und zu vor; ich hatte dabei mit der Sprache zu ringen, von der ich kaum mehr verstand, als ich in der Schule gelernt hatte, und das war nicht viel. (Mit Plutarch's Biographien hatte ich mich schon in Debreczin in ähnlicher Weise geplackt.) All das schien zwecklose Kraftverschwendung zu sein, und doch fühlte ich den Drang in mir, zu arbeiten, das Schwierige zu suchen, selbst zum Vergnügen. Im Französischen nahm ich nach *Telemaque* und *Florian*, *Molière* vor — eine grosse Aufgabe! — und quälte mich mit *Crebillon's* Schauerdramen. Das dauerte so bis zu meiner Verheiratung; dann nahm ich mir vor, in Hinkunft nicht mehr zu lesen, sondern meinem Amte, meiner Familie zu leben und ein gewöhnlicher Mensch zu sein, wie die Andern.

Einige Jahre hielt ich mein Gelübde. Das neue, theure Verhältniss, in welches ich getreten war, zerstreute, beglückte mich; kaum dass ich ab und zu eine Zeitung zur Hand nahm. Ich hatte die Absicht, nach der Wirtschaft zu sehen, worin ich nicht genug versirt war, und überdies erheischten die kleinen Obliegenheiten meines Amtes meine fortwährende Anwesenheit im Stadthause. Nur der Abend, der späte Abend erst war mein, und den wusste ich so glücklich zu verleben! Im Frühjahr 1842 kam *Stefan Szilágyi*,<sup>2</sup> der Schriftsteller, mein einstiger Schulgenosse, als Rector nach Szalonta. Er hatte schon wiederholt Preise der *Kisfaludy-Gesellschaft* gewonnen und die Akademie prämiirte eben während seines Aufenthaltes in Szalonta sein sprachwissenschaftliches Werk mit 100 Dukaten. Er war mein Freund, später mein Tischgenosse, mein alltäglicher Gast, — es ist also nur natürlich, dass sich unsere Unterhaltung zumeist um literarische Gegenstände drehte. Er brachte mir jedes Buch, das ihm vor Augen kam, ohne dass ich es begehrte, oft auch heimlich, gegen meinen

<sup>1</sup> Jenes, *Josef Katona's* Werk, die bedeutendste, aber lange verkannte ungarische Tragödie; dieses, von *Karl Kisfaludy*, ein seiner Zeit sehr beliebtes romantisches Drama.

<sup>2</sup> Gegenwärtig Director des reformirten Lyceums in *Mármaros-Sziget*.

Willen. Bald eiferte er mich an, eine Uebersetzung der griechischen Tragiker zu versuchen, welche damals die Kisfaludy-Gesellschaft zu ediren begann (so ist auch wirklich ein *Philoctetes* entstanden), bald wieder las er mir seine Arbeiten vor und erbat sich meine Meinung darüber; dann liess er mir eine englische Grammatik zurück, als Curiosum, denn er verstand damals noch nicht Englisch. In dem letzteren Buche blätterte ich so lange, lachte so lange über die bizarre Leseweise und radebrechte so lange den grossen Monolog Hamlet's, der in keinem englischen Lesebuche fehlen darf, bis mich die Lust überkam, den deutschen Shakespeare mit dem Original zu vergleichen. Die Arbeit war schwierig, hatte aber desto mehr Reiz. Ein Debrecziner Jahrmart brachte mir *König Johann* und *Richard II.*; die besseren Werke des grossen Meisters waren nicht zu haben. Und nicht lange währte es, so begann König Johann in ungarischen Jamben zu reden, aber nur, um bald wieder zu verstummen. Später (1848), als ich in der Sprache schon bewanderter war, begann ich neuerdings Shakespeare zu übersetzen, allein das Resultat war, der dazwischengekommenen politischen Verhältnisse wegen, ausser einigen Fragmenten nur, dass mein Name als eines der Shakespeare-Uebersetzer auf das Titelblatt von Petöfi's *Coriolan*-Uebersetzung<sup>1</sup> gesetzt wurde.

So vollzog sich meine Umkehr zur früheren Periode, ich fiel wieder in das Lesefieber zurück, ohne die ernste Absicht zu hegen, jemals selber als Schriftsteller aufzutreten. Aber es war schwer, der Versuchung zu widerstehen. Eine Dorfgeschichte, die ich in den *Életképek* («Lebensbilder», eine belletristische Zeitschrift) veröffentlichte, fand einigen Beifall. Im Sommer 1845 erregten die Ausschreitungen des Comitatilebens, welche sich vor meinen Augen abspielten, eine gewisse satirische Stimmung in mir, und ich begann, ohne jeden vorgängigen Plan, meine *Elveszett alkotmány* (Die in Verlust geratene Verfassung) zu schreiben. Das

<sup>1</sup> Dieselbe erschien als erster Band von *Shakespeare's sämtlichen Werken, übersetzt von JOH. ARANY, ALEX. PETÖFI und MICH. VÖRÖSMARTY*, Pest, 1848.

Gedicht war ursprünglich nicht für das grosse Publicum berechnet; ich begann es blos zum Zeitvertreib, um meinem Aerger Luft zu machen, wozu ich keinen anderen Weg hatte, da ich nicht zur privilegierten Classe zählte. (NB. Mein Grossvater war ein Edelmann, mein Vater aber, obwohl im Besitze des Pergamentes, war nicht im Stande gewesen, das Privilegium zu revindiciren, da es der Familie vom Fürsten von Siebenbürgen — Georg Rákóczy I. — verliehen worden war.) Mein Amt beschäftigte mich, wie oben erwähnt, Tag für Tag bis zum Abend; gleichwohl wusste ich Zeit zu gewinnen, die «schönen» Hexameter hundertweise zu Papier zu bringen und das Gedicht, das mir nun einmal in's Herz gewachsen war, und immer breitere Dimensionen annahm, weiter zu spinnen, wie es eben die jeweilige Laune des Augenblickes mit sich brachte. Inzwischen wurde die Preis-Ausschreibung der Kisfaludy-Gesellschaft auf ein «komisches Epos», welche das erstemal meiner Aufmerksamkeit entgangen war, im Laufe des Sommers erneuert, und ich, von diesem zufälligen Zusammentreffen überrascht, beeilte mich, mein satirisches Epos zu vollenden und einzuschicken. Wäre Szilágyi noch in Szalonta gewesen, würde ich es ohne Zweifel in's Feuer geworfen haben; allein er hatte noch im Jahre 1844 seine Rectorstelle zurückgelegt und war in die Zips, dann nach Pest und schliesslich nach Sziget gegangen. Mich lockten einerseits die 25 Ducaten; ich hätte gern erfahren, wie es einem Menschen zu Mute ist, der auf literarischem Gebiete einen Preis erringt; andererseits hatte ich ja für meinen unbekanntenen Namen nichts zu fürchten. Dass ich übrigens schon während des Entstehens der Dichtung die Unvollkommenheit derselben fühlte, dafür finden sich in dem Gedichte selbst der Anzeichen genug. Im VI. Gesange, wo von der «Mühle der Zeit» die Rede ist, die in ihrem Getriebe Alles, selbst die schriftstellerischen Werke zermahlt, heisst es, nachdem einige schlechte Bücher erwähnt sind, von meinem eigenen Werke:

Sieh, dort nahn ja auch schon die fünf Gesänge, die ersten,  
Meiner Dichtung . . . O weh, sie stürzen hinunter und spurlos  
Stiebt ihr zermalmter Staub in das Nichts des ew'gen Vergessens.



Und weiter heisst es :

Wehe dem Dichter, wenn ihn die Gestalten, die selbst er geschaffen, Widerwärtig geworden . . .

Die Ducaten gewann ich,<sup>1</sup> als ob es in der Lotterie gewesen wäre. Von den Preisrichtern sprach sich einer anerkennend, ein zweiter geradezu lobpreisend über mein Werk aus; mir aber klang immer nur das Wort des dritten (Mich. Vörösmarty) nach, der geäußert hatte: «Sprache und Versbau muten uns an, als ob wir im eisernen Zeitalter unserer Literatur lebten.» — Ich war der Ansicht, dass ich jetzt unmöglich mehr innehalten könne; für 1846 war eine volkstümliche poetische Erzählung als Preisaufgabe gestellt; ich machte mich daran und schrieb noch im Sommer dieses Jahres den *Toldi*. Meine damaligen Begriffe über Volkspoesie sind in einem Briefe an Szilágyi, zwar nicht ästhetisch formulirt, aber doch wohl selbstbewusst genug also ausgedrückt: «Die Aufgabe des Volksdichters ist nicht die, sich in der rohen Volksmasse zu verlieren, sondern dass er lerne, selbst die erhabensten dichterischen Schönheiten in einer Form darzulegen, in der auch das Volk sie zu geniessen vermöge.» Meine Belohnung für *Toldi* war nicht der Preis allein, der ursprünglich auf 15 Ducaten festgesetzt und ausnahmsweise auf 20 erhöht wurde, und nicht blos die ganz unerwartete Aufnahme seitens der Kritik und des Publicums, sondern überdies die Freundschaft Petöfi's und mehrerer anderer Schriftsteller, die sich sofort beeilten, den simplen Notär aus der Provinz als Ihresgleichen in ihren Kreis aufzunehmen und ihn den Auserwählten zuzuzählen.<sup>2</sup>

Im Jahre 1847 vollendete ich *Murány ostroma* (Die Belage-

<sup>1</sup> Die in Verlust geratene Verfassung erschien im VII. Bd. der Jahrbücher der Kiszaludy-Gesellschaft 1849. Die separate Ausgabe der Dichtung wurde durch die Censur verboten.

<sup>2</sup> *Toldi. Preisgekrönte poetische Erzählung in zwölf Gesängen.* Pest, 1847. — Deutsch von K. M. Kertbeny, mit einer nicht sehr verlässlichen biographischen Einleitung, Leipzig 1851; — von M. Kolbenheyer, mit einem Briefe von Fr. Hebbel, Pest, 1857; — serbisch von Jovan Jovanovics, Neusatz, 1858.

nung von Murány) und einen grossen Teil von *Toldi estéje* (Toldi's Abend).— In der *Belagerung von Murány*<sup>1</sup> wollte ich eine Sprache versuchen, welche zwischen der Volks- und Schriftsprache gleichsam die Mitte hielte; sie sollte kräftig, aber nicht geziert sein; eine Sprache, deren Leserkreis ein weiterer sein könnte, als das gebildete Publicum allein. Ich gedachte hiedurch einerseits der Sprache der Dichtung grössere Volkstümlichkeit zu schaffen, andererseits das Volk an eine um einen Grad höher stehende Lectüre zu gewöhnen. Das Ziel ist, glaube ich, berechtigt; ob ich es erreicht habe, ist eine andere Frage. Uebrigens gereichte es dem Gedichte zum Nachtheile, dass ich die Handlung durchwegs dramatisch gestalten, dass ich Gefühle und Empfindungen bis in die kleinsten Details malen wollte, als ob der Dichter zu schildern vermöchte, was der Schauspieler durch seine Mimik auszudrücken im Stande ist. Gleichwohl hätte dieses Werk eine bessere Aufnahme verdient; es erschien 1848 und wurde inmitten der politischen Erregung ganz und gar ignorirt; meines Wissens ist niemals eine Kritik darüber erschienen. Kertbeny ist im Irrthum, wenn er sagt, *Murány* sei ein Concurrerzwerk gewesen und ich, Petöfi und Tompa hätten alle mit der Geschichte der Maria Szécsi concurrirt, K. Szász aber habe uns vor der Nase weg den Preis gewonnen. Es ist richtig, dass die Preis-Aufgabe der Kisfaludy-Gesellschaft in uns Allen die Idee rege gemacht hatte, von Szécsi Mária zu schreiben, aber Keiner hatte dabei die Absicht, sich um den Preis zu bewerben.<sup>2</sup> Ich denke, Du weisst das ja selber auch.

In der Erregung der stürmischen Jahre 1848—49 arbeitete ich wenig; ich brauche Ruhe, wenn ich schaffen soll. Ein paar Gedichte, einige kleinere Erzählungen in Zeitschriften, das war Alles. Aber schon damals machte ich Versuche mit jener volkstümlichen, originellen Form der Ballade (Du weisst, dass unter

<sup>1</sup> *Die Belagerung von Murány, Dichtung in vier Gesängen*, erschien Pest, 1848. — Deutsch von K. M. Kertbeny, Leipzig, 1851.

<sup>2</sup> Vgl. *Gustav Heinrich, Die Venus von Murány in der ungarischen Dichtung in dieser Revue*, 1881, S. 271.

diesen *Rákóczyné* (Rákóczy's Gattin) am besten gelungen ist, obschon auch *A rab gólya* (Der gefangene Storch), *Szöke Panni* (Die blonde Panni), *Varró leányok* (Die nähernden Mädchen) auch zu dieser Gattung gezählt werden können), im Gegensatz zu unserer an deutsches Wesen gemahnenden, gekünstelten, empfindsamen oder declamirenden Ballade. Petöfi ist mir in dieser Richtung eher gefolgt, als vorangeschritten; mindestens ist sein *Megy a juhász*<sup>1</sup> nicht mein Vorbild gewesen, wohl aber konnten meine Versuche seine Vorbilder gewesen sein. (Unter seinen neuern Gedichten sind einige derartige.) Was die Revolution betrifft, so war ich eine Zeit lang bloß ein fernstehender Zuschauer; dem *Népbarát* (Volksfreund), dessen Redaction mir angeboten worden war, lieh ich bloß meinen Namen als Mit-Redacteur (eigentlich bloß als Mitarbeiter); ich selber blieb fortwährend in Szalonta.<sup>2</sup> Im Jahre 1849 aber suchte und erhielt ich ein Amt im ungarischen Ministerium des Innern und verlegte meinen Wohnsitz zunächst nach Debreczin und später nach Pest. Die Gründe, welche mich zu diesem unglücklichen Entschlusse bestimmten, waren nur in geringem Maasse politischer Natur.

Im Laufe des Jahres 1848 war ich mehrere Male (dreimal) in Pest gewesen und ich begann mich nach dem Glanze der Hauptstadt zu sehnen, was mich natürlich mit meiner untergeordneten Stellung unzufrieden machte. Genährt wurde meine Unzufriedenheit auch durch den Umstand, dass ich in den stürmischen Zeiten von meinem Gehalte als Notär kaum etwas Weniges ausgefolgt bekam; überdies gestalteten sich die internen Verhältnisse der Stadt immer wirrer, das Amt wurde eben der Verhältnisse halber immer beschwerlicher. Dazu kam die Aneiferung seitens meiner literarischen Collegen, die mich drängten, mir eine Stellung zu suchen, welche mich dem Centrum näher bringen würde, und auch ich wünschte sehr, mit den schriftstellerischen Kreisen in häufigere

<sup>1</sup> In L. Neugebauer's Petöfi-Uebersetzung (Leipzig, 1878). S. 7.

<sup>2</sup> Doch erschienen von ihm in jenem Volksblatte einige Gedichte, welche Arany in die späteren Sammlungen seiner kleineren Gedichte nicht aufgenommen hat.

Berührung zu kommen. So ging ich denn, da mittlerweile auch die Kunde von dem Waffenglücke der Insurrection verlautete, im Frühjahr 1849 zuerst nach Debreczin, dann nach Pest als Concipist im Ministerium. Meine Familie blieb vorläufig in Szalonta, um mein Hab und Gut zu verkaufen und sich zur Uebersiedlung vorzubereiten. Auf die Nachricht, dass die Russen vor Debreczin stünden, nahm ich vom Ministerium Abschied und eilte Ende Juni zu meiner Familie zurück. Ich nahm auch meinen Posten im Departement des Innern nicht mehr ein; in Szegedin war ich gar nicht mit, in Grosswardein bloß zu Besuche.

Als die Katastrophe hereingebrochen war, lebte ich als Privatmann bis zum Herbst 1851 in Szalonta; zu dieser Zeit wurde ich als Professor nach Nagy-Körös berufen und seither bin ich hier. In die Zeit meines Szalontaer Aufenthaltes fällt jenes halbe Jahr (1851), da ich meistens in Geszt auf der Tanya wohnte und dem jungen Dominik Tisza<sup>1</sup> Unterricht in der Poetik erteilte. Nach der Niederwerfung der Revolution arbeitete ich weniger als vor der Revolution; ich verfiel in eine eigene lyrische Stimmung, ohne dass gleichwohl meine Lyra immer voll hätte tönen wollen.

Meine Arbeiten aus dieser Zeit sind ausser kleineren, in belletristischen Zeitschriften erschienenen Gedichten, die poetische Erzählung *Katalin*<sup>2</sup> (Katharina) und die *Nagyidai cigányok*<sup>3</sup> (Die Zigeuner von Gross-Ida), ein komisches Volksepos, das ich übrigens bereits in Körös vollendet hatte, der Ausfluss einer Gemütsstimmung, in der ich, mit dem Laufe der Welt und mit mir selber zerfallen, in der Zeichnung von Caricaturen Entschädigung suchen wollte.

Zunächst (1856) erschien, mit einigen Aenderungen der ersten Bearbeitung, *Toldi estéje*<sup>4</sup> (Toldi's Abend). Ich hatte dieses

<sup>1</sup> Dies war ein bereits verstorbener Bruder des jetzigen Minister-Präsidenten Koloman Tisza.

<sup>2</sup> Deutsch in *Dichtungen von Johann Arany, übersetzt von Adolf Dur.* Pest, 1861.

<sup>3</sup> Heldengedicht in vier Gesängen, erschien Pest, 1852.

<sup>4</sup> Poetische Erzählungen in sechs Gesängen, erschien Pest, 1854. —

Werk in Pest in einem vertrauten Schriftstellerkreise, wo auch der alte Paul Szemere, der ausgezeichnete Kritiker, zugegen war, vorgelesen; bei dieser Gelegenheit kam auch die Idee zur Sprache, wie zweckmässig es wäre, auch aus dem Mannesalter des Helden ein Epos zu dichten, und das Ganze zu einer Trilogie zu gestalten. Seit dieser Zeit beschäftigte ich mich viel mit diesem Gedanken und habe auch ein ähnliches Werk unter dem Titel *Daliás idők* (Helden-Zeiten) begonnen; es ist bis zu einigen Gesängen<sup>1</sup> gediehen, dann arbeitete ich es immer und immer wieder um, ohne dass mir die Vollendung des Ganzen bisher gelungen wäre. Das grösste Hinderniss, das sich mir in dieser Beziehung entgegenstellt, ist der Umstand, dass die Toldi-Sage in den früheren beiden epischen Studien schon nahezu erschöpft ist; ich liebe es aber, das Epos auf eine Sage, auf eine auch im Munde des Volkes lebende Sage aufzubauen; gegen die aus der Luft gegriffenen Epen habe ich einen entschiedenen Widerwillen, denn es fehlt ihnen dasjenige, was ich die «epische Glaubwürdigkeit» nenne. Ob ich je im Stande sein werde, dieses Hinderniss zu überwinden, weiss ich heute noch nicht. Meine sonstigen Arbeiten für verschiedene Zeitschriften seit dem Jahre 1849 kennst Du ja.

Hier, mein Freund, hast du meine Biographie, lang genug und doch kurz gefasst. Es ist ein einfaches Leben und doch nicht ruhig und still, wie mancher denken möchte: es ist ein fortwährendes Ringen, in welchem *ich* der schwächere Teil war. Mit mehr Energie, Festigkeit, Ausdauer hätte vielleicht etwas aus mir werden können, -- aber alle diese Eigenschaften fehlten mir. Mein Talent (welches man wohl nicht wegläugnen kann, denn sonst wäre ich nicht dort, wo ich jetzt bin) drängte mich stets vorwärts, Mangel an Energie warf mich immer zurück, und so wurde ich, wie der

Deutsch von *Moriz Kolbenheyer*, Pest, 1857; — serbisch von *Jovan Jovanovics*, Neusatz, 1870.

<sup>1</sup> Der erste Gesang dieser Dichtung erschien in dem Album *Losonczy Phoenix* (Phoenix von Losoncz), 1851.

grössere Teil meiner Werke, *Fragment*. Mache Du aus diesem Fragment ein *Ganzes*.

Und nun leb wohl!

Dein Freund  
JOHANN ARANY.

\* \* \*

So weit Arany's Brief. Die Lebensverhältnisse des Dichters seit dem Jahre 1855 lassen sich in wenigen Zeilen erledigen.

Im Jahre 1860 wählte die Kisfaludy-Gesellschaft, welcher Arany seit dem Jahre 1848 als ordentliches Mitglied angehörte, den Dichter zu ihrem Director und Arany verlegte nun seinen Wohnsitz nach Pest. Im Jahre 1865 wurde er Secretär, 1870 Generalsecretär der Akademie, welche Stelle er nominell bis zu seinem Tode inne hatte. Tatsächlich war er in den letzten Jahren jeder amtlichen Wirksamkeit vollständig enthoben, da seine Kränklichkeit, besonders das bedrohliche Schwinden seines Augenlichtes ihm jede regelmässige Beschäftigung erschwerte und schliesslich unmöglich machte. In früheren Jahren hatte der wiederholte Besuch Karlsbads das Leberleiden des Dichters gelindert; in den letzten Jahren brachte er den Sommer auf der Margaretheninsel bei Pest zu, deren Eichen er in einem schönen Gedichte<sup>1</sup> besungen hat. Am 22. October 1882 entschlief er sanft und schmerzlos im Kreise seiner Lieben: seiner Gattin, seines Sohnes Ladislaus, der sich ebenfalls als begabter Dichter und Uebersetzer Molière's und Shakespeare's bekannt gemacht hat, und seiner Enkelin Piroska Szél.

Zahlreiche Werke Arany's erschienen seit dem Jahre 1855. Die erste Sammlung seiner *kleineren Gedichte*<sup>1</sup> erschien in zwei Bänden, Pest, 1856, und seitdem in wiederholten stets vermehrten Auflagen. Von 1862—1865 gab er eine belletristisch-kritische Wochenschrift, erst unter dem Titel *Szépirodalmi Figyelő* (Belletristischer Beobachter), vier Bände, dann als *Koszorú* (Kranz) fünf Bände heraus. Schon vorher, im

<sup>1</sup> *Unter den Eichen*, übersetzt von Ernst Lindner, *Ungar. Revue* 1881. S. 197.

<sup>2</sup> Uebersetzungen: von K. M. Kertbeny, Genf 1860, *Adolf Dux* Pest, 1861 und *Andor von Sponer*, Leipzig, 1880. (Ueber Sponer's Sammlung vgl. *Ungar. Revue*, 1881, S. 53). Ausserdem einzelne Gedichte in Zeitschriften und Almanachen. So in den *Literarischen Berichten aus Ungarn*: II. S. 174 *Bahrgericht* von Ad. Dux; S. 486 *Held Bor* von Ad. von der Haide. — IV. S. 462 *Mitternächtiger Zweikampf* von Ernst Lindner — *Ungarische Revue* 1881, S. 86 *Im Herbst* von E. Lindner; S. 683 *Frau Agnes* von Jul. v. Reviczky; — 1882, S. 754 *Klara Zach* von Max Farkas.

Jahre 1860, hatte er seine berühmte Ode *Széchenyi's Gedächtniss*<sup>1</sup> geschrieben. In seinen eigenen Zeitschriften und in der *Budapesti Szemle* (Budapester Revue) erschienen inzwischen prosaische Abhandlungen, Charakteristiken und Kritiken Arany's, welche im Jahre 1880 als *Prosaische Schriften*<sup>2</sup> gesammelt veröffentlicht wurden. In den Jahren 1864—67 erschienen im I., VIII. und XIV. Band der von der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegebenen Shakespeare-Uebersetzung Arany's meisterhafte Uebertragungen des *Sommernachtstraum*, des *Hamlet* und des *König Johann*.

Die letzten grossen Dichtungen Arany's waren *Buda's Tod*, *Hunnische Sage in zwölf Gesängen*, Pest, 1864,<sup>3</sup> und *Toldi's Liebe*. *Poetische Erzählung in zwölf Gesängen*,<sup>4</sup> Budapest, 1879, die letztere Dichtung als Mittelstück seiner Toldi-Trilogie, zugleich die reifste und vollendetste Frucht von Arany's dichterischer Schöpferkraft; — endlich *Aristophanes sämtliche Lustspiele in drei Bänden*, Budapest, 1880, die meisterhafteste Uebersetzung der ungarischen Literatur, und mehrere lyrische Gedichte und Balladen, welche zu den schönsten Schöpfungen des grossen Dichters gehören.

Arany's sämtliche Dichtungen erschienen zuerst im Jahre 1867 gleichzeitig in sechs Bänden und in einem Prachtbande mit Illustrationen, und im Jahre 1872 in einer dreibändigen Volksausgabe. Die Auflagen seiner einzelnen Dichtungen sind überaus zahlreich. Gegenwärtig wird eine achtbändige Ausgabe der *Sämmtlichen Werke* des Dichters vorbereitet, welcher sich die im Nachlass Arany's gefundenen zahlreichen vollendeten und unvollendeten Gedichte, wie auch der ausserordentlich reiche Briefwechsel des Dichters (mit Alex. Petöfi, Mich. Tompa u. A.) anschliessen soll. Sofort auf die Nachricht vom Tode des Dichters wurden Sammlungen für ein *Arany-Denkmal* eingeleitet, welche heute schon zu einem bedeutenden Resultate geführt haben.

G. H.

<sup>1</sup> *Széchenyi's Andenken*. Gedicht von Johann Arany, übersetzt von Albert Sturm, in den *Literar. Bericht. aus Ungarn*, IV. S. 612.

<sup>2</sup> Vgl. über diese *Literarische Berichte aus Ungarn*, III, 765—775.

<sup>3</sup> *König Buda's Tod*. Ein Epos von Joh. Arany, übersetzt von Albert Sturm, Leipzig, 1879. Vgl. *Ungar. Revue*, 1881, S. 56. — Vgl. auch: Albert Sturm, *Die Nibelungen in Buda's Tod* in dieser *Revue*, 1882, S. 69.

<sup>4</sup> Vgl. Albert Sturm, *Die Epen-trilogie Joh. Arany's* in den *Lit. Berichten aus Ungarn*, IV, S. 229—254, und die Uebersetzung des ersten Gesanges von *Toldi's Liebe* von Adalb. Himpfner in dieser *Revue*, 1882, S. 681.

## PETRUS GARÁZDA, EIN UNGARISCHER HUMANIST DES XV. JAHRHUNDERTS.

Dass um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts das Studium der alten Classiker in Ungarn nach manchen schwachen Versuchen festen Fuss fasste und die Musen sich am Istros dauernd niederliessen, ist eine der interessantesten und am meisten gewürdigten Ereignisse in der Culturgeschichte Ungarns, welches übrigens noch den Vorteil hat, dass es uns viel genauer bekannt ist, als manche andere, für die Geschichte der ungarischen Literatur noch wichtigere Momente. Doch gibt es selbstverständlich auch auf dem Gebiete der ungarischen Renaissance noch manche Punkte, die der Aufhellung gar sehr bedürfen. Besonders gilt dies von jenen geringeren Geistern, die in den von Johannes Vitéz und Janus Pannonius gezeichneten Bahnen einerschreitend, vor dem hellen Glanze jenes Doppelgestirns verdunkelten und erst in neuerer Zeit die Aufmerksamkeit der Forscher in um so höherem Maasse auf sich lenkten, je mehr man gewöhnlich geneigt war, die beiden bedeutendsten Vertreter des Humanismus in Ungarn zugleich für die einzigen zu halten.

Petrus Garázda ist auch einer derjenigen ungarischen Humanisten, auf die man sich berufen kann, wenn es gilt nachzuweisen, dass es in Ungarn auch neben Johannes Vitéz und Janus Pannonius meist hochgestellte Männer gab, die sich mit Eifer dem Studium der Classiker widmeten. Auch er legt Zeugniß dafür ab, dass die ungarische Renaissance auch die *minorum gentium* aufzuweisen hat, also doch wohl tiefere Wurzel geschlagen hat, als gemeiniglich angenommen wird.

Leider fliessen die Quellen zur Biographie dieser zwar geräuschlos, aber keineswegs ohne Erfolg arbeitenden Pioniere des Humanismus nur allzu spärlich: ein überschwängliches Lobgedicht irgend eines italienischen Dichterlings, eine flüchtige Erwähnung in dem Briefwechsel der zeitgenössischen Heroen, oder im besten Falle einige kurze Briefe, in welchen der in Bedräng-



niss geratene Italiener um die Unterstützung des vom Schicksale mehr begünstigten fremden Studiengenossen ansucht, sind die Hauptquellen, aus welchen wir die einzelnen Züge zu einer möglichst getreuen, aber immerhin sehr lückenhaften und unvollständigen Darstellung mühsam zusammensuchen müssen.

Die Familie der von Garázda ist in der ungarischen Geschichte nicht unbekannt. Ursprünglich auf der Balkanhalbinsel ansässig, flüchtete sie sich nach der 1414 erfolgten Verwüstung Bosniens nach Ungarn, wo sie sich in den Biharer, Arader, Békésér und Zarándér Comitaten ansiedelte. Hier erwarb sich die eine Linie der bis dahin Garázda de Meesenics benannten Familie — die andere Linie hatte den Namen Szilágyi angenommen — die Dörfer Zágorhíd, Szék und Telek, welcher sich später die einzelnen Zweige der Familie Garázda als Prädicate bedienten. Das berühmte siebenbürgische Geschlecht der Teleki ist eines dieser Zweige, der einzige, der bis auf unsere Zeit sich fortgepflanzt hat.

Derjenige Zweig der Familie, dem Petrus Garázda entspross, war im Draugebiete ansässig, und hatte der Vater des spätern Primas von Ungarn, Johannes Vitéz der Aeltere, der sich nach Verlust der im Piliser und Bácsér Comitate gelegenen Familiengüter auf seine Besitzungen in Slavonien zurückgezogen hatte, eine Garázda zur Frau. Diese neue Verwandtschaft mit einer früher zwar vermögenden, mit der Zeit aber etwas herabgekommenen Familie, sollte für die Garázda's noch eine Quelle mannigfachen Vorteils werden. Johannes Vitéz der Aeltere hatte drei Kinder; der eine Sohn ist der spätere Primas Johannes, der zweite, dessen Namen uns nicht überliefert ist, war der Vater des spätern Vesprimer und Wiener Bischofs, Johannes Vitéz II., seine Tochter Barbara wieder war die Mutter des Fünfkirchner Bischofs Janus Pannonius. Von den beiden Stammhaltern der Familie Vitéz scheint blos Johannes in der Lage gewesen zu sein, seine Verwandten zu unterstützen; seinem Bruder mangelte es entweder an der nötigen Befähigung, oder an den nötigen Mitteln, um sich in der Erinnerung der Nachwelt zu bewahren, und seine Schwester, die Gattin eines armen Edelmannes, lebte in ziemlich ärmlichen

Verhältnissen. Johannes war es, der seinen Neffen Johannes von Csezmicze (Janus Pannonius) von seinem eilften Lebensjahre an in Italien studieren liess; und dass er auch seine Verwandten mütterlicherseits nicht vernachlässigte, könnten wir, wenn wir auch keine andern Anzeichen hätten, schon aus dem Umstande schliessen, dass er das Wappen der Garázda auf den für ihn copirten Handschriften stolz neben sein eigenes Wappen anbringen liess, und als Bischof von Grosswardein einen Garázda zu seinem Schloss-Castellan ernannte. Es ist daher wahrscheinlich, dass Petrus Garázda seinem Rate folgte, als er sich noch jung an Jahren entschloss, nach Italien zu gehen, um dort seine höheren Studien zu absolviren. Selbstverständlich war Ferrara und die Schule des alten Guarinus das Ziel des angehenden Humanisten; hier konnte jeder hoffen, mit der römischen und griechischen Literatur gründlich vertraut zu werden, und kam noch der Umstand in Betracht, dass ungarische Studenten in Ferrara am meisten Gelegenheit hatten, mit mehr oder weniger hochgestellten Landsleuten zu verkehren: von 1447 bis 1454 finden wir Janus Pannonius, um 1455 Georgius Augustinus und Elias Czepes, um 1467 Ladislaus Vingárt, Nicolaus Perényi und den spätern Bischof von Syrmien, Sigmund Palóczi, in Ferrara mit dem Studium der altclassischen Sprachen beschäftigt, und konnte der Wetteifer der mit einander befreundeten Jünglinge nur fördernd auf den Fortgang ihrer Studien einwirken. In Ferrara scheint Petrus Garázda mit andern ungarischen Edelleuten den Vorzug genossen zu haben, im Hause des Guarinus selbst zu wohnen und seines Privatunterrichtes theilhaftig zu werden, wodurch sich ihm Gelegenheit bot, mit Guarino's ältestem Sohne und seinem Nachfolger im Lehramte, Baptista Guarinus, den Freundschaftsbund zu schliessen, welcher für den Bildungsgang unseres Garázda nicht weniger bedeutsam gewesen sein mag, als derjenige, welcher Janus Pannonius mit einem andern Schüler Guarino's, mit Galeotto Marzio verknüpfte. Einem an Petrus Garázda gerichteten poetischen Briefe des Baptista Guarinus, welcher zuerst im Jahre 1496 im Druck erschien, dessen Datum sich jedoch leider nicht genauer bestim-

men lässt, entnehmen wir, dass das Verhältniss der bei Tag und Nacht unzertrennlichen Freunde das denkbar innigste war. Sie theilten Leid und Freud mit einander, weihten einander in ihre Geheimnisse ein und gaben einander zuerst ihre neuesten poetischen Erzeugnisse zu lesen; jedenfalls Grund genug für Baptista Guarinus, um in dem erwähnten Briefe seiner Verwunderung über das lange Schweigen des Freundes Ausdruck zu geben. Auch der alte Guarinus dürfte mit seinem Zögling zufrieden gewesen sein, wenigstens insofern, als es ihm gelang, auch in Petrus Garázda die Lust zum Versemachen und Briefschreiben, sowie zur Anlage einer Büchersammlung zu erwecken. In letzterer Beziehung legen ein Justinus *sæc.* XV. in der Prager Universitätsbibliothek und eine griechische Evangelienhandschrift aus dem zehnten Jahrhundert in der Budapester Universitätsbibliothek, letzteres ein Geschenk des Petrus Garázda an Janus Pannonius, Zeugniß dafür ab, dass Petrus Garázda nicht umsonst die Schule des Guarinus besuchte. Doch scheint Garázda, der Tradition der italienischen Studenten gemäss, nicht seine ganze Studienzeit über an einem Orte, in Ferrara, geblieben zu sein. Gleichwie Janus Pannonius auf Wunsch seines Oheims nach sieben zu Ferrara zugebrachten Jahren sich zum Studium des canonischen Rechtes nach Padua begab, zog auch Garázda von dannen und begab sich — wir wissen nicht wann — nach Florenz, wohin ihn aber wahrscheinlich nicht so sehr der Wunsch zog, die zur Erreichung eines höheren geistlichen Amtes erforderlichen theologischen und juristischen Studien an der in dieser Beziehung nicht gerade bedeutenden Florenzer Universität zu absolviren, als vielmehr das Bestreben, mit den Humanisten am Hofe der Medici, mit einem Poggio, Donato Acciaiuoli, Argyropulos, Philelphus, Marsilius Ficinus u. A. näher bekannt zu werden.

In Florenz empfing man den jungen ungarischen Studenten, den nahen Verwandten des schon von wegen seiner Freigebigkeit hochverehrten und mit Widmungen von Büchern ausgezeichneten Primas von Ungarn, ohne Zweifel auf das freundlichste, und wenn wir auch keinen Beweis dafür beibringen können, dass

sein Auftreten etwa in dem Maasse Sensation erregte, wie das des Janus Pannonius und des spätern Erzbischofs von Kalocsa, Georg Polycarpus — Vespasiano Bisticci hätte ihm in diesem Falle gewiss ein biographisches Denkmal gesetzt —, so erwarb er sich doch wenigstens unter jenen Humanisten Freunde, die ihre Beziehungen zu ungarischen Prälaten noch lange nachdem dieselben den classischen Boden Italiens verlassen hatten, aufrecht zu erhalten bestrebt waren. So meldet Marsilius Ficinus dem Janus Pannonius in einem Schreiben von Anfang August 1469, womit er ihm ein Exemplar seines Commentars zu Platon's Symposium dedicirt, dass der gelehrte Petrus Garázda, ihr gemeinsamer Freund, nach seiner Rückkehr nach Ungarn persönlich die Gefühle innigster Liebe verdolmetschen werde, mit welcher Ficinus dem ungarischen Dichturfürsten zugethan sei, und welche es unmöglich sei, in einem Briefe auszudrücken. Und auch später noch, im Mai des Jahres 1482, als Garázda schon längst dem Gesichtskreise der Florenzer Humanisten entschwunden war, lässt Ficinus in einem an Franciscus Bandinus in Ungarn gerichteten Briefe nebst dem Erzbischof von Kalocsa und dem Bischof von Waitzen auch Petrus Garázda als ihm durch die Musen befreundet wieder und wieder grüssen. Noch mehr scheint ein anderes, wenn auch viel geringeres Mitglied des Florenzer Humanistenkreises mit Garázda verkehrt zu haben. Als Ugolinus Verinus um 1484 sieben Bücher seiner Epigramme, welche ein interessantes Licht auf die vielfachen Beziehungen des ungarischen königlichen Hofes zu Italien werfen, nach Ungarn schickte, nennt er unter den Gönnern, von welchen er dem König Mathias empfohlen zu werden hofft, in erster Reihe den Petrus Garázda, und befiehlt er seinem Buche, es möge vor allem «seinen Freund, den sehr gelehrten Graner Erzdechant Petrus» aufsuchen, der sowohl in der gebundenen, als auch in der ungebundenen Rede ausgezeichnet sei: derselbe werde ohne Zweifel der tuscischen Stadt und des alten Freundes und Studiengenossen eingedenk, das Büchlein dem König anempfohlen sein lassen.

Am meisten aber hatte ein anderer Florentiner Dichter von

Petrus Garázda zu hoffen. Bartholomäus Fontius, ein vom Schicksale arg verfolgter humanistischer Lehrer, zur Zeit, als er mit Garázda bekannt wurde, zu Ende des Jahres 1471, noch ein Jüngling von sechsundzwanzig Jahren, konnte sich in seiner Vaterstadt Florenz nicht vorwärts bringen. Verdriesslich kehrte er dem Arno-Athen, welches die humanistischen Studien, wie Fontius sagt, oder — wie wir besser unterrichteten Epigonen zu wissen glauben, — blos die Person des Fontius nicht zu schätzen wusste, den Rücken, und begab sich nach Ferrara an den Hof des Herzogs Borso, wo ihm die freundlichste Aufnahme zu Theil wurde. Doch sollte er sich nicht lange in süßen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft wiegen können. Am 20. October 1471 starb Herzog Borso und nicht nur bewog dieser unerwartete Schicksalsschlag Fontius zur Rückkehr in die kurz vorher verlassene Heimat, sondern traf ihn auch noch das Unglück, dass er in ein heftiges Fieber verfiel, welches ihn ein ganzes Jahr lang von seinen Studien ferne hielt. Wie ein rettender Engel erschien ihm in dieser Bedrängniß Garázda, der in kürzester Zeit Gefallen an dem schwer geplagten Humanisten fand, für den er auch in seinen Angehörigen zu Hause theilnahmvolles Interesse zu erregen wusste. Nur zu bald bot sich ihm auch die Gelegenheit dar, die Aufrichtigkeit seiner freundschaftlichen Gefühle zu betätigen. Fontius konnte teilweise in Folge seiner Krankheit in Florenz wiederum keine ihm genehme Beschäftigung finden, und da er sich zur Arbeit, nicht aber zum Müssiggang geboren fühlte, auch wohl seine Mittel ihm nicht erlaubten sich dem süßen Nichtstun zu überlassen, schrieb er an Garázda, der sich inzwischen vielleicht des Rechtsstudiums halber nach Padua begeben hatte, einen Brief, worin er auf die fortwährenden Bürgerkriege, von welchen Italien heimgesucht war, und auf das geringe Interesse, welches die italienischen Fürsten den humanistischen Studien entgegen brachten, hinwies, und seinen Gönner bei ihrer gegenseitigen Freundschaft beschwor, er möchte in Erfüllung eines früheren Versprechens ihm Gelegenheit bieten, anderswo, d. h. in Ungarn, den Musen leben zu können. Wir haben keine Ursache daran zu zweifeln, dass

Garázda unter andern Umständen dem Ansuchen seines Freundes gerne entsprochen hätte; leider aber vereitelte der Umschwung, der inzwischen in den politischen Verhältnissen Ungarns eingetreten war, die Erfüllung dieser Bitte. König Mathias hatte durch das eigenmächtige, gewalttätige Vorgehen, welches er sowohl Einzelnen, als auch dem Clerus und den Ständen gegenüber beobachtete, die Unzufriedenheit mehrerer mächtigen Herren erregt, die endlich um die Mitte des Jahres 1471, während Mathias auf seinen Kriegszügen in Böhmen und Mähren weilte, zum Ausbruch kam. Die Verschwörer, mit Johannes Vitéz, Janus Pannonius, Oswald Thúz Bischof von Agram, Reinhold Rozgonyi und Emerich Szapolyai an der Spitze, beriefen den zweitgeborenen Sohn König Kasimirs von Polen, den kaum dreizehnjährigen Prinzen Kasimir nach Ungarn, dessen Truppen Ende October 1471 ungarischen Boden betraten und Mitte November die starke Burg Neutra besetzten. Petrus Garázda scheint von diesen Geschehnissen Kunde gehabt und in Folge dessen seinen Freund Fontius auf bessere Zeiten vertröstet zu haben. In dem an Garázda gerichteten zweiten Briefe nämlich, welcher uns in der von Fontius selbst veranstalteten Sammlung seiner familiären Briefe <sup>1</sup> erhalten

<sup>1</sup> Die einzige Handschrift dieser Epistolae Familiares des Fontius befindet sich gegenwärtig in der Universitätsbibliothek zu Bologna, wohin sie aus der Biblioteca di San Salvatore zu Bologna kam; hier hatte sie einst Ireneo Affo (Memoria di Taddeo Ugoletto, Parma 1781) benützt. Ein anderes Exemplar dieser Briefe, am 3. Jänner 1513 von Franciscus Baroncinus aus dem Autograph copirt, soll nach Mehus (Praef. ad Ambrosii Traversarii Epistolas 1759) in der Biblioteca Stroziana zu Florenz unter der Signatur + D in 4 aufbewahrt gewesen sein, während bei Bandini (Suppl. Cat. Lat. II. p. 544) und in den aus der Mitte des XVII. Jahrhunderts herrührenden Auszügen in der Biblioteca Marucelliana zu Florenz die Bibliothek des G. V. Capponi als Aufbewahrungsort angegeben ist. Doch ist die Handschrift weder in dem von Carlo Milanese verfassten, genauen «Catalogo dei manoscritti posseduti del Marchese Gino Capponi» (Florenz 1845) verzeichnet, noch auch befindet sie sich in einer der Florenzer Bibliotheken und Archive, welchen die Bibliotheken der Strozzi und Capponi einverleibt wurden. Und doch wäre es für die Geschichte der ungarischen Renaissance von nicht geringer Wichtigkeit, diese jetzt verschollene Handschrift aufzuspüren, denn von den beiden an König Mathias gerichteten

ist, gibt Fontius seiner Freude darüber Ausdruck, dass das Fieber Garázda endlich verlassen habe, ermahnt ihn die Hauptursache seiner Krankheit, den fortwährenden Kummer, zu bewältigen und tröstet ihn mit der zuversichtlichen Hoffnung, dass nach Beilegung der Zwistigkeiten Vitéz und seine Anhänger vom König wieder in Gnaden aufgenommen werden würden, und dass Garázda in Folge dessen Aussicht habe, in nächster Zukunft die höchsten Ehrenstellen zu erreichen. Denn dass sein Freund ob seiner zahlreichen ausgezeichneten Tugenden wie kein anderer zur Bekleidung solcher Ehrenstellen geeignet war, daran zweifelte Fontius keinen Augenblick, nur hielt er es für nötig ihn eindringlich zu ermahnen, er möchte doch die kurze Zeit, die er bis zur Beendigung der pannonischen Wirren in Padua zuzubringen beabsichtige, dazu benützen, um sich unbekümmert um alle Irrgänge der Politik mit ganzer Seele den humanistischen Studien zu widmen, von welchen seine Ernennung zum Grosswardeiner Probst (?Wara-diensis praefectura) seinen Geist einigermassen abgelenkt hatte. Dieses erneuerte Studium der so hochgeschätzten alten Classiker schien unserm Fontius das geeignetste Mittel, um Garázda zu einträglichen Pfründen und sich selbst zu sorgenfreiem Leben zu verhelfen. Einige Zeit lang stand auch die endliche Erfüllung seiner Hoffnungen in naher Aussicht: Am 19. Dezember 1471 kam ein Friedensvertrag zwischen König Mathias und Johannes Vitéz zu Stande, gegen Ende desselben Monats verliess Prinz Kasimir und im Jänner 1472 der in Neutra zurückgebliebene Teil des polnischen Heeres die von ihm bis dahin besetzt gehaltenen Teile Ungarns, und wohl durch diese günstigen Aussichten auf dauernden Frieden verlockt, verliess Peter Garázda die Hochschule von Padua, um nach jahrelangem Verweilen in der Fremde in sein Vaterland zurückzukehren. Vorauszusetzen, dass er ohne von der friedlichen Wendung der Dinge gehört zu haben nach Hause eilte, um sich seinen Verwandten im Kampfe gegen

Briefen des Fontius, welche sie enthält, fehlt die eine in der Bologneser Handschrift ganz und ist von der andern nur der erste Teil erhalten.

den König anzuschliessen, sind wir weder durch sein untätiges Verhalten in der ersten Phase des Kampfes berechtigt, noch auch hätte die Partei der Verschwörer durch sein Auftreten irgend welchen nennenswerten Zuwachs erhalten. Fontius, von seinem Freunde zur Geduld ermahnt, blickte schon mit den besten Hoffnungen der Zukunft entgegen, da erreichte ihn bei seiner Rückkehr aus Rom, wo er sich an den Denkmälern der herrlichen Vergangenheit ergötzte, auf einmal wieder eine jener Trauerbotschaften, wie sie ihm schon zu wiederholten Malen sein Leben verbitterten. Johannes Vitéz von König Mathias gefangen genommen, Janus Pannonius auf der Flucht gestorben, vielleicht sogar Petrus Garázda in die Hände des Königs gefallen: wahrlich wir haben keinen Grund daran zu zweifeln, dass es wirklich aufrichtiger Schmerz und helle Verzweiflung war, die den nunmehr jeder Hoffnung beraubten armen Humanisten daran hinderte, in seinem an Baptista Guarino gerichteten Briefe mit der Beschreibung der Denkmäler des alten Roms fortzufahren. Dieser Brief ist vom 18. April 1472 datirt, wurde also unter dem unmittelbaren Eindruck der Trauerbotschaft verfasst. Und seit dieser Zeit finden wir auch Garázda in den Briefen des Fontius mit keiner Silbe erwähnt. Wir erfahren zwar, dass es dem hartgeprüften Fontius schon nach wenigen Monaten gelang, in Franciscus Saxettus einen einflussreichen und wohlhabenden Gönner zu treffen; auch über manche spätere Schicksale des Fontius sind wir aus seinen Briefen unterrichtet und fehlt es uns auch nicht an authentischen Nachrichten über seinen Aufenthalt am Hofe des Königs Mathias, über seinen ungarischen Freund jedoch lässt er kein Sterbenswörtchen verlauten. Möglicherweise hat ihn dieser vollständig vergessen und versuchte der Humanist sich an seinem undankbaren Freunde dadurch zu rächen, dass er es in der Folge verschmähte, den Namen Garázda der Nachwelt zu überliefern. — Von den übrigen Humanisten haben, wie wir gesehen, bloß Marsilius Ficinus und Ugolinus Verinus in ihren Schriften des im Barbarenlande weilenden Freundes gedacht; letzterer lässt uns auch vermuten, dass Petrus Garázda mit der Zeit sich wiederum der Gunst des Königs



zu erfreuen hatte, vielleicht weil er klug genug war, um an der Vitézischen Verschwörung nicht tätigen Anteil zu nehmen; doch ist es auch möglich, dass Ugolinus Verinus keine genaue Kunde von den Schicksalen seines einstigen Studiengenossen nach seiner Rückkehr in die Heimat hatte und nicht wusste, von welchem gewaltigen Einflusse die Conspiration vom Jahre 1471 auch auf Petrus Gerázda's Lebensverhältnisse sein mochte. Noch wissen wir aus der Geschichte des Graner Domcapitels, dass Petrus de Garázda von 1483 bis 1500 Neutraer Archidiaconus und Præpositus S. Stephani Protomartyris gewesen; auf nähere Aufschlüsse über diese Zeit seines Lebens werden wir aber wohl noch lange warten müssen, denn lange wird es dauern, bis Ferdinand Knauz mit der Herausgabe der Monumenta Ecclesie Strigoniensis beim Ende des fünfzehnten Jahrhunderts angekommen sein wird. Nicht einmal das Jahr seines Todes ist uns bekannt. Man würde vermuten, dass er im Jahre 1500 starb, denn bis zu diesem Jahre soll er seine geistlichen Aemter in Gran bekleidet haben, würde er nicht von anderer Seite zum Jahre 1501 des Præpositus Sancti Stephani Proto-Martyris de Castro Strigoniensi erwähnt werden; nur so viel wissen wir bestimmt, dass er im Jahre 1507 nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Petrus Garázda's sterbliche Ueberreste wurden in der Kirche des h. Steplan des Martyrers beigesetzt. Die Grabinschrift lautete:

Germanus Jani, patrium qui primus ad Istrum  
Duxit laurigeras ex Helicone Deas,  
Sum situs hoc tumulo Petrus de stirpe Garazdae,  
Altera Pieridum gloria iure fui.

Man kann nicht behaupten, dass Bescheidenheit die bei den Humanisten am häufigsten anzutreffende Tugend gewesen, und gehört auch Petrus Garázda in dieser Beziehung nicht zu den wenigen rühmlichen Ausnahmen. Immerhin mochte er sich mit einem Schein von Recht nach Janus Pannonius den von den Musen am meisten begünstigten Dichter ungarischer Nationalität nennen. Sein langjähriger Aufenthalt in Italien, die Bande der

Freundschaft, die ihn an Baptista Guarino, Marsilius Ficinus, Ugolinus Verinus, Bartholomæus Fontius und Andere knüpften, schliesslich das Lob, welches man besonders seinen poetischen Versuchen spendete, mochten ihn mit berechtigtem Selbstgeföhle erfüllen. Mit Recht konnte jener Dichter, der in seinem, noch bei seinen Lebzeiten 1507 verfassten und von stark entwickeltem Selbstgeföhle zeugendem Epitaphium den drei bedeutendsten und durch verwandschaftliche Bande aneinander geknüpften ungarischen Humanisten ein poetisches Denkmal setzte, dem Petrus Garázda vor ihm selbst gleich nach Janus Pannonius seine Stelle anweisen:

Alter erat Petrus, genitus de stirpe Garázda,  
Qui tulit Aoniae plectra sonora lyrae.

Denn auch unseres Wissens ist Petrus Garázda der bedeutendste Humanist, den das Ungarn des fünfzehnten Jahrhunderts nach dem Tode des Janus Pannonius aufzuweisen hat.

EUGEN ÁBEL.

## ZUR SÄCHSISCHEN FRAGE, IN SIEBENBÜRGEN.<sup>1</sup>

Der literarische Feldzug, den ein Teil der siebenbürger Sachsen, als «unterdrückter Bruderstamm» der grossen deutschen Nation, seit dem Anfange der neuen ungarischen Aera gegen den ungarischen Staat eröffnet hat, verläuft ganz nach den Regeln des grossen Krieges. Zuerst verrichteten einzelne Zeitungsartikel den leichten Vorpostendienst. Dann kam eine Reihe Flugschriften und Pamphlete als Hauptheer. Endlich erscheint ein mächtiger Band als schwere Artillerie, um mit dem gewichtigen Geschütz der Wissenschaft die Schlacht zu entscheiden. Ein «Schmerzensschrei» von 600 Seiten!

<sup>1</sup> Die politische Reformbewegung in Siebenbürgen in der Zeit Joseph's II. und Leopold's II. Grösstenteils noch bisher unbenützten handschriftlichen Quellen von Dr. Ferdinand von Ziegler. Wien 1881. 599. S.

Denn das Buch Zieglausers ist trotz seines Umfanges und seiner wissenschaftlichen Färbung nichts, als ein ephemeres Product der nationalen Leidenschaft, das einem vergänglichem Interesse zum Ausdruck dient. Es bietet viel weniger, als es verspricht. Der Titel liess uns eine Darstellung der grossen geistigen Bewegung erwarten, welche seit der Epoche Joseph's II. auch den ungarischen Adel zur Aufnahme der Ideen des XVIII. Jahrhunderts vorbereitete. Jedenfalls wäre die Schilderung dessen von grossem Interesse gewesen: wie die Lehren Voltaires und Rousseaus auf die mächtigen Familien der Bethlen, Bánffy und Teleki gewirkt, wie sie die ganze Lebensweise des sächsischen Bürgers umgestaltet, und endlich wie dieser Geist einer hochgebildeten Gesellschaft sich mit den brutalen Ausbrüchen des walachischen Bauernaufbruchs berührt, der ja auch in seiner Art social war. Und selbst dazu war ja die Bahn gebrochen. Sigismund Kemény zeichnet in seiner Biographie des älteren Wesselényi das Bild des siebenbürgischen Magnaten, der nach einem stürmischen Soldatenleben «die aristokratischen und rauhen Sitten des Mittelalters, zugleich mit Voltaires Werken, in das Schloss seiner Ahnen einziehen lässt». Aber vielleicht kennt Herr Zieglauser von Kemény — einem Mann, dessen Werke jeder Literatur zur Zierde gereichten, — selbst nicht den Namen. Er schreibt die Geschichte des Landtages 1790—91, nicht mehr, noch weniger.

Das wäre auch dankenswert. Dieser Landtag 1790—91 bildet einen so wichtigen Wendepunkt in der Geschichte Siebenbürgens, dass seine gewissenhafte und ausführliche Beschreibung als grosses Verdienst anerkannt werden müsste. An Stoff dazu wäre kein Mangel. Ausser den ämtlichen Instructionen und Berichten, sind die Tagebücher und Correspondenzen mehrerer Teilnehmer vorhanden. Baron Nikolaus Wesselényi selbst schrieb ein Tagebuch. Ausserdem würden die Protokolle des Gubernialrates gerade die am meisten in Dunkel gehüllten Fragen beleuchten. Der Verfasser aber hat sich damit begnügt, die Diarien der Abgesandten von Mediasch und Hermannstadt zu umschreiben und zu commentiren. Diese bilden beinahe ausschliesslich seine Quellen.

Es ist gewiss, dass diese sächsischen Quellen auf grossen Wert und hohes Interesse Anspruch machen können. Sie geben über viele persönliche Fragen Aufschluss, und sie allein berichten ausführlich über jene Beratungen, welche die sächsischen Deputirten zur Zeit des Landtages unter sich pflogen. Doch hätte ein wahrhafter Geschichtschreiber diese sonst wertvollen Quellen nicht ausschliesslich benützt, besonders wenn es, wie in diesem Fall, leicht war, sie durch Nachrichten aus dem andern Lager zu ergänzen. Und vorausgesetzt, es wären die einzigen zugänglichen Quellen gewesen, hätte er sie für das angesehen was sie sind: als die einseitigen Anschauungen einer Partei, die noch einer scharfen Kritik zu unterwerfen sind.

Das ständische Leben kannte weder bei uns, noch im Auslande die Organisirung der Parteien in ihrer jetzigen Gestalt. Das Clubleben, das jetzt oft wichtiger ist, als der öffentliche Kampf der Parteien, fehlte beinahe gänzlich. Aber gerade die Sachsen bildeten ein solch besonderes Element innerhalb des siebenbürger Landtages. Sie besprachen jede wichtigere Frage vor der Landes-sitzung gemeinsam, und waren bestrebt sie im Interesse, nicht des Landes, sondern der sächsischen Universität zu entscheiden. Ungarn und Székler waren nicht immer einig: die Sachsen aber gingen immer zusammen. Es gab keinen einzelnen Abgeordneten unter ihnen, sie handelten als Deputation der sächsischen Universität, im fortwährenden Rapport mit dem Stadtrat von Hermannstadt. Ob also ein sächsischer Deputirter, oder mehrere über Landtagssachen schreiben, die Glaubwürdigkeit bleibt dieselbe. Sie haben keine Individualität, sie sehen die Ereignisse nur durch die gemeinsame Nationalitäten-Brille. Die Geschichte eines Landtages, rein nach der Darstellung einer politischen Partei, besonders einer zugleich ständischen und nationalen Partei zu schreiben, ist ein solches historisches Absurdum, als es die Darstellung eines Feldzuges aus den Bulletins nur des einen Theils wäre. Was würde wohl Herr Zieglauer, oder ein anderer deutsch-österreichischer Historiker zu dem Vorgehen eines Schriftstellers sagen, der die Verhandlungen des gegenwärtigen Wiener Reichstages ausschliess-

lich nach den Diarien von 1—2 böhmischen oder polnischen Abgeordneten erzählen würde, und von diesen alles für bare Münze hinnehmen wollte? Und doch spielen jetzt Tschechen und Polen eine grössere Rolle in Oesterreich, als die Sachsen je in Siebenbürgen gespielt haben. Und wie müsste man von der Wahrheitsliebe Desjenigen denken, der die Verhandlungen des englischen Parlaments nach den Nachrichten einiger Home-ruler würdigte? Und doch entspricht diese Partei beiläufig dem, was die Sachsen auf den Diäten in Klausenburg waren. Sie erscheinen, nicht um das constitutionelle Werk zu fördern, sondern um es zu hintertreiben.

Das nun Besprochene charakterisirt das literarische Vorgehen nicht nur des Verfassers, sondern der ganzen deutsch-österreichischen Publicistik, Ungarn gegenüber. Jetzt gehen wir zu dem über, was das Buch bietet, ohne es versprochen zu haben.

Tief verborgen im Buche (S. 306—307) finden wir folgende Sätze: «Da der Landtag von 1791 ein so treuer Spiegel aller Bewegungen ist, welche die Gemüter der siebenbürgischen Nation damals durchzitterten, ein treuer Spiegel alles dessen, was den Parteien auf der Seele brannte: so kann es nicht überraschen, dass — auch die Sprachenfrage auf demselben berührt wurde. Klein in ihren Anfängen — einem fernen Wetterleuchten gleich — tauchte diese Frage auf, welche später so oft und so wichtig in diesem Lande auf den Kampfplatz trat, und die immer wiederkehren wird, bis sie ihre dauerende und der höchsten Gerechtigkeit entsprechende Lösung gefunden haben wird, die mit wachsendem Ernste wiederkehren wird, drängend, vorwurfsvoll, anklagend, wie Banquos Geist in Shakespeares Macbeth, die Personification der Mahnung an die Schuld, — die so lang wiederkehren wird, bis man auf den brutalen magyarischen Sprachzwang mit jenen Empfindungen zurückschauen darf, mit denen wir heute in den Religionsedicten Karl's V. und Philipp's II. seelenlose Denkmale spanischer Geistesknechtung erblicken.»

Es ist immer gefährlich die Leidenschaften der Gegenwart in die Beurteilung der Kämpfe und Bestrebungen der Vergangen-

heit hineinzutragen. Am gefährlichsten aber ist es, wenn diese Leidenschaft nicht aufrichtig ist, sondern ein ganz anderes, nicht eingeständenes Interesse sich unter ihrem Fittich birgt. Dass aber bei der sächsischen Frage dies der Fall ist: zur Führung dieses Beweises sollen uns die Daten dieses Buches dienen. Es wird wohl niemand glauben, dass der Verfasser sie zu dem Zwecke gesammelt hat, zu dem wir sie hier benützen. Aber so gross ist die Kraft der historischen Wahrheit, dass sie selbst dort zum Durchbruch kommt, wo man sie mit Massen darüber gelegter falscher Folgerungen erdrücken wollte.

So wie sie der Verfasser und seine Partei auffassen, ist die sächsische Frage eine wesentlich sprachliche und culturelle Frage. Sie glauben, dass die ungarische Gesetzgebung, als sie den eigentümlichen Rechten der sächsischen Universität Schranken setzte, von dem Bestreben geleitet war, der ungarischen Sprache durch politischen Zwang einen Weg ins Land der Sachsen zu bahnen.

Der Verbreitung dieser Ansicht in Deutschland hat wohl nichts so grossen Vorschub geleistet als der Name «Universität». Die sächsische Municipalität hatte denselben Namen, wie die Hochschulen, und so kam es, dass viele Deutsche unter Aufhebung der sächsischen «Universität» nichts anderes verstanden, als die Sperrung eines Mittelpunktes deutscher Wissenschaft. Wir selbst sind dieser Meinung häufig begegnet, und deshalb müssen wir, auf die Gefahr hin, Vielen schon Bekanntes zu sagen, den Namen Universität erklären.

«*Universitas Saxonum*» hiess im Curialstil die Gesammtheit der vollberechtigten sächsischen Bürger, ebenso wie die Gesammtheit der Adelligen irgend eines Comitatus in Ungarn «*Universitas Nobilium*» hiess. So heisst es in einem der berühmtesten Schreiben Joseph's II.: «Alles was mit Nos Universitas anfängt, und vorwärts oder rückwärts zu diesem führet und daraus entsteht, muss bey sämtliche Comitate aufhören und vermieden werden.» Es ist dies also ein rein politischer Name, der zu deutscher Bildung

und Wissenschaft gar keinen Bezug hat. Die Aufhebung der sächsischen Universität muss als rein staatliche Massregel beurteilt werden.

Dafür, dass die Aufhebung der Rechte der sächsischen Municipalität aus denselben Gründen erfolgte und erfolgen musste, die bewirken, dass der ungarische Staat auch die Privilegien des Adels in Bezug auf Gerichtsbarkeit und Administration nicht mehr anerkennt, möge ein vollgiltiges Zeugnis, das des grössten Germanisators, als Beweis dienen.

Joseph den Zweiten wird wohl niemand «brutalen magyarschen Sprachzwanges» beschuldigen. Selbst die Sachsen haben es nie getan. Und doch verordnete er am 3. Juli 1784 (unter Nr. 1196) die Einteilung der sächsischen Stühle und Städte in Comitate. Er sprach es aus, dass selbst der Name «sächsische Nation» aufhören müsse. Der Ertrag der sächsischen Güter wurde zum Landesschatz geschlagen. Das sächsische Nationalarchiv wurde 1787 gesperrt und ins Archiv der Regierung übertragen.

Aber mehr als alles beleidigte die Sachsen das Aufhören ihres ausschliesslichen Bürgerrechtes. Das Hofdecret vom 22. März 1781 führte die Concivilität im ganzen Lande ein. Es setzte also dem Privilegium ein Ende, «alle anderen Nationsverwandten in und ausser Siebenbürgen, welche nicht echter und rechter deutscher Abkunft sind, von dem Bürgerrecht und Häuserkauf auszuschliessen», oder wie die Sachsen selbst schrieben: «die Unvermischbarkeit der Sachsen mit den andern Nationen aufrecht zu halten».

Der Rat von Hermannstadt wendete sich am 8. December 1787 im Namen der sächsischen Nation mit folgenden Worten an den Herrscher:

«Die sächsischen Städte, privilegirte Marktflecken und freien Gemeinden in Siebenbürgen haben in dem langen Zeitlaufe von 600 Jahren viele und mancherlei traurige Schicksale erlebt und glücklich überstanden, weil die Uebel, die sie betrafen, nur vorübergehend waren, gleich äusserlichen körperlichen Beschädigungen, die weil sie die innern edlern Teile nicht angreifen, durch die

Länge der Zeit, wenn auch mit Zurücklassung einiger Narben und Wundenmale wiederum geheilt werden.»

«Allein niemals, Allergnädigster Herr, gewisslich niemals kamen sie in eine so beängstigende Lage, als diejenige ist, worin sie sich jetzo befinden. Es ist nicht Täuschung oder blinde Anhänglichkeit an die Umstände und Verfassungen voriger Zeit, was uns in Zusammenhaltung des gegenwärtigen mit dem vergangenen Zustande mit Kummer und traurigen Ahnungen für die Folgezeit erfüllt. Nein es sind Tatsachen, die sich in den letzteren Jahren an uns selbst und vor unseren Augen zugetragen haben.»

Einer der sächsischen Führer, Johann Michael Soterius, schreibt im Sommer 1787, dass man alle Schutzmauern niedergerissen, die ganze Verfassung aufgehoben und vernichtet habe. In der Repräsentation des Hermannstädter Magistrats vom 16. März 1789 finden wir folgende Klagen: «Allergnädigster Herrscher! Unsere Leiden sind die schmerzhaftesten und unsere unverdienten Drangsale unbeschreiblich niederbeugend.» Wenn man die Verordnungen nicht zurück nimmt, «wird uns nichts weiter übrig bleiben, ausser dass wir, als wider Verschulden elend gewordene Bürger, dem Staate unbrauchbar, unser hartes Schicksal unter den Ruinen unserer verfallenen Mauern und Wohnungen nebst unsern Kindern beweinen.»

Als endlich, nicht durch diese wehmütigen Ausbrüche der Sachsen, sondern durch die einstimmige Opposition Ungarns, die in den auswärtigen Verwickelungen ihre Stütze fand, der grosse Kaiser gezwungen ward seine Verordnungen mit einem Federstrich ausser Kraft zu setzen, herrschte, nach den Worten eines gleichzeitigen sächsischen Schriftstellers «Jubeln und Frohlocken in den Gemüthern der Hohen und Niedern, als ob das Zeitalter der Rhea und des Saturns schon eingebrochen wäre.» Und ein anderer schreibt: «Wir leben wieder auf! Die Sachsen sind wieder ein Volk! Jedem Sachsen pocht das Herz, das Auge weint Freuden tränen.»

Diese ganz unzweideutigen Erklärungen erfolgten bei dem politischen Tode jenes Fürsten, dem die Herrschaft der deutschen



Sprache als Lebensziel gegolten. Aber trotzdem diese seine Absicht bekannt war, stand doch das sächsische Volk gegen ihn, wie ein Mann, ja es verbündete sich sogar mit dem sonst verhassten ungarischen Adel, um dieses deutsche System zu stürzen. Dieses Factum beweist, dass die Universität und die municipale Sonderstellung das Hauptinteresse der Sachsen ausmachten, nicht ihre Sprache und Cultur.

Aber wir können aus diesen Tatsachen noch eine wichtige Folgerung ableiten. Wenn Joseph II. nur germanisiren wollte, lag es gewiss nicht in seinem Plan, den Sachsen nahe zu treten. Ja, sie freuten sich, dass ihre Sprache jetzt Staatssprache wurde, und man auch in ungarischen Comitaten sächsische Notare ernennen musste, weil kein anderer dort der deutschen Sprache mächtig war (S. 28—29). Aber der Kaiser wollte einen einheitlichen Staat, nicht nur in der Sprache, sondern im ganzen Regierungssystem. Dem aber widersprach die sächsische Universität so gut als das ungarische Comitatum. Beide erleiden dasselbe Schicksal. Der moderne Staat vernichtet diese Gestaltungen des Mittelalters bei seinem ersten Erscheinen, ob nun ihr Geist ein ungarischer oder ein sächsischer war.

Es war der traditionelle Grundsatz der Wiener Politik, die Vereinigung der beiden ungarischen Länder zu verhindern. Und doch verordnete Joseph II. schon 1782 die Verschmelzung der siebenbürgischen Kanzlei in die ungarische. Die Regierung schien unmöglich ohne die Union.

Wenn wir also vom deutschen Sprachzwange absehen, ist der gegenwärtige Zustand derselbe, den Joseph II. einführte, nur dass die Ungarn den Rechten der Einzelnen wie der Gemeinden eine viel grössere Schonung bezeugten als der Kaiser. Und was die Sprache anbelangt, haben die Ungarn die ihrige nur zur Staatssprache erhoben. Von Zwang aber kann keine Rede sein.

Wenn wir nun diese beiden Staatssprachen vergleichen, ist es gewiss, dass in Ungarn nur die ungarische als solche möglich ist, schon des Zahlenverhältnisses halber, ganz abgesehen von den so wichtigen historischen und socialen Gründen. Aber die Sachsen,

die bei der Schliessung der Universität ein so grosses Geschrei erhoben, wie es nur ihre geringe Kraft erlaubte, waren immer Werkzeuge des Strebens, die deutsche Sprache auch in Ungarn zur herrschenden zu machen. Wohl wäre dies der für sie angenehmste Zustand, aber wenn man schon von Recht und Unterdrückung spricht, können wohl eher 200,000 darunter leiden, denn dies ist die volle Zahl der Sachsen, die durch ihre eigene Schuld stationär bleibt, als dreizehn Millionen. Es wäre wohl noch ein Mittel: die Trennung Siebenbürgens von Ungarn. Aber von allen andern Unmöglichkeiten abgesehen, würde dies den Sachsen keinesfalls nützen. Denn vielleicht würden dann dort nicht die Ungarn vorherrschen, an ihre Stelle aber könnten ja nicht die Sachsen treten, die auch in diesem Lande nur den eilften Teil der Bevölkerung ausmachen, sondern die Rumänen. Wenn die sächsischen Patrioten dies wohl bedächten, dürfte wohl ihre Antipathie gegen die Union aufhören.

Im Mittelalter, als die in der ganzen christlichen Welt auf gleichen Grundlagen entwickelten Classen und Stände das ganze politische Leben beherrschten und organisirten, konnte sich das Element, das die modernen Völker zu Nationen macht: die Sprache, mit ihnen an Wichtigkeit nicht vergleichen. Die Einheit der modernen Nationen, in welche alles, ohne Standes-, Classen- und Religionsunterschied verschmolz, ist das Werk der gemeinsamen Literatur und Bildung. Das vielsprachige, diplomatisch-lateinische Ungarn und Siebenbürgen steht nicht allein. In England hörten die Sprachunterschiede erst am Anfange des XVIII. Jhs. auf, in Frankreich erst im Zeitalter der Revolution. Es ist bekannt, dass Deutschland auch jetzt noch gegen sie zu kämpfen hat. In Europa aber wissen wir nur ein Beispiel dafür, dass mehrere Sprachen gleichberechtigt neben einander wohnen: die Schweiz. Aber welcher Staatsmann würde es wagen, die Decentralisation dieser neutralen und föderativen Republik bei uns einzuführen, in der Epoche der orientalischen Frage, der vollständigen Ausbildung der Militär-Autokratie und des Panslavismus in Russland?

Aber die Sachsen führen nicht umsonst den Beinamen:

*circumspecti*. Das politische Ideal, das ihren Wortführern vorschwebt, liegt viel näher. Gerade so wie in der Frage der Concivilität wollen sie nicht Gleichheit sondern Privilegien, nicht Gleichberechtigung, sondern Unterdrückung der Ungarn. Sie haben vergessen, dass die Sachsen die Zeit Josephs II. als die Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung betrachtet haben, und wie kurz die Herrlichkeit der Bach und Schmerling gewährt hat. Sie sehen noch immer den gegenwärtigen Zustand als einen provisorischen an; und ihre Hoffnungen sind auf ein grosses deutsches Gesamtreich gerichtet. Ihre in Deutschland studirende Jugend, welche die Ohren aller Welt mit ihrem Geschrei von der Barbarei der Ungarn erfüllt, ist durch die preussischen Siege mit einem Enthusiasmus und einem Selbstgefühl erfüllt, als ob sie bei Metz, Sedan und Paris geschlagen hätte. Die andern aber, insofern sie die ungarische Hegemonie noch nicht anerkennen, träumen von einem grossen österreichisch-deutschen Gesamtreich.

Aber wir entfernen uns von unserer Aufgabe. Es wäre ein Fehler, den Wert und die Bedeutung der einzelnen geschichtlichen Entwicklungen bloß nach ihren jetzigen Verhältnissen und der Rolle, die sie heut zu Tage spielen, zu beurteilen. Und wir suchten nur darum die Undurchführbarkeit der sächsischen Ansprüche in der Gegenwart zu zeigen, weil ihre politischen Aspirationen die Gegenwart immer nur im Lichte der Vergangenheit erblicken. Es ist uns vielleicht gelungen zu beweisen, dass ihre Verfassung und ihre ganze Organisation nicht so sehr national war, als ständisch, und dass diese ständischen Privilegien dahinstürzen mussten, wenn man auch nur das Fundament eines modernen Staates gründen wollte. Selbst wenn das geschriebene und ungeschriebene Recht das Vorgehen der Ungarn nicht in dem Maasse rechtfertigte, als es wirklich der Fall ist, könnte man vielleicht das Aufheben der Privilegien von Seite eines Herrschers nicht gutheissen, der die Rechte anderer confiscirt zur Hebung seiner eigenen Macht. Aber der ungarische Adel, der auf eine, in der ganzen Geschichte beispiellose Weise seinen am besten gehüteten Schätzen entsagte zu Gunsten des Staates, hat vielleicht dadurch das Recht gewon-

nen, mit den geschichtlichen Privilegien anderer zu verfügen, die durch den Umschwung viel weniger verloren, als er.

Die Entwicklung des neuen ungarischen Staates ist nämlich eine ganz andere, als die der anderen europäischen Staaten. Ueberall sonst hat das Königtum, mit Hilfe der Mittelclasse, auf den Ruinen der Feudalität das Gebäude des modernen Staates aufgeführt. Bei uns hat der Adel von 1825—1848 seine Verfassung allein umgestürzt, gegen die Regierung, und ohne Bürgerstand.

Nichtsdestoweniger waren die ungarischen Verhältnisse bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts den ausländischen in dieser Beziehung nicht unähnlich. Auch hier konnte sich der König auf den Bürgerstand stützen, und auch hier war der Adel der Schutz der alten Constitution. Die sächsische Nation, als vorherrschend bürgerliches Element, hätte also bei uns eine cultivirende, den allgemeinen Fortschritt befördernde Rolle gespielt. In der Durchführung dieser Rolle aber ist eine fatale Distinction nicht zu vermeiden. Die Sachsen sind mit ganzer Seele im Lager der Regierung, wenn es sich um die Schmälerung der Adelsrechte handelte. Und da in Siebenbürgen die Adelsfreiheit gleichbedeutend war mit der Landesfreiheit, so waren sie geborene Werkzeuge der Reaction. Es ist vielleicht unnötig, hiefür einzelne Beispiele anzuführen. Andererseits aber entwickeln sie den hartnäckigsten Widerstand, wenn es sich darum handelt, auch nur dem geringsten mittelalterlichen Vorrechte zu Gunsten der Staatsgewalt zu entsagen. Die französischen, preussischen und dänischen Städte entsagten auch ihren eigenen Rechten, als sie im Dienste der Fürsten der absoluten Königsmacht gegen die ständischen Privilegien des Adels zum Siege verhalfen. Sie waren selbst Stände: sobald die Nation zu Stande kömmt, hört ihr individuelles Leben auf.

Die Sachsen in Siebenbürgen dagegen kämpfen zwar gegen den ungarischen Adel, aber nicht um an die Stelle der Vorrechte das gleiche Recht zu setzen, sondern damit einesteils die Regierung unumschränkter werde, andererseits aber, um im allgemeinen Umsturz ihre Privilegien doch retten zu können. So ist ihr

Streben von keinem allgemeinerem Interesse beseelt, engherzig und egoistisch.

Zum Beweise dieser Ansicht möge ein schon berührtes Thema, das der Concivilität dienen.

Als die Könige aus Árpáds Stamm von allen Weltgegenden Gäste ins Land riefen; weil: «der Ruhm der Könige und Fürsten besonders in der Menge ihrer Völker besteht», kam auch der Fall vor, dass die neuen Städte das Recht erhielten, Fremde, auch Ungarn aus ihrer Mitte auszuschliessen. Auch die Sachsen in Siebenbürgen hatten das verbrieftete Recht, auf dem von Andreas II. bestimmten Boden (dem sogenannten Königsboden, fundus regius), allein Grundbesitzer sein zu können. Es ist wohl nicht nötig auszuführen, wie sehr sie dadurch einen Staat im Staate bildeten, und wie sehr dieses Vorrecht jeder geordneten Regierung widersprach. In Ungarn machten die Landtage schon im XVI. und XVII. Jahrhundert ähnlichen Privilegien der Städte ein Ende. In Siebenbürgen hob das Rescript Josephs II. vom 22. März 1781 dasselbe auf, und gestattete jedem, ohne Rücksicht auf Nation und Glaubensunterschied, dort das Bürgerrecht zu erwerben. Von welcher Wirkung diese gewiss humane und fortschrittliche, und keinesfalls deutschfeindliche Verordnung auf die Sachsen war, beweist der Wehruf eines sächsischen Memoirenschreibers, des Kronstädter Bürgers Hermann: «Indem Grosse und Kleine», schreibt er, «in Tiefsinn und Griesgram über die schwachen Ausichten der Nation auf eine glückliche Zukunft versanken, wurde die Nation noch mehr durch das in diesen Tagen erschienene Concivilitätsdecret erschüttert, in welchem ihr Recht, ihren Grund und Boden mit Ausschliessung aller andern Nationen zu behaupten, das sie seit ihrer Entstehung wider alle bisherigen Anläufe zu verfechten im Stande gewesen war, auf einmal zerstört, und jeder Fremde für fähig erklärt wurde, sich in ihren Städten ansässig zu machen; der Bürgerstand, dessen Eigenheiten sich weder mit der Denk- und Lebensart des Adels, noch mit den Sitten der bisher von den Städten und selbst von der ständischen Verbindung entfernt gehaltenen walachischen Menschenclasse vertrug,

sah sich auf einmal mit beiden in einen Klumpen geworfen; mit dem Adel, der von keinen Verhältnissen wusste, als von denen, in welchen er mit seinen Untertanen stand, und mit einem Volke, das zu keiner der drei Nationen gehört, sich nach und nach nur angesiedelt . . .» Dies Alles ist wohl berechtigt vom Standpunkte einer ständischen Corporation, aber wo bleibt dann die Nation, der Staat?

Die Sachsen aber sahen sich nur als Stand an. Als die Herstellung der Constitution auch die Privilegien ihres Municipiums mit denen des ungarischen Adels herstellte, und die sächsische Universität im November 1790 die Instruction für die Deputirten zum bevorstehenden Landtag ausarbeitete, behandelte der erste Punkt dieses nationalen Programmes die Angelegenheit der Concivilität und des fundus regius. Sie trugen den diese Vorrechte beweisenden Stoff in einem besondern Elaborate zusammen. Sie entschlossen sich, die Sache gar nicht vor den Landtag zu bringen, sondern in ihrem Interesse sich an die Krone zu wenden. Deun, wie sie sagen, möchten die beiden andern Nationen, die doch darin nicht urtheilen können, auf dem Landtage Partei gegen sie ergreifen.

Eine so strenge Absonderung wäre erklärlich in einem Lande, wo der Adel, den Bürgerstand verachtend, zur Kaste wird, und jeden, der nicht von Geburt an ihm angehört, ausschliesst. In einem solchen Falle kann nur das Vorrecht dem Vorrechte gegenüber gestellt werden. Diesen Vorwurf aber kann man dem ungarischen Adel in Siebenbürgen nicht machen. Nicht nur dass die Sachsen, also der Bürgerstand, als gleichberechtigte Nation und Religion in die Union aufgenommen wurden, sondern die ausgezeichnetern Männer unter ihnen gewannen der Reihe nach den Adel, und nahmen als adelige Grundbesitzer ihren Platz in der herrschenden Aristokratie ein. Dieser Geist war auch im Landtage von 1790--1 vorherrschend.

Besonders der achtzehnte Punkt des Gesetzentwurfes, welchen die zu diesem Zwecke entsandte Commission des Landtages am 20. Mai 1791 einreichte, beschäftigt sich mit diesem Gegen-

stande. Es sollen demnach die Ungarn und Székler von Adel in den sächsischen Städten das Bürgerrecht erlangen können, und andererseits die Sachsen im Gebiete der Ungarn und Székler Grund und Adel erwerben dürfen. Daraus entstand der 27. Gesetzartikel 1791.

Die Sachsen aber sahen auch darin ein Gravamen, protestirten dagegen, sowie gegen die andern Vorschläge der Commission, und behielten sich vor, sich direct an den König zu wenden. Nach der Ausarbeitung der Gesetzartikel ging wirklich eine sächsische Deputation nach Wien und setzte gegen den 27. Punkt bei der Kanzlei, bei dem Erzherzog und später König Franz II., und bei König Leopold II. selbst alles in Bewegung. Und da das Staatsoberhaupt in dieser Frage nicht nachgeben konnte, wie sehr auch die Stimmung der Wiener Hofkreise den Sachsen geneigt war, setzten die Sachsen auf der Diät von 1792 wieder alle Hebel in Bewegung, um die Vollziehung dieses Gesetzes zu verhindern.

Wir sehen also, dass der Adel sein *cardinales* Vorrecht: das des Grundbesitzes, mit den Sachsen zu teilen geneigt ist, und als Aequivalent nur die Concivilität fordert. Die Sachsen aber wollen nicht Gleichberechtigung, sondern Privilegien und Monopole. Dieses Factum bezeugt, wie wenig gründlich die allgemein wiederholten Behauptungen von der Unterdrückung der deutschen Bürgerschaft durch den ungarischen Adel waren.

Der Aufenthalt der erwähnten sächsischen Deputation in Wien ist noch aus einem andern Gesichtspunkte von Interesse.

Der Landtag bestimmte in einer seiner letzten Sitzungen die Mitglieder der Deputation, welche die Gesetzartikel nach alter Sitte dem Könige vorlege und verpflichtet ist für ihre Annahme zu wirken. Auch sächsische Deputirte, unter ihnen der Hauptagent der sächsischen Nation, Johann Tartler, waren Mitglieder dieser Deputation. Bevor sie die Reise antraten, schwuren sie, wie Ziegler schreibt, «bei dem lebendigen und ewigen Gott» und versprachen und gelobten feierlichst, im Sinne der von den Ständen erhaltenen Instruction, für alle Beschwerden, Bitten und Beschlüsse des Landes mit vereinten Kräften, und mit möglichst

grösstem Nachdrucke, wie es einem treuen Vaterlandssohne gebühre, frei von aller Parteilichkeit einzutreten, selbstlos und ohne persönliche Rücksicht nur den Dienst des Landesfürsten, die Erhaltung des Vaterlandes und das öffentliche Wohl als die einzigen Zielpunkte vor Augen zu halten.<sup>1</sup> Das ist doch gewiss ein bindender Eid. Die Deputation gelangte gegen Mitte Februar 1792 nach Wien. Johann Tartler aber, der sächsische Agent, wirkte schon seit dem 11. October 1791 dort. Es war also nicht ungerecht, wenn die ungarischen Mitglieder der Deputation dann ihrem Zorne darüber Ausdruck gaben, dass Tartler seinen Gefährten so vorgearbeitet, trotzdem die Instruction (die sie alle beschworen) sie bestimmt anwies, in allen Verhandlungen vereint vorzugehen.

Das ist nur ein Fall, wenn auch einer von grosser Bedeutung. Aber wieviel wir auch betrachten, immer werden wir sehen, dass die Sachsen einestheils die Rechte, welche ihnen ihre Situation als Landesstand bietet, in vollstem Maasse ausnützen, andertheils aber gegen den Landtag, als autonome Gemeine Schutz in Wien suchen, wo sie einer guten Aufnahme gewiss sind. Nicht die Verachtung des Bürgerstandes, auch nicht der Deutschenhass, sondern nur dieses fortwährende Bezeugen ihrerseits, dass Siebenbürgen nicht ganz ihr Vaterland sei, bewegte die Ungarn so oft zu Ausfällen gegen sie. Deshalb durfte Graf Ladislaus Bethlen sagen, als sie die Gesetzgebung mit ihrem gar nicht rechtmässigen Veto immer nur hindern wollten, dass sie das Land bei der Majestät denunciren, und dass ihr Hauptzweck sei: die vaterländischen Gesetze umzustürzen. Deshalb durfte der alte Graf Ladislaus Gyulai ausrufen, als die Sachsen dagegen protestirten, dass man einen Courier an den König abschicken solle, zur Beförderung der Union: dass die Sachsen der ungarischen Nation, der sie doch ihr Aufleben verdanken, wenig Dank bezeugen. Bei derselben Gelegenheit konnte der gemässigte B. Simon Kemény, der leitende Mann im Landtage, mit Recht betonen, dass der Zweck

<sup>1</sup> S. 560. Der Landtag erlaubte den Sachsen und Szeclern ihre Bemerkungen gegen die Punkte, denen sie nicht beigetreten waren, auch in Wien vorzutragen.



der Sachsen mit ihrem vielen Reden nur sei, den Gang der Beratung aufzuhalten. Deshalb erscholl der Ruf gegen sie, «sie sollen nach Deutschland gehen», als sie forderten, die Regierung solle, gegen das Gesetz, deutsch und lateinisch schreiben, weil sie es so besser verstünden. Die Geschäftssprache des Landtages, auch für die Sachsen, war natürlich die ungarische.

So lange die Aufgabe der Landtage nur im Votiren der Steuer und der Soldaten bestand, hielt die gemeinsame Not die drei Nationen so ziemlich zusammen. Deshalb traten die Gegensätze zur Zeit als Siebenbürgen eigene ungarische Fürsten hatte, nicht so sehr hervor, trotzdem die Sachsen selbst gegen Gabriel Bethlen intriguirten, und nur schwer dem Todesstreiche ausweichen konnten, den Gabriel Báthory gegen sie zu führen gedachte. Jetzt aber, da über tiefgehende, ins ganze Leben einschneidende Reformen verhandelt wurde, ward erwiesen, dass die Opposition auch nur eines Standes die ganze Tätigkeit der Gesetzgebung lähmen könne.

Wir verdanken dem Werke Ziegler's viele Daten zur Constatirung dessen, einen wie grossen Anteil man den Sachsen zuschreiben müsse an der Erfolglosigkeit dieses so ersehnten Landtages, an den so viele Hoffnungen geknüpft wurden.

Sigmund Kemény schreibt in seinem wertvollen Essay über das öffentliche Leben Siebenbürgens 1791—1848, über die Aufgaben des Landtages:

«1791 war bestimmt unter Ruinen neu aufzubauen, 1791 musste man von den Missbräuchen diejenigen abschaffen, welchen die Regierung selbst entsagen wollte, und von den alten Gesetzen diejenigen restituiren, welche für die Wiener Kreise kein ernstes Hinderniss werden konnten.

1791 musste sich constitutionell geberden, um die Forderungen des Absolutismus unter der Aufsicht der Gesetzmässigkeit zu intabuliren.»

Wenn der Landtag seinen Aufgaben nicht entsprach, so liegt, wie Kemény weiter ausführt, «die Schuld nicht an der Schwäche der Personen, sondern an der Kraft der Umstände.»

Der sächsische Schriftsteller ist viel mehr zufrieden gestellt. Seine Nation «konnte mit Befriedigung auf die Gewährleistung der Autonomie blicken, die ihr auf politischem und kirchlichem Gebiete eingeräumt und neuerdings verbrieft wurde.» Aber durch ihn erfahren wir auch, einen wie grossen Teil die Sachsen «an der Kraft der Verhältnisse» hatten, welchen der ungarische Autor die Ergebnislosigkeit des Landtages zuschreibt.

Wir glauben, die ungarischen Stände hätten dieses eigentümliche Vorgehen der Sachsen nicht lange geduldet. Aber die Sachsen fanden an der Regierung, welche dieses Volk als stets bereit Werkzeug gegen die constitutionelle Freiheit Ungarns benützte, eine Stütze. Wir sagen dies nicht um anzuklagen. Wir haben schon hervorgehoben, dass diese Rolle der Sachsen der Rolle der Bürgerschaft in ganz Europa entspricht. Das Fatum der Sachsen besteht aber darin, dass sie mit der Nation nicht verschmolzen, dass sie kein nationales Bürgertum bildeten, nur eine privilegierte Handel- und Gewerbtreibende-Colonie.

Und so wird sie die Geschichte schwerlich den Faktoren zuzählen, deren Zusammenwirken der jetzige Bildungszustand Europas zu verdanken ist. Der Entwicklungsgrad, dessen letzte Ausläufer sie sind, ist ganz mittelalterlich. Er ist ein Erzeugniss jener Epoche, in der das deutsche Volk das östliche und nördliche Europa mit seinen Niederlassungen bedeckte, ebenso wie die grossen italienischen Handelsstädte die Gestade des Mittelmeeres. Von diesen Schöpfungen des XII. und XIII. Jahrhunderts sind die an Macht hervorragendsten, Nowgorod, Bergen und Wisby schon lange im Meere der sie umwogenden Völker versunken. Dort hat man der Vorrechte nicht so geachtet, trotzdem auch dort Privilegien ausgestellt waren, so gut wie bei uns. Die livischen und esthnischen Niederlassungen kämpfen gerade jetzt gegen die Flut des Panslavismus, trotzdem sie nur durch einen schmalen Streifen von Deutschland getrennt sind. Nur die sächsischen Städte in Siebenbürgen blieben stehen, als lebende Denkmäler einer längst entschwundenen Zeit. Seit der Reformation haben sie sich nicht weiter entwickelt. Sie vermochten in dem fremden Erdreich keine

neuen Organe zu entwickeln und andererseits machte ihre vollständige Autonomie ihr Aufgehen in die ungarische Nation unmöglich. Diesem lebenden Anachronismus haben die neuen Gesetze ein Ziel gesetzt.

Was ihre sprachliche Zukunft sein wird, wer könnte es bestimmen? Nur das ist gewiss, dass jeder denkende Mann in Ungarn weiss, wie unvernünftig und zwecklos jeder sprachliche Zwang ist, besonders einem Volkstume gegenüber, das, wenn auch geistig nicht sehr productiv, an eine so hoch ausgebildete Literatur geknüpft ist.

Gewiss aber ist, dass die Sachsen in politischer Beziehung nur die Wahl haben, ihren Frieden mit der ungarischen Staatsidee zu machen und ihr zu dienen, wie schon viele unter ihnen getan, oder aber, wenn sie sich noch ferner isoliren, von den sie umwohnenden Rumänen absorbirt zu werden. Die heutige Staatsordnung bietet keinen Raum mehr für mittelalterliche ständische Privilegien, unter deren Schutz ihre Institutionen sozugen versteinert fortfristeten. Trotz aller Verstimmung und Verbitterung des Augenblicks ist uns wenigstens das endliche Resultat nicht zweifelhaft.

H. MARCZALI.

## WIE ICH UM DEN GRABSTEIN MEINER SCHWESTER FUHR.

Ein Bild aus meiner Knabenzeit von KOLOMAN MIKSZÁTH.

Ich war noch ein Knabe, da mein kleines Schwesterchen starb, just da sie Braut war. Die Aermste war freilich älter als ich, aber ich nannte sie trotzdem mein kleines Schwesterchen, mein süßes, kleines Schwesterchen.

Meine Mutter liess ihr einen Grabstein machen. Auf diesem Grabsteine sah ich zum erstenmale meinen Namen «gedruckt»; denn die Inschrift lautete: «Meinem liebsten Kinde». Darauf folgte

der Name meiner Mutter. Hierauf der meinige unter den Worten: «Meiner einzigen Schwester».

Das Warten auf den Stein kam uns sehr schwer an; Mütterchen fuhr selbst nach Pest, um ihn zu bestellen und anzugeben, dass der Bildhauer darauf eine geknickte Rosenknospe anbringe, dass er ganz unten einen freien Raum lasse. Der war für sie selbst bestimmt; auch für mich sollte am Rande ein Plätzchen übrig bleiben. Nach und nach sollten wir alle auf dem einen Steine verzeichnet werden... In diesem Gedanken fand sie Trost.

Nun musste man um den Stein einen Wagen nach Pest senden. Ich bettelte so lange, bis mir Mütterchen gestattete, mit dem Kutscher, *Suska Mihály*, mitfahren zu dürfen. Auch der grosse *Filsik* kam mit uns und der führte einen Quersack voller Kupfergeld mit, das hinten auf dem Schragen bei jedem Wagenruck erklärte. Die Banknoten, die den Preis des Grabsteins ausmachten, waren Suska anvertraut, der sie in einen Zipfel seines Tuches in drei Knoten eingebunden hatte.

Filsik und Suska erzählten unterwegs in abgebrochenen Pausen Kriegsabenteuer aus der Revolution und man konnte aus ihren Erzählungen entnehmen, dass eigentlich sie beide die Revolution gemacht hatten.

Sie waren beide harte Knochen... das musste man ihnen lassen. Suska Mihály hatte in der Schlacht von Piski ganz allein zwanzig Menschen in's Wasser gejagt und er hatte mit Behagen zugesehen, wie sie alle ersoffen... Er zeichnete auch sofort mit einem Stück Kreide die complicirten Kriegspositionen auf Filsik's Schafpelz auf: da stand die Brücke... dort der alte Bem, hier stand ich... dort bei der rothen Tulpe aber der Feind.

Filsik begriff und nickte mit dem Kopfe dazu. Was war aber All' das damit verglichen, da er als Wachtmeister bei der Nationalgarde achtzehn Slowaken aufhängen liess...

— Warum habt Ihr sie denn aufhängen lassen, lieber Vetter Filsik? fragte ich mit geheimem Grauen.

— Weil ich mich sehr ärgerte, mein Junge.

Furchtsam blickte ich zu dem Gewaltigen empor und wagte nur noch mit gedämpfter Stimme zu fragen :

— Was hatten denn die Armen verbochen ?

— Nichts. Sie hatten sich einfach versprochen. Sie kamen eben von der Ernte heim und begegneten meinen Leuten, an die ich just an demselben Tage die Hellebarden vertheilt hatte. «Ei, wollt Ihr vielleicht Frösche auf euere Picken stecken?» riefen sie höhnisch meinen Leuten zu und machten sich über deren Waffen lustig. Das hörte ich und — es war um sie geschehen.

Dabei schüttelte er seinen ruppigen Kopf und schlug wütend mit seiner grossen Handfläche auf den Wagensitz.

— Sie mussten sterben — ich liess sie alle hängen.

Und er drückte Suska voller Gemütlichkeit die Schulter.

— Wir sind grausame Kerle, Mihály, verflucht grausame Kerle sind wir selband.

Und dann sassen sie beide mit fürchterlich düsteren Mienen da; nur bei Waitzen sagte Suska, mit dem Peitschenstiel auf die zerstreut umherliegenden Hügel deutend :

— Da geschah das... was geschehen ist.

— Hm, hm, brummte Filesik und sie sahen beide noch mürrischer drein.

Wir reisten die ganze Nacht und es war früher Morgen, als wir in Pest anlangten. Da kehrten wir an irgend einem Ende der Stadt (ich kenne mich nicht mehr aus, wo das gewesen sein konnte) bei irgend einem alten Kumpane Filesik's, bei einem Wagner ein, mit dem zusammen er einstens auf die Wanderschaft gegangen und der freilich nicht mehr lebte. Das war aber Filesik ganz egal. Von der Witwe des todten Kumpans hatte ein fremder Wagner das Geschäft gekauft, aber gewiss war es ausgemacht worden, dass der Herr Filesik István (Stefan F.) einen Platz vorfinde, wenn er hier einkehren sollte. Der neue Eigentümer wusste sich an dergleichen nicht zu erinnern. Da geriet Filesik in Wut: «Wie, sollte die Eule sich meiner nicht erinnert haben? Das ist rein unmöglich! Sich seines besten Kameraden nicht zu

erinnern? Sich Filesiks aus Kis-Csoltó nicht zu erinnern! Haben Sie vielleicht sein Testament gelesen?»

Der Wagner schüttelte den Kopf.

— Nun, da stand es gewiss drinn! sagte er beruhigt und er begann mit Hilfe Mihály's die Pferde auszuspannen. So blieben wir denn da; es fand sich auch ein geeigneter Schoppen vor, in welchem eine Menge Fässer und Dauben aufgespeichert lagen.

Filesik hing sich den mit Kupfergeld gefüllten Quersack um, der so schwer war, dass er unter der schweren Last fast stöhnte, und so machten wir uns denn zu Fuss auf den Weg nach der Stadt, er um Cordovanleder und Sohlen zu kaufen, ich und Suska aber, um nach dem Grabstein zu sehen.

Derselbe war noch nicht fertig. Der Meister sagte, wir müssten bis Nachmittag warten von wegen der Inschrift; gegen Vesperzeit sollten wir mit dem Wagen vorfahren.

Suska kratzte sich verdriesslich die Nase.

— Man wird mir noch das Geld stehlen. Gewiss man wird es mir stehlen. Wie soll ich dann der gnädigen Frau unter die Augen treten? Wo hebe ich es nur auf? Was tun wir nun?

— Vielleicht bezahlen wir den Stein im Voraus.

Er liess ein missbilligendes Krähen vernehmen.

— Ja freilich! Ich sehe es ihm am Gesichte an, dass er es uns bis Nachmittag ableugnet. Und wo zum Teufel soll ich dann in dieser grossen Stadt den Stuhlrichter finden?

Es wurde beschlossen, dass wir, ehe wir uns weiter umschauen, nach der Herberge zurückkehren. Ein gescheidter Mensch lässt eben sein Geld zuhause, wenn es eine grosse Summe ist. So geschah es auch. Auf dem Hofe des Wagners hob er nach reiflicher Ueberlegung ein leeres Fass auf und versteckte darunter das Tuch mit den Banknoten. Hierauf begaben wir uns so ruhig in das Zick-Zack der Gassen, als ob wir das Geld in der Sparcasse placirt hätten.

Wir durchstreiften das ganze glänzende Stadtviertel, bewunderten der Reihe nach die märchenhaften Schaufenster, in denen tausenderlei Schätze, Seide, Gold, Silber und Karfunkel erglän-

ten. Karfunkel nannten Suska und Filesik alles, wovon sie nicht wussten, was es zu bedeuten habe.

— Was für grosse Fenster! Entsetzliche Fenster! Ei, ei, was für närrisch grosse Fenster!

Es war unter der Würde Filesik's, über die Pracht und über die grossen Paläste, die er sah, in Erstaunen zu geraten; er hatte nur eine Bemerkung; er möchte wohl für sein Leben gerne sehen, wie der Slowake auf seinem schmalen Kraxen diese grossen Scheiben tragen könne? Ja die Slowaken, das sind rechte Schelme! In ganz Pest bewunderte er nichts so, als die Slowaken.

— Freilich, ja freilich, sagte Mihály, sind das merkwürdige Fensterscheiben. Bei uns, in Csoltó, stellt man Rosmarin oder Reseda hinein, hier aber lauter Kostbarkeiten.

— Und doch ist das ganz und gar nicht so dumm, Freund Mihály. Solch' ein kleiner Nelkenstock im Fenster... Zum Henker, Suska... als wir noch jung waren.

Der grosse Filesik war ganz weich geworden.

— Vielleicht wohnen gar keine Frauenzimmer da, fügte Suska in seiner Einfalt hinzu.

Und doch wimmelte es vor uns und hinter uns von Weibsbildern, eines schöner als das andere, alle in Seide und Spitzen. Aber in den Fenstern gab es dennoch weder Rosmarin noch Reseda...

Furchtsam und befangen gingen sie umher und keiner hätte sie für die gewaltigen Menschen angesehen, welche die ganze Umgegend in ihnen zuhause bewunderte. Uebrigens verlief alles in Ordnung. Nach dem Mittagbrode fanden wir das Geld unter dem Fasse wieder; es hatte Niemand an dasselbe gerührt.

Wir bezahlten den Stein, luden ihn auf den Wagen, und blieben auf dem Heimwege nur noch einmal in einer belebten Gasse stehen. Suska stieg ab, um sich eine Peitsche zu kaufen und aus diesem Anlasse bekam auch Filesik Lust zu neuen Einkäufen. Der Quersack war an die Wagenleiste gebunden und er nahm ihn nicht mit, sondern griff nur hinein und nahm eine handvoll Geld heraus. Er musste schon gar tief hinunter greifen...

Ich blieb allein, die Zügel haltend, auf dem Wagen und rief ihnen nach :

— Bleibt nicht zu lange aus, Vetter Filesik !

— Nein, nein, mein Schatz ! rief er zurück.

Es vergingen mehrere Minuten und weder der eine noch der andere liess sich sehen. Unruhig blickte ich nach rechts und links, als plötzlich ein Herr in einem gelben Rocke vor mich hintrat und mich slowakisch ansprach :

— Der Vetter schickt mich um seinen Quersack.

Er sagte das in natürlichem Tone, wie Jemand, der eilends um Etwas gelaufen kommt und ich begann arglos den Quersack loszulösen.

— Nun wird's einmal? fuhr er mich dann ungeduldig an. Spute dich, Junge !

Holla, was ist das? Mich dutzt nicht einmal der Lehrer zubause. Ich warf mich daher trotzig in den Sitz zurück.

— Jetzt gebe ich den Sack erst recht nicht her. Nein, ich gebe ihn nicht. Soll der Filesik selber kommen !

Ich sagte nicht mehr: Vetter Filesik, damit der Mann im gelben Rocke sehe, dass ich an Rang noch höher stehe als Jener.

— Was? Du gibst ihn nicht her? Das möchte ich einmal sehen!

— Das können Sie auch sehen; denn ich gebe ihn nicht her.

— Warte nur, du schlechter Kerl! rief er, indem er sich wütend entfernte und noch an der Strassenecke bedrohte er mich mit der Faust.

Das Herz pochte mir laut und ich wurde blass. Ich begann bereits meinen Ungehorsam zu bereuen und dann hatte ich auch ein wenig Angst. Wer weiss, was daraus werden sollte. Ich hatte von meinem Vater erzählen gehört, dass uns Edelleuten nur der Palatin befehlen könne; wie, wenn das aber gerade der Palatin gewesen wäre!

Bald kam Suska mit der neuen Peitsche und verwünschte ganz Pest, dass kein Stein auf dem anderen stehen bleiben solle, so sehr hatte man ihn bei der Peitsche betrogen; die sei aus Werg



und nicht aus Hanf geflochten. Unmöglich, rein unmöglich, dass die Welt noch weiter so bestehen könne . . .

In um so rosigerer Stimmung langte Filesik an, obgleich ich fürchtete, dass er mich schelten werde. Er war sanft wie ein Lamm und zog heimlichtuend aus dem Pelz eine veritable kleine Flinte hervor.

Zögernd griff ich darnach.

— Ihr seid also nicht böse, dass ich sie nicht hergegeben? Der Mann war so grob . . .

— Wer? Was?

— Nun der Mann, den Ihr um den Quersack geschickt habt.

— Um den Quersack? stammelte Filesik erschrocken und er suchte ihn unwillkürlich mit den Augen auf. Ich sehe, dass du ihn nicht hergegeben. Ich habe Niemand geschickt.

— Und doch sagte der Herr, dass Ihr ihn geschickt hättet.

— O der Betrüger, der Schurke! Das war ein Dieb! Wo ist er? Wohin ist er gegangen? Ich möchte ihn gern todt schlagen! Wie hat er ausgesehen?

— Er hatte einen gelben Rock an und sprach slowakisch.

— Entsetzlich! röchelte er und wischte sich die grossen Schweisstropfen von der Stirne. Das ganze Comitát wäre an die Slowaken gekommen . . . Du hast es gerettet, mein Junge.

Er klopfte mir auf die Schulter und fuhr freundlichen Tones fort:

— Ein grosses Comitát hast du gerettet und dazu noch mein ganzes Kupfergeld. Wenigstens drei baare Gulden.

Suska blickte den Patron zweifelnd an.

— Ihr müsst nämlich wissen, es handelt sich da um den Process meiner Schwiegermutter. Das ganze Comitát gehört eigentlich der Familie Laczkó . . . Der Process kann freilich nicht zu Ende geführt werden . . . erst heute hat mir der zwanzigste Advocat die Acten zurückgestellt . . . aber gleichviel . . . was da ist, ist da —

Wir nahmen auf dem Wagen Platz und Suska hieb in die Pferde ein.

— Das Gesetz kann sich wenden... spann Filesik seine Gedanken fort. Warum sollte es sich auch nicht wenden können?

Er lobte mich auf der ganzen Heimfahrt gar sehr. Und je kleiner Pest am Horizonte wurde, desto grösser wurde er selbst und desto wertvoller wurden die Process-Acten der Familie Laczkó in dem Quersack.

Auch Suska wurde allmählig wieder lebendig und wieder wurden sie Beide gar wetterharte Helden, als unser Wagen sich mit seiner Last langsam auf der sandigen Strasse fortbewegte. Die Luft der heimatlichen Gegend hatte sie wie umgeknetet.

In der Dämmerung begann es zu regnen und schwere Tropfen fielen auf die Leinwand, in welche der Grabstein gehüllt war. Filesik bemerkte mit Besorgniss:

— Der elende Quatsch wäscht noch am Ende die goldenen Buchstaben ab...

Und er breitete seinen Schafpelz, Suska aber seine kurze Pelzjacke zärtlich und behutsam über den Stein aus.

— Vetter Filesik, Ihr werdet frieren und dem Steine kann es doch nicht schaden, wenn es ihm auch kalt ist.

— Nu, nu, brummte er, ich kann doch nicht Etwas nass werden lassen, was meinem kleinen Fräulein gehört.

Der Abend liess sich hernieder und die Luft bevölkerte sich, mit Gespenstern für mich, mit Schlachten für sie. Sie wurden nachdenklich und sprachen wenig, weil sie in dem Nichts viel zu sehen glaubten; ich aber schloss die Augen und schlief ein, bis der Wagen plötzlich einen grossen Ruck machte, was mich auffahren machte.

— Hop! ho! die Achse ist gebrochen, hörte ich Filesik sagen. Suska sprang vom Wagen. In der That berührte das Hinterteil des Wagens den Boden.

— Ein gross' Malheur, sagte er, und kratzte sich den Kopf. Die Achse ist zum Teufel und wir liegen nun in der Gosse da. Was zum Henker fangen wir nun an?

— Wenn wir wenigstens ein Stück Holz hätten, um die Achse daran festzubinden.

— Woher sollte das Holz hierher kommen, in diese Hundeggend! Wenn sie nur sammt und sonders bis nach Amerika versinken wollte!

— Da wächst ja gar kein Baum... höchstens Brombeeren.

— Die Pfaffen haben dem Boden die Kraft ausgesogen. Donnerwetter, was fangen wir nun an?

Filesik hatte einen Einfall.

— Ich hebe den Wagen auf und halte ihn so lange, bis wir zu einem Baume gelangen. Ihr, Suska, führt indessen die Pferde fein langsam. Habt nur Acht, dass der arme Junge nicht erwacht; er könnte noch erschrecken.

Ich stellte mich schlafend, obgleich ich die Augen offen hatte; ich half ihnen auch, einen Baum in der Dunkelheit suchen, doch musste Filesik eine gute Weile lang das Hinterteil des Wagens tragen und er keuchte laut vor lauter Anstrengung.

— Da haben wir einen! schrie Suska auf. Dort neigt sich eine kleine dünne Pappel im Winde. Die können wir just brauchen.

In der Tat legte sich quer über die Strasse wie ein schwarzer Streifen der Schatten eines schlanken Bäumchens. Der Mond war soeben hervorgetreten und gestattete die Gegend weit und breit zu überblicken. Weit und breit war kein anderer Baum zu sehen.

— Da könnte man sich nicht einmal aufhängen, sagte Filesik und blickte voller Verachtung in dem weiten Tale umher. Nun, auch dieser Baum soll nicht mehr existiren. Warte nur, du...

Er zog unter meinem Sitze vorsichtig ein Beil hervor, sprang über den Strassengraben und versetzte dem jungen Bäumchen einen Hieb mit dem Beile.

Das Stämmchen erbebte und von seinen Blättern fielen Tautropfen hernieder. Aus dem Laube aber stieg ein aufgescheuchter Vogel empor und flatterte verzweifelt umher. Das vielstimmige Zwitschern von Jungen antwortete dem aufgescheuchten Gevögel.

— Wird der Baum unter die Achse passen? fragte Suska ungeduldig.

— Freilich wird er passen, erwiderte Filesik unmutig, nur ist uns was in die Quere gekommen.

— Was zum Teufel?

— Nun es ist . . . ein Nest d'rauf.

— Was weiter?

— Alle Henker! Ich kann ihn doch nicht fällen . . . der Jungen wegen. Hört Ihr nicht, wie traurig sie pipsen?

— Freilich höre ich sie . . . die armen. Was soll aber aus uns werden?

— Was aus uns werden soll? Was sollte auch aus uns werden? Ich werde halt den Wagen noch eine Strecke weit schieben.

Ich hätte ihm gerne zugerufen, er solle die Jungen getrost ausheben und sie mir geben, doch wagte ich es nicht, weil er sehr zornig schien.

Und er war in der Tat furchtbar zornig, da er sich wieder duckte, um die Achse zu heben. Er fluchte auf die Gegend und drohte, er werde das nächste Dorf anzünden und alles Lebendige, das er dort finden werde, verbrennen lassen, wenn er bis dahin auf keinen Baum treffen sollte . . .

---

## KOLOMAN MIKSZÁTH.

Seit zwei Jahren gehört Koloman Mikszáth zu den beliebtesten ungarischen Erzählern.

Eines Tages las er in den Zeitungen, dass er ein berühmter Schriftsteller sei und seither ist er es auch. Binnen Jahresfrist hatten ihn die exklusivsten literarischen Zirkel der Hauptstadt Ungarns als einen der ihrigen anerkannt; die jugendliche Petöfi-Gesellschaft ehrte sich, indem sie ihn zu ihrem Mitgliede wählte; die von dem Prestige einer rühmlichen Vergangenheit getragene Kisfaludy-Gesellschaft erwies ihm die Ehre, ihn in die Reihe ihrer

Mitglieder aufzunehmen und Koloman Mikszáth ward ein Zünftiger, trotzdem er ein Original ist, weil er ein Original war, ehe er noch Zünftiger wurde.

Wer ist nun eigentlich dieser Koloman Mikszáth?

In den Sechziger Jahren trieb sich auf den Gymnasien von Rimaszombat und Schemnitz ein junger Palócze herum, der nimmer gut tun wollte. Endlich hatte er das Studiren satt, und er kam heim auf das Gut seiner Väter, um da zu wirtschaften. In rascher Aufeinanderfolge verlor er nun Vater und Mutter und das unbändige Palóczenblut stand nun plötzlich vereinsamt da. Eine Weile lang hatte er auch ein kleines Comitatum inne, aber es litt ihn in diesem ebensowenig wie auf dem väterlichen Anwesen. Kurz und gut, eines schönen Tages — es war zu Beginn der Siebziger Jahre — erschien Koloman Mikszáth in Budapest. Eine namhafte belletristische Zeitung hatte eine Novelle von ihm veröffentlicht und er fühlte sich berufen, deren andere folgen zu lassen. Da man aber von der «Kunst» nicht sofort leben kann, griff er nach dem «Handwerk», er ward Journalist. Nun, weder der Künstler noch der Journalist Mikszáth fanden Anerkennung; er gab einen und den andern Band Erzählungen heraus, ohne dadurch sich oder gar seinen Verleger zu bereichern, er schrieb Dies und Jenes, ohne auf einen grünen Zweig gelangen zu können; schliesslich sah er ein, dass in der Hauptstadt seines Bleibens nicht sei und er nahm einen Journalistenposten in Szegedin an. Dort, in einem kleineren Kreise Gleichgestimmter, begann er wieder die steif gewordenen Schwingen zu regen, er schrieb wieder Viel und Vielerlei, ohne dass es ihm auch hier gelungen wäre, über seinen persönlichen Cirkel hinaus aufzufallen. Vor etwa zwei Jahren kam er nun, entmutigt, wie er gegangen, nach der Hauptstadt zurück, beförderte einen Band Geschichten, den er «*Unsere slowakischen Landsleute*» nannte, zum Druck und ging nach Mehadia, um eine Badekur zu gebrauchen. Dort geschah es, dass er eines Tages, wider seine Gewohnheit, ein Zeitungsblatt zur Hand nahm und seine «slowakischen Landsleute» über und über gepriesen sah. Er griff nach den anderen Blättern: alle waren sie darin einig,

dass Koloman Mikszáth ein grosses, ein durch und durch selbstständiges und urwüchsiges Talent sei.

Und sie hatten auch Recht.

Mikszáth ist ein grosses und er ist ein durch und durch ungewöhnliches Talent. Er gehört zu den Auserwählten, die da hören geheime Quellen rauschen, die mit Nutzen dem Vogelsang lauschen und die in den feinsten Fältchen der Volksseele zu lesen vermögen. Seine «slowakischen Landsleute» enthalten vier Geschichten, von denen aber nur zwei Vollwert besitzen. «Das goldene Fräulein» enthält wohl viel Schönes, Ueberraschendes und manches goldene Poesiekorn, aber die meisten Figuren sind doch nur Karrikaturen. Desgleichen wird Mikszáth die letzte Geschichte dieser Sammlung «Jasztrabéks Untergang» seinen auserwählten Werken nicht beizählen dürfen, denn es ist dies eine simple Räuberanekdote ohne literarische Berechtigung. Diese beiden Stücke dürfen getrost als der Abschluss der Lehrjahre Koloman Mikszáth's gelten. Dafür sind aber seine beiden Geschichten von Olej, dem Schäfer, und Lapaj, dem Flurschütz echte Meisterstücke. Das ist reine, mit Poetenaugen angeschaute Natur, die sich in einem reichen Gemüte widerspiegelt. Auf der Bresina haust Olej, der herzogliche Schäfer mit seinen Schafen, mit seiner Tochter Anika und mit seinem Knechte Matyi. Eines Tages verirrt sich der junge Herzog in den entlegenen Forst; Anika, um die sich der Knecht Matyi bewirbt, fühlt sich seltsam, aber gewaltig hingezogen zu dem flaumbärtigen Jägersmann, der solche schöne Redensarten im Munde führt. Bald kommt es zum Conflict zwischen dem Schäfer und dem jungen Herzog.

«Ich will deine Tochter um jeden Preis», sagt der entflammte Jüngling.

«Und ich gebe sie um keinen Preis», erwiderte der Schäfer mit finsterem Trotze.

«Ich gebe dir für sie den ganzen Schafstall mit Allem was drum und dran ist.»

Was sind die Märchen von Tausend und Einer Nacht im Vergleich zu dieser blendenden Wirklichkeit! Die Hürde mit dem

roten Dache, die neun Leithammel, die hundert Widder mit dem Seidenhaar und all' die Schafe und Lämmer insgesamt! Was blieb der andern Menschheit, die ausser ihm auf der Welt sind, übrig!

«Nein, nein, gnädiger Herr, schänden Sie nicht mein greises Haupt».

«Ich liebe Anika, ich nehme sie mit mir nach Wien, sie wird es so gut haben wie eine Grafentochter. Sie kommt gern, ich weiss es.

«Nie, niemals!»

Eines Tages war Anika verschwunden und der Herzog war nach Wien abgereist; an Anika's Statt fand der Schäfer eine Schenkungsurkunde über die ganze Heerde vor. Da nahm Olej Abschied von seinen Schafen, sperrte die Stalltür hinter sich zu, warf den Schlüssel in den Trinkbrunnen und zündete den Stall an allen vier Enden an. Dann lief er von dannen. Der liebe Gott allein weiss, wie weit... Und stille ists seither im Tale von Bresina; weder Mensch noch Tier tritt das üppige Gras nieder; Jahre kommen und gehen, der wilde Birnbaum zeitigt seine Früchte und lässt sie wieder fallen, das Gras wächst und verdorrt, nur ein grosser, schwarzer, viereckiger Fleck grünt nicht wieder auf. Wer weiss, warum! Und selbst die melancholische Volksweise weiss hierüber nichts zu melden, als:

«Auf der grünen Bresina  
Gibts eine schwarze Stelle,  
Einst gabs für tausend Schafe  
Hier schöne, weite Ställe.

Mit derselben Anspruchslosigkeit, aber auch mit derselben psychologischen Vertiefung ist die Geschichte erzählt, wie Lapaj, der Flurschütz, zu seiner Tochter kam. Verheiratet war Lapaj niemals gewesen, auch hatte ihm nie ein Weib gefallen, seine Liebe war sein Dudelsack, der berühmteste in der Runde von sieben Comitaten und der füllte aus sein ganzes Sein und nahm seine ungeteilte Liebe in Anspruch bis — ja bis zu einem gewis-

sen Tage oder besser bis zu einer gewissen Nacht. Es was das eine stürmische Herbstnacht und es regnete in Strömen, als eine in ein weisses Leilich gehüllte Frauengestalt an ihm vorbeihuschte. Er hielt sie an, da er eine Felddiebin vermutete. Ein so schönes Weibsbild hatte er noch nie gesehen. Ihr rabenschwarzer Haarknoten hing aufgelöst über das bleiche Antlitz und über das weisse Leilich herab; in ihren schwarzen Augen die Verzweiflung, auf ihren bebenden Lippen ein unsichtbares Gebet. Es war keine Diebin. Aus ihrer wirren, abgebrochenen Rede erfuhr der Flurschütz eine ganze Tragödie. Der junge Gutsherr... süsse Reden... blinde Selbstvergessenheit... und dann des Mädchens Fluch...

Als Lapaj von seiner Verblüffung über die seltsame Begegnung zu sich kam, hörte er einen dumpfen Fall von dem Flusse her. Das war die Katastrophe...

Da nahm der Flurschütz die Pfeife aus dem Munde, riss sich den breitkrämpigen Hut vom Haupte, legte ihn auf die nasse Erde und kniete darauf nieder. Dann sagte er leise das Vaterunser her und gab wohl Acht, dass er darin nicht stecken bleibe...

Als er in seine Hütte kam, gab es dort Kindergeschrei; es war das Kind des schönen Weibsbildes, das sich in den Fluss gestürzt.

Und nun kommen bis zu Tränen rührende Schilderungen wie der greise Flurschütz sich abmüht, das Kind zu stillen, wie er schliesslich seinen geliebten Dudelsack verkauft, um für «sein Kind» eine Ziege und zwei Kissen kaufen zu können. Wer dies erzählt, ohne dass man einen Augenblick an Bauernsentimentalität gemahnt wird, der hat aus dem ewigen Urquell echter Poesie getrunken...

Bei den «slowakischen Landsleuten» hatte sich Koloman Mikszáth aber immer noch nicht auf dem ihm ureigenen Gebiet befunden; dasselbe erreichte er erst in seinem späteren Bande «*Die guten Palóczen*», welche Sammlung Dorfgeschichten auch in deutscher Uebertragung (herausgegeben von Dr. Adolf Silberstein bei Gustav Grimm Budapest 1882) bereits erschienen ist. Es sind dies etwa ein Dutzend Skizzen, zumeist «ohne Anfang und ohne



Ende», alle aus der engsten Heimat des Dichters geschöpft, aus einem kleinen Fleck Erde, das zwischen dem Eipelflusse und dem Bógybache an der südlichen Abdachung der Fáttra liegt und in dessen Mitte Csoltó, das Stammgut unseres Autors, sich befindet. Auch in der literarischen Probe, die wir an einer anderen Stelle dieses Heftes veröffentlichen, die aber nicht in dem besprochenen Bande enthalten ist, kommen zwei Figuren aus dem merkwürdigen Palóczenländchen vor. Stefan Filesik, der ehrsame Csizmenmachermeister und Patriot, und Michael Suska, der «Hof»-Kutscher mit der revolutionären Vergangenheit. Da ist die Anna Bede, die sich dem Gerichte stellt, um an Stelle ihrer Schwester, die wegen Hehlerei — sie hatte von ihrem Geliebten gestohlenes Gut zum Geschenk erhalten — verurteilt worden ist, die Gefängnisstrafe büssen will; denn ihre Schwester ist gestorben und «es soll ihr Niemand nachsagen, dass sie ihm Etwas schuldig geblieben ist. Meine Mutter zahlt den Schaden, ich aber werde statt ihr das halbe Jahr absitzen»; da ist die schöne Müllerin Clara Vér, deren Witwenzeit der reiche Johann Gélyi ein Ende macht und die dann sammt ihrem Gatten ein furchtbares Ende nimmt, da sie auch als Gélyi's Weib das Kosen mit den Burschen nicht lassen kann. Da ist eine Kindergeschichte von dem «Lämmchen Zuckersüss», das seinen Tod auf merkwürdige Weise gerächt sieht, und auch die Geschichte von Bizi, dem Geizhals, der durch eine Guttat seine Gewissensruhe zurückerhält, erinnert an den besten Andersen. «Unsere liebe Frau von Gózon», die Perle dieser Sammlung übt das Wunder, einen treulosen Burschen zur Pflicht und zur Liebe zurückzuführen, auf eine gar holdselige Weise; «Die schönen Haare der Peri'schen Dirnen» und ihre traurige Geschichte werden Jedermann gewiss mit Rührung erfüllen... Doch wir wollen nicht versuchen, die knappe, fast balladenhafte Art Koloman Mikszáth's noch überbieten zu wollen und wir müssen den Leser, der es uns nicht aufs Wort glauben will, dass Mikszáth ein Erzähler ersten Ranges ist, auf dessen Werke selbst verweisen, soweit diese bisher in deutschem Gewande erschienen sind.

Mit seinen «guten Palóczen» hat der Dichter seinen letzten

Trumpf noch nicht ausgespielt; eine spätere Sammlung, die heuer in einer kostbaren Amateurausgabe das Licht der Offizin erblickt hat, enthält zwei Dorfidyllen: «Ein frivoles Actenstück» und «die Gänse von Brezó», die von einer ausserordentlichen Belesenheit in der Sprache des Herzens und von einer verblüffenden Vertrautheit mit den mannigfaltigen Stimmen der Natur zeugen. Und war unser Autor bisher gross in seinem kleinen Genre, so wird er sich hoffentlich auch in dem grösseren Genre bewähren, in dem er sich gegenwärtig versucht. Es hat nämlich die von ihm redigirte illustrierte Wochenschrift «Magyarország és a Nagyvilág» soeben die Veröffentlichung seines *ersten Romans* begonnen; die literarische Probe, die wir an anderer Stelle veröffentlichen, bedeutet den Epilog dieses Romans, der von berufener Hand übersetzt, auch in deutscher Sprache demnächst erscheinen dürfte und dem wir, so nicht alle Anzeichen trügen, einen Ehrenplatz in der zeitgenössischen Literatur prognostizieren dürfen.

ALBERT STURM.

## KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Das Testament des Herzogs Stefan, 1271.** In der December Sitzung der historischen Classe der Akademie erstattete der General-Secretär Wilhelm Fraknói Bericht über das von Johann Mircse aufgefundenene Testament des Herzogs Stefan von Ungarn. Johann Mircse, der sich schon seit zwölf Jahren in Venedig aufhält und mit rastlosem Eifer in den unerschöpflichen Archiven der einst mächtigen Republik seine Forschungen betreibt, hat der ungarischen Geschichtsforschung bereits bedeutende Dienste geleistet. Zu den archivalischen Denkmälern aus der Zeit der Anjou's und der Corvinen, welche die Akademie herausgegeben hat, hat eben er den bedeutendsten Teil des Materials geliefert, und im Secretariat der historischen Commission harret noch ein ansehnlicher Vorrat von seinen Arbeiten der Veröffentlichung.

Während seiner jetzigen Forschungen im Archiv der Procuratori di San Marco hatte er das Glück, *unter hunderten und tausenden daselbst aufgehäuften Testamenten auch das des Herzogs Stefan von Ungarn, des Sohnes von Andreas II., und Vaters von Andreas III., zu finden*, welches er dann auf Fraknói's Ansuchen photographiren liess, so dass die Aka-

demie jetzt in der Lage ist, dieses so vielfach merkwürdige Document den interessirten Kreisen in getreuer Copie vorlegen zu können.

Baron Albert Nyáry hat in den Jahrgängen 1867 und 1868 der historischen Zeitschrift *Századok* (Jahrhunderte) eine Reihe ansprechender Studien veröffentlicht, in welchen er die Geschichte der Ehe, welche Andreas II. in bereits sehr vorgeschrittenem Alter kurz vor seinem Tode mit der Herzogin Beatrix von Este eingegangen war, und den abenteuerlichen Lebenslauf des dieser Ehe entsprossenen Herzogs Stefan des Ausführlichen behandelt.

Die Königin Beatrix verliess nach dem Tode Andreas' II., aus Furcht vor der Feindseligkeit Béla's IV., Ungarn, und kehrte in ihr Elternhaus zurück, wo sie ihres Sohnes Stefan genas. Dieser zettelte bereits in früher Jugend eine Verschwörung gegen seinen Oheim, den Markgrafen Arto VII. von Este, an, freilich mit unglücklichem Erfolg, worauf er sich nach Arragonien zu seiner Schwester, der Königin Jolanthe, flüchtete. Auch hier fand er keine Ruhe, kehrte deshalb nach Italien zurück und liess sich in Ravenna zum Podestà wählen; als aber die Bürgerschaft dieser uralten Stadt sich gegen ihn empörte und ihn vertrieb, suchte er in Venedig eine Zuflucht. Hier nahm er Thomasina Morosini, den Sprössling einer mächtigen Patrizierfamilie, zur Frau. Nach dem Tode Béla's IV. machte er in Ungarn den Versuch, sich des Thrones Stefan's V. zu bemächtigen; der Friedensschluss von 1271 beraubte ihn aber jeder Unterstützung und selbst jeder Hoffnung. Ein Jahr später machte endlich der Tod seinem unsteten Leben ein Ende.

Sein Testament, von dessen Existenz wir bisher überhaupt keinerlei Kenntniss besaßen, ist vom 10. April 1271 datirt. Er dictirte dasselbe in seinem eigenen Hause zu Venedig in Gegenwart mehrerer Freunde dem öffentlichen Notar Nicolo in die Feder, welcher ihn den hochgeborenen Herrn Stefan, Herzog von Slavonien, den Sohn weiland Königs Andreas von Ungarn nennt.

Zum Universalerben setzt der Herzog seinen minderjährigen Sohn Andreas ein, dem er jedoch nichts anderes, als seine Rechtsansprüche an Slavonien und an die Markgrafschaft Este vermachen kann. Zu Vormündern während dessen Minderjährigkeit ernennt er seine Frau Thomasina und seine Schwäger Albert Morosini und Marinus Gradenig. Wenn der Erbe während seiner Minderjährigkeit sterben würde, übergehen seine Rechte auf Albert Morosini, wenn aber diese beide ohne männlichen Erben scheiden sollten, übergehen seine Rechte auf die römische Kirche.

Neben diesem Andreas bedenkt er noch seine beiden natürlichen Söhne, denen er aus dem Einkommen Slavoniens eine Jahresrente von

je 1000, aus dem der Markgrafschaft Este eine solche von je 100 Mark Silber zusichert, welche Summen von dem Zeitpunkte an zu zahlen sind, wo seine Erben von dem Herzogtume Slavonien, resp. von der Markgrafschaft Este Besitz ergriffen haben würden.

Unter denselben Bedingungen setzt er solche Jahresrenten auch seiner Frau, seinen Schwägern, endlich auch dem Papste und den Cardinälen aus, deren Schutze er seine Erben empfiehlt.

Herzog Stefan hat also, als der jüngere Sohn Andreas' II., Ansprüche auf Slavonien gemacht, und hat sich berechtigt gefühlt, für den Fall seines Ablebens diesbezüglich Verfügungen zu treffen. *Der ungarischen Krone wird dagegen mit keinem Worte Erwähnung gethan.*

Auch seine Ansprüche auf die Markgrafschaft Este hatten eine ernste Grundlage. Mit Arto VII. starb die männliche Linie des fürstlichen Hauses aus. Durch die weibliche Linie fiel das Erbrecht dem Herzog Stefan zu. Doch Arto war es gelungen, diese Erbschaft seinem natürlichen Sohne Obizzo zu sichern. Stefan's Sohn, Andreas III., hatte nun den Titel eines Herzogs von Este angenommen, doch konnte er sein Recht niemals zur Geltung bringen, während ihm Ladislaus IV. Slavonien bereits im Jahre 1278 herausgegeben hatte.

Seine natürlichen Söhne hat Herzog Stefan im Testamente nicht namhaft gemacht. Der Punkt, welcher von ihnen handelt, giebt Gelegenheit, eine wichtige Frage aufzuwerfen. Bekanntlich hat sich im ersten Jahrzehnt, wie auch später in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts ein lebhafter Streit über *die Abstammung der Familie Crouy-Chanel von Andreas III.* erhoben. Durchaus zweifellos ist es, dass Felix und Marcus Crouy-Chanel, die in den Jahren 1279 und 1282 Documente ausgestellt haben, in welchen sie sich die Söhne des Herzogs Andreas nennen, unmöglich die Söhne jenes Herzogs sein können, der im Jahre 1271 noch minderjährig war; weshalb Michael Horváth ihre Documente mit vollem Rechte für apokryph erklärt hat.

*Ob nun aber dieser Felix und Marcus nicht identisch sind mit jenen, im Testamente erwähnten natürlichen Söhnen Stefan's?* Es ist leicht erklärlich und begreiflich, dass eine Familie, in deren Kreisen die Tradition der Abstammung vom Hause der Árpáden lebt, es für zweckmässiger hält, ihre Abstammung auf Andreas III. zurückzuführen, der nachmals den Tron bestiegen hat, als auf Stefan, der eigentlich landesflüchtig war.

Endlich bemerke ich noch, sagt Fraknói in seinem Berichte, dass das jetzt gefundene Exemplar nicht das Original des Testamentes ist; es ist eine, vier Jahre später angefertigte Copie, welche ein öffentlicher Notar in Zara für Albert Morosini in beglaubigter Form ausgestellt hat.

Mithin steht die Glaubwürdigkeit dieses einzigen, aus der Familie der Árpáden erhaltenen Testamentes über allem Zweifel.\*

## VERMISCHTES.

— **Akademie der Wissenschaften.** Dem soeben erschienenen *Almanach der Akademie für 1883* entnehmen wir die folgenden Daten:

Die ungarische Akademie der Wissenschaften zählt gegenwärtig 329 Mitglieder. Von diesen sind 21 Ehrenmitglieder, 51 ordentliche, 155 correspondirende und 102 auswärtige Mitglieder.

Auf die einzelnen Classen entfallen: auf die erste (schön- und sprachwissenschaftliche) Classe: 4 Ehren-, 10 ordentliche, 38 correspondirende und 28 auswärtige Mitglieder; — auf die zweite (philosophisch-historische Classe): 9 Ehren-, 23 ordentliche, 52 correspondirende und 41 auswärtige Mitglieder; — auf die dritte (mathematisch-naturwissenschaftliche) Classe: 8 Ehren-, 18 ordentliche, 64 correspondirende und 33 auswärtige Mitglieder.

Im Sinne der Statuten beträgt die Zahl der Ehrenmitglieder 24, die der ordentlichen Mitglieder 60; — gegenwärtig sind die Plätze von 3 Ehren- und 9 ordentlichen Mitgliedern unbesetzt.

Von den 102 auswärtigen Mitgliedern der Akademie entfallen auf: Oesterreich 21, das deutsche Reich 26, Italien 7, die Schweiz 4, Frankreich 23, England 11, Finnland 4, Schweden, Russland, Ostindien und Amerika je 2, Belgien, Holland, Dänemark, Portugal, Serbien und die Türkei je ein Mitglied.

Das Vermögen der Akademie betrug Ende 1881: 1.891,559 Gulden. Von den Interessen dieses Capitals verausgabte die Akademie im Jahre 1881 für wissenschaftlich-literarische Zwecke 136,482 fl. An neuen Stiftungen fielen der Akademie im Jahre 1881: 13.879 fl. zu.

Durch den Tod verlor die Akademie im Jahre 1882 neun Mitglieder. und zwar innere: LUDWIG ASBÓTH, geb. 1803, General und militärischer Schriftsteller, † 6. Mai. — JOH. HERM. VÉSZ, geb. 1826, Professor der Mathematik am Josefspolytechnikum in Budapest, † 29. Juni. — ALEXANDER KONEK, geb. 1819, Professor der Statistik an der Universität Budapest, † 1. August. — LUDWIG KALLÓS, Professor am reformirten Collegium in Debreczin, † 23. September. — JOHANN ARANY, geb. 1817, Generalsecretär der Akademie,

<sup>1</sup> Wir bemerken noch, dass einige Mitglieder der Familie Crouy-Chanel in Folge dieses Vortrages Protest gegen die Hypothese des Vortragenden erhoben, da sie ihre Abstammung von dem rechtmässigen Sohne Andreas III. — angeblich — documentarisch bewiesen hätten.

Die Red.

† 22. October. — AUGUST GREGUSS, geb. 1825, Professor des Aesthetik an der Universität Budapest, † 13. Dezember. — Ferner die auswärtigen Mitglieder CHARLES DARWIN in London, † 20. April, und FRIEDRICH WÖHLER in Göttingen, † 23. September.

— **Die ungarischen Volksschulen im Jahre 1880/1.** Dem letzten, *elften* Berichte des Unterrichtsministers über den Stand des ungarischen Schulwesens entnehmen wir die folgenden Daten von allgemeinerem Interesse (in Klammern die Zu- oder Abnahme gegen das Vorjahr 1880):

Die Zahl der Gemeinden betrug im Jahre 1881: 12,726 (— 88), die der Volksschulen 15,922 (+ 98).

Die Zahl der Schulpflichtigen betrug 2,119,676 (+ 22,186), die der schulbesuchenden Kinder 1.656,337 (+ 36,645).

Die Schulen waren ihrem Charakter nach im Jahre 1881:

staatliche	... ..	318 (+ 52) d. h.	2 <sub>00</sub> %
kommunale	... ..	1,686 (+ 17) „ „	10 <sub>59</sub> „
confessionelle	... ..	13,745 (+ 23) „ „	86 <sub>33</sub> „
private	... ..	173 (+ 6) „ „	1 <sub>08</sub> „

Von diesen 15,922 Volksschulen waren:

Elementarschulen	... ..	15,734 (+ 82) d. h.	98 <sub>82</sub> %
Höhere Volksschulen	... ..	78 (+ 7) „ „	0 <sub>49</sub> „
Bürgerschulen	... ..	110 (+ 9) „ „	0 <sub>69</sub> „

Die Zahl der Lehrer betrug 22,024 (+ 360, seit 1869: + 4,232), von diesen waren 19,985 d. h. 90<sub>75</sub> % Lehrer und 2039 d. h. 9<sub>25</sub> % Lehrerinnen.

Die Kosten der Volksschulen beliefen sich auf 10,643,610 (+ 586,461) Gulden, wozu der Staat 793,595 (+ 104,225) fl. beitrug.

Lehrerbildungsanstalten gab es im Jahre 1881: 72, von denen 53 Lehrer- und 19 Lehrerinnenseminare waren. Von diesen 72 Anstalten waren 25 Staatsschulen, 46 confessionelle und eine Privatanstalt. Die Zahl der Lehrer an diesen Schulen betrug 631 (+ 14), die Zahl der Schüler 4111 (— 222) u. zwar 2950 (— 100) Knaben und 1161 (— 122) Mädchen. Die Kosten der Lehrerbildungsanstalten beliefen sich auf 766,688 (+ 41,332).

### — Die ungarischen Mittelschulen im Studienjahre 1881/2

Der Stand der ungarischen Gymnasien und Realschulen im letzten Studienjahre ist aus folgenden Daten ersichtlich:

Die Zahl der ungarischen Mittelschulen betrug im Jahre 1882: 179, u. z. 84 achtclassige Obergymnasien und 21 ebenfalls achtclassige Realschulen, und 67 unvollständige Gymnasien und 7 eben solche Realschulen. Da nun der Flächenraum Ungarns nach den neuesten Berechnungen 280,399 □  $\frac{7}{m}$ , die Zahl der Einwohner aber 13.728,622 beträgt, so entfällt auf einen Flächenraum von 1566 □  $\frac{7}{m}$  und auf 76,690 Einwohner je eine Mittelschule.

Die Zahl der ungarischen Mittelschüler betrug 38,567, wovon 33,649 auf die Gymnasien und 4918 auf die Realschulen entfallen. Es entfielen demnach auf je ein Gymnasium 289 und auf je eine Realschule 175 Schüler. Auf je 356 Einwohner und auf je 7  $\square$   $\%$  Flächenraum entfiel ein Mittelschüler.

Die Zahl der Schulräume (Classenzimmer) in diesen 179 Mittelschulen betrug 1302, u. z. 1074 in den 151 Gymnasien und 228 in den 28 Realschulen. Es entfielen demnach auf jedes Gymnasium 6, auf jede Realschule 8 Lehrzimmer, ferner auf jede Classe im Gymnasium durchschnittlich 31 und auf jede Realschulclassen 21 Schüler.

Die Zahl der Lehrer betrug in den 151 Gymnasien 1967, in den 28 Realschulen 457, in sämtlichen 179 Mittelschulen zusammen 2424. Auf jeden Lehrer entfielen demnach im Gymnasium 17, in der Realschule 10 $\frac{1}{2}$  Schüler, auf jede Classe im Gymnasium 1 $\frac{1}{2}$ , in der Realschule 2 Lehrkräfte.

Die Erhaltung der Mittelschulen betrug Alles in Allem 3.312,486 u. z. die der Gymnasien 2.611,130 und die der Realschulen 701,356 Gulden. Die Kosten eines Gymnasiums beliefen sich daher im Durchschnitt auf 17,292, die einer Realschule auf 25,048 Gulden. Jede Lehrkraft kostete im Gymnasium durchschnittlich 1,157, in der Realschule 1,475, — der Unterricht eines Schülers im Gymnasium 67, in der Realschule 137 Gulden.

— Die Gymnasien und Realschulen waren der Zahl ihrer Classen nach:

VIII-classige Obergymnasien	...	82, d. h. 54 $\frac{1}{2}$ %
VIII „ Real-Obergymnasien	...	1, „ 0 $\frac{1}{2}$ „
VI „ Gymnasien	...	29, „ 12 $\frac{1}{2}$ „
VI „ Realgymnasien	...	2, „ 1 $\frac{1}{2}$ „
V „ Gymnasien	...	4, „ 2 $\frac{1}{2}$ „
IV „ Gymnasien	...	40, „ 25 $\frac{1}{2}$ „
Unter vier Classen, in Entwicklung begriffene Gymnasien	...	2, „ 1 $\frac{1}{2}$ „
Gymnasien, deren vier untere Classen eine Bürgerschule ersetzte	...	1, „ 0 $\frac{1}{2}$ „
In Summa	f Obergymnasien	84, „ 55 $\frac{1}{2}$ „
	g Gymnasien	67, „ 44 $\frac{1}{2}$ „
VIII-classige Oberrealschulen	...	20, „ 7 $\frac{1}{2}$ „
IV „ Realschulen	...	6, „ 2 $\frac{1}{2}$ „
Unter vier Classen, in Entwicklung begriffene Realschulen	...	1, „ 3 $\frac{1}{2}$ „
Oberrealschulen, die allmählig zu Obergymnasien umgestaltet werden	...	1, „ 3 $\frac{1}{2}$ „
In Summa	f Oberrealschulen	21, „ 7 $\frac{1}{2}$ „
	g Realschulen	7, „ 2 $\frac{1}{2}$ „

Die Gymnasien bilden demnach 84<sub>3</sub>, die Realschulen 15<sub>7</sub> % der Gesamtsumme ungarischer Mittelschulen (179).

Im Jahre 1870/1 betrug die Zahl der ungarischen Mittelschulen:

99 Obergymnasien und 67 Gymnasien,

11 Oberrealschulen • 17 Realschulen

In den letzten elf Jahren hat demnach die Zahl der

Obergymnasien um 15 d. h. um 15<sub>1</sub> % abgenommen,

Gymnasien • 20 • • 42<sub>8</sub> • zugenommen,

dagegen hat in derselben Zeit die Zahl der

Oberrealschulen um 10 d. h. um 35<sub>71</sub> % zugenommen

Realschulen • 10 • • 35<sub>71</sub> • abgenommen.

— **Charakter der ungar. Gymnasien und Realschulen.** Von den 179 Mittelschulen Ungarns waren:

Unter unmittelbarer Staatsaufsicht:						Konfessionell-autonom:					
und zwar	Ober- gymnasien	Gymnasien	Ober- realschulen	Realschulen	in %	und zwar	Ober- gymnasien	Gymnasien	Ober- realschulen	Realschulen	in %
Staatliche ---	6	3	17	—	14 <sub>5</sub>	Gr.-orient.serbisch	1	—	—	—	0 <sub>6</sub>
Kommunale ---	3	6	3	4	5 <sub>0</sub>	• • rumän.	1	1	—	1	1 <sub>6</sub>
königl. katholische	11	4	—	—	8 <sub>4</sub>	evangelische A. C.	14	11	1	1	15 <sub>7</sub>
Röm. katholische	28	24	—	—	29 <sub>1</sub>	reformirte H. C.	16	12	—	—	15 <sub>7</sub>
Griech.-kathol.	3	—	—	—	1 <sub>8</sub>	vereinigt protest.	—	1	—	—	0 <sub>6</sub>
Israelitische ---	—	—	—	1	0 <sub>5</sub>	unitarische ---	—	1	—	—	0 <sub>6</sub>
Private ---	1	2	—	—	1 <sub>6</sub>						
Summa...	52	39	20	5		Summa...	33	27	1	2	
in % ...	34 <sub>4</sub>	25 <sub>8</sub>	71 <sub>4</sub>	17 <sub>8</sub>		in % ...	21 <sub>8</sub>	17 <sub>8</sub>	3 <sub>5</sub>	71 <sub>4</sub>	

— **Religion, Muttersprache und Sprachkenntnisse der Schüler** an den ungarischen Mittelschulen im Jahre 1882:

1. Der Religion nach waren:

	in den 151 Gymnasien	in %	in den 28 Realschulen	in %	Durch- schnitt in %
Römische Katholiken ---	14,933	44 <sub>4</sub>	2,069	42 <sub>1</sub>	43 <sub>25</sub>
Griechische • ---	1,684	5 <sub>0</sub>	29	0 <sub>5</sub>	3 <sub>75</sub>
• • Orientalen ..	1,684	5 <sub>0</sub>	245	4 <sub>9</sub>	4 <sub>95</sub>
Evangelische A. C. ---	3,694	11 <sub>0</sub>	474	9 <sub>6</sub>	10 <sub>30</sub>
Reformirte H. C. ---	5,201	15 <sub>4</sub>	258	5 <sub>2</sub>	10 <sub>60</sub>
Unitarier ---	307	0 <sub>9</sub>	20	0 <sub>4</sub>	0 <sub>65</sub>
Israeliten ---	6,146	18 <sub>1</sub>	1,823	37 <sub>8</sub>	27 <sub>80</sub>
Summa...	33,649	100 <sub>0</sub> %	4,918	100 <sub>0</sub> %	100 <sub>0</sub> %



## 2. Der Muttersprache nach waren :

	in den 151 Gymnasien	in %	in den 28 Realschulen	in %	Durch- schnitt in %
Magyaren	24,044	71 <sub>4</sub>	3,242	66 <sub>0</sub>	68 <sub>70</sub>
Deutsche	4,654	13 <sub>8</sub>	1,248	25 <sub>4</sub>	19 <sub>60</sub>
Rumänen	2,278	6 <sub>8</sub>	186	3 <sub>8</sub>	5 <sub>80</sub>
Slovaken	1,681	5 <sub>0</sub>	154	3 <sub>1</sub>	4 <sub>05</sub>
Serben	585	1 <sub>7</sub>	80	1 <sub>6</sub>	1 <sub>65</sub>
Kroaten	176	0 <sub>5</sub>	7	0 <sub>1</sub>	0 <sub>50</sub>
Ruthenen	231	0 <sub>8</sub>	1	0 <sub>0</sub>	0 <sub>40</sub>
Summa	33,649	100 <sup>0</sup> / <sub>0</sub>	4,918	100 <sup>0</sup> / <sub>0</sub>	100 <sup>0</sup> / <sub>0</sub>

## 3. Von den Schülern sprachen :

	in den 151 Gymnasien	in %	in den 28 Realschulen	in %	Durch- schnitt in %
ungarisch u. deutsch	11,133	33 <sub>1</sub>	2,629	57 <sub>2</sub>	45 <sub>15</sub>
• • rumänisch	1,961	5 <sub>8</sub>	163	3 <sub>5</sub>	4 <sub>65</sub>
• • slovakisch	2,426	7 <sub>2</sub>	185	4 <sub>0</sub>	5 <sub>80</sub>
• • serbisch	457	1 <sub>3</sub>	46	1 <sub>0</sub>	1 <sub>15</sub>
• • kroatisch	228	0 <sub>7</sub>	29	0 <sub>6</sub>	0 <sub>85</sub>
• • ruthenisch	295	0 <sub>8</sub>	25	0 <sub>5</sub>	0 <sub>65</sub>
andere 2 Landessprachen	1,826	5 <sub>4</sub>	283	6 <sub>1</sub>	5 <sub>75</sub>
• 3 •	1,315	3 <sub>9</sub>	188	4 <sub>1</sub>	4 <sub>00</sub>
andere europ. Sprachen	464	1 <sub>3</sub>	79	1 <sub>7</sub>	1 <sub>50</sub>
Summa	20,105	59 <sub>5</sub>	3,627	78 <sub>7</sub>	69 <sub>1</sub>

Das Verhältniss *der Schulbesucher nach Confessionen* ergibt sich aus folgenden Daten, von denen die erste Rubrik die %-Zahlen der letzten Volkszählung (1880), die zweite Rubrik die %-Zahlen der Schulbesucher umfasst :

	der Einwohner	Schulbesucher	der betreff. Confession
Römische Katholiken	47 <sub>22</sub> %	...	43 <sub>25</sub> %
Griechische Katholiken	10 <sub>83</sub> "	•	2 <sub>75</sub> "
• Orientalen	14 <sub>07</sub> "	•	4 <sub>95</sub> "
Evangelische A. C.	8 <sub>16</sub> "	•	10 <sub>30</sub> "
• H. C.	14 <sub>71</sub> "	•	10 <sub>30</sub> "
Unitarier	0 <sub>41</sub> "	•	0 <sub>65</sub> "
Israeliten	4 <sub>55</sub> "	•	27 <sub>08</sub> "
Andere Confessionen	0 <sub>50</sub> "	•	—

Aus diesen Daten ist ersichtlich, dass von den sieben rezipirten Confessionen des Landes die Israeliten mit dem grössten %-Satze die Mittelschulen besuchen.

Verglichen mit den Daten des Jahres 1870/1 ergibt sich, dass seitdem die Zahl der schulbesuchenden

R. Katholiken	... .. um	3469	d. h. um	25%	zugenommen,
Griech. Katholiken	... .. "	201	"	10%	abgenommen
Griechisch-Orientalen	... .. "	112	"	6%	zugenommen,
Evangelischen A. C.	... .. "	370	"	9%	"
Reformirten H. C.	... .. "	1,047	"	16%	abgenommen
Unitarier	... .. "	27	"	7%	"
Israeliten	... .. "	4,919	"	16%	zugenommen hat.

Verglichen die Zahl der Schulbesucher mit den einzelnen Nationalitäten des Landes, ergibt sich, dass je ein Mittelschüler entfällt

bei den Magyaren	auf je	226	Einwohner
" " Deutschen	" "	305	"
" " Rumänen	" "	943	"
" " Slovaken	" "	976	"
" " Croato-Serben	" "	714	"
" " Ruthenen	" "	1,475	"

Diese Daten verglichen mit den entsprechenden Daten des Jahres 1870/71, ergibt sich, dass die Zahl der Mittelschüler

bei den Magyaren	um	464	d. h. um	17%	zugenommen
" " Deutschen	"	1400	"	31%	"
" " Rumänen	"	225	"	8%	"
" " Slovaken	"	326	"	21%	"
" " Croato-Serben	"	32	"	5%	"
" " Ruthenen	"	80	"	25%	abgenommen hat.

Endlich mag erwähnt werden, dass von tausend die Mittelschule besuchenden Knaben im Durchschnitt 691 wenigstens zwei Sprachen, dass von tausend wenigstens 451 die deutsche Sprache, eine einzige Sprache aber nur 30% sprachen.

**Ungarische Studenten in Dorpat.** In dem auch sonst grosser Beachtung werten Werke *Die deutsche Universität Dorpat* (Dritte Auflage, Leipzig, 1882), finden wir auch Nachrichten über Landsleute, die an dieser Hochschule ihren Studien obgelegen. In der ersten Periode, 1632—1656, als in dieser livländischen Stadt noch eine schwedische Universität bestand, studirten dort drei Siebenbürger und ein Ungar (in den Jahren 1635, 1638, 1643). In der zweiten Periode der Hochschule, 1690—1710, wurden acht Siebenbürger und ein Ungar immatriculirt. Endlich hat auch an der neu errichteten Universität (seit 1802) ein Ungar studirt. Es ist wohl ein Irrtum, wenn im Buche (S. 9 u. S. 15) die dort studirenden Siebenbürger alle für Sachsen angesehen werden. Bei den innigen politischen Beziehungen, die zwischen Siebenbürgen unter Georg Rákóczi und Apafi und dem schwedischen Reiche vorwalteten, wäre es leicht erklärlich, wenn auch andere Siebenbürger, nicht

nur Sachsen, diese Hochschule frequentirt hätten. Vielleicht dient diese Notiz dazu, diesen Punkt aufzuklären.

**Der Einfluss der deutschen Literatur auf die ungarische** bildet einen sehr bescheidenen Abschnitt in Dr. O. Weddigens Buche: *Geschichte der Einwirkungen der deutschen Literatur auf die Literaturen der europäischen Culturvölker der Neuzeit* (Leipzig, 1882, O. Wigand). Das Buch ist im Ganzen eine durchaus wertlose Compilation, welche auf jeder Seite die Unorientirtheit und Ideenarmut des Verfassers verrät. Der Abschnitt über die ungarische Literatur (S. 171—174) ist geradezu skandalös. Schon der erste Satz, dass die ungarische Sprache «eine rein orientalische, ein Zweig des mongolischen Sprachstammes ist», sollte doch jedem Tertianer Unannehmlichkeiten bereiten. Hat denn Paul Hunfalvy seine *Ungarische Ethnographie* und sein Buch über *die Magyaren oder Ungern* umsonst in deutscher Sprache geschrieben?

Aber auch alles Folgende über die Literatur selbst strotzt von Unwissenheit. Welche Stirne gehört auch dazu, über die Literatur eines Volkes zu schreiben und zu urteilen, dessen Schriftsteller man nicht einmal dem Namen nach kennt! Denn selbst die Namen der bekanntesten ungarischen Schriftsteller sind in Weddigens Buche dergestalt entstellt, dass man kaum seinen Augen traut. *Kazinczy* heisst bei ihm *Kazinczky*, *Arany* stets *Avany*, *Szász* sogar *Szásy*! — Und auch die Daten, welche der Abschnitt enthält, sind meist falsch. *Eötvös'* in deutscher Uebersetzung wohl in vier oder fünf Auflagen erschienener Roman heisst *Der Karthäuser*, nicht «Die Karthäuser»; dass *Carriere's* Buch *Die Kunst im Zusammenhange der Culturentwicklung* im Jahre 1879 in ungarischer Uebersetzung erschienen wäre, ist einfach nicht wahr; was soll das heissen, dass den Ungarn Goethe's *Egmont* besonders ans Herz gewachsen sei? u. s. w.

Uebrigens hat der Verfasser gar keine Ahnung von der Aufgabe, die er zu lösen hatte. Er meint, wenn er die aus dem Deutschen übersetzten Bücher aufzählt, hat er auch schon den Einfluss der deutschen Literatur dargetan! Dass dieser Einfluss vernünftiger Weise ein Einfluss des Geschmacks und der Ideen sein müsse, das scheint ihm noch nicht klar geworden zu sein. Das ganze Buch ist ein trauriger Beweis für die Tatsache, dass auch in dem Lande, das in wissenschaftlicher Methode und Gründlichkeit so viel Musterhaftes leistet, der oberflächliche Dilettantismus sein Wesen zu treiben vermag.

**Der Gregorianische Kalender in Ungarn.** Zum Jubiläum der Kalender-Reform Papst Gregors XIII. (1582) veröffentlicht L. Szádeczky

einige interessante Daten in der Zeitschrift der historischen Gesellschaft.

Der reformirte Kalender hat wie in Deutschland, so auch in Ungarn besonders bei den Protestanten auf grossen Widerstand gestossen, welche das Project des Papstes aus religiöser Antipathie verdächtigten. Dazu kam aber noch ein anderer Umstand. König Rudolf wollte die Reform des Kalenders einfach mittelst eines königlichen Erlasses decretiren und verfügte tatsächlich noch im Jahre 1583 in diesem Sinne. Die öffentliche Meinung, welche in diesem Jahrhundert der Gravaminäldebatten ohnedies der Regierung abgeneigt war und jeden Schritt derselben mit Argwohn verfolgte, fand sich nun durch das einfache königliche Decret in einer so wichtigen Angelegenheit aufgeregt, und immer mehr griff die Anschauung um sich, die Regelung der Frage gehöre vor das Forum des Reichstages. Diese Ansicht fand offen oder versteckt von vielen Seiten Ausdruck.

So wendete sich die Stadt Bartfeld in Oberungarn in einer Repräsentation vom 8. März 1584 (alten Stils) an den König, in welcher sie erklärte, dem königlichen Rescript keinen Widerstand leisten zu wollen, aber doch Se. Majestät bittet, der Stadt zur Annahme des neuen Kalenders einen Termin von zwei bis drei Jahren zu gönnen, bis das Volk «mit seinem groben Kopf» sich an die Neuerung gewöhnt haben würde. Auch hielte die Stadt es für notwendig, dass vor Allem die Stände und der Adel sich zu der Reform bekennen würden, da sonst aus der gleichzeitigen Benützung des alten und neuen Kalenders viele Verirrungen entspringen dürften.

Offener spricht die Repräsentation des Comitatus Sáros vom 9. März 1584, in welcher der König ersucht wird, den neuen Kalender nicht *einzel*n den Comitaten aufzunötigen, sondern die Angelegenheit dem Reichstage vorzulegen, da über diese Sache das ganze Land zu entscheiden habe. Ohnedies hätte nicht einmal das Reich in dieser Angelegenheit entschieden und die Böhmen wären der Neuerung so abgeneigt, dass sie Se. Majestät gezwungen hätten, die letzten Weihnachten in Prag nach dem alten Stil zu feiern. Sie könnten daher den Wunsch des Königs um so weniger erfüllen, da die einstimmige Ansicht der Städte dahin laute, die Neuerung sei ein Teufelswerk, welches zwar bloß eine Kleinigkeit scheine, aber grosse Dinge in sich schliesse. Nach der Reform würden ja alle Prophezeiungen der Profeten und der Apostel, ja des Heilandes selbst als falsch erscheinen, wodurch nur die Juden in ihrer Hartnäckigkeit und Christenfeindlichkeit bestärkt würden. Haben doch sogar hervorragende Männer behauptet, Gott hätte die Regelung und Leitung der Zeit ganz aufgegeben und dieselbe dem Papste übertragen.

Diese Erklärung des Comitatus Sáros wurde auch der Stadt Kaschau zugeschickt, welche aber den Beitritt zu derselben verweigerte, vielmehr am 11. März erklärte, vor dem Jászóer Capitel gegen diese Repräsentation protestiren, dem Wunsche des Königs getreu willfahren und Ostern auf den 1. April ansetzen zu wollen.

Die katholische Kirche nahm den neuen Kalender noch im Jahre 1583 an, andere Städte und Comitate, wiesen denselben dagegen zurück, so dass die Regierung sich endlich genötigt sah, die Kalenderfrage dem Reichstage von 1587 vorzulegen, der die Reform, nicht ohne Widerspruch, acceptirte. Der Gesetz-Artikel XXVIII, der die Sache regelt, sagt, dass die Stände nur ungern den alten Kalender verlassen, aber doch dem Wunsche des Königs nicht widerstreben wollen und daher den verbesserten Kalender annehmen; doch erklären sie ausdrücklich, dass sie die Reform *blös auf die Autorität Sr. Majestät und Niemandes sonst* acceptiren. Die bisher ausgestellten Actenstücke und Diplome hätten übrigens auch in Zukunft zu Recht zu bestehen. Croatien und Slavonien nahmen den Gregorianischen Kalender *mit Rücksicht auf Gott* an. Siebenbürgen nahm den neuen Kalender auf dem Reichstage von 1590 aus dem practischen Gesichtspunkte an, «weil denselben auch andere benachbarte christliche Staaten acceptirt haben.»

**Das gegenwärtige Unterrichtswesen Englands** (*Az iskolázás jelene Angolországban*) ist der Titel eines grossen zweibändigen Werkes (261 und 386 Seiten), welches *Ludwig Felméri*, Professor der Pädagogik an der Universität Klausenburg, im Auftrage des ungarischen Unterrichtsministers verfasst und herausgegeben hat. Das Werk beruht nicht nur auf den gründlichsten literarischen Studien, sondern auch auf vieljähriger Autopsie und genauer persönlicher Kenntniss der behandelten Anstalten und Verhältnisse. Der erste Band behandelt das englische *Volkschulwesen*, das Verhältniss der Schule zu Staat und Kirche, Bildung und Stellung der Lehrer, Unterricht der Erwachsenen, Mädchen-Schulen u. s. w. — Der zweite Band ist der Darstellung der mittleren und höheren Lehranstalten gewidmet, wobei besonders die Internats-Einrichtungen, die Professoren-Bildung, die Zulassung der Frauen zum Hochschulunterricht, die isolirten theologischen, juristischen und medicinischen Fachschulen auf das Eingehendste behandelt werden. Das Werk ist die eingehendste, umfassendste und ausführlichste Darstellung des englischen Unterrichtswesens, welche je in irgend einer Sprache, ausserhalb Englands erschienen ist und erhält für das ungarische Publikum dadurch erhöhten Wert, dass der Verfasser die englischen Verhältnisse und Einrichtungen Schritt für Schritt mit den Verhältnissen und

Einrichtungen der entsprechenden ungarischen Lehranstalten vergleicht und aus diesem Vergleiche stets interessante, lehrreiche und anregende Schlussfolgerungen zieht. Der Verfasser ist kein blinder Verehrer des englischen Schulwesens, dazu kennt er das Unterrichtswesen des deutschen Reiches viel zu genau; nichtsdestoweniger betont er wiederholt, dass gewisse Einrichtungen und Methoden der englischen Schulen auch auf dem Continente Beachtung und Nachahmung verdienen. Besonders hebt er als wertvolle Eigenheit des englischen Schulwesens die *erziehende* Seite des dortigen Unterrichts hervor, welche ausserhalb Englands allzu leicht genommen oder besser gesagt vernachlässigt wird. — Das Werk ist ein schöner Beweis von der Sachkenntniss und dem gesunden Urtheil des Verfassers und wird gewiss auch auf die Behandlung und Regelung der pädagogisch-didactischen, wie der administrativen Probleme in unserer Vaterlande günstig anregend einwirken. Das Buch würde sogar eine deutsche Uebersetzung verdienen, da es die bekannten und übrigen vortrefflichen deutschen Werke über englische Erziehung und Schule von *Wiese*, *Voigt* u. A., wie auch die entsprechenden französischen Bücher von *Demogeot* und *Montucci* an Reichhaltigkeit des Stoffes bei weitem übertrifft.

**Franz Rákóczi's I. Porträt** hat Koloman Thaly im verfloßenen Jahre in einem Bilde des *Germanischen-Museums in Nürnberg* entdeckt, welches der Catalog blos als «Ritter im Panzer» bezeichnet. Das Porträt ist das Werk des seinerzeit berühmten ungarischen Künstlers Johann Kupeczky.

## DIE WALESER BARDEN.

VON JOHANN ARANY.

Edward, Regent von Engelland

Lenkt sacht sein falbes Pferd:

«Ich will doch schaun die Walser Gaun,» —

Ruft er — «und was sie wert?

«Sind sie auch reich an Fluss und Teich?

Sind Flur und Anger gut?

Hat's auch genützt, dass sie bespritzt

So viel Rebellenblut?

«Und's Volk, das gottverdammte Volk,

Ist' endlich glücklich doch,

Wie ich es will? und ist's auch still

So wie das Vieh im Joch?»

«Ja Sir! in deiner Kron' ist Wales  
Der schönste Diamant:  
An Fluss und Teich, an Triften reich,  
An Tal- und Hügelland.

«Und's Volk, das gottverdammte Volk,  
So glücklich ist es, Sir! —  
Und Berg und Bucht, und Wald und Schlucht  
Sind still wie Gräber schier.»

Edward, Regent von Engelland  
Lenkt sacht sein falbes Pferd:  
So still und stumm ist's ringsherum,  
Wohin er auch sich kehrt.

Montgomery, so heisst die Burg,  
Da hält er Abendrast:  
Der Burgherr von Montgomery  
Bewirtet seinen Gast.

An Wild und Fisch, was gut und frisch  
Erdrückt die Tafel fast:  
Was Aug' ergötzt und Gaumen letzt —  
Zu seh'n schon ein Last.

Und was da hegt, und was da trägt  
An Speis' dies schöne Land,  
Und was da glüht und was da sprüht  
An Wein am fernsten Strand.

«Ihr Herr'n, ihr Herr'n! erklingt kein Glas  
Auf meine Gegenwart?  
Ihr Herr'n, ihr Herr'n! . . . ihr Walser Hund!  
Kein Hoch auf Eduard?»

«An Wild und Fisch, was gut und frisch,  
Was Aug' und Gaum' erfreut:  
Das find ich hier — doch find ich auch.  
Dass all' ihr Teufel seid!

«Ihr Herr'n, ihr Herr'n . . . gemeine Hund!  
Kein Hoch auf Eduard?  
Heran, der meine Taten preist,  
Heran ein Walser Bard!»

Und Gast für Gast, von Schreck erfasst,  
 Sie schau'n sich an so bang:  
 Das Blut entweicht, zur Furcht erleicht  
 Der Zorn auf ihrer Wang'.

Und Ton und Wort erstickt sofort,  
 Der Athem innehält —  
 Als, taubenweiss, ein Sängergreis  
 Sich vor den König stellt.

••Hier ist, der dich zu preisen, Sir,  
 Ein heiss Verlangen hegt. . .••  
 Es klirrt und dröhnt, es ächzt und stöhnt,  
 Wie er die Saiten schlägt.

••Es klirrt und dröhnt, es ächzt und stöhnt,  
 Voll Blut der Abend naht;  
 Der Blutgeruch lockt nächtlich Wild:  
 Das, Sir, ist deine Tat!

••Des Volkes Kern, in nah und fern,  
 Wie Garben nach der Mahd;  
 Im Stoppelfeld weint eine Welt:  
 Das, Sir, ist deine Tat!••

••Zum Scheiterhaufen! fort! zu hart —•  
 Gebietet Eduard —  
 ••Ein weicher Lied für mein Gemüt. . .•  
 Anstimmt ein junger Bard:

••Ah! weich und lind regt sich der Wind  
 Am Busen von Milford;  
 Die Jungfrau klagt, das Weib verzagt  
 Am öden Strande dort.

••Du Maid, gebäre Sklaven nicht!  
 Säug', Weib, den Säugling nicht. . .•  
 Der König winkt; der Jüngling folgt  
 em Greis auf's Hochgericht.

Doch tollkühn, ungerufen drängt  
 Ein dritter sich heran;  
 Den Saal entlang erbraust Gesang  
 Wie Sturm im finstern Tann.



«Vom Schwert gefällt liegt Held an Held —  
 So hör' denn, Eduard :  
 Wer Preis dir bringt, dich rühmend singt,  
 Nicht lebt solch Walser Bard!

«Noch weints in all' den Saiten nach —  
 So hör' denn, Eduard .  
 Fluch auf dein Haupt sei jedes Lied,  
 Das singt ein Walser Bard!»

«Das will ich seh'n! — Und solls gescheh'n» —  
 Der König schrecklich droht —  
 «Jedweder, der sich widersetzt  
 Verfall' dem Flammentod!»

Das Hofgesind: wie Spreu im Wind  
 Zerstreibs in Berg und Tal . . .  
 So schloss der Burg Montgomery  
 Berühmtes Bardenmahl. — —

Edward, Regent von Engelland,  
 Wild spornt sein falbes Pferd:  
 Die Erde brennt an's Firmament,  
 Ganz Wales ein Flammenherd.

Fünfhundert zieh'n zum Tode hin, —  
 Das ist's, was er gewahrt . . .  
 Fünfhundert, ja . . . doch Keiner rief:  
 Es lebe Eduard! —

«Ha, ha, welch' Lärm? welch' wüst' Getös?  
 Sind wir an Londons Tor?  
 Stört mich das mindeste Geräusch,  
 So hängt der Lordmayor!»

Und ringsherum ist's still und stumm,  
 Nichts regt sich ab und zu . . .  
 «Den Kopf verwirkt, wer hier sich regt!  
 Den König flieht die Ruh.»

«Ha, ha Posaunen, Pauken her!  
 Musik, ein schmetternd Chor!  
 Mir saust und braust das Walser Mahl  
 Stets Fluch auf Fluch in's Ohr.»

Doch über all' dem Paukenschall.  
 Dromet und Hörnerklang:  
 Fünfhundert Barden singen laut  
 Den Märtyrergesang.<sup>1</sup>

MAX FARKAS.

## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.<sup>2</sup>

*Archivum Rakocianum* (Archiv Franz Rákóczi's II. Erste Abtheilung: Kriegswesen. VIII. Bd. Graf Nikolaus Beresényi's de Székes Briefwechsel und anderweitige Schriften, 1705—1711. Aus den Original-Handschriften herausgegeben von Koloman Thaly). Budapest, 1882. Akademie, 448 S.

*Gorove Istvan emlékezete* (Stefan Gorove's Gedächtniss. Aus seinem literarischen Nachlasse). Budapest, 1882. Athenaeum, 336 S.

Stefan Gorove († 31. Mai 1881) war seit dem Jahre 1841 correspondirendes, seit 1860 Ehrenmitglied der ungarischen Akademie. Die Denkrede, welche Andreas György am 27. November 1882 auf Gorove hielt, eröffnet diesen Band. Derselben folgen aus Gorove's gedruckten und ungedruckten literarischen Arbeiten Reiseskizzen (1839), Artikel über die Emancipation der Juden und die croatische Frage (1842), französische Skizzen (1844) und vermischte Abhandlungen literarischen und politischen Inhalts (1843—1868). Den Schluss bilden Reden, welche Gorove theils als Abgeordneter theils als Minister im Reichstage und vor seinen Wählern gehalten hat.

*Historiae Hungaricae Fontes Domestici. Pars prima. Scriptores. Vol. II. Chronica Hungarorum.* 1. Magistri P. Belae regis notarii, 2. Magistri Simonis de Kéza Gesta Hungarorum, 3. Chronicon pictum Vindobonense. Ad fidem codicum recensuit, observationes, disquisitiones de aetate Belae notarii et enim adversiones criticas adiecit M. Florianus. Quinque-ecclesiis, 1883, 315 S. Preis 4 fl.

*Hlatky és Schröder, A körmöczy középiskolák története* (Geschichte der Kremnitzer Mittelschulen vom XVI. Jahrhundert bis zur Gegenwart von Josef Hlatky und Karl Schröder). Budapest, 1882, 37 S.

*Ortvay T., Magyarorszag régi vizrajza* (Hydrographie Ungarns bis zum Schlusse des XIII. Jahrhunderts von Dr. Theodor Ortvay). Budapest, 1882. Akademie, 2 Bände, 534 und 464 Seiten.

*Pulszky F., Életem és korom IV.* (Mein Leben und meine Zeit von Franz Pulszky. IV. Band: Während des Exils in Italien). Budapest, 1882, M. Ráth, 322 S.

*Rácz K., A magyar reformatio története* (Pragmatische Geschichte der Reformation in Ungarn von Karl Rácz). Arad, 1882, 196 S.

<sup>1</sup> Die Geschichte bezweifelt es, die Sage hält aber daran fest, dass König Eduard I. von England nach der Eroberung von Wales (1277) fünfhundert Barden hinrichten liess, damit sie mit ihren Liedern von der glorreichen Vergangenheit ihres Volkes die Jugend nicht zur Empörung gegen das fremde Joch aufreizen. Anm. des Dichters.

<sup>2</sup> Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

*Szádeczky L., Mihály Havasalföldi vajda Erdélyben* (Michael, der Woywode der Walachei, in Siebenbürgen 1599—1601, von Dr. Ludwig Szádeczky). Budapest, 1882. 190 S.

*Szász Károly, A világirodalom nagy eposzai.* (Die grossen Epen der Weltliteratur von Karl Szász II. Band). Budapest, 1882, Akademie.

Der zweite Band dieses gross angelegten Werkes, das nun vollständig abgeschlossen vorliegt, umfasst in zwei Büchern das *naïve* und das *Kunstepos* des Mittelalters. Jenes zerfällt wieder in vier Abschnitte, welche die Epik der slavischen Völker, besonders der Serben; die epischen Dichtungen der Kelten (wohin der Verfasser die romantischen Stoffe des Mittelalters, sogar die karolingische und Cid-Sage zählt); die germanische Epik (in der Edda und den Sagas); und das Nibelungenlied nach Ursprung und Charakter behandeln. Ein Anhang bespricht die finnisch-esthnische epische Dichtung. — Das zweite Buch des Bandes behandelt das christliche Kunstepos u. zwar einerseits Dante, Tasso und Camoens, andererseits Milton und die Messiaden. Eine kurze, aber treffliche Skizze über das ungarische Epos schliesst den Band und das ganze Werk, welches zu den bedeutendsten literarhistorischen und ästhetischen Leistungen der Gegenwart gehört. Der Verfasser schöpft überall aus den besten Quellen, analysirt die besprochenen Dichtungen mit Sachkenntniss und Geschmack, und flicht eine Fülle gelungener Uebersetzungen ein, welche dem Werke erhöhten Reiz und Wert verleihen. Die ungarische Literatur darf sich rühmen, in diesem Werke eine ebenso wertvolle als schöne und dabei in Form und Tendenz eigentümliche, nicht dem Auslande entlehnte oder nachgeschaffene populär-wissenschaftliche Leistung zu besitzen.

*Vámbery A., A magyarok eredete* (Der Ursprung der Magyaren, ethnologische Studie von Hermann Vámbery). Budapest, 1882, Akademie. 527 S.

Volksausgabe des vor einigen Monaten erschienenen grossen Werkes, welches der Verfasser auch in deutscher Sprache (bei F. A. Brockhaus in Leipzig) veröffentlicht hat. Diese Volksausgabe lässt die zahlreichen Wortsammlungen des grossen Buches weg und beschränkt auch die wissenschaftliche Beweisführung auf die wesentlichsten Momente.

*Weszelovszky K., A gyermekek halandosága Magyarországon* (Die Sterblichkeit der Kinder in Ungarn von Karl Weszelovszky). Budapest, 1882, Universitätsdruckerei, 121 S. 4°, drei graphische Karten und zwei graphische Tabellen.

## DIE STAATSRECHTLICHE STELLUNG FIUME'S.

**D**AS 1848-ER UNGARISCHE MINISTERIUM benachrichtigte den Gouverneur von Fiume mittelst Erlass vom 18. August, dass es von Wien nach Fiume eine Division Grenadiere beordert habe, welche mit der Instruction, dass sie von Jellacsics keine Befehle anzunehmen habe, auch bereits unterwegs sei.

Diese Grenadier-Division erreichte indessen Fiume nicht, denn sie wurde unterwegs nach Italien dirigirt, und in Fiume verblieb die zum Regiment Leopold gehörige Besatzung, welche ihre Befehle vom Banus von Croatien empfing und auf die sich der Gouverneur von Fiume nicht stützen konnte.

Graf Johann Erdödy, Gouverneur von Fiume, sah das Gewitter, die Zeit der Gewalttat, immer näher heranrücken. Es war bei ihm bereits eine Agramer Comitats-Commission erschienen, welche ihn im Namen des Vicegespans und Banal-Commissärs Bunyevác zur Uebergabe des Gouverneurpostens aufforderte. Dieses Ansinnen wies Erdödy in einer Weise zurück, wie sie für einen Mann der Gesetzmässigkeit passte. Aber nach der Entfernung der Commission empfanden die Fiumaner in hohem Maasse die Nothwendigkeit, ihrerseits eine Deputation an Se. Majestät zu entsenden, mit der Bitte, Se. Majestät möge geruhen die ungarische Hafenstadt in ihrer durch die Gesetze gewährleisteten verfassungsmässigen Stellung zu erhalten.

Während diese Deputation in Wien weilte, schuf der Agramer Vicegespan Bunyevác ein *fait accompli*. Er drang nämlich

am 31. August an der Spitze einer unter der Führung eines Platzcommandanten stehenden Militärabteilung in Fiume ein, suspendirte bis auf weitere Verfügung die amtliche Tätigkeit des Gouvernements, und nahm Fiume sammt seinem Gebiet im Namen des Banus factisch in Besitz.

Darin besteht das welterschütternde Ereigniss, auf welches sich Kroatiens Recht (?) auf Fiume gründet, und welches den ungarischen Staatsmännern derart imponirte, dass sie, der Nothwendigkeit, dem Recht und der Geschichte entgegen, 1868 im 66. § des XXX. Gesetzartikels bezüglich Fiume's blos ein Provisorium festsetzten und, indem sie die definitive Regelung von der Mitwirkung Croatiens abhängig machten, diesem letzteren auf das Schicksal des ungarischen Küstenlandes einen Einfluss zugestanden, den es vordem gesetzlicher Weise nie besessen hatte.

Es gibt historische Fragen, welche mit gleichem Rechte politische genannt werden könnten, indem ihnen durch das actuelle Interesse dieser Rang zuerkannt wird. Eine solche ist die Fiumaner Frage, welche den Schlüssel der Zukunft unserer Nation in sich schliesst. Wir sprechen es unbedenklich aus, dass der Besitz des Küstenlandes für Ungarn so wichtig sei, dass wir dasselbe, selbst wenn wir kein gesetzliches Recht darauf besässen, im Interesse unserer materiellen Entwicklung, ja unserer Existenz in der Weise erwerben müssten, in welcher lebensfähige Nationen sich die Bedingungen ihrer gesunden Existenz zu sichern pflegen. Das haben wir indessen nicht nötig. Das Recht ist auf unserer Seite, und es kommt blos darauf an, dasselbe geltend zu machen und in Activität treten zu lassen.

Die Beschaffenheit dieses Rechts hat Akusius Radich, der reichstäglische Vertreter der Stadt und des Gebiets von Fiume, in einer 290 Seiten starken Arbeit beleuchtet, welche soeben im Verlag der Franklin-Gesellschaft erschienen ist,<sup>1</sup> und welche wir denjenigen von unseren Männern, welche sich mit den obersten

<sup>1</sup> *Fiume közjogi helyzete. Irta Radich Ákos.* Budapest, 1882. Franklin.

Fragen unserer öffentlichen Angelegenheiten befassen, auf das Wärmste anempfehlen.

Fiume's staatsrechtliche Stellung bildet nicht zum erstenmal einen Gegenstand unserer Literatur. Schon vor der Revolution schrieben darüber Georg Gyurikovics und Emerich Palugyai. Später (1866) erörterte Ladislaus Szalay die Stellung Fiume's im ungarischen Reichstag, und schon in diesem Werkchen, welches zwei Auflagen erlebte, traten die politischen Elemente in den Vordergrund. Drei Jahre darnach erschien das aus dem Kroatischen in das Deutsche übersetzte Werk des Agramer Domherrn Franz Rački, «Fiume gegenüber von Kroatien», welches sich ganz auf den Standpunkt der kroatischen Nationalpartei stellt und, indem es aus den durch den Absolutismus geschaffenen Tatsachen Rechte formirt, zwar stellenweise die Phasen der Geschichte widerspiegelt, jedoch nicht ihre Rechts-Quelle. Darauf folgte Alexius Jakab (1881) mit seinem Werkchen «Das ungarische Fiume», welches vornehmlich die neueren Entwicklungen erklärt.

Alle diese beachtenswerten Werke übertrifft das erwähnte Werk von Akusius Radich durch den Reichtum seines Inhaltes, ja wir können sagen, dass dasselbe die Frage, wie sie heute steht, vollständig erschöpft. Die erste Hälfte seines Werkes erörtert mehr die ethnographische, nationale, politische und staatsphilosophische Seite des Gegenstandes, beleuchtet die Entstehung und Ausbreitung des Illyrismus, Südslavismus und Panslavismus, während sich die zweite streng auf die geschichtliche und staatsrechtliche Seite beschränkt.

Akusius Radich beginnt mit der Geschichte Liburniens unter den Römern und stellt dieselbe in grossen Zügen bis zum Ende des VIII. Jahrh. dar, wo nach der Vernichtung des Avarnreiches Krain, Istrien, Noricum, Liburnien und somit seiner Ansicht nach auch Fiume unter die Herrschaft der Franken kam. Radich sagt, dass nach der Behauptung des zeitgenössischen Kaisers Constantin die Herrschaft der Ungarn unter Herzog Taksony sich jenseits der Kulpa bis an die Seeküste erstreckt und solcherweise ein Teil Liburniens wahrscheinlich schon damals zu Ungarn gehört

habe (S. 123). An einer anderen Stelle (S. 1) meint er aber, dass, den Zeitraum der ungarischen Herzoge und namentlich der Regierung des Herzogs Toxus ausgenommen, der küstenländische District vor Maria Theresia niemals zum Territorium des ungarischen Staates gehört habe.

Der Kaiser Constantin sagt dies indessen nicht so, denn er erwähnt den Namen des Herzogs Toxus nicht. Wenn Radich die Originalquelle nachgesehen hätte, würde er gefunden haben, dass Constantin hierauf bezüglich bloß soviel sagt, dass die Kroaten bei den Bergen Grenznachbarn der Ungarn seien. Damit stimmt sehr gut die Angabe des Anonymus von der Eroberung des Küstenlandes und der Agramer Umgegend durch die Ungarn.

Der Verfasser hat es auch unternommen zu beweisen, dass Fiume noch weniger jemals einen integrierenden Bestandteil Kroatiens gebildet habe, auch keinem anderen Lande einverleibt gewesen sei, sondern allezeit unabhängig über sein Schicksal verfügt habe, sowie dass die Einverleibung des Küstenlandes in Ungarn auf gesetzmässigem Wege zu Stande gekommen sei. Ueber alles dies wollen wir an seinem Orte unsere Bemerkungen machen.

Der Ursprung und die Urgeschichte der Stadt Fiume birgt sich in Dunkel, und unsere Geschichtsschreiber suchen den Grund dieses Misstandes in dem Umstande, dass gelegentlich der Einäscherung der Stadt durch Angelo Trevisano im Jahre 1509 das im Augustinerkloster verwahrte städtische Archiv und mit diesem auch das die Geschichte der Stadt enthaltende «Chronicon Liburniæ» zu Grunde gegangen sei. Indessen sollte man nicht alle Hoffnung auf die Auffindung dieser Chronik aufgeben, da es Autoren gibt, welche die Vernichtung des Archives leugnen und behaupten, dass die Venezianer dasselbe mit sich genommen haben. So würde denn unserem in Venedig wohnhaften Landsmann Johann Mirese die dankbare Aufgabe zufallen, dieser Chronik in Venedig nachzuspüren.

Wir zweifeln daran, dass das römische Oeneum mit dem heutigen Fiume identificirt werden könne, wiewohl man den Fluss Oeneus mit der Fiumara identificirt. Das aber glauben wir

schon gar nicht, dass Fiume die Hauptstadt der Flanatenser gewesen sei, denn Flanona oder Flavona, das heutige Fianona an der Westseite des Quarnero, liegt jenseits der Inseln Veglia und Cherso in Istrien, und die Bai von Quarnero führte vor Alters eben von dieser Stadt den Namen Sinus Flanatensis.<sup>1</sup>

Radich erzählt, dass die Braut des Königs Koloman, Buzilla, 1097 von Neapel nach Alba maris, dem heutigen Zara vecchia, in den ungarischen Hafen<sup>2</sup> gebracht worden sei, wo sie Graf Vinkur, der Gouverneur des ungarischen Küstenlandes empfangen habe. Einige Jahre später huldigten, ebenfalls in Alba maris, der urbs regia, dem Ungarkönig Koloman auch die zu Dalmatien und Liburnien gehörigen Städte und Burgen; unter diesen ist auch die Burg Tersatica aus der Nachbarschaft Fiume's aufgeführt; Fiume selbst war nicht vertreten, was nach Radich deutlich beweist, dass schon damals die Fiumara die Grenze Ungarns oder, wenn man will, Dalmatiens gebildet habe. Die Stadt des heiligen Vitus, oder italienisch Fiume — sagt ebenfalls Radich — besass zu dieser Zeit unter der Schutzherrschaft Venedigs eine besondere territoriale Unabhängigkeit mit altrepublikanischen Selbstregierungs-Institutionen römischen Ursprungs.

<sup>1</sup> Auch die Epigraphie unterstützt nicht die Identität Oeneumis mit Fiume. Mommsen sagt im Corpus inscriptionum latinarum Bd. III. S. 388 Folgendes: «Tituli ex locis mediis (d. i. von Senia bis Tarsatica) non prodierunt, excepto fragmento columnae miliariae reperto ad Bucaritzam; sed habemus aliquot repertos prope Fiume, quos consentaneum est superesse ex ruinis antiquae Tarsaticae. Ex his apparet oppidum habuisse formam reipublicae Romanae et II. viros jure dicundo ei praefuisse.» — Auf dem Territorium des heutigen Fiume, beziehungsweise unter der Burg Tersatto oder um sie herum, hat daher — wie unser ausgezeichnete Fachgelehrter Karl Torma bemerkt — wahrscheinlich das römische Tarsatica gelegen, welche Stadt (nicht aber Oeneum), weil sie von Duumviren regiert wurde, eine colonia oder Pflanzstadt, nicht aber ein einfaches municipium, d. i. eine an Rang und Organisation der colonia nachstehende Ortschaft, gewesen sei, da die Oberbeamten solcher Städte quattuorviri (IV. viri) genannt zu werden pflegten.

<sup>2</sup> So nennt ihn in diesem Jahre Gaufredus Malaterra: in portum Albae, qui juris Regis Ungarorum est (S. Muratori V. Bd. L. 4. C. 25.).



Diese alten Geschichten betreffend habe ich zu bemerken, dass in des Kaisers Constantin Aufzählung der kroatischen Schupanschaften seiner Zeit die nördlichste Brebera, das heutige Bribir, zwischen Zara vecchia und Zeng ist; dem griechischen Kaiser fiel es demnach nicht im Traume ein, die Gegend des heutigen Fiume als kroatischen Besitz zu bezeichnen. Wir sagen absichtlich Gegend des heutigen Fiume, weil es mehr als zweifelhaft ist, ob im 10-ten Jahrhundert die Stadt Fiume schon existirt habe. Die alten Geographen kannten dieselbe nicht; indem Ptolemæus und Plinius die Stadt Tersatica, ja selbst das vormalige Oeneum erwähnen, müssten sie notwendig auch die Stadt Fiume oder Flumen erwähnen, wenn solche vorhanden war. Strabo kennt weder einen Fluss, noch eine Stadt des Namens Oeneum; was aber ihre Lage betrifft, so gehen die Meinungen darüber sehr stark auseinander, so dass, während sie Cluverius an der Stelle des heutigen Sabioncello oder Ciderisso sucht, an den Küsten Dalmatiens etwa zehn andere Orte sich befinden, die von je einem anderen Autor als die Stelle des zweifelhaften Oeneum angesehen werden. Darum dürfte Farlati Recht haben, der Fiume für eine in neuerer Zeit entstandene Stadt hält (Illiricum Sacrum I. 142). Wenn es indessen auch schon bestand, muss es zu dieser Zeit ein sehr unbedeutender Ort gewesen sein, der den Namen einer Stadt nicht verdiente, und sonach in den öffentlichen Angelegenheiten von keinem Belange war.

Dieser Umstand bietet vielleicht eine bessere Erklärung der Tatsache, dass unter den Städten, welche dem König Koloman huldigten, Fiume nicht vertreten war.

Uebrigens kommt Fiume auch nie in einem Diplome irgend eines kroatischen Fürsten oder Königs vor, und so beweist dieses Schweigen, welches sich nicht auf ein einzelnes Factum, sondern auf ein ganzes Zeitalter bezieht, wenigstens ebensoviel, wie Fiume's Fehlen in der Reihe der dem König Koloman huldigenden Städte, d. h. es beweist, dass die Kroaten niemals über Fiume geherrscht haben.

Die Geschichte der Insel Brazza verfolgend weist Radich nach,

dass dieselbe von 997. -1420 zeitweise bald zu Venedig, bald zum griechischen Kaisertum, bald zu Ungarn gehört habe. Radich bemerkt, dass während aller dieser Zeiträume nirgends eine Spur davon entdeckt werden könne, dass Fiume, wenn auch nur vorübergehend, zum ungarischen Staate gehört habe.

Auch diese Negation ist nicht stichhältig. Denn im Friedensschlusse von 1358 war Venedig gezwungen auf ganz Dalmatien zu Gunsten Ungarns zu verzichten und zwar *von der Mitte des Quarnero bis an die Grenze Durazzo's*. Ebenso war der den vier Jahre lang dauernden Krieg beendigende Turiner Friede abgefasst, welchen König Ludwig der Grosse 1381 mit Venedig schloss. Nachdem auch hier die Mitte des Quarnero als Grenzlinie bezeichnet worden, sagt der Friedenstractat selbst von den innerhalb derselben fallenden Landstrichen, dass sie seit *alten Zeiten* zu Ungarn und zum Rechte der ungarischen Krone gehören. Die Mitte des Quarnero kann nicht *unterhalb* Fiume, sondern muss oberhalb desselben, in der Nähe von Castua, gesucht werden.

Meiner Ansicht nach ist durch diese Verträge Fiume an Ungarn zurückgefallen, wiewohl dasselbe seiner Unbedeutendheit wegen nicht besonders erwähnt wird, obgleich nach Radich's Meinung, von 1139 bis 1399 die markgräfliche Familie Duino Fiume als Lehen des Patriarchen von Aquileja beherrschte. Ich bemerke noch, dass Papst Nicolaus V. Tersactum zum Bistum Corbavia zählte; dorthin also — nicht aber zum Bistum von Pola — muss auch Fiume gehört haben, was gleichbedeutend damit ist, dass diese Stadt nicht einen Teil Istriens gebildet habe.

Der Verfasser hat die staatsrechtliche Stellung Fiume's mit unzähligen Daten illustriert und seinen Gegenstand nahezu erschöpft. Da sein Werk indessen nicht bloß Historiker, sondern auch Publicisten lesen werden, hätte er notwendigerweise auch auf die Beweiskraft seiner Behauptungen ein Gewicht legen und bei wichtigeren Angaben auch die Quelle, aus der er geschöpft hat, nennen, ja stellenweise selbst den Originaltext anführen sollen. Wir wollen nicht im Entferntesten der Glaubwürdigkeit Radich's Abbruch thun, wenn wir sagen: dass die Abweichung un-

serer Ansicht von der seinigen durch solche Citate gerechtfertigt worden wäre.

Die Geschichte Fiume's ist sehr dunkel, und die Mühe, mit welcher Radich die zerstreuten Daten gesammelt hat, daher höchst dankenswert. Aber wir verfügen auch jetzt noch nicht über einen solchen Ueberfluss von Daten, dass wir nicht jede Gelegenheit zur Ergänzung derselben, insofern sie sich in meinem Werke «Die verschollenen alten Komitate» oder im vorliegenden Werke von Akusius Radich nicht vorfinden, zu ergreifen Ursache hätten. Ladislaus Szalay hat behauptet, dass sich Fiume schon gegen das Ende des XV. Jahrhunderts von der ungarischen Krone, welcher es über drei Jahrhunderte angehört hatte, losgerissen habe. Das anerkennt der ausgezeichnete Geschichtsschreiber, dass diese Stadt, wenn sie nicht unter ungarischer Herrschaft stand, bald die Oberhoheit von Venedig, bald diejenige von Byzanz anerkannte, dass sie aber je zu Krain gehört habe, bezweifelt er, wenn er es gleich nicht entschieden leugnet. Ich füge meinen hierüber bereits anderwärts gegebenen Aufklärungen hier noch die Bemerkung hinzu, dass, als sich zwischen den Städten Fiume und Castua Grenzstreitigkeiten entspannen, der deutsche Kaiser zum Zwecke der Beschwichtigung derselben im Jahre 1554 Commissäre ernannte, unter denen der Krainer Statthalter Jakob Lamberg und der Krainer Unterstatthalter (Vicedominus) Kristof Knüllenberg vorkommt. Die Republik Venedig sandte im Jahre 1597 den General Tiepolo, mit allerhand Kriegsrüstung reichlich versehen, vor Zeng und Fiume, welche letztere Stadt bereits im vorigen Jahre die Belagerung des Johannes Bembo ausgehalten hatte. Das Fürstentum Krain sandte je 300 Mann zur Verstärkung der Besatzungen von Zeng und von Fiume, bevor jedoch diese an den Orten ihrer Bestimmung angelangt waren, hatte eine venezianische Galeere bereits drei Schiffe zwischen Fiume und Moschenitz abgefangen. Der genannte venezianische General erschien am 14. April 1599 unter dem Vorgeben der Auswirkung eines sichern Geleitsbriefes wieder vor Fiume. Die Stadt empfing ihn jedoch mit 40 Kanonenschüssen, worauf er wieder absegelte. Obgleich

er sich am folgenden Tage nochmals näherte, verliess er doch alsbald vollständig resultatlos die Gegend.

Auch aus diesen Daten erhellt, dass Fiume damals bereits in politischer Verbindung mit Krain stand, was Rački ohne Grund zu leugnen für gut fand. Im XVII. Jahrhundert gehörte nicht nur Fiume, sondern auch Zeng tatsächlich zu Krain; das erstere namentlich wurde, zugleich mit Klane und Castua, zum fünften Bezirke Krains gezählt; das letztere hing vom Karlstädter Generalat ab, empfing aber seinen Unterhalt von Krain. Der ungarische Reichstag bestrebte sich zwar seine gesetzlichen Ansprüche auf Zeng geltend zu machen, — davon dagegen, dass derselbe auch bezüglich Fiume's ähnliche Bestrebungen betätigt habe, besitzen wir keine Kunde.

Wie haben sich derartige staatsfeindliche Zustände entwickelt? Nicht anders, als aus der Lässigkeit der ungarischen Nation in der Wahrung ihrer Rechte, und aus ihrer Kurzsichtigkeit bezüglich der Tragweite einzelner Facta. Es existirt kein Fall, kein Vertrag oder staatsrechtlicher Beschluss, aus welchem hervorginge, dass Ungarn auf Fiume zu Gunsten der benachbarten österreichischen Länder verzichtet habe. Dagegen hat die Geschichte unzählige Versäumnisse aufgezeichnet, welche die Einheit des ungarischen Staates mit immer neuen Kettengliedern niederhielten und gefährdeten.

Wir wissen, dass die Frangepane einen grossen Teil des Küstenlandes als Donation der ungarischen Könige besaßen; sie erhielten im Jahre 1193 die modruser Grafschaft, im Jahre 1223 wurde zu dieser die Gespanschaft Vinodol hinzugefügt, deren aus dem Jahre 1251 stammende Grenzbegehung beweist, dass sie sich auch über den Fiumara-Fluss hinaus erstreckt habe; im Jahre 1260 verlieh Béla IV. der Familie die Stadt Zeng u. s. w. Auf irgend eine Weise gelangten die istrischen Herren, welche Lehensleute der Grafen von Görz waren, in den Besitz Fiume's, denn diese gaben im Jahre 1312 die Zölle und das Fleischausschrotungsrecht Fiume's einem Venezianer auf sechs Jahre in Pacht, übten demnach grundherrliche Rechte; bereits im Jahre 1338 sind wie-

der die Frangepane Besitzer Fiume's, und die Venezianer erheben Klage, dass in dieser Stadt falsches Geld (soldi) geprägt werde. Dass die Republik damals — wie Rački schreibt — Fiume als zu Kroatien gehörig betrachtet habe, davon findet sich in den Quellen keine Spur. Der im Jahre 1358 lebende Bartholomäus Frangepan beanspruchte das Gebiet und die Burg Fiume (terram et castrum Fluminis) unter Pfandrechtstitel, aber seine Söhne Stefan und Johann gingen am 1. April 1365 mit Hugo Duino und seinen Brüdern in Fiume einen Vergleich ein, durch welchen sie auf den Besitz dieser Stadt verzichteten. Von der Familie Duino ging Fiume an die Familie Walsee, von dieser in den Besitz der österreichischen Herzoge über, was im Jahre 1510 geschah. Alle diese Veränderungen bewegten sich im Bereiche des Privatrechts, aber die Könige von Ungarn waren nicht genug einsichtig, um die Wichtigkeit der Umstände zu erkennen, welche mit diesen Veränderungen in Verbindung standen.

Diese Besitzübertragungen wurden hauptsächlich dann gefährlich, als sich österreichische Herzoge daran beteiligten. Am Anfang des XVI. Jahrhunderts war König Ludwig II. bereits derart von Hilfsmitteln entblösst, dass er ausser Stande sein Land von allen Seiten zu beschützen, seinem Schwager Erzherzog Ferdinand, dem Herrn von Krain und Istrien, am 22. Dezember des Jahres 1522 mehrere kroatische Festungen übergab, in welche dieser deutsche Besatzungen legte, ja ihm auch den Schutz der Hochebene von Lika und Korbavia übertrug. Der Erzherzog besetzte sofort die Festungen von Zeng, Klis, Krupa, Jaicza u. s. w. Zu dieser Zeit begannen die Institutionen der späteren Militärgrenze zu keimen. Es entstand das Warasdiner Generalat, welches unter dem Einfluss der steirischen Stände stand, später das Karlsstädter, welches noch weit grössere Ausdehnung hatte, als jenes. Das Gebiet, welches dem Wirkungsbereich der ungarischen Gesetzgebung und Verfassung entzogen wurde, nahm an Umfang stetig zu, der Einfluss der Nation schrumpfte zur leeren Phrase zusammen. Es ist überflüssig im Detail zu schildern, was die Militärgrenze war — wir haben ihren Geschmack noch heute im

Munde. Wenn wir uns jedoch ihrer Genesis erinnern, werden wir begreifen, wie in dieser absolutistischen Sündflut das Bewusstsein von der Zugehörigkeit Fiume's zu Ungarn untergehen konnte, und wie es in den Bereich der die österreichischen Provinzen regierenden gemeinsamen Politik geriet.

In dieser Zeit verwischten sich nicht blos die historischen Grenzen der Territorien, sondern herrschte auch in den nationalen Benennungen ein vollkommener Wirrwarr. Das militärische Interesse, welches jeden schwächlichen Sentimentalismus verachtete, kannte auch keine Nationalität. Die militärische Organisation kannte blos Heiduken, Karlstädter, Slavoniten, Savegegendler u. s. w., bis schliesslich alle Militärgrenzvölker Croaten genannt wurden, ob sie nun der kroatischen Nationalität angehörten oder nicht. Auch dieser Umstand trug dazu bei, dass die kroatische Nationalität tatsächlich eine grössere Geltung gewann, als sie ihrer politischen Kraft und ihrem Gewichte nach verdiente.

Seit Fiume von Ungarn losgetrennt wurde, verwaltete dasselbe nebst dem dazugehörigen District ein durch den Herrscher ernannter Kapitän, welcher der Triester Intendanz untergeben war.<sup>1</sup> Noch im Dezember des Jahres 1641 bekleidete ein gewisser Erovero das Fiumaner Kapitanat, im übrigen gehörte die Stadt politisch zu Krain; doch im Jahre 1648 erkannten die krainischen Stände Fiume nicht mehr als Glied des Herzogtums an.

Als die Zrinyi-Frangepan'schen fiskalischen Güter der innerösterreichischen Kammer verpfändet wurden, gaben die Stände Ungarns zum erstenmal ein Zeichen ihrer Eifersucht und Besorgniss, dass diese Güter dem Lande und dessen Gesetzen entrisen werden möchten. Karl III. indessen beruhigte die Stände mit der Erklärung, dass der Herzog von Steiermark diese Güter blos mit Privatrechtstitel besitze und dass die Grazer Kammer dieselben zwar im Namen des Herzogs, jedoch nicht als Behörde, verwalte.

<sup>1</sup> Vom Repräsentanten dieser Intendanz, Baron Ricci, übernahm Josef Mailáth als königl. Commissär am 21. October 1776 Fiume im Namen Ungarns.

Auch diese Erklärung gehört in die Reihe jener Fiktionen, die in der Politik keinen Wert besitzen und das Uebel nicht heilen, sondern bloß die Symptome desselben unterdrücken. Auch Fiume ist auf dem Wege des Privatrechts in den Schoß der österreichischen Erbländer geschmuggelt worden, auch dieses glitt auf der schiefen Ebene in fremden Besitz.

Akusius Radich schreibt, als König Koloman Dalmatien eroberte, «habe Fiume unter venezianischer Schutzherrlichkeit, im Besitze altrepublikanischer selfgouvernementaler Institutionen *römischen Ursprungs*, besondere territoriale Selbstständigkeit besessen.» Es ist Schade mit dergleichen tönenden Phrasen die Ideen zu verwirren; denn der römische Ursprung Fiume's läßt sich ja mit nichts beweisen; davon Zeugniß gebende Steininschriften sind nicht vorhanden, und die Geschichtsschreiber beobachten darüber absolutes Stillschweigen. Seine municipale und territoriale Selbstständigkeit konnte allenfalls von der Art sein, wie diejenige der ungarischen königlichen Freistädte, denn dass es eine selbstständige Republik gewesen sein sollte, während Venedig's Patronat sich auch auf sie erstreckte, das kann nur derjenige verstehen, der nicht weiß, welcher Art dieses venezianische Patronat gewesen.

Im XVI. Jahrhundert, als Fiume mit dem Herzogtum Krain in engeren Verband trat, führte es den Titel: *magnifica communitas terrae fluminis S. Viti*. Auch in diesem Titel drückt sich nur ein Zustand von der Art aus, wie wir ihn heute in den ungarischen königlichen Freistädten finden, wo der von der Regierung ernannte Obergespan an der Spitze der öffentlichen Geschäfte steht. Sonst aber hing Fiume während der Zeit der österreichischen Herrschaft von dem in Graz residirenden innerösterreichischen Gubernium und vom obersten Gerichtshof in Wien ab.

Bei der Ventilation dieser Frage müssen wir des Ausdrucks Erwähnung tun, der zum erstenmal im Diplom Maria Theresia's vom 23. April 1779 vorkommt und welchem gemäss Fiume «*tamquam separatum corpus, Sacrae Coronae Regni Hungariae annexum*» unmittelbar mit Ungarn verbunden wird. Radich misst,

wie es scheint, diesem Ausdruck einen sehr weiten Sinn bei, oder ist mindestens bezüglich jener Aspirationen mit sich nicht im Reinen, denen dieser, auch in das 1868-er Gesetz übergegangene Ausdruck zum Ausgangspunkt dient.

Was bedeutet dieses «separatum corpus»? Ganz gewiss nichts anderes, als dass Fiume und sein Gebiet, nachdem es während der wechselnden Geschicke von Jahrhunderten aus der unmittelbaren territorialen Berührung mit Ungarn herausgerissen worden, unter keinem Vorwande mit einem der benachbarten kroatischen Komitate vereinigt werden darf. Dass dieser Ausdruck, ausser der municipalen Berechtigung und Selbstständigkeit auch noch staatsrechtliche Unabhängigkeit hätte garantiren wollen, das wird mit gesunder Vernunft Niemand behaupten wollen. Fiume ist auch gegenwärtig noch viel zu klein dazu, um das oberste Gerichtstribunal, von welchem es keine weitere Berufung giebt, und die Gesetzgebung in sich vereinigen, um seine internationalen Angelegenheiten unmittelbar erledigen zu können. Ein «separatum corpus» ist es deshalb, weil es von den übrigen Bestandteilen des ungarischen Reiches territorial abgesondert dasteht und mit demselben nicht unmittelbar zusammenfliesst, wie z. B. die Gesamtheit des Territoriums der Komitate. An besondere constitutionelle Rechte bezüglich Fiume's hat Maria Theresia nicht gedacht; aber offenbar auch die Fiumaner nicht, wofür jener Eifer spricht, mit welchem sie ihren unmittelbaren Anschluss an Ungarn urgirten.

Es ist unbezweifelbar, dass Fiume, als eine Seestadt, andere Interessen hat, als Marmarosch oder Pressburg, aber eben darum ist es auf dem ungarischen Reichstag vertreten, um seine Interessen dort geltend zu machen, und es ist gewiss, dass dieselben dort ausgiebige Berücksichtigung finden werden. Treiben wir daher mit dem Ausdruck «separatum corpus» kein Gaukelspiel, wie mit der Benennung «dreieinigtes Königreich!»

Die andere Hälfte des angeführten Passus des Theresianischen Diploms, welche den Anschluss Fiume's an die ungarische Krone ausspricht, ist ebenfalls zum Gegenstande von Interpretationen gemacht worden, und darum verweist Radich auf den IV. Gesetz-



artikel vom Jahre 1807, in welchem klar und deutlich ausgesprochen wird, dass Fiume zu Ungarn gehöre. Aber die Phraseologie steckt so sehr in unserem Blut, dass wir Jahre und Jahrzehnte hindurch bombastische Redensarten im Munde führen, bis wir ziemlich spät die Wahrnehmung machen, dass unsere Gegner diese unsere Redensarten zu unserm Nachtheile ausgebeutet haben. Schon Franz Deák hat im Jahre 1867 die Fiumaner darauf aufmerksam gemacht. Wir sind der Ansicht — sagt er — dass die ungarische Krone und Ungarn einen und denselben Begriff ausdrücken, aber jenseits der Drau ist man bereits anderer Ansicht: ich meine daher, es liege auch in Fiume's Interesse, dass es sich mit uns auf einen und denselben Standpunkt stelle. Wenn Fiume zur heiligen Stefanskrone gehören will, dann gehört es nicht blos zu uns, sondern gehört auch zu Kroatien, zu welchem es meines Wissens niemals hat gehören wollen, und wahrscheinlich auch gegenwärtig und künftig nicht wird gehören wollen.

Kroatien verdankt seine gegenwärtige Stellung nur derartigen Dubietäten, Nachsichten, Nachgiebigkeiten und politischer Blindheit von Seiten Ungarns. Radich nimmt in dieser Beziehung einen historisch richtigen Standpunkt ein, und die staatsrechtlichen Lehren, welche ich in meinem Werke «die verschollenen Komitate» niedergelegt habe, sind an ihm nicht spurlos vorübergegangen. Auch er verkündet, dass das heutige Kroatien diesen Titel usurpire, dass das Land zwischen der Drau und Sau ungarisches Land und dass Slavonien jenseits der Kulpa und des Velebitgebirges zu suchen sei. Aber er zieht die sich hieraus ergebenden Konsequenzen nur bedingungsweise, er erklärt nämlich, dass, wenn die kroatischen «Brüder» nicht ablassen würden gegen den ungarischen Staat zu agitiren, ja wenn sie nicht Willens wären dessen Stützen zu sein, dahin getrachtet werden müsste, dass die territoriale Integrität Ungarns wiederhergestellt werde, und dass wieder die Save die südliche Grenze Ungarns bilde, wie dieselbe sich rechtmässsig bis dahin und bis zum Velebitgebirge erstreckt.

Wir sind somit Akusius Radich bis an die Schwelle der heutigen Tagesfragen gefolgt, wo die Presse bereits verkündet, dass

der Regierungspräsident eine Combination plane, durch welche er die widerrechtlich sogenannten slavonischen Komitate Ungarn zurückeinverleiben und den Kroaten dafür Bosnien geben wolle. Es ist nicht unsere Aufgabe, über diese Combination eine Meinung zu äussern, und wir tun derselben nur Erwähnung, um zu zeigen, welch' wichtige Rolle der Geschichtsschreibung im staatlichen Leben der Nationen zufällt. Nachdem die Geschichtswissenschaft nachgewiesen hat, in Folge welcher Fehler die ungarische Nation ihre jenseits der Drau gelegenen Besitzungen von Belgrad bis an die Adria eingebüsst habe, vermag sie den denkenden Staatsmann auch auf den Weg der Heilung zu führen. Meiner Meinung nach deutet aber die Geschichte keineswegs auf den Weg der Transactionen, der Compensationen, der Rechtspreißegebung hin!

FRIEDRICH PESTY.

## ZEHN JAHRE UNTERRICHTSMINISTER.

### I.

Am 4. September v. J. waren es zehn Jahre, dass Herr August Trefort das Portefeuille eines königl. ungar. Ministers für Cultus und Unterricht bekleidet. In unseren Tagen, wo die Minister fast nach den Monaten wechseln, ist diese Tatsache jedenfalls schon an sich beachtenswert. Trefort bildet im ungarischen Ministerium seit einem Decennium den «fixen Pol in der Erscheinungen Flucht». Die Ursache davon hat man in politischer Beziehung darin zu suchen, dass trotz aller Personalveränderungen in der Leitung und im Bestande der ungarischen Regierung die Grundsätze der massgebenden Politik Ungarns dennoch dieselben geblieben sind, welche im Jahre 1867 zum Abschlusse des staatsrechtlichen Ausgleiches mit Oesterreich geführt haben. Diese politische Richtung, durch Franz Deák inaugurirt, bildet auch heute den Rahmen, innerhalb dessen Ungarns innere und äussere Politik sich bewegt. Minister Trefort repräsentirt diese Politik Deáks im Schosse des Cabinets am ungetrübtesten; vertritt er doch da-

mit zugleich jene Anschauungen und Principien, an deren Verwirklichung in Wissenschaft, Staat und Gesellschaft er selber seit länger als vier Decennien durch Wort und Tat erheblich mitgearbeitet hat. So oft daher mit dem Wechsel im Ministerpräsidium des ungarischen Cabinets auch Trefort sein Portefeuille der Krone zur Verfügung gestellt hat, immer wieder wurde er von Sr. Majestät mit der abermaligen Uebernahme desselben betraut. Dieses auszeichnende Vertrauen des Monarchen, das sich auch noch auf andere Weise kund gegeben, entsprang wohl zugleich der richtigen Ueberzeugung, dass der häufige Wechsel in der Leitung eines Fachministeriums mit grossen Nachteilen verbunden ist. Dies gilt insbesondere vom Unterrichtsministerium, da die langsam sich entwickelnde Natur der Lehr- und Bildungsanstalten eine gewisse Stetigkeit und Gleichmässigkeit in der Führung voraussetzt, widrigenfalls Unordnung und Verwirrung entsteht und das Unterrichtswesen dem Zerfalle entgegenieht. Ungarn erlebte schon einmal eine solche Epoche in den Jahren von 1861—1867.

August Trefort gehörte lange vor der Uebernahme des Unterrichtsportefeuilles zu den bedeutendsten politischen Männern des Landes. Er entstammt einer Familie von französischer Abstammung, erhielt in seiner Jugend eine sorgfältige wissenschaftliche Ausbildung und unternahm bereits im Jahre 1836 eine längere Studienreise durch Europa, wobei er auch Russland besuchte und überall den socialen und nationalökonomischen Zuständen und Verhältnissen seine Hauptaufmerksamkeit zuwendete. Bruchstücke aus der Schilderung dieser Studienreise veröffentlichte er im Jahre 1839. Damals trat er auch als Concipist bei der ungarischen Hofkanzlei in den Staatsdienst und bestand das Advocaturs-Examen. Den öffentlichen Dienst verliess er jedoch bald, um sich der Wissenschaft völlig widmen zu können. Ausser Nationalökonomie beschäftigten ihn noch Politik und Geschichte; trug er sich doch einige Zeit mit dem Gedanken, die Laufbahn eines akademischen Lehrers zu betreten. Diese Studien leiteten ihn naturgemäss auch zur practischen Anteilnahme am politischen Leben, um so mehr, als zu Beginn der Vierziger Jahre die Reformbewegung in Ungarn

in rascheren Gang gekommen war. Trefort verband sich mit den ihm gleichgesinnten Männern, Baron Josef Eötvös und Ladislaus Szalay, in deren Gemeinschaft er die Zeitschrift «Budapesti Szemle» («Budapester Revue») herausgab. In dieser veröffentlichte er treffliche Artikel, die bald allgemeines Aufsehen erregten, so dass die «Ungarische Gelehrten-Gesellschaft» den jungen Schriftsteller schon im J. 1841 zu ihrem correspondirenden Mitgliede erwählte. Seit 1843 gehört Trefort dem ungarischen Reichstage an, in welchem er im ereignissreichen Jahre 1848 einen Bezirk der Hauptstadt Pest vertrat.

In den Jahren 1845 und 1846 unternahm er abermals eine längere Reise durch Italien, die Türkei und Griechenland, wurde sodann im ersten ungarischen Ministerium Staatssecretär des Handelsministeriums, das er nach der Demission des Cabinets (28. Okt. 1848) einige Zeit interimistisch leitete. Als aber die Wogen der Revolution losbrachen und eine richtige Reformarbeit unmöglich machten: legte Trefort sein Amt nieder und begab sich über Wien mit seinem Schwager, dem Baron Eötvös, nach Deutschland, von wo er im J. 1850 zurückkehrte.

Nun widmete Trefort seine Aufmerksamkeit abermals ausschliesslich den Wissenschaften und der Bewirtschaftung seines Landgutes. Eine Frucht seiner langjährigen historischen Studien, die Geschichte der englischen Revolution, die er im Manuscripte beendet hatte, war sammt seiner wertvollen Bibliothek in der Revolution leider ein Raub der Flammen geworden.

An der Wiederbelebung des nationalen Geistes und der constitutionellen Einrichtungen nahm Trefort ebenfalls lebhaften Anteil. Man weiss, dass von 1850—1860 in Ungarn namentlich die landwirtschaftlichen Vereine solchen Zwecken dienten. Auch sonstige Bestrebungen zur Förderung der materiellen Interessen unterstützte Trefort aufs Eifrigste, weil dadurch zugleich die politische Selbstständigkeit und das culturelle Gedeihen des in nationalökonomischer Beziehung zurückgebliebenen Ungarn vorbereitet, resp. gesichert werden konnte. Ein armes Volk ist in der Regel auch geistig und politisch unfrei. Eine grosse Anzahl von Arti-

keln und Aufsätzen im «Pesti Napló» und in anderen Zeitschriften dienten demselben Zwecke.

Mit der Wiederkehr des öffentlichen politischen Lebens kehrte auch Trefort auf das parlamentarische Gebiet zurück. Er schloss sich auf das Engste seinem ältern Freunde Franz Deák an, dessen politische Grundsätze er bis heute getreulich repräsentirt; allerdings mit einer bemerkenswerten Nuance. Der «alte Herr» (Deák) war trotz seiner aufrichtigen liberalen Gesinnung und trotz seines weiten politischen Horizonts im Wesen doch ein ungarischer Táblabiró liberaler Façon geblieben. Trefort nennt sich mit Stolz einen «Europäer», allerdings nicht in dem Sinne, als ob er einem vagen Kosmopolitismus huldigen und Nationalität und Vaterland gering schätzen würde, beide werden vielmehr von ihm hoch gehalten; wohl aber weiss der heutige ungarische Unterrichtsminister sich von allen nationalen Vorurteilen frei, er fühlt sich Eins mit der modernen Civilisation Westeuropa's und betrachtet auch seine Nation als ein Glied dieser europäischen Culturmenschheit, zu deren Höhe er das ungarische Volk emporzuleiten bemüht ist. Dabei charakterisirt ihn ein aufrichtig demokratischer Zug in der Richtung, dass er die socialen Standesunterschiede keineswegs beseitigt wissen will, weil solches Begehren einfach Unmögliches verlangen würde: sondern sein Demokratismus gibt sich vor Allem dadurch kund, dass er jeden Einzelnen nur nach seiner Leistungsfähigkeit schätzt. Jene Demokratie, die in Hemdärmeln und auf den Strassen Politik treibt, ist dem Anhänger eines Tocqueville, Guizot, Laboulaye, Macaulay, Fallmerayer etc. ebenso fremd, wie die Verherrlichung aristokratischer Kastenherrschaft.

Ein Mann von so universeller Anschauung und mit so umfassender europäischer Bildung hatte vollkommen die geistige Eignung zur Uebernahme des Portefeilles für Cultus und Unterricht in Ungarn, wo die Mischung der Nationalitäten und Confessionen gerade auf diesem Posten einen hohen Grad geistiger Unbefangenheit und Objectivität erfordert. Was er nun in dieser Eigenschaft geleistet, das bezeugt vor Allem der heutige Zustand der öffentlichen Bildungsanstalten Ungarns. Das soeben publicirte

Werk: «Das ungarische Unterrichtswesen am Schlusse des Schuljahres 1879/80» (Budapest, 1882, 4. 252 S.) gibt uns die Grundlage zur kurzen Skizze dieser Tätigkeit des Ministers. Wir werden dabei den Stand der ungarischen Lehr- und Bildungsanstalten vom Jahre 1870 zur Vergleichung anführen.

Seit der Wiederaufrichtung der ungarischen Verfassung hat die Legislative Ungarns sich bloß mit der Regelung des Volksschulwesens befaßt. Die erste Tat auf diesem Gebiete war das *Volksschulgesetz* vom Jahre 1868, dieses ehrende Denkmal des verewigten Freiherrn v. *Eötvös*. Die Durchführung und der Weiterausbau dieses Gesetzes bilden seitdem die hauptsächlichste Tätigkeit des ungarischen Unterrichtsministeriums. Unter *Trefort* wurde das Gesetz durch mehrere *Novellengesetze* teils ergänzt, teils angemessen modificirt. Es gehören hierher das Gesetz über die Pensionirung der Lehrer und Lehrerinnen an Volkslehranstalten (G. A. XXXII. v. J. 1876), das Gesetz über die Volksschulbehörden (G. A. VI. v. J. 1876) und das Gesetz über den obligatorischen Unterricht in der ungarischen Staatssprache an allen Volksschulen des Landes (G. A. XVIII. v. J. 1879).

An diese Gesetze schlossen sich dann zunächst die *organisatorischen Arbeiten des Ministeriums*. Es wurden im Jahre 1876 ausführliche Instructionen für die verschiedenen Schulaufsichtsorgane publicirt, die innere Leitung und Führung des Elementar- und höheren Volksschulunterrichts durch neue Lehrpläne geregelt (1877), die Herausgabe von Schulbüchern für Volksschulen stetig gefördert, die statistische Beschreibung der Schulen, die Anlage von Stamm- oder Grundbüchern über die Schulen und deren Vermögen durchgeführt. Grosse Verdienste erwarb sich die oberste Unterrichtsverwaltung seit 1872 durch die continuirliche Vermehrung der Schulen, namentlich auch der Staatsvolksschulen, ferner durch die Erbauung neuer Schulhäuser, durch die energische Betreibung der Gehaltsregulirungen für die Lehrer, sowie durch die fortgesetzte Fürsorge für eine verbesserte Lehrerbildung in den Staatslehrerseminarien. Es würde den Raum dieser Revue weit überschreiten, wollten wir alle diese Momente im Einzelnen schil-

dern. Wir beschränken uns deshalb auf die weit kürzere, aber auch überzeugendere Sprache der Zahlen und verweisen im Uebrigen auf die obcitirte jüngste Publication des ungarischen Unterrichtsministeriums in deutscher Sprache.

Ungarn (mit Siebenbürgen, doch ohne die Banater Militärgrenze) zählte im J. 1870 12,564 politische Gemeinden, von denen 10,187 Gemeinden oder 81·08% eigene Schulen hatten, 779 Gemeinden oder 6·20% in benachbarte Gemeinden eingeschult waren, 1598 Gemeinden oder 12·72% sich jedoch ganz ohne Schule befanden. Im Jahre 1880 war die Zahl der politischen Gemeinden hauptsächlich durch die Einverleibung der Militärgrenze auf 12,814 gestiegen; davon besaßen eigene Schulen 10,664 Gemeinden oder 83·22%, eingeschult waren 1876 Gemeinden oder 14·64%, und ganz schullos waren 274 Gemeinden oder 2·14%. Unter diesen 274 schullosen Gemeinden hatten 83 Gemeinden nicht über 10 schulpflichtige Kinder, 70 Gemeinden 10—20, 39 Gemeinden 20—30 Schulpflichtige; es sind also vorwiegend kleinere Gemeinden, die heute noch ohne jedwede Schule sind. Die meisten derselben liegen zerstreut im Gebirge (in den Comitaten Abauj, Unterweissenburg, Bihar, Hunyad, Severin, Ung und Zemplin) und haben slovakische, rumänische oder rutenische Bevölkerung. Das Centrum des Landes sowie der ehemalige Königsboden in Siebenbürgen sind in Bezug auf das Vorhandensein der Elementarschulen relativ am Besten bestellt. Minister *Trefort* richtet ein Hauptaugenmerk auf die Errichtung von Staatsschulen in den schullosen Gemeinden. Im J. 1880 zählte man 266 solcher Staatsschulen, im J. 1870 war keine einzige vorhanden.

Ueberhaupt stieg die *Zahl der Volksschulen* vom Jahre 1870 auf 1880 sehr bedeutend; damals betrug sie 13,798, jetzt 15,824 Schulen, das Wachstum ist also 2026 Schulen oder 14·7%. Auf ein Jahr entfällt im Durchschnitte eine Vermehrung von über 200 Schulen. Auf den Bevölkerungsstand des Landes verteilt, ergibt sich, dass im J. 1870 bei einer Bevölkerung von 13.219,350 Seelen eine Volksschule auf 958 Einwohner kam; im J. 1880 war die Bevölkerung 13.721,368 Seelen, eine Volksschule entfiel also

durchschnittlich auf 867 Einwohner. Nach dem Flächenraume von 4926·86 österr. Geviert-Meilen oder 280.389·8 □ Kilometern kamen im J. 1870 auf eine Quadratmeile 2·95, im J. 1880 aber 3·21 Volksschulen. Die Zunahme ist somit absolut und relativ eine erhebliche.

An *Schulgebäuden* zählte man im J. 1870 eigene 12,736, gemietete 1.034, zusammen 13,770; im J. 1880 gab es 14,350 eigene und 1474 gemietete, zusammen 15,823 Schulhäuser; die Gesamtzunahme beträgt somit 2054 Gebäude oder 15·2%. Von 1870 bis 1880 wurden überhaupt 3128 neue Schulhäuser erbaut, die Zahl der *Naturalwohnungen der Lehrer* stieg in demselben Zeitraume von 12,880 auf 16,691, also ein Plus von 6189 Wohnungen oder 48%; die *Lehrzimmer* von 16,899 auf 21,838, die Vermehrung war hier 4939 Zimmer oder 29·2%. Auf eine Schule kamen im Durchschnitte im J. 1870 1·22, im J. 1880 erst 1·38 Lehrzimmer. Die Zahl der ungetheilten einklassigen Volksschulen mit bloß einem Lehrer ist also fortdauernd überwiegend. Dagegen hat die innere Ausstattung mit *Lehrmitteln* und *Schulgeräten*, sowie die Errichtung von *Baumschulen*, *Schulgärten* und *Turnplätzen* in überraschender Weise allenthalben zugenommen. Während noch im J. 1871 nach amtlicher Meldung 1785 Schulen ohne alle Lehrmittel vorhanden waren, gibt es heute in Ungarn keine einzige Schule mehr, welche der notwendigsten Lehrbehelfe entbehrt. Die oberwähnten 15,824 Volksschulen des Jahres 1880 unterscheiden sich je nach der Lehrstufe in *Elementarschulen* : 15,652, in *höhere Volksschulen* : 71 und in *Bürgerschulen* : 101. Nach dem *Geschlechte der Schüler* gab es im Jahre

	1870	1880
Knabenschulen . . . . .	677	823 + 146
Mädchenschulen . . . . .	499	975 + 476
Gemischte Schulen . . . . .	12,622	14,026 + 1404
Zusammen	13,798 Schulen	15,824 Schulen

Im *schulpflichtigen Alter* vom vollendeten 6. bis zum beendigten 15. Lebensjahre zählte man im J. 1870 Kinder beiderlei Geschlechts 2.284,741, im J. 1880 aber nur 2.097,490, also um 181.251 Kinder oder 8·1% weniger. Dieser erhebliche Rückgang



steht einerseits mit den bedauerlichen Populationsverhältnissen Ungarns überhaupt im Zusammenhange, anderseits kommt er teilweise auch auf Rechnung ungenügender Strenge bei der Schülerbeschreibung. Von den Schulpflichtigen besuchten im J. 1870 bloß 47·8% die Schule; im J. 1880 war die Zahl der *Schulbesucher* bereits auf 77·21% der Schulpflichtigen gestiegen, hatte sich also um 29·41% vermehrt. Einen richtigeren Einblick über den Fortschritt im Schulbesuche erhält man jedoch, wenn die schulbesuchenden Alltagsschüler mit derschulpflichtigen Jugend dieses Alters verglichen werden. Darnach besuchten von den schulpflichtigen Alltagsschülern die Schule im J. 1870 68·5%, im J. 1880 schon 85·72%, von den schulpflichtigen Wiederholungsschülern giengen zur Schule im J. 1870 bloß 1·3%, im J. 1880 jedoch 56·04%. Der wohlthätige Einfluss einer strengeren Handhabung der Regierungsgewalt ist aus diesem verbesserten Resultate des Schulbesuches ebenfalls deutlich zu erkennen.

Dasselbe gilt von denjenigen Schulbesuchern, welche den ganzen Schulkurs (Winter- und Sommerkurs) frequentiren, gegenüber jenen Schülern, die nur des Winters zur Schule gehen. Die *ganzjährigen Schulbesucher* betruhen noch im J. 1874 erst 66·8% aller Schulbesuchenden, im J. 1880 war deren Verhältnisszahl auf 81·3% gestiegen.

Auch die bessere Ausstattung der Schüler mit Schulbüchern und Schulrequisiten, die genauere Behandlung der Schulversäumnisse, sowie die strengere Prüfung der *Volksschulabiturienten* zeugt von der intensiveren Unterrichtsleitung. Während z. B. im J. 1874 von den Abiturienten der Volksschule bloß 73·93% lesen und schreiben konnten, waren im J. 1880 bereits 93·96% der aus der Volksschule tretenden Schüler des Lesens und Schreibens kundig.

Um nicht allzu weitläufig zu werden, überschlagen wir eine Reihe von Capiteln in dem uns vorliegenden officiellen Berichte; zur Charakteristik des ungarischen Volksschulwesens führen wir indessen noch zwei Momente an: Nach der *Muttersprache* waren die Schüler im Jahre

	1870	1880	mehr
Ungarn (oder Magyaren)	538,612	787,587	2 8,975 = 46·0%
Deutsche	215,320	267,282	51,962 = 24·1
Rumänen	126,163	204,953	78,790 = 62·4
Slovaken	158,046	253,942	95,896 = 60·7
Serben	17,784	36,850	19,066 = 107·2
Kroaten	18,346	25,836	7,490 = 40·8
Ruthenen	33,631	43,242	10,699 = 32·8
Unbekannte	45,211	—	—
Zusammen	1,152,115	1,619,692	Schüler.

Nach der Muttersprache haben bei den Schulbesuchenden die Kinder ungarischer Sprache in absoluter Hinsicht am meisten zugenommen; ihnen folgen in dieser Beziehung die Slovaken, dann die Rumänen und an vierter Stelle die Deutschen. Die geringste absolute Zunahme zeigen die Kroaten. Wichtiger ist die Betrachtung der Vermehrung der Schulbesucher in relativer Hinsicht. Da stehen die Serben obenan, ihnen folgen die Rumänen und Slovaken, dann erst die Magyaren, die Kroaten, die Ruthenen und an letzter Stelle die Deutschen. Bei diesen Letzteren war das relative Wachstum schon darum notwendiger Weise geringer, weil sie bereits im J. 1871 67·0% (in Siebenbürgen allein schon 79·75%) ihrer Schulpflichtigen zur Schule entsendet hatten.

Einen vielbesprochenen Punkt bildet ferner der Stand der *Unterrichtssprache in den Volksschulen Ungarns*. Darnach war der Unterricht im Jahre

	1870	1880
Ungarisch in	5818 Schulen,	7342 Schulen
Deutsch in	1232	867
Rumänisch in	2569	2756
Slovakisch in	1821	1716
Serbisch in	153	245
Kroatisch in	80	68
Ruthenisch in	473	393
Zweisprachig in	1467	2335
Dreisprachig in	165	102

Es haben also zugenommen: die Volksschulen mit rein ungarischer, mit rumänischer und mit serbischer Sprache und die zweisprachigen Volksschulen; abgenommen haben die Schulen mit deutscher, slovakischer, kroatischer und ruthenischer Sprache

und die dreisprachigen Schulen. Der amtliche Bericht bemerkt hiezu, dass «in vielen deutschen (aber auch in slovakischen, ruthenischen und kroatischen) Gemeinden die ungarische Sprache gerne als zweite Unterrichtssprache eingeführt worden sei.» Ferner hätten die Schulinspectoren auch jene Volksschulen als «doppelsprachige» angeführt, in denen die ungarische Sprache nur als obligatorischer Lehrgegenstand unterrichtet werde, wo also das Ungarische nicht zugleich zweite Unterrichtssprache ist. In dieser Lage befanden sich die meisten deutschen Schulen in West-, Nord- und Südungarn. Das Ministerium hat auf die Bestimmung der Unterrichtssprache in den Gemeinde-, Confessions- und Privatschulen, die ja die überwiegendste Majorität bilden, keinen gesetzlichen Einfluss, da die Unterrichtssprache nach der Muttersprache der Schüler durch die Schulerhalter (Gemeinde, Confession etc.) festgestellt wird. Es kann also z. B. Niemand einer deutschen Gemeinde die Beibehaltung der deutschen Sprache als Unterrichtssprache verwehren oder derselben eine andere Sprache als Lehrsprache in ihrer Gemeindeschule aufdringen.

Die fruchtbringende Tätigkeit des Ministeriums Trefort zeigt sich des ferneren an dem *Status* und in der *materiellen Stellung der Lehrer*. Im Jahre 1870 hatte Ungarn-Siebenbürgen 17,792 Volksschullehrer; im J. 1880 betrug deren Zahl 21,664, somit um 3872 Lehrer oder 21·8% mehr; die Lehrer bezogen im J. 1870 eine Besoldung von 3.413,048 fl., so dass das Durchschnittsgehalt eines Lehrers im eigentlichen Ungarn 208 fl. 87 kr., in Sieberbürgen gar nur 120 fl. 48 kr. ausmachte. Im Jahre 1880 war die Lehrbesoldung 7.985,948 fl. oder um 4.572,900 fl. höher als im Jahre 1870, so dass die Durchschnittsbesoldung eines ordentlichen Lehrers fl. 389·14, die eines Hilfslehrers schon fl. 229·65 betrug.

Ueberhaupt stiegen die jährlichen *Schuleinkünfte* von 3.760,121 fl. des Jahres 1870 im Jahre 1880 auf 10.057,149 fl., das Wachstum bildet also die namhafte Summe von 6.296,968 fl. Im Jahre 1870 entfiel auf eine Schule im Durchschnitte das Einkommen von 272 fl. 51 kr.; im J. 1880 aber von 635 fl. 56 kr. Die relative Zunahme macht hier 133·23% aus. Die Staatsunterstützung war

im J. 1870 nur 40,771 fl., im J. 1880 dagegen 689,370 fl. Solche Ziffern sprechen deutlich.

Wieder müssen wir die Capitel über die Staatelementar-, dann über die höheren Volks- und die Bürgerschulen des Raummangels wegen überschlagen, um zum Schlusse dieses ersten Artikels noch der *Lehrerbildung* einige Worte zu widmen. Im J. 1880 gab es 72 Lehrerseminarien, davon waren 53 männliche und 18 weibliche und ein Privatseminar. Dem Staate gehören 25 (18 m., 7 weibl.). In diesen Lehrerseminarien wirkten 617 Lehrer in 239 Lehrzimmern. Die Anzahl der Zöglinge in den Staatsseminarien betrug im J. 1874 erst 1468, im J. 1880 aber 2027, also um 559 Zöglinge = 38·8% mehr; die confessionellen Seminarien hatten im J. 1874 1183, im J. 1880 aber 2306 Zöglinge, folglich um 1123 Zöglinge oder 95% mehr. Die Staatsseminarien sind trotzdem weit stärker bevölkert. Es kamen nämlich im J. 1880 auf ein Staatsseminar durchschnittlich 85, auf ein confessionelles Seminar nur 47 Zöglinge. Der Minister hat deshalb neuestens gegen die Uebervölkerung der Staatsseminarien (namentlich der weiblichen) durch Verschärfung der Aufnahmebedingungen notwendige Vorkehrungen getroffen. Auf seine Lehrerseminarien verwendete der ungar. Staat im J. 1880 522,585 fl., die Confessionen nur 216,385 fl.; beide zusammen 725,356 fl.

Weiters erwähnen wir, dass der erst im Jahre 1875 begründete ungarische *Landespensionsfonds für die Lehrer und Lehrerinnen der Volksschulen* im J. 1880, also im sechsten Jahre seines Bestandes, bereits die Höhe von 2,354,599 fl. 79½ kr. erreicht hat. Der Staat leistet jährlich einen Zuschuss von 100,000 fl.

Aber Minister Trefort zeichnete sich auf dem Gebiete des Volksschulwesens nicht bloß durch seine positiven Schöpfungen aus, sondern es zeugen für seine Erkenntniss des Richtigen auch die von ihm bewerkstelligten Auffassungen und Ablehnungen. Unsere Zeit ist nur zu sehr geneigt, überall der Phrase die Herrschaft einzuräumen und der Staatsgewalt eine Art von göttlicher Providenz zuzuschreiben, um nur die eigene Untätigkeit, Mäthzigkeit oder Opferunlust zu bemänteln. So hatte man dem

Staate auch in Ungarn bis zum Jahre 1873 den «Unterricht der Erwachsenen» aufgeladen; dieser Unterricht verschlang jährlich über 70,000 fl. Minister *Trefort* liess diese Institution von fraglichem Werte gänzlich fallen. Desgleichen stellte er die massenhafte Entsendung von Lehramts-Candidaten und Lehrern ins Ausland auf Staatskosten ein, weil derlei «Studienreisen» sehr häufig sich in blosse Vergnügungsfahrten verwandelt hatten. Strebsamen Lehrern werden übrigens von Fall zu Fall auch heute Staatsstipendien für das Ausland bewilligt. Wie der «Unterricht der Erwachsenen» so sollte auch die Erziehung im Vorschulalter verstaatlicht werden. *Trefort* zog indessen den bereits vorgelegten Gesetzentwurf zurück. Die Erwachsenen mögen für ihren Unterricht selber Sorge tragen; die Erziehung der Kinder im Vorschulalter in Kinderbewahranstalten und Kindergärten bleibe aber der Gesellschaft überlassen. Der Staat tritt hier nur fördernd und überwachend ein. In Ungarn unterstützte der Staat die Kleinkindererziehung im J. 1880 mit 21,783 fl. Vom pädagogischen Standpunkte rechtfertigt sich nicht minder des Ministers ablehnende Haltung gegenüber der gewünschten peremptorischen Einführung von Schulsparcassen in die Volksschulen. Der Minister gestattet diese Sparcassen, aber er befiehlt deren Einführung nicht.

Zum Schlusse dieses Artikels gedenken wir noch des in Budapest errichteten staatlichen «*Landes-Lehrmittel-Museums*» und der damit verbundenen *permanenten Lehrmittel-Ausstellung* sowie der fortgesetzten Erzeugung von *Schulbüchern* und wohlfeilen *Lehrmitteln* überhaupt. Der ungarische Staat hat im J. 1880 in acht Sprachen 354,620 Exemplare verschiedene Schulbücher und 5456 Stück diverser Lehrmittel und Schulutensilien an die Volksschulen verkauft.

Dr. J. H. SCHWICKER.

## DER NATIONALE KAMPF GEGEN DAS UNGARISCHE STAATSRECHT.<sup>1</sup>

Heute morgen, im Jahre 1895, sind es tausend Jahre, dass die ungarische Nation diesen Boden betrat, sich ein Heim zu erwerben. Die Waaggegend, das Neutragebiet war damals den Mähren untertan. Syrmium und vielleicht einige südliche Gebiete gehörten zu Bulgarien. Der District jenseits der Donau und der Westteil des Landes zwischen der Sau und Drau unterstand mittelbar oder unmittelbar den Ostfranken. In der Mitte Siebenbürgens und im mittelungarischen Tiefland wohnten, schütter zerstreut, vorwiegend, wenn nicht ausschliesslich slavische Stämme, ohne Zweifel mit einer gewissen Stammesverfassung, von der sich Erinnerungen, ja vielleicht selbst Spuren, bis in den Anfang des XIII. Jahrhunderts, die Zeit des Anonymus, erhielten, jedoch ohne eigentliche staatliche Organisation. Das subkarpathische Oberland vom nordöstlichen Teile Trentschin's bis zur Marmarosch und südlich ungefähr bis zur heutigen Nordgrenze des ungarischen Elements, den grössten Teil Siebenbürgens, insbesondere den breiten Gürtel seiner Grenzgebirge, deckten dichte Waldungen.

Das berittene, noch nomadische Ungartum occupirte und besiedelte vor Allem jene Teile, auf welchen es sein altes, angewöhntes Wanderleben am bequemsten fortsetzen konnte: die Ebenen und das niedrigere Hügelland. Die Landesbewohner, die von der Kriegsfurie verschont wurden und in ihren alten Wohnsitzen verblieben, wurden theils freiwillig, theils besiegt, Verbündete oder Hörige der Ungarn, und gingen, ihrer geringen Zahl zufolge, in der Masse der Ueberwinder auf. Damit will ich indessen noch keineswegs sagen, dass die alte, fremdsprachige Bevölkerung völlig verschwand. An den Landesgrenzen, in bergigen oder waldigen

<sup>1</sup> *Der nationale Kampf gegen das ungarische Staatsrecht.* Ein Beitrag zur Kritik der älteren ungarischen Geschichte von Jos. Lad. Pič. Leipzig, (Duncker u. Humblot 1882. 259 S.)

Gegenden, wo sich Ungarn gar nicht oder nur in geringer Zahl ansiedelten, erhielten sich einzelne Bruchstücke derselben. In Trentschin z. B. und in Slavonien — das ist im heutigen Kroatien — soweit die historischen Spuren zurückreichen — blieb das Gros der Bevölkerung immer slavisch, spielte jedoch *als Nationalität* dem Reiche gegenüber nie eine eigene Rolle, ausgenommen — im Laufe der Zeit — das heutige Kroatien, welches, seiner geographischen Lage zufolge eine gewisse Selbstständigkeit erlangend, seiner Organisation nach zwar von den übrigen, ungarischen Gegenden des Landes sich nicht unterschied, aber zufolge der Nationalität seiner Bevölkerung einen gewissen slavischen Charakter annahm, welcher indessen erst durch die Ereignisse der neuesten Zeit wirklich grossgezogen und dem Mutterlande feindselig gestimmt wurde.

Das Christentum erschloss Ungarn dem Auslande und vermehrte die autochthone, nichtungarische Bewohnerschaft durch Einwanderung. Die schütterte und durch Kriege verminderte Bevölkerung, das ungeheure, noch anbaulose, aber anbaufähige Landesgebiet gestattete, ja forderte den Zufluss neuer Ankömmlinge. Es kamen denn auch seit Stephan dem Heiligen nach Ungarn aus allen Weltgegenden Leute jedes Standes und Ranges, bald einzeln, bald in kleineren oder grösseren Haufen, ja Heeren. Bei allen diesen Einwanderungen aber tritt uns eine charakteristische Erscheinung entgegen, die wir nicht ausser Acht lassen dürfen, da sie am deutlichsten zeigt, welche Nationalität in Ungarn die herrschende, die Inhaberin der Gewalt gewesen sei? Der deutsche Handwerker, Handelsmann oder Bergmann, der slovakische Fischer, Jäger oder Ackerbauer, der walachische Hirte, der nicht höher hinauf strebte und bei seiner bescheidenen Beschäftigung «in seiner Niedrigkeit» verblieb: behielt — im Allgemeinen — auch seine Nationalität, ja er machte die Eigentümlichkeiten derselben innerhalb seines kleinen Sonderkreises, in Dingen, die sich nicht zur Bedeutung von Landesangelegenheiten erhoben, sehr häufig auch geltend. Die einwandernden Herren und Ritter dagegen, die da kamen, um im öffentlichen Leben eine Rolle zu

spielen, legten schon in der ersten Generation ihre Nationalität ab und gingen im Ungartum auf. Aus den Nachkommen des deutschen Hunt und Pazman wurden die Grafen Szentgyörgyi und die Forgách. Vom schwäbischen Gut stammten die Báthory, vom czechischen Geschlecht Bogát-Radván die Rákóczy, vom alten kroatischen Geschlecht Subich die Zrinyi, deren grösster und edelster, Nicolaus Zrinyi, der Dichter, von seinen «aus Scythien hereingekommenen Ahnen» sprach.

Johannes Hunyadi's Ahnen waren — unzweifelhaft — Wachsen: er selbst aber war es nicht mehr, weder mit dem Leibe, noch mit der Seele, ebenso wie z. B. — um eine auch dem Herrn Jos. Lad. Pič, dem Verfasser des an der Spitze dieser Zeilen citirten Werkes, imponirende Nation anzuführen — unter den Koryphäen der *russischen* Kriegsgeschichte, Gelehrsamkeit und Poesie — ein Suwarow kein Schwede, ein Karamsin kein Tatare, ein Puschkin kein Deutscher, ein Lermontow kein Schotte, ein Gogol kein Pole mehr war. Und was Uebelwollende schadenfroh gleichsam als ein Symptom der Impotenz der ungarischen Race anzuführen lieben, ist gerade ein Beweis ihrer Kraft und Macht: dass sie nämlich die Elite jener fremden Ankömmlinge mit sich zu amalgamiren vermocht hat.

In unseren Tagen vermag sich die öffentliche Meinung nationale Herrschaft ohne nationale Sprache schwer vorzustellen: und doch war dies in jedem gebildeteren Lande Europa's, das sich zur occidentalischen Kirche bekannte, der Fall. Die nationalen Sprachen traten in der Regierung der Länder nur langsam an die Stelle der lateinischen, am spätesten bei uns Ungarn, die wir das jüngste Glied der europäischen Gesellschaft waren und mit Zrinyi zu reden, mehr mit dem «schrecklichen Schwert, als mit der Feder» Ruhm und Ehre zu erringen suchten. Dessenungeachtet, wenn wir die alten Urkunden durchblättern, das Latein, in dem sie geschrieben sind, prüfen, in den Grenzbegehrungsbriefen auch solcher Gegenden, wo nie Ungarn wohnten, massenhaft ungarische Ortsbestimmungen antreffen: mögen wir uns überzeugen, dass diejenigen, die diese Documente schrieben,



die auf Grund derselben Recht sprachen und regierten, Ungarn gewesen sind, ungarisch gedacht haben und dass nur der noch unentwickelte Zustand der ungarischen Sprache Schuld daran war, dass sie nicht zu diplomatischem Range erhoben wurde. Auch dies geschah indessen, im XVI. Jahrh., und zwar gerade dort, wo allein auf dem Gebiete der ungarischen Krone eine eingewanderte, fremde Nationalität, *als solche*, eine selbstständige politische und staatsrechtliche Rolle zu erringen vermochte : in Siebenbürgen. Dass dasselbe nicht auch in dem durch den Türken decimierten Mutterlande geschah, hatte seinen Grund in der fremdsprachigen und fremdgeistigen Dynastie, zwischen welcher und der Nation die lateinische Sprache das Verkehrsvehikel bildete . . . Doch ich mag nicht länger in nuce die Geschichte der nationalen Entwicklung Ungarns erzählen, welche die Walachen, Slovaken, Kroaten, für ihre neuen Prätionen eine historische Basis suchend, im Widerspruch mit der Geschichte in einem anderen Lichte darzustellen lieben ; denn Herr Piö selbst giebt zu, dass Ungarn nach der Vertreibung der Türken unter der Aegide des Hauses Habsburg sich als Ungarland constituirt und aufgehört habe zu sein, was es, nach ihm, bis zur Mohácscher Schlacht, ja bis zum Ende des XVII. Jahrh. gewesen : «eine freie Foederation von eigenartigen und autonomen Nationalitäten» (S. 257). Leopold I. also, an den wir nicht denken können, ohne dass uns die Cobb und Ampringen, die Kollonics und Carafa einfielen, ist der fundator regni Hungariæ oder Magyariæ gewesen ! Er und die Regierung des auf ihn folgenden Jahrhunderts hat Ungarn centralisirt ! Wir sind im Irrtum gewesen, als wir, nach den äusseren Symptomen urteilend, wähten, dass bei den Wiener Staatsmännern stets der Nisus vorhanden gewesen sei, das Band zwischen Ungarn und Kroatien zu lockern. Es ist nur eine optische Täuschung unseres Geistes : dass sie die Union mit Siebenbürgen perhorrescirt ; die centrifugalen Strebungen der Raizen begünstigt ; das heutige Slavonien, die Marosch- und Theiss-Grenzgebiete nur sehr spät reincorporirt und sich so lange als möglich dem guten Willen Maria Theresia's widersetzt haben, welcher den

«Banat» an Ungarn zurückgab, die südlichsten Landesteile auch dann noch, als Militärgrenze, unter ausschliesslich deutschem Regiment zurückbehaltend.

Aber zu noch seltsameren — um nicht zu sagen: spasshafteren — Ergebnissen gelangen wir, wenn wir, unter der Führung des Herrn Pič, die der Mohács-er Schlacht (1526) vorangegangene Zeit betrachten, von welcher wir, als von der Glanzzeit unseres «alten Ruhms», bisher so wonnig zu träumen gewohnt gewesen sind. Denn in dieser Zeit war — nach Herrn Pič — das ungarische Reich gar kein Reich, sondern nur eine Art Schweizer Foederation, und zwar — wie es scheint — vor der 1848-er Bundesrevision. Die Ungarn haben dieses Land eigentlich gar nicht erobert, sondern sich zwischen die hier bereits wohnenden Nationen nur so hineingeschlichen und, im Einvernehmen mit ihnen, sich zwischen ihnen festgesetzt, nicht als Herren, sondern als Achtel-Mitbesitzer des Landes. Herr Pič rehabilitirt den Anonymus; er beehlt sich ihm «eine ehrenwerte Stelle in der Reihe der beglaubigten Quellen einzuräumen» (S. 251), um die Reiche des Glad und Gelon, des Marót und Salan für die Geschichte zu retten und herauszutüfteln, dass dieselben noch Jahrhunderte hindurch als Glieder der karpathenländischen Foederation fortexistirt haben. Unter den Árpáden waren, um Beispiele anzuführen, Géza und Ladislaus als Herzoge in Bihar blos Nachfolger des Mén-Marót. Nach dem Aussterben der Árpáden repräsentirte die Selbstständigkeit des einst von den Mähnern besessenen ungarischen Oberlandes, der «Slovakei», Matthäus Chák, der Nachkomme eines der sieben ungarischen Stammeshäupter, was Herr Pič freilich ungesagt lässt: während dem Districte diesseits der Theiss, ich denke als dem nördlichen Teile des Reiches Salans, als Herr und Repräsentant der Palatin Omodé vorstand, ebenfalls ein Kernmagyare, ein Abkömmling Attila's aus dem Geschlecht Aba, worüber Herr Pič freilich ebenfalls tiefes Stillschweigen beobachtet. Was wir bisher als blosse Gewaltübergriffe einzelner Dynasten angesehen hatten: war, nach Herrn Pič, normale Regierung, Ausübung der Autonomie, ebenso wie Giskra mit seinen fremden

Räuberschaaren nicht ein durch sein Schwert zu Macht und Ansehen gelangter Condottiere war, sondern das dem damaligen Staatsorganismus entsprechende, regelmässige, eigene Haupt eines seit Jahrhunderten bestehenden besonderen Gebietes, mit welchem Ungarn als mit einem besonderen Staate tractirte und pactirte. Von demselben Gebiet lesen wir später, dass es sich nach der Mohács-er Schlacht darum für Ferdinand I. erklärt habe, weil dieser auch König von Böhmen war, und dass wir uns demnach in einem kolossalen Irrtum befunden haben, indem wir z. B. von den XIII Comitaten, dem östlichen Teile dieses Gebietes, «vom slovakischen Gebiete bis an die Hegyalja», bisher annahmen, dass dasselbe über anderthalb Jahrhunderte lang der Herd des enragirtesten Ungartums und der hartnäckigsten Opposition gegen die Könige aus dem Hause Habsburg gewesen sei.

Es liegt demnach auf der Hand, dass Herr Pič Alles, was die Wissenschaft — und nicht allein die ungarische — bisher von der staatlichen Vergangenheit Ungarns bis zum Ende des XVII. Jahrhunderts gelehrt hat, vollständig umkehrt. Wenn er triftige Gründe dafür hat, darf er es mit vollem Rechte tun. Es wäre auch nicht der erste Fall, dass ein Land Jahrhunderte hindurch bezüglich seiner Vergangenheit der Sklave einer fable convenue gewesen. Hat doch die englische Nation — sozusagen — erst aus Ivanhoe erfahren, dass in ihrem Schoosse zwei gesonderte Gesellschaften existirt haben, die einander als Herren und Selaven gegenüberstanden, die Herren aber, die Ahnen der stolzen englischen Aristokratie, die glänzendsten Namen der englischen Geschichte, die Heinrich II. und Richard Löwenherz, sämtlich Franzosen gewesen seien. Die neuere französische Geschichtsschreibung aber hat beinahe zwei Jahrhunderte bedurft, um die wahre Bedeutung und Natur der Teilungen des Merovingerhauses, der Erhebung der Karolinger klar zu erkennen. Damit dies indessen Jemand tun und sein Werk Anspruch auf den Namen einer wissenschaftlichen Arbeit erheben könne, ist heutigen Tages vor Allem eine gründliche Kenntniss des gesammten Materials notwendig, welches sich mit der vorgesteckten Frage befasst. Diese Kenntnisse sind wir

aber in dem Werke des Herrn Pič durchaus nicht im Stande zu entdecken.

Denn selbst, wenn er Alles gelesen hätte, was er citirt — was ich nicht glauben kann, da er z. B. dem Fürstprimas Simor, dem Maecenas und Herausgeber, zuschreibt, was unser wackerer Gelehrter Ferdinand Knauz, der *Autor*, in den «*Monumenta Ecclesiae Strigoniensis*» vom ersten Graner Erzbischof sagt (S. 77, Anm. 1), ein Zeichen, dass Herr Pič nicht einmal den Titel des Werkes gehörig gelesen oder verstanden hat —: selbst dann ist für ihn sozusagen die ganze ungarische Literatur eine terra incognita, also ungefähr alles Dasjenige, was seit dreissig Jahren über die ungarische Geschichte, über die Vergangenheit des ungarischen Landes und Volkes geschrieben wurde. Und wenn er auch weiss, dass die Ungarische Akademie der Wissenschaften bereits eine ganze Serie *Acta Comitialia* veröffentlicht hat, bezieht er sich doch, von den Partial-Landtagen des XVI. Jahrhunderts sprechend, nur auf Kovachich und Szirmay, also auf die Daten vor etwa 80 Jahren edirter Werke. Es liegt mir ferne, zu behaupten, dass alles Alte schlecht sei und dass unsere neueste, ungarisch schreibende Literatur die Alten schon in Allem überflügelt habe; wer aber in einer Disciplin wissenschaftlich mitsprechen oder gar ihr Reformator werden will: der darf doch wohl nicht die Entwicklung und die Errungenschaften eines ganzen Menschenalters ignoriren. Wenn er auch die Ergebnisse dieser Literatur nicht in allen Punkten annehmbar gefunden hätte: jedenfalls würde er darin viele Daten, viele Fingerzeige gefunden haben, welche ihn vor zahllosen primitiven Fehlritten bewahrt haben würden. Er forscht z. B. mit grossem Interesse nach dem Schicksale des «slovakischen Oberlandes» im X. und XI. Jahrhundert, und verfiht heftig die Ansicht, dass dasselbe noch zur Zeit Stefan des Heiligen den Polen gehört habe, indem er sich auf Martiani Gallus und auf Boguchwal beruft, welche Šaffarik — für den Autor ohne Zweifel eine Autorität — die elendesten Chronikenschreiber des Mittelalters nennt, und auf die polnische *Chronica Hungarorum*, nach welcher Attila Schottland und Dänemark erobert hat und Stefans des Heiligen

Uralme gewesen ist. Da wäre es nun für ihn äusserst nützlich gewesen, zu wissen, dass das in der im Original vorhandenen und auch vom Verfasser als echt anerkannten Martinsberger Urkunde vom Jahre 1001, als eines der ersten Besitztümer des Klosters, erwähnte *Wag* — das spätere Szala und heutige Deáki — unweit Sellye und der Waag sei; dass es demnach, auch abgesehen von dem eben daselbst verliehenen Pressburger Zolldreissigst, urkundlich erwiesen sei, dass Stefan der Heilige auch schon im ersten Anbeginn seiner Regierung, lange vor dem Tode des Boleslav Chobry, in der «Slovakei» etwas besessen habe. Er würde sich auch nicht unnützerweise über manche Frage den Kopf zerbrechen, die gar keine Frage mehr ist; nicht so oft des «Schleierlüftens» von Dingen erwähnen, die längst ins Klare gebracht und entschieden worden sind; und nicht über die Grenzen von Syrmium und Bihar, Szala und Bars in einer Weise reden, als ob er die germanischen Pagi des Tacitus auf der Landkarte herauszuzirkeln hätte. Da ihm die nötige Orientirung in der Gesamtheit der ungarischen Geschichte abgeht, konnte er auch aus den Urkundensammlungen wenig Nutzen ziehen. Auch an ihm hat sich bewahrheitet, was unser trefflicher Historiker Franz Salamon irgendwo sagt, dass die Urkunden eben so viele Probleme aufgeben, als sie lösen. Wer sie versteht, dem dienen sie als verlässliche Wegweiser: wer sie unwissend liest, dem sind sie Irrlichter, die den Nachfolgenden in Pfützen führen. Das eklatanteste Beispiel dafür ist folgende selbstbewusste, mit imponirender Entschiedenheit vorgebrachte Behauptung des Verfassers:

«Es ist einem Jeden, der in die ungarischen Urkunden Einsicht genommen hat, bekannt, dass der ungarische Adel — die *servientes regales* (von den ursprünglichen Adelsgeschlechtern, welche in den Chroniken von der Einwanderung der Ungarn datirt werden, abgesehen), durch *Exemption* von den königlichen Burgen entstanden ist (S. 246)», wo er aus der Ausnahme eine Regel macht, und was die Regel ist, für eine Ausnahme hält. Es ist, als ob man Molière's Sganarell im «*Médecin malgré lui*» hörte, wie er von den Teilen des menschlichen Körpers disserirt und das Herz

auf die rechte Seite verlegt. «*Nous avons changé tout cela*» meint vielleicht auch Herr Pič mit Sganarell und der Leser ist anfangs ebenfalls erstaunt, wie die Zuhörer des Arztes wider Willen: bald aber merkt er, dass alle die neuen, unerhörten Dinge nicht von den Denkmälern der Vergangenheit, nicht von der Wissenschaft, sondern nur von jenem Etwas verkündigt werden, was der Deutsche «*krasse Ignoranz*» nennt.

Wir sehen in der Geschichte der Wissenschaften häufig, dass auch geringere Capacitäten durch die Fülle ihres Wissens, den Reichtum ihres Materials zu richtigen Ergebnissen geführt werden: wir sehen aber auch häufig — besonders auf dem Gebiete der Geschichte — dass ein grosser Geist, ein richtiger historischer Sinn auch aus unbedeutendem, dürftigem Material auf überraschende Weise die Wahrheit herauszulösen vermag. Dem Verfasser indessen geht ausser der Fülle des Wissens auch der historische Sinn, die historische Auffassung ab.

Von der primitiven Societät des Mittelalters und deren stufenweiser Entwicklung hat er gar keinen Begriff. Dem allein dürfen wir es zuschreiben, dass er bezüglich der nomadischen ungarischen Landeseroberer vollständig die dem XII. und XIII. Jahrh. angehörigen, landbesitzverleihenden Anachronismen des Anonymus annimmt und zwischen den Landeseroberern bereits ständische Unterschiede sieht (S. 29, 30), dass er vom Geld und seiner Wirkung, vom Steuerzahlen, von den Zöllen, Mauthen und Dreissigsten, von den Pakticular-Rechten und Bräuchen u. s. w. ganz so spricht, als ob sich alle Verhältnisse im Rahmen eines modernen Staates bewegten. Der deutlichste Beweis seines absoluten Mangels an geschichtswissenschaftlicher Auffassung indessen ist, dass er zwischen den Quellen keinen Unterschied zu machen versteht, dass er zum Beweis oder zur Illustration irgend einer Frage ohne Wahl die Daten des XIII., XIV. und XVI. Jahrhunderts, ja auch späterer Zeiten citirt; so z. B. zieht er von den Erlauer Kapitänen der Türkenzeit, von einem Caspar Magochy, Schlüsse auf das Wesen der alten Burgverfassung, und rechnet heraus, dass auch unter den Königen aus verschiedenen Häusern Heves, Borsod und die

Erlauer Burg von Zeit zu Zeit durch königliche Kapitane verwest worden seien.

Es ist noch ein besonderer Umstand, den wir, da wir die bona fides des Herrn Verfassers nicht in Zweifel ziehen mögen, lieber seinem Mangel an Logik oder seiner Voreingenommenheit beimessen, der nämlich, dass er, obgleich die dunkle, ungewisse, zweifelhafte Natur einzelner von ihm ergründeter soi disant Tatsachen auch selbst zu wiederholten Malen anerkennend, aus denselben dennoch die allerbestimmtesten, allerpositivsten Schlussfolgerungen ableitet, und sich keinen Augenblick lang die Frage aufwirft, wie es denn z. B. komme, dass — während in jenen ohngefähr 100 Bänden, welche die bisher publicirten, bis zur Mohács-er Schlacht reichenden Geschichtsurkunden Ungarns enthalten, schon vom XIII. Jahrh. angefangen Spuren aller jener Gestaltungen vorhanden sind, welche in unserer staatlichen Existenz, in unserem Staatsrecht eine Rolle gespielt haben, von der Autonomie Siebenbürgens und des heutigen Croatiens, den Woiwoden und Banen angefangen bis herab zu den kleinsten Städtchen und Distriktchen, zu Skalitz, Karpfen, Turopolje und den Zipser Lanzenträgern — sich von den grossen nationalen Bestandteilen der subkarpathischen Föderation keine Spur, keine Manifestation, keine Urkunde vorfindet, woraus ihr Name, ihr Charakter, wie sie nach der Ansicht des Herrn Verfassers existirt haben sollen, bestimmt, unzweifelhaft zu Tage träte?

Wir würden die Grenzen unserer Aufgabe überschreiten, wollten wir über das Werk des Verfassers eine eingehende Kritik schreiben und all seine Irrtümer aufdecken. Wir müssten ein ganzes Buch schreiben und würden doch eine Arbeit tun, wie Derjenige, der die Schönheiten der *griechischen* Ilias einem Auditorium erklären wollte, welches überhaupt noch nicht griechisch versteht, und den verderbenbringenden Zorn des Peleussohnes Achilleus, die *μητις οὐλομένη*, möglicherweise für irgend ein Gewächs oder Getier ansehen könnte. Die Kritik kann nicht die Aufgabe haben das ABC. zu lehren und so will ich denn blos einige Beispiele anführen, um darzuthun, in welcher Weise der Verfasser von

seinem, den Laien verblüffenden grossen Apparat Gebrauch macht? mit welcher Wissenschaftlichkeit und Gewissenhaftigkeit er mit den von ihm angeführten Quellen umspringt?

Der Verfasser behauptet unter Anderem, dass sich die Bezeichnung «Regnum Hungariæ» blos auf einen kleinen Theil des Landes, namentlich auf das alte Pannonien «beziehen könnte», zu welchem wir *vielleicht* noch den bis an die Theiss reichenden Teil hinzuzählen dürften (S. 97). Zum Beweis dessen beruft er sich auf einige Stellen der Chronik Thuróczy's und hebt insbesondere das 53. Capitel des II. Buches hervor, wo es heisst, dass Géza und Ladislaus, nachdem sie Salamon aus dem Lande vertrieben, nach Weissenburg kamen, die festen Plätze einnahmen und ihr Heer entlassend, «habitabant in Hungaria». Ein anderer Schriftsteller würde dies so verstehen, dass der Chronist damit — die biblische Redeweise nachahmend — habe ausdrücken wollen, dass die beiden Prinzen nach mannigfachem Umherirren ausser Landes, Aufenthalt in Polen und Kriegführen sich nunmehr ruhig in ihrem Vaterlande wohnhaft machen durften: der Verfasser aber argumentirt so, dass sie vorher in Bihar und vielleicht in der «Slovakie», also nicht in Ungarn, gewohnt haben; dass sie erst, nachdem sie den transdanubischen Teil erobert und sich dort niedergelassen hatten, in Ungarn wohnhaft geworden seien, und dass der Chronist mit diesen Worten deutlich habe ausdrücken wollen, dass sich die Benennung Hungaria blos auf das Land jenseits der Donau beziehe (S. 97. Anm. 35.). Hätte indessen Herr Pič, bevor er riskirte, eine so belangreiche Behauptung auf ein paar Worte zu basiren, die Chronik des Thuróczy etwas genauer angesehen, und namentlich ein paar Blätter zurückgeblättert: so würde er daselbst im 49. Capitel haben lesen können, dass die Kumanen «irruperunt in Hungariam, totamque provinciam Nyr usque ad civitatem Byhar crudeliter depraedantes etc.» d. h. dass die Kumanen in Ungarn einfielen und die ganze Nyirgegend bis zur Burg Bihar grausam verheerend etc.; dass der Chronist also die Teile jenseits der Theiss durchaus nicht für ein so ganz ausserhalb Ungarns gelegenes Gebiet gehalten habe. Unmittelbar nach dem von Herrn Pič citirten



53. Capitel lesen wir im 54. Capitel ebenfalls, dass der deutsche Kaiser — Heinrich IV. — zum Zwecke der Unterstützung Salomons mit grosser Heeresmacht nach Ungarn gekommen — «intraivit Hungariam» — und an Schintau, Neutra vorüber bis Waitzen vorgedrungen sei. Er durchzog also die «Slovakei» und *nur* die Slovakei, da er von Waitzen wieder heimkehrte : und der Chronist, der laut Pič im vorhergehenden Capitel so deutlich gesagt hatte, dass nur das Land jenseits der Donau Hungaria heisse, wagt hier trotzdem den Ausdruck zu gebrauchen : intravit *Hungariam* !

Von Syrmium hat der Verfasser die Meinung, dass dessen Umfang ohngefähr dem heutigen Slavonien entsprochen habe, da *Posega* seine Hauptstadt gewesen sei. Zum Beweis dieser «wichtigen Thatsache» beruft sich der Verfasser auf Cinnamus, nach dessen Erzählung sich Kaiser Manuel in Pagatzion, der «polis Metropolis» Syrmiiums einzog. Pagatzion aber «ist durch Metathese aus Patzagion entstanden und ist jedenfalls als griechische Schreibweise aufzufassen : Patzagion, Pazagion — Pozagion — Pozega», quod erat demonstrandum ! Hätte der Verfasser indessen den griechischen Autor genauer angesehen und das, was er aus ihm citirt, auch durchgelesen : so würde er haben bemerken müssen, dass Kaiser Manuel, aus Griechenland nach Ungarn kommend, die Donau übersetzt habe, bei welcher Gelegenheit er sogar einige ausserordentliche Beweise seiner Kraft und seines Mutes gab, und dass er *nach* diesem Uebergange am *jenseitigen* Ufer nach Pagatzion gekommen sei ; dass dieses daher, wie auch ohne Landkarte jeder Gymnasiast wissen müsste, nicht das in der Mitte des heutigen Slavoniens, südlich von der Donau, weit gegen Westen zu gelegene *Posega* gewesen sein könne, in welchem übrigens auch nie ein Bischof gewohnt hat, während doch Pagatzion, ebenfalls nach Cinnamus, die Residenz des Oberpriesters Syrmiens gewesen ist ; ja er würde bei nur einiger Kenntniss der Vergangenheit Ungarns leicht darauf haben kommen müssen, dass jenes Pagatzion nichts anderes sein könne, als die damalige kirchliche Metropole Syrmiens, Bács, die eine der Residenzen des Erzbischofs von Bács und Kalocsa, und dass das griechische *Pagatzion* für *Batsion*

blos eine Schreibweise von der Art sei, wie das in der griechischen Urkunde Stephans des Heiligen für die Veszprimer Nonnen vorkommende *Sagarbrien* (Σαγαρζριέν) für das ungarische *Szárberény*.

Der Verfasser hält den Umstand, dass es zu gewissen Zeiten auf einmal mehrere Palatine gegeben hat, für eine grosse und neue Entdeckung. Aus dieser allbekannten und altbekannten Tatsache, welche teils den Bedürfnissen der unruhigen Zeiten, teils den verschiedenen Ernennungen der verschiedenen Tronprätendenten zugeschrieben werden kann, macht der Verfasser eine Periode de Palatinè, in welcher diese Palatine die Vertreter der verschiedenen nationalen Aspirationen und die Verweser der sonderständigen Landesgebiete gegenüber den Bestrebungen gewesen seien, welche gegen das Ende der Árpádenzeit und im Anfange der Periode der verschiedenen Herrscherhäuser zu Gunsten der Begründung des «Einheitsstaates» die Zertrümmerung der Autonomie dieser nationalen Gebiete zum Ziele hatten. Ich habe durchaus nicht die Absicht, hier die Reihenfolge und Chronologie der Palatine zu erörtern und diesen noch nicht vollständig aufgeklärten Teil unserer Archontologie zu ventiliren, ich will blos constatiren, dass jene Urkunden, welche der Verfasser z. B. zum Beweise dessen anführt, dass Matthäus Chák 1292—1299 gleichzeitig mit Omodé Palatin gewesen sei, dies durchaus nicht beweisen, und zum Beweise dieser Frage nur von der äussersten Leichtfertigkeit und Oberflächlichkeit angeführt werden können. In der angeführten

1292-er, bei Fejér VI. 1. S. 204 erschienenen Urkunde z. B. bestätigt König Andreas gewisse Privilegien des *ehemaligen* Palatins Matthäus, *privilegiales quondam Matthæi palatini*.

1293 — ebenfalls bei Fejér VI. 1. 269 — gibt Matthäus . . . *agazonum magister*, eine gewisse Urkunde heraus.

1295 — Mon. Hung. h. Dipl. XVIII., worunter Bd. X. von Wenzels Codex novus Arpadianus steckt, S. 174 — ist vom *Magister Matthæus, comes Poseniensis* die Rede.

1296 — Fejér VII. 2. 195 — lesen wir in einer aus den

Handschriften Czech's geschöpften historischen Zusammenstellung der Taten des Abraham Vörös, dass dieser comes curialis der Pressburger Burg und Tavernicus des *Palatins* und Pressburger Comes Matthäus gewesen sei. Fejér selbst bemerkt, dass diese Compilation von der ebenfalls im Codex Diplomaticus VI. 1. S. 291 nach Pray mitgetheilten vollständigen Urkunde mehrfach abweiche, und trotzdem beruft sich der Verfasser auf diese Compilation und nicht auf die Urkunde selbst, in welcher des *Oberstallmeisters*, nicht aber des *Palatins* Matthäus Chák Erwähnung geschieht.

1297 — Fejér VI. 2. 82 — gedenkt König Andreas beiläufig einer gewissen Fehde, welche zwischen ihm und dem Palatin Matthäus obgeschwebt habe, woraus durchaus nicht folgt, dass Matthäus auch noch zur Zeit des Gedenkens dieser Tatsache Palatin gewesen sei. In den ebenfalls angeführten Mon. Hung. h. Diplomatica XXII. S. 639, 640, aber kommt Matthäus Chák nicht in 1297-er, sondern in 1299-er Urkunden wieder als Palatin vor, während er dagegen in der aus Fejér VI. 2. S. 166 angeführten Urkunde von 1298 nur noch als *agazonum magister* erwähnt wird.

Mit derselben Oberflächlichkeit verfährt der Verfasser auch beim Beweise dessen, dass es gleichzeitig auch mehrere Woiwoden gegeben habe, die nebenbei bemerkt, in dieser Epoche sehr schnell wechselten und wiederholt ihr Amt bald verloren, bald wieder erlangten. Es ist dies ebenfalls eine allbekannte Sache und neu ist nur, was der Verfasser daraus folgert, dass *ein* Woiwode «mit ziemlicher Gewissheit in Transsylvanien, ein anderer in der Marmarosch, ein dritter — wenigstens zeitweise — jenseits der Theiss, wo ja den Palatinen ein Woiwode folgte, gesucht werden kann» (S. 127). Er citirt Fejér V. 3, 434, dafür, dass Lorand und Ladislaus *gleichzeitig* Woiwoden waren, währenddem Ladislaus nach den deutlichen Worten der Urkunde doch nur Vicewoiwode war. Im Jahre 1291 findet er diese beiden wieder *gleichzeitig* als Woiwoden nach den bei Fejér VI. 1, S. 117, 152, 163, befindlichen Urkunden, in welchen Lorand IV. Idus Martii (am 12. März) und VI. idus Julii (am 10. Juli), Ladislaus aber sabbato proximo post

octavam b. Jacobi apostoli (am 4. August), also durchaus nicht gleichzeitig, als Woiwoden Siebenbürgens vorkommen.

Zum Beweise dieser Gleichzeitigkeit für das Jahr 1301 führt Verfasser zwei Urkunden an (Fejér VI. 2, S. 322 und 326), laut welchen Lorand «tertio die octavarum epiphanie», also im Januar, Ladislaus aber «sexta feria proxima post festum Lucae evangelistae», also im October als Woiwoden fungiren, und bezüglich des letzteren führt er noch als besondere Urkunde die bei Fejér VIII. 1, S. 75, befindliche an, ohne zu merken, dass dieselbe von Wort zu Wort mit derjenigen identisch sei, die er schon früher, als bei Fejér VI. 2, 322 erschienen, angeführt hat.

Wir könnten noch Beispiele von der Zeit der Woiwoden Thomas und Dósa anführen (S. 127, Anm. 59), wir erwähnen aber bezüglich dieses Gegenstandes nur noch, dass der Verfasser im Nicolaus filius Vaiwodae (VIII. 2, 77) einen Woiwoden sieht, während derselbe niemand anders ist, als Nicolaus Vajdafi und im Documente nur der ungarische Familienname, was sehr häufig vorkommt, lateinisch ausgedrückt wird. Wir könnten noch den Gesetzartikel V. vom Jahre 1445 anführen, in welchem zum Zwecke der Zerstörung der während der Unruhen errichteten Burgen für die verschiedenen Landesteile Kapitäne ernannt wurden, worin der Verfasser die «normale Verwaltung der autonomen Ländergruppen» erblickt und es auffallend findet, dass die «Reichsverwesung» das Land jenseits der Drau ganz ausser Acht gelassen habe: während in derselben Frage der IV. Gesetzartikel gerade bezüglich der Teile jenseits der Drau sehr detaillirte Verfügungen enthält — doch es dürfte auch schon genug gewesen sein.

Wir legen das Buch nieder, in welchem der Verfasser die Blätter der Vergangenheit gegen die Ungarn aufruft, die — laut seinem Vorworte — «derzeit im Besitze der Macht, die übrigen Nationalitäten unter dem Drucke des rücksichtslosesten Despotismus geknebelt halten.» Er klagt also an wegen der Gegenwart, droht — obgleich verhüllt — für die Zukunft — mit einer vollständig irrigen Auffassung der Vergangenheit. Ueber die Gegenwart wollen wir nicht streiten. Die Zukunft liegt in Gottes

Hand. Die Vergangenheit indessen gehört uns Ungarn. Ungarland ist immer ein *ungarisches*, magyarisches Land gewesen und in demselben ist, einige vorübergehende Epochen der Unterdrückung ausgenommen, immer der Ungar, der Magyare der Herr gewesen, und zwar nicht bloß von Gnaden der übrigen Nationalitäten. Dies hat die Geschichte aufgezeichnet und dies wird aus ihrem Buche nie und nimmer irgend ein Werk, selbst ein weit vorzüglicheres als dasjenige des Herrn Pič, auszulöschen im Stande sein.<sup>1</sup>

JULIUS VON PAULER.

## BARON JOSEF EÖTVÖS UND SEIN WERK

ÜBER DIE HERRSCHENDEN IDEEN DES XIX. JAHRHUNDERTS.<sup>2</sup>

In einigen Tagen, am 2. Feber werden, es zwölf Jahre, dass Baron Josef Eötvös gestorben ist. Mit ihm ist nicht nur einer der edelsten Geister von der Erdenlaufbahn abgetreten, sondern auch jener Ungar, der am meisten gedacht und in der ungarischen Literatur die meisten Gedanken in Umlauf gebracht hat.

Dies beweisen seine Romane, Erzählungen, politischen Abhandlungen, vor Allem aber sein Werk: *Die herrschenden Ideen des 19. Jahrhunderts*. In Folge jener Beziehungen, in denen ich zu dem Verstorbenen gestanden habe, konnte es nicht meine Aufgabe sein, eine Art Denkrede zu halten, gleichwie ich keine Neigung empfand, in dem von ihm geleiteten Ministerium sein unmittelbarer Nachfolger zu sein. Wohl aber will ich im Interesse der ungarischen Staatswissenschaft und politischen Erziehung heute von seinem Werke sprechen, denn ich finde, dass dieses Werk in den Hintergrund gedrängt wird, und dass die junge Generation, welche aus diesem Werke mehr lernen könnte, als aus

<sup>1</sup> Aus dem Januarheft der Zeitschrift der ungarischen historischen Gesellschaft (*Szazadok*).

<sup>2</sup> Gelesen in der Ungarischen Akademie der Wissenschaften am 29. Januar 1883.

jedem beliebigen ausländischen Werke, dasselbe kaum seinem Titel nach kennt. Und da der beste Commentar jedes Buches die Genesis des Buches ist, diese aber vielleicht *nur* ich, oder wenigstens am genauesten *ich* kenne: will ich als Einleitung *sie* erzählen.

Baron Josef Eötvös ist jederzeit ein Mann der neuen Schule, der neuen Zeit gewesen. Er kannte die Geschichte der Revolutionen, er anerkannte, dass diese bisweilen unvermeidlich sind; bei seiner Selbstkenntniss wusste er aber, dass er jene Eigenschaften nicht besitze, welche Derjenige unumgänglich nötig hat, der in revolutionärer Zeit eine Rolle spielt; doch war er auch davon überzeugt, dass die ungarische Revolution — oder wenn es beliebt, nennen wir es Unabhängigkeitskampf — nicht reussiren könne. Er begab sich, nach der unglückseligen Lamberg-Katastrophe, am 29. September 1848, in das Ausland. Er brachte den Winter von 1848 auf 1849, sowie den folgenden in München, den Sommer 1849 in Aigen bei Salzburg, 1850 aber am Ufer des Starnberger Sees, zu Tutzing in Baiern zu und kehrte erst im Spätherbste 1850 in sein Vaterland zurück. Eötvös verfolgte die 1848er Ereignisse, wie dieselben nicht allein bei uns, sondern von Paris angefangen bis Bukarest und Warschau inscenirt wurden, mit Aufmerksamkeit, forschte nach ihren Ursachen und Folgen, suchte ihren Zusammenhang mit den Ideen, welche die erste französische Revolution erzeugt hatten. Eötvös ist geistig immer sehr tätig gewesen — er verstand zu arbeiten, wie wenige Ungarn, — daher reflectirte er nicht nur fortwährend und recipirte viel, d. h. las viel, sondern schrieb auch viel.

Die Bibliotheken haben an wenigen Orten eine so liberale Einrichtung, wie in München — man leiht 20 Bände nachhause —, so dass wir beide 30—40 Bände aus der Universitäts-Bibliothek auf unserer Wohnung hatten. Eötvös, welcher die Geschichte der französischen Revolution sehr genau kannte, Thiers' Werk über dieselbe von neuem studirte, und sehr viele Memoiren über die erste französische Revolution gelesen hatte, — ging mit dem Plane um, eine pragmatische Geschichte der französischen Revolution, hauptsächlich für das ungarische Publikum, zu schreiben, mit Be-

rücksichtigung der ungarischen Verhältnisse und jenes Ideenkreises, in welchem sich die ungarische Nation bewegt. Er legte das Hauptgewicht nicht auf die Erzählung der Begebenheiten, sondern suchte und analysirte vielmehr die Ideen, welche die Begebenheiten veranlasst hatten. Denn es ist nicht wahr, dass in der Welt nur das Geld herrsche — es herrschen darin auch die Ideen — und zwar die gesunden und die krankhaften in gleichem Maasse. Und es leidet keinen Zweifel, dass die gesündesten und richtigsten Ideen die verkehrtesten Begebenheiten zu Tage fördern können.

Eötvös schrieb im Frühling des Jahres 1850 auch bereits einige Capitel zu diesem Werke nieder, ja ich glaube sogar, dass nach seinem Tode in irgend einem Werke ein Capitel in deutscher Uebersetzung auch erschienen ist. Eötvös hatte aber seit 1837 auch einen anderen literarischen Plan. — Als er von einer grösseren Reise heimkehrte, schlug in seinem Geist der Gedanke Wurzeln, dass das grösste literarische und wissenschaftliche Werk seines Lebens die *Geschichte der christlichen Civilisation* sein würde; auf dieses Ziel war sein Studium und seine Lectüre gerichtet, zu diesem Zwecke hatte er ein massenhaftes Material gesammelt. Der Entwurf der Geschichte der französischen Revolution und die Vorstudien zur Geschichte der christlichen Civilisation brachten die *Herrschenden Ideen* zur Welt. Indem er zweifelte, ob ihm seine Gesundheit, seine Kraft und andere Verhältnisse gestatten würden, das projectirte grosse Werk über die christliche Civilisation zu construiren und niederzuschreiben, — schrieb er unter der Einwirkung dieses Zweifels sein Werk über die herrschenden Ideen des XIX. Jahrhunderts, und verarbeitete darin viel von dem für das grosse Werk bestimmt gewesenen Material.

Das Werk befasst sich mit den bedeutendsten Problemen der Staatswissenschaft, besitzt — wie Montesquieu und Tocqueville — allgemeinen Wert und Interesse ohne Unterschied der Zeiten, Nationen und Länder; dessenungeachtet aber — was durchaus kein Mangel des Werkes ist — trägt es das Gepräge seiner Zeit an sich, denn es ist unter der Impression der 1848-er Ereignisse entstanden und übt ebendarum auch den Eindruck der Unmittelbarkeit.

Nach Eötvös sind die leitenden Ideen unseres Zeitalters : die Freiheit, Gleichheit und Nationalität. Wenn Eötvös dieses Buch später geschrieben und noch länger gelebt hätte, — wenn er Zeuge der französischen Commune und der communistischen und sozialistischen Bewegung gewesen wäre, welche seitdem so grosse Dimensionen angenommen haben und von vielen Politikern nicht als genug gefährlich anerkannt werden, um nicht allein die bestehenden Staaten, sondern auch die bestehende soziale Ordnung in Dissolution zu bringen, — wenn er die Wiederbelebung des Auctoritätsprincips in den alten Formen erlebt hätte : würde er die Zahl der herrschenden Ideen gewiss vermehrt haben. Dies ge- reicht indess seinem Werke nicht zum Nachteil, ja er ist in die Erkenntniss und Analyse der an die Stirne des Werkes geschriebenen Ideen um so tiefer eingedrungen.

Und eben diese Eigenschaft des Werkes ist es, welche die ungarische politische Intelligenz zur Beschäftigung mit demselben veranlassen sollte. Es wäre ein grosser Irrthum, zu glauben, dass diese Doctrinen darum einen überwundenen Standpunkt bilden, weil wir über jene geistigen und politischen Kämpfe, auf welche diese Doctrinen sich beziehen, angeblich hinaus sind. Es ist ein grosser Irrthum zu glauben, dass wir über den Nationalitätenkampf hinaus sind ; betrachten wir nur die staatenzersetzenden Bewegungen der slavischen Race ! Wir sind auch über die Freiheitskämpfe nicht hinaus ; betrachten wir nur die Bewegungen der Demokratie, welche zur Gleichheit der Knechtschaft, aber nicht zur Befestigung der Freiheit führen werden, — sowie auch die Wiederbelebung des Auctoritätsprincips in Staat und Kirche ! Wir täuschen uns auch, wenn wir die Idee der Gleichheit schon auf einer unerschütterlichen Felsenbasis feststehend wännen : der Junkergeist ist heute stärker als er vor 25 Jahren gewesen. Wir, die wir das ungarische Staatsthum in einer gesunden, aber modernen Form, in Einklang mit den unabweislichen Anforderungen unserer Zeit erhalten wollen, müssen deshalb noch auf viele geistige Kämpfe gefasst sein. Wir haben daher nötig, zu lernen, und ich finde es sehr beklagenswerth, dass insbesondere die jüngere Gene-



ration das vortreffliche Werk des Barons Josef Eötvös nicht des Studiums würdigt.

Es wäre eine schwierige Aufgabe, den Inhalt und Zweck dieses Werkes in einen kurzen Essay zu fassen, der hier vorgelesen werden könnte; es sei mir daher der Versuch gestattet, dies nur in einer flüchtigen Skizze zu tun.

Die Einleitung dieses Werkes ist an und für sich eine sehr interessante Arbeit. Es ist darin die Aufgabe des Buches und die Methode angezeigt, nach welcher der Verfasser die Staatswissenschaft behandelt und von Andern behandelt zu sehen wünscht. Die Staatswissenschaft darf nur auf Grund von Tatsachen und Erfahrungen tractirt werden, wie die Naturwissenschaften. Der Abgang von dieser richtigen Methode führt immer nur auf Irrwege; und Irrgänge in den politischen Doctrinen führen zu den schrecklichsten Folgen im Leben der Völker, was am besten Rousseau's «Contrat social» beweist, dem die französische Revolution in den Institutionen der ersten Republik Ausdruck gab.

Der einzige sichere Weg des Fortschrittes, bemerkt Eötvös, ist auch in der Staatswissenschaft die Erfahrung. Hören wir Eötvös' eigene Worte weiter:

«Nachdem die Gefahren, welche durch den Kampf gegen das Bestehende der öffentlichen Ruhe drohen, allen Staaten des westlichen Europa's gemeinsam sind, so muss auch die Ursache, welche ihnen zu Grunde liegt, in demjenigen, was allen diesen Staaten gemeinsam ist, gesucht werden, und dies ist blos in den in allen diesen Staaten herrschenden Begriffen und in dem Gegensatz, in welchem der Staat überall mit diesen herrschenden Begriffen steht, zu finden. Soll daher den bestehenden Uebeln abgeholfen werden, so ist dies nur dann möglich, wenn man entweder den Staat so einzurichten vermag, dass derselbe den herrschenden Begriffen vollkommen entspreche, oder wenn sich diese Begriffe selbst verändern. Die ganze Geschichte der letzten fünfzig Jahre wird durch das fortgesetzte Streben ausgefüllt, den Staat nach den herrschenden Begriffen der Zeit umzugestalten, ohne dass alle diese Bemühungen zu einem andern Resultat geführt hätten, als dass das Uebel, welches sie heilen sollten, noch grösser ward, und zwar eben in dem Maasse, in welchem man sich bei den einzelnen Verfassungen dem aufgestellten Ideale mehr genähert. Das Heilmittel unserer Uebel-

stände muss mithin notwendig in der Berichtigung der herrschenden Begriffe gesucht werden.»

In diesen Worten ist der Inhalt und die Aufgabe des Werkes resumirt. Jedem Zeitalter geben gewisse Ideen seine Signatur. Welches sind diese Ideen? auf welche Weise wirken dieselben? wie muss ihre Wirksamkeit in ein richtiges Geleise gelenkt werden? Das ist die Frage.

«Das Ziel, das ich mir vorgesteckt — sagt Eötvös — ist durchaus nicht das, eine Staatsform zu finden, welche dem Ideal des Staates am vollkommensten entspricht. Bloss für die Verhältnisse der Gegenwart soll eine zweckmässige Staatsform gesucht werden.

«Der Weg, auf dem dieses geschehen soll, ist einfach der der *Erfahrung*.»

Auf diesem Wege voranschreitend, äussert sich Eötvös wie folgt:

«Wenn wir die gegenwärtige Lage der verschiedenen Staaten Europa's aufmerksam betrachten, so finden wir — Russland und England ausgenommen, wo das Streben nach bürgerlicher Freiheit noch nicht begonnen, hat, oder längst befriedigt ist — überall drei Ideen, welche mit Begeisterung ergriffen, dem öffentlichen Leben seine Richtung geben. Diese sind: die Idee der Freiheit, der Gleichheit, der Nationalität. Wenn man nun diese herrschenden Begriffe unserer Zeit in dem Sinne, den man ihnen beilegt, betrachtet, muss man zur Ueberzeugung kommen:

1. dass alle drei zugleich als Ziel verfolgten mit sich gegenseitig im Widerspruch stehen;

2. dass keiner derselben zu realisiren sei, ohne dass zugleich die ganze Form des jetzigen Staatslebens zerstört würde;

3. dass auch in dem Falle, als es möglich wäre, diese Begriffe in dem Sinne, den man ihnen beilegt, durchzuführen, die Menschheit darin keine Befriedigung finden könnte.»

Eötvös führt im ersten Bande aus: «dass die Ideen der Freiheit und Gleichheit miteinander im Widerspruche stehen»; dass «die Idee der Nationalität mit den Begriffen der Freiheit und Gleichheit im Widerspruche steht»; dass «die Begriffe der Freiheit und Gleichheit in der Form, in welcher man sie aufgestellt, nicht realisirt werden können, ohne alle bestehenden Staaten aufzulö-

sen»; dass «der Zweck aller nationalen Bestrebungen nur durch die Auflösung aller bestehenden Staaten erreicht werden kann»; dass «das Princip der Gleichheit und Freiheit, wenn die Verwirklichung derselben in jenem Sinne, in welchem man sie aufgestellt, auch möglich wäre, keine Befriedigung erzeugen kann»; dass «auch wenn das Streben nach Nationalität jenes Ziel, welches es sich gesetzt, erreichen würde, die europäische Menschheit hierin keine Befriedigung finden kann».

Hiernach spricht Eötvös «über die Mittel, durch welche den bestehenden Uebeln abgeholfen werden soll» und äussert sich über die Vorschläge, «nach welchen das Heilmittel der bestehenden Uebel nicht in der Veränderung der ganzen gesellschaftlichen Ordnung, sondern blos in einer zweckmässigeren Einrichtung derselben gesucht werden soll», in folgender Weise :

«So verschieden diese Vorschläge sind, so lassen sie sich alle auf drei Hauptarten zurückführen. Entweder nimmt man an, dass jene Ereignisse, welche in der letzten Zeit so viele Staaten in ihren Grundfesten erschütterten, blos dadurch herbeigeführt worden sind, dass man bei der Anwendung constitutioneller Formen gewisse Fehler begangen hat und man sucht das Mittel, wodurch man den Gefahren der Zukunft zuvorkommen will, blos in einer Verbesserung des bisher Bestandenen. Es ist dies die Ansicht, welche vor Allen Guizot in seiner Schrift über die Demokratie am klarsten ausgesprochen hat. Oder man erkennt den Sieg des Princip der absoluten Volkssouveränität als definitiv an und glaubt allen Gefahren durch eine zweckmässige Reform des Wahlrechtes, wodurch die Leitung des Staates Solchen, die hiezu am fähigsten sind oder wenigstens das allgemeine Vertrauen im höchsten Maasse besitzen, übertragen wird, zu begegnen. Oder man geht noch weiter und behauptet — wie Lamartine — dass, da das Princip absoluter Volkssouveränität mit jenem eines erblichen Königtums im offenbaren Widerspruche stehe, eine wirkliche Beruhigung nur dann möglich sei, wenn man das erstere mit allen seinen Consequenzen anerkennt, d. h. jene Staaten, in welchen man sich für das Princip der absoluten Volkssouveränität erklärt, auch nach republikanischen Formen eingerichtet habe.»

Und nachdem er gezeigt, dass «die republikanische Staatsverfassung, als Mittel, den der Gesellschaft drohenden Gefahren

vorzubeugen», nicht zum Ziele führe, schliesst er den ersten Band mit der Erörterung der Frage: «Welcher Zukunft gehen wir entgegen?»

Es ist dies eine äusserst lehrreiche Erörterung, welche der Verfasser mit folgenden Worten schliesst:

«Das Gesetz der Menschheit ist: immer fortzuschreiten. Im Leben der Völker, wie in dem des Einzelnen ist kein Stillstand denkbar, und auf der Bahn, auf der wir uns befinden, ist nur *ein* Fortschritt; es ist dies: *der Fortschritt von der Theorie der Allmacht des Staates zur Praxis der Allgewalt eines Einzelnen*. Bleiben wir auf dieser Bahn, so ist dies die Zukunft, der wir unaufhaltsam entgegengehen. Hat man sich davon überzeugt, dass unsere gesellschaftliche Ordnung und Civilisation, welche auf dem Princip der Freiheit beruhen, nicht fortbestehen können, wenn der Staat auf dem Princip absoluter Gleichheit, d. h. auf dem Princip der absoluten Unterwerfung des Individuums unter den Willen der Majorität begründet ist, dass sich vielmehr Staat und Gesellschaft assimiliren müssen, so entstehen nun aber zwei weitere Fragen:

1. Welche von beiden Möglichkeiten, vor denen wir uns befinden, die wahrscheinlichere sei?

Ist man bei der Beantwortung dieser Frage zur Ueberzeugung gekommen, dass jene Begriffe, welche unserer gesellschaftlichen Ordnung zur Grundlage gedient, stärker als jene sind, welche man im Staate zu verwirklichen bemüht ist, dass mithin die Einrichtungen des Staates den Bedürfnissen unserer gesellschaftlichen Ordnung angepasst werden müssen, so fragt sich wieder:

2. Wie dies geschehen müsse? Da das Bestehen des Staates ein Bedürfniss jeder Gesittung ist, und unter den eigentümlichen Verhältnissen, in welchen wir uns befinden, selbst die Notwendigkeit des Bestehens grösserer Staaten nicht geleugnet werden kann, so muss gezeigt werden, *ob eine Beschränkung der absoluten Gewalt des Staates möglich sei, ohne das Bestehen grösserer Staaten zu gefährden, und worin diese Beschränkung bestehen solle?*»

Der erste Teil des Werkes ist analytischer Natur — er zergliedert die Ideen und Zustände; — der zweite will construiren, — er tritt indessen mit keinem fertigen Recept hervor, sondern stellt Ideen und Institutionen auf, welche fähig wären, der weiteren Entwicklung der Uebelstände vorzubeugen und die herrschenden Ideen auf die richtige Bahn zu lenken, weil jene Begriffe, welche

man im Staate zu verwirklichen strebt, in dem Sinne, in welchem sie gewöhnlich genommen werden, mit dem Grundprinzip der gesammten christlichen Civilisation im Widerspruche stehen. Eötvös handelt in diesem Bande «über den Sinn, den man den Begriffen der Gleichheit, Freiheit und Nationalität allgemein beilegt», «über den Zweck des Staates», «die Garantien der individuellen Freiheit», «die Centralisation», «die Mittel, durch welche das Streben der einzelnen Teile des Staates nach vollkommener Selbstständigkeit und das Streben der Staatsgewalt nach unbeschränkter Herrschaft in den gehörigen Schranken gehalten werden kann», endlich über den «Einfluss der allgemeinen Gesetze des Fortschrittes auf die Einrichtung des Staates». Eines dieser Gesetze des Fortschritts ist; «Das Maass des Fortschrittes hängt von den Bedürfnissen ab». Die Ausführung dieses Gesetzes ist der am meisten practische Teil des Buches und concentrirt sich in der Ansicht, dass «die Beschränkung der Staatsgewalt ein Bedürfniss für den Staat» ebensowohl wie «für den Einzelnen ist.»

Eben dieser Satz des Eötvös'schen Werkes erregte bei den Lesern und Kritikern des Auslandes am meisten Aufsehen.

Der Einklang zwischen der individuellen Freiheit und der Staatsgewalt ist das grosse Problem der Staatswissenschaft. Dies hebt insbesondere auch Laboulaye hervor, wo er von dem Eötvös'schen Werke spricht.

Die Existenz der grossen Reiche ist heute eine Nothwendigkeit — sagt Laboulaye —, es liegt darin die Garantie der Nationalität und Unabhängigkeit; aber grosse Reiche können nicht existiren, ohne dass der Staat im Besitze einer grossen Gewalt ist. Die Ideen des Mittelalters: die föderalistischen und munizipalistischen Ideen, haben ihre Laufbahn zurückgelegt; heute ist das Problem nicht, dass die Centralgewalt durch die localen Privilegien gebrochen werde; die Aufgabe ist: die Entwicklung des Individuums zu fördern, ohne die rechtmässige Autorität des Staates zu schwächen. Eötvös' Ideen über dieses Problem sind ebenso geistvoll wie neu und gut ausgeführt.

Der Zweck des Staates ist: der Schutz der moralischen und

materiellen Interessen seiner sämtlichen Bürger. Die Erhaltung des Staates ist die erste Garantie der Freiheit; ohne dieselbe gibt es keine Sicherheit.

Zur Erreichung dieses Zweckes ist im Staate die Centralisation notwendig. Diese Centralisation hat jedoch ihre Grenzen. Der Staat ist nicht die Gesellschaft und nicht das Individuum; folglich gibt es soziales und individuelles Leben, welches nicht zur Competenz des Staates gehört, und dessenungeachtet entscheidet auch in Angelegenheiten dieser Art die Majorität. Die Frage ist daher die: wo lassen sich Garantien gegen die Tyrannei der Majoritäten finden? Nach Laboulaye sind dieselben in der individuellen Freiheit zu suchen. Die Religionsfreiheit, die Lehrfreiheit, die Pressfreiheit, die Assoziationsfreiheit sind die notwendigen und natürlichen Folgen dieser individuellen Regierung.

Nach dieser kurzen Beleuchtung darf ich behaupten, dass das Eötvös'sche das vorzüglichste staatswissenschaftliche Werk sei, welches in ungarischer Sprache geschrieben worden ist. Wir könnten demnach die Frage aufwerfen: ob es wohl möglich und rätlich wäre, gerade den ungarischen Staat diesen Lehren entsprechend zu organisiren? Auf eine solche Frage würde auch Eötvös selbst nur antworten können, dass die Staatswissenschaft der Heilwissenschaft ähnlich — im practischen Leben Kunst oder Handwerk — sei, je nach den Händen, welche diese Wissenschaft und beziehungsweise den Staat behandeln.

Die Staatswissenschaft macht nicht fertige Recepte, nach welchen die kranken Länder curirt werden sollen. Eötvös' Werk wird von bleibendem Werte sein, und ich glaube, dass die künftigen Generationen dasselbe besser zu schätzen wissen werden, als die jetzt lebende. — Dieses Werk wird nie veralten, wie sehr sich auch die Menschen und die Verhältnisse verändern mögen. Es ist richtig, dass jedes Werk die Signatur der Zeit an sich trägt, in der es erschienen ist — und ich glaube, dass Eötvös, wenn er heute lebte, dieses Werk heute schriebe oder es selbst umarbeitete und neu herausgäbe, — demselben einige Ergänzungen hinzuzufügen würde, weil eben nach ihm die Erfahrung das sichere Fundament

der Staatswissenschaft ist, und Eötvös gewiss sehen würde, dass neben jenen drei herrschenden Ideen noch andere, sehr starke Strömungen vorhanden sind, welche heute die Welt bewegen. Da ist rechts die religiöse oder kirchliche Idee, welche bald die starre Auctorität in der alten Form wiederherzustellen bemüht ist, bald der Idee eine neue Form sucht; da ist links die volkswirtschaftliche Idee, welche bezüglich der Arbeitsverhältnisse eine Formel sucht, und bald als roher Communismus, bald als sociale Frage, oder als Staats-Socialismus, oder in agrarischer Maske auftritt.

Ob die gegensätzlichen Interessen und gegensätzlichen Ansichten auf friedlichen Wegen werden vermittelt werden, oder ob der grosse Kampf erfolgen wird, zu welchem die Neigung vorhanden ist: das ist ein Geheimniss der Geschichte; kein Geheimniss ist es indessen, dass in den menschlichen Verhältnissen der Wahnsinn nur für kurze Zeit siegen kann, dass schliesslich doch der gesunde practische Verstand triumphirt. — Das bellum sociale, — die Schreckensherrschaft, — die Herrschaft der Commune hat nur kurze Zeit gedauert. Aber was uns immer erwartet, welchen Controversen oder factischen Kämpfen wir immer entgegengehen: wir werden stets auch geistige Waffen nötig haben, — und solche können wir uns aus dem Eötvös'schen Werke: «Der Einfluss der herrschenden Ideen des neunzehnten Jahrhunderts auf den Staat» in Hülle und Fülle verschaffen.

AUGUST TREFORT.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Es mag hier erwähnt werden, dass das besprochene Werk des Barons Josef Eötvös († 2. Feber 1871) in den Jahren 1851 und 1854 gleichzeitig in ungarischer (Wien und Pest) und in deutscher Bearbeitung (Wien und Leipzig) in zwei Bänden erschienen ist. Die ungarische Bearbeitung ist seitdem auch in zweiter Auflage erschienen. D. Red.

EIN GRABVERS AUS AQUINCUM.<sup>1</sup>

Wer die römischen Grabschriften kennt, weiss dass die Alten die Regel «de mortuis nil nisi bene» nicht nur in der laudatio funebris einhielten, sondern auch auf ihren Grabsteinen in allen Formen und Steigerungen vom einfach lobenden Positiv bis zum übertriebenen Superlativ zur Anwendung brachten.<sup>2</sup> Manchmal genügen selbst diese üblichen Formeln nicht und der trauernde Mann oder die trostlose Witwe finden erst darin ihren Trost, dass sie die Biographie des Begrabenen, der Verstorbenen, auf dem Grabstein verewigen, oder wenn der Schmerz die höchste Potenz erreicht, genügt die ungebundene Rede überhaupt nicht mehr — Verse müssen den grossen Schmerz der Nachwelt melden.

Pannonische Denkmäler haben uns schon in mehreren Fällen solche Grabverse erhalten.<sup>3</sup> Im Allgemeinen lassen sie die poetische Fähigkeit der provincialen Dichter nicht in bestem Lichte erscheinen; trotzdem verdienen die Verse manchmal wegen des Inhaltes, ein ander Mal wegen der Sprache und Form unter Interesse.

Die Reihe dieser Grabpoeme ward in jüngster Zeit durch ein Lobgedicht vermehrt, welches wir auf einem römischen Steinsarge fanden. Der Sarcophag barg die irdischen Reste einer Aelia Sabina, Bewohnerin von Aquincum, und kam am 1. Dezember 1881 zum Vorschein, als man in der Ebene von Altofen den sogenannten Filatori-Schutzdamm gegen Ueberschwemmungsgefahr baute und bei der dazu benötigten Erdaushebung auf einen römischen Friedhof stiess. Nahezu ein halbes Hundert Gräber, viele interessante Inschrifttafeln, Relief's, Sarcophage, Mauerreste

<sup>1</sup> Aus *Archaeologiai Értesítő* (Archaeologischer Anzeiger), Neue Folge, II. Band, 2. Heft.

<sup>2</sup> Eine stehende Formel ist T (itulum) B (ene) M (erenti) P (osuit); häufig ist die Phrase *conjugi, fratri, patri, matri pientissimo (ae)*.

<sup>3</sup> Dr. Eugen Abel hat die Verse im Jahrgang 1879 des *Philologiai Közlöny* zusammengestellt.



und Anticaglien in grosser Menge kamen daselbst zum Vorscheine und lohnten die Mühe und Aufmerksamkeit, welche wir die Wintermonate hindurch den Erdaushebungen daselbst widmeten.

Zu den interessantesten Funden gehörte Sabina's Steinsarg, welcher in geringer Tiefe unter der Erdoberfläche offen, ohne Deckel dastand, bis zum Rande mit Erde gefüllt. Noch in alter Zeit war er seines Inhaltes beraubt worden, nur die neunzeilige Inschrift an der Frontseite ist uns geblieben. Mit den übrigen Funden liess ich auch diesen Sarg ins Nationalmuseum transferiren, in dessen erstem Hofe er nun zur Schau steht.

Die Inschrift lautet :

- 1 CLAVSA IACET LAPIDI C·NIVNX PIA CARA SABINA
- 2 ARTIBVS EDOCTA SVPERABAT SOLA MARITV
- 3 M VOX EI GRATA FVIT PVISABAT POLLICE CORDAS
- 4 SET GITO RAPTA SILPI TIRDINOS DVXERAT ANNOS HE
- 5 V MALE QVINQVE MINVS SET PLVS TRES MESES  
HABEBAT
- 6 BIS SEPTEMQVE DIES VIXIT HEC IPSA SVPERSTES  
SPECTATA IN PO
- 7 PVLO HYDRAVIII GRATA REGEBAT SIS FELIX  
QVICVMQVE LEGES TE
- 8 NVMINA SERVENT ET PIA VOCE CANE AELIA SABINA  
VALE T . AELI VSTVS
- 9 HYDRAVIARIVS SALARIARIVS LEG II AD CONIVGI  
FACIENDVM CVRAVIT

- 1 Clausa jacet lapidi(e) coniunx pia cara Sabina |
- 2 Artibus edocta superabat sola marito
- 3 m | vox ei(us) grata fuit puisabat (pulsabat) pollice cordas |
- 4 set cito rapta silpi (Thewrewk : <sup>1</sup> silet) tirdinos duxerat  
annos | he
- 5 u male quinque minus set plus tres meses habebat |

<sup>1</sup> *Philologiai Közlöny* VI. 894. S.

6 bis septemque dies vixit hec ipsa superstes | spectata in po-  
 7 pulo Hydravii grata regebat | sis felix quicumque leges te  
 8 numina servant | et pia voce cane Aelia Sabina vale | T(itus)  
 Ael(ius) Justus  
 9 Hydraviarius salariarius leg II ad (jutricis) coniugi faciendum  
 curavit.

Aus der Subscriptio der Inschrift (8, 9) ist ersichtlich, dass Titus Aelius Hydraviarius, ein Soldat der II. legio adjutrix, das Grabmal seiner Frau setzen liess. Da der Name Hydraviarius in den Vers nicht ganz glatt einzufügen war, verkürzte ihn der Dichter in Hydravius (7).

Hydraviarius war seiner Stellung nach ein bereits abgedankter Soldat, der weiter diente, und daher keinen Sold (stipendium) sondern ein salarium (Ehrensold) bezog, woher der Name salariarius.<sup>1</sup>

Seine Gemahlin Sabina (1, 8) scheint das Muster einer ausgezeichneten Frau gewesen zu sein, denn die einzige Sabina (sola 2) war in den Künsten bewandert und übertraf ihren Gemahl; ihre Stimme war angenehm, und sie schlug auch die Laute. Ausserdem bezeichnet sie das Gedicht als vortreffliche Hausfrau, die das Haus des Hydrariarius mit Ansehen und Liebe verwaltete. Ihr Alter hat der Dichter mit Geschick genau in Versen angegeben: sie lebte 25 Jahre, 3 Monate und 14 Tage.

Zuweilen jedoch liess seine Kunst den Dichter im Stiche, denn er erlaubt sich Freiheiten, die nicht leicht nachzusehen sind. Die Schlussilbe des Nom. Fem. nimmt er für lang (edocta 2); er lässt die Genitivendung wegfällen (ei für eius 3); selbst lange Stammsilben verkürzt er (silet 4, cane 8) nach Belieben, lässt den Accent unrichtig auf andere Silben springen (Sabina 8) u. s. f. Ausserdem sind freilich einige Fehler dem Steinmetz zuzuschreiben, der lapidi statt lapide (1) und gito statt cito (4) geschrieben hat. Dahin gehört auch Zeile 3: puisabat für pulsabat.

<sup>1</sup> Vgl. Mommsen Ephemeris Epigr. II. 876., 887.

Schwieriger war ein anderer Fehler: SILPI in's Klare zu bringen, doch dürfte die Correctur, welche Dr. Emil von Thewrewk anwendet, — silet — kaum bestritten werden, denn sie führt den Irrtum auf nur zwei Buchstaben zurück, und ergänzt den Sinn in ganz natürlicher Weise. Endlich sind: coniunx (1), tirdinos (4), set (4, 5.) metes (5), hec (6) sprachliche und orthographische Eigentümlichkeiten, bei denen sich schwer erraten lässt ob sie dem Dichter oder nur dem Schreiber angehören.

In zwei Fällen drückt sich der Dichter nicht deutlich genug aus, um jeden Zweifel zu vermeiden. Es ist nicht bestimmt, ob unter dem Ausdrucke «superabat sola maritum» zu verstehen ist, dass *nur* Sabina ihren Mann (im Gesang und Saitenspiel) übertroffen habe, oder ob man nicht vielmehr meinen sollte, dass sie, «die Einzige» ihn übertroffen, habe, und zwar nicht nur ihn, sondern auch jeden Anderen. Ich schliesse mich der letzteren Auffassung an. Ferner ist es zweifelhaft, was der Ausdruck «hec ipsa superstes» in diesem Zusammenhange bedeuten soll? Bezieht er sich auf die Bestimmung des Alters, wohin ihn der Zusammenhang im Verse zu weisen scheint? Oder sollte man hier an eine besondere dichterische Lizenz denken und den Ausdruck dahin verstehen, dass Sabina 14 Tage gelebt habe, dass aber dieser eine (der Letzte) übrig geblieben sei? Danach wäre Sabina am Morgen des vierzehnten Tages gestorben. Vielleicht könnte man bei Annahme einer dichterischen Freiheit von noch kühnerem Fluge das «superstes» auf das Andenken der Sabina beziehen, wo dann als Antithese behauptet wird, dass sie wol nur 25 Jahre, 3 Monate und 14 Tage gelebt habe, «sie selbst» aber (hæc ipsa) die Dauer des Körpers «überleben» werde. Ich halte die letztere Erklärung für annehmbar, denn obgleich dieser Gedanke ebenso dunkel ausgedrückt ist wie jene der übrigen Annahmen, so setzt diese Conjectur doch wenigstens keinen grammatischen Verstoß voraus.

Der Sarcophag war seiner Zeit nicht in der Erde vergraben, wie wir ihn jetzt gefunden, sondern stand frei auf der Erdoberfläche, so dass jedermann das pietätvolle Denkmal besichtigen konnte, welches Hydraviarius auf eigene Kosten errichtet hatte.

Darum begrüsst er auch am Schlusse den Wanderer, dem er in Vorhergehendem die Tugenden seiner Frau gepriesen, mit den Worten: «Sei glücklich, wer immer du bist, der dies liest, und mögen dich die Götter bewahren.» Auch bittet er uns nach römischer Sitte Abschied zu nehmen von seiner Frau: «Rufe mit frommer Stimme: Aelia Sabina, Lebe wohl!»

Aelia Sabina ist ein gewöhnlicher Name, der in pannonischen Inschriften allein schon dreimal vorkommt (Corpus Inscr. 3557, 4073, 4359); ungewöhnlich dagegen ist der, nach den Wasservögeln gebildete griechische Name des Hydraviarius. Offenbar kam H. zu der in Aquincum stationirten II. Legion mit irgend einer orientalischen Cohorte und mag, nachdem er daselbst seine 25 Stipendien abgedient hatte, ebenda eine Frau genommen haben. — Dies ist eine Combination, die aus den Versen des anspruchslosen Soldaten und dichterisch gesinnten Gemahls mit einigem Rechte zu folgern ist.

Das Datum des Monumentes und mithin das Zeitalter der beiden Personen genau festzustellen, fehlt uns ein bestimmter archäologischer Anhaltspunkt.

Nur so viel ersehen wir aus den Grabfunden, zu welchen auch dieser ausgeleerte Sarg gehörte, dass der Friedhof noch im vierten Jahrhunderte n. Chr. als Begräbnisstätte diente, da das Alter vieler Gräber bis zu dieser Zeit herabreicht.

Auch Sabina's Sarg dürfte dieser spätern Zeit angehören; daraufhin deutet der Schriftcharakter, darauf die Nachlässigkeit in Sprache und Form. Bestimmtere Anhaltspunkte werden in den sprachlichen Eigentümlichkeiten und Sprachfehlern unsere Mitgenossen, die Philologen, entdecken können, denen darob das Poëm des Hydraviarius bestens empfohlen sein mag.

JOSEPH HAMPPEL.



## UNGARISCHE VOLKSBALLADEN.

Erste Sammlung.

Die Gedichte, welche wir in diesem und den folgenden Heften in inhaltlich wie formell möglichst treuer Uebersetzung mittheilen, sind das Bedeutendste, was das ungarische Volk auf den Felde der Balladen- und der verwandten Romanzen-Dichtung hervorgebracht hat. Indem wir uns vorbehalten, die charakteristischen Züge dieser Dichtungen *nach* der Veröffentlichung der Uebersetzungen in einer abschliessenden Studie, zugleich mit Rücksicht auf verwandte Schöpfungen der Volksdichtung des Auslandes, zu einem abgerundeten Bilde zusammenzufassen, wollen wir hier nur einige Worte über die *Form* dieser Volksballaden vorausschicken.

Der Rhythmus dieser Gedichte beruht auf dem Accent, welcher den Vers in Takte theilt. Innerhalb dieser Takte ist wohl hie und da auch eine Berücksichtigung der Quantität der Silben merklich, doch ist die letztere keineswegs so sicher und streng durchgeführt, dass sie als charakteristisches Gesetz gelten könnte. *Der Rhythmus der ungarischen Volksdichtung ist der trochäische*, und die Uebersetzung durfte diese wesentliche Eigenheit des Verses nicht modifiziren, trotzdem die Uebertragung im jambischen Rhythmus weit leichter und wohl auch schöner gelungen wäre.

Der Vers der ungarischen Volksdichtung ist in der Regel zwölfsilbig und zerfällt durch eine scharfe Diäresis in zwei Hälften von je sechs Silben. Jede einzelne Vershälfte hat entweder je drei oder je zwei Takte von je zwei, drei und vier Silben; also nach folgendem Schema, in welchem (—) eine Silbe und (.) den Takt bezeichnet:

	+	—	—		+	—	—		+	—	—		+	—	—
oder	+	—	—	—		+	—		+	—	—	—		+	—
oder	+	—		+	—	—	—		+	—		+	—	—	—
oder	+	—		+	—		+	—		+	—		+	—	

Diese vier Arten des zwölfsilbigen Verses — man nennt ihn den *ungarischen Alexandriner* — werden in ein und demselben Gedichte nach beliebigem Wechsel angewendet, so dass der Rhythmus dieser Dichtungen überaus mannigfaltig ist. Die Uebersetzung bewahrt die Eigentümlichkeiten des Verses und seiner rhythmischen Bewegung, die zahlreichen charakteristischen Wiederholungen, Alliterationen und Antithesen der Originale mit möglichster Treue, um dem deutschen Leser das Original selbst nach Möglichkeit zu ersetzen, — was selbstverständlich nur bezüg-

lich der eigentümlichen Tonfarbe der zuweilen altertümlichen oder dialektisch individualisirten Sprache nicht möglich war. — Die meisten dieser Gedichte sind ganz reimlos: wo sich trotzdem hie und da gereimte Verspaare finden, sind dieselben dem zufälligen Zusammentreffen gleich- oder ähnlich klingender Versschlüsse zuzuschreiben. Bei den gereimten Dichtungen ist der Reim selbstverständlich auch in der Uebersetzung beibehalten.

Die Balladen folgen hier in bunter Reihe. Die meisten stammen aus dem Siebenbürger Székler-Lande, wo die Magyaren, umringt von hohen Bergen und anderssprachigen Nachbarn, uralte Eigenheiten der Sprache und Sitte, der Dichtung und Weltanschauung länger und reiner bewahrt haben, als das Volk des Mutterlandes, in welchem verschiedene Nationalitäten verschmolzen, einander beeinflussten und den ursprünglichen Charakter des Magyarentums mannigfach modificirten.

Die Gedichte sind den folgenden drei grossen und wichtigen Sammlungen entnommen, in welchen die erhaltenen Erzeugnisse der ungarischen Volksdichtung von berufenen Gelehrten und Dichtern gesammelt wurden: 1. Ungarische Volkslieder, Märchen und Sagen, herausgegeben von JOHANN ERDELYI, Pest, 1846—1848, 3 Bde. — 2. Wilde Rosen. Sammlung von Székler Volksdichtungen, herausgegeben von JOHANN KRIZA, Klausenburg, 1863. I. Bd. (Die weiteren Sammlungen KRIZA's finden sich in dem folgenden Werke). — 3. Sammlung ungarischer Volksdichtungen, herausgegeben von LADISLAUS ARANY u. PAUL GYULAI, Budapest, 1872 und 1882, drei Bände. Das erste und das dritte Sammelwerk erschienen im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft.

### I. Der vergiftete Johann.

- Wo bist du gewesen, lieber Sohn, mein Johann?
- O bei meiner Schwieger, liebe gute Mutter!  
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!
- Was bekamst du dort, lieber Sohn, mein Johann?
- Eine giftige Kröte<sup>1</sup>, liebe gute Mutter!  
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!
- Wie bekamst du sie, lieber Sohn, mein Johann?
- Auf dem schönsten Teller, liebe gute Mutter!  
O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

<sup>1</sup> Im Original: *einen vierfüssigen Krebs*, wie das Volk die Kröte nennt, welche ihm als Symbol des Giftes gilt.

- Deshalb bist du krank, lieber Sohn, mein Johann?  
 — Krank bis auf den Tod, liebe gute Mutter!  
 O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!
- Was lässt du dem Vater, lieber Sohn, mein Johann?  
 — Meinen starken Wagen, liebe gute Mutter!  
 O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!
- Was lässt du dem Bruder, lieber Sohn, mein Johann?  
 — Meine schönen Ochsen, liebe gute Mutter!  
 O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!
- Was lässt du dem jüngern, lieber Sohn, mein Johann?  
 — Meine schönen Pferde, liebe gute Mutter!  
 O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!
- Was lässt du der Schwester, lieber Sohn, mein Johann?  
 — All' mein Hausgeräte, liebe gute Mutter!  
 O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!
- Was lässt du der Schwieger, lieber Sohn, mein Johann?  
 — Ewige Verdammniss, liebe gute Mutter!  
 O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!
- Was lässt du der Mutter, lieber Sohn, mein Johann?  
 — Jammer ihr und Kummer, liebe gute Mutter!  
 O, ich leide, o! Rüste mir das Bett!

Die Ballade ist stofflich und formell verwandt mit der schottischen Volksballade *Lord Randal*, in welcher der von seiner Geliebten vergiftete Held ebenfalls müde und krank heimkehrt und seiner Mutter zuruft, sie möge ihm das Bett rüsten. Unser Gedicht ist die einzige ungarische Ballade, in welcher das Gift eine Rolle spielt. Dass der Grund der Vergiftung nicht angegeben ist, liegt in der Natur der Ballade, welche das Halbdunkel liebt, die Motivation oft kaum andeutet und vor allem auf die Katastrophe hindrängt. Von *Lord Randal* unterscheidet sich unsere Ballade besonders darin, dass der sterbende Held über sein Hab und Gut verfügt, Segen und Fluch austeilt. In dieser Beziehung erinnert *Der vergiftete Johann* an die schottischen Balladen *Edward* und *Davin*, an die schwedische Ballade *Der Knabe im Rosengarten* und an eine siebenbürgisch-sächsische Ballade (verwandt mit Nr. 120 der Uhland'schen

Sammlung: *Die Stiefmutter* und mit der Ballade (*Grossmutter Schlangenköchin* in *Des Knaben Wunderhorn*, Berlin, 1873, I. 63). Die strophische Gliederung und der Refrain sind insofern bemerkenswert, als die Székler Volksballade diese beiden charakteristischen Züge der nordischen Balladendichtung nur ausnahmsweise aufweist.

## II. Die Frau des Baumeisters.

Zwölf gute Baumeister machten auf den Weg sich,  
 Zogen hin, zogen nach Déva's hoher Feste;  
 Sie begannen bauen Déva's hohe Feste.  
 Doch was sie nachts bauten: stürzte tags zusammen,  
 Und was sie tags bauten: stürzte nachts zusammen.

Da sprach Meister Clemens, und es ward zur Satzung:  
 Wessen Frau zum ersten ihnen bringen würde  
 Zu dem Bau das Essen,  
 Werde eingemauert, ganz verbrannt im Kalke,  
 Déva's hohe Feste ruh' auf ihrem Hügel!

Meister Clemens' Hausfrau machte auf den Weg sich,  
 Setzte auf den Kopf sich ihres Mannes Essen,  
 Nahm in ihren Arm ihr kleines einzig Söhnchen.  
 Und von ferne sah sie Clemens, wie sie nahte:  
 •O mein Gott, o mein Gott! treibe ihr entgegen  
 Wilde Tiere zweie: dass zurück sie eile!  
 Aber jene nahte.  
 •O mein Gott, o mein Gott!  
 Leg in ihre Strasse eine schwarze Wolke,  
 Lass vor ihre Füße kleine Steine regnen,  
 Dass zurück sie eile!  
 Aber jene nahte.  
 •Guten Tag, guten Tag, gute zwölf Baumeister!  
 O mein Gott, o mein Gott! was soll das bedeuten?  
 Dreimal schon grüss ich euch, und nicht einmal dankt ihr?...  
 •Clemens sprach, dein Gatte, und es ward zur Satzung:  
 Wessen Frau zum ersten uns herbringen würde  
 Zu dem Bau das Essen,  
 Werde eingemauert, ganz verbrannt im Kalke,  
 Déva's hohe Feste ruh' auf ihrem Hügel!•



„Meinethalb, so sei es!  
Wenn mit mir dein Leben dir verhasst geworden . . .“

Ihres Mannes Essen nahmen sie vom Haupt ihr  
Und ihr kleines Söhnchen nahmen sie vom Arm ihr;  
Bis zum Knie vermauert — schien ihr Scherz das Treiben,  
Bis zum Leib vermauert — schien es ihr nur Narrheit,  
Bis zum Hals vermauert — schien's ihr ernste Wahrheit:  
„Weine nicht, mein Söhnchen!  
Gute Weiber gibt's noch, dir die Brust dir reichen,  
Gute Kinder gibt's noch, die in Schlaf dich wiegen;  
Und von Ast zu Ast ziehn stets des Himmels Vögel,  
Um dir zuzuzwitschern, um dich einzuwiegen . . .“

„Vater, lieber Vater! wo ist meine Mutter?“  
„Weine nicht, mein Söhnchen, Abends kehrt sie wieder!“  
Und er harrt bis Abend, und nicht kam die Mutter.  
„Vater, lieber Vater! wo ist meine Mutter?“  
„Weine nicht, mein Söhnchen, morgens kehrt sie wieder!“  
Und er harrt bis Morgen, und nicht kam die Mutter.  
Beide sind gestorben! . . .

Die Burg Déva liegt im westlichen Siebenbürgen auf einem steilen Felsen.

Die Ballade von der Frau des Baumeisters ist in dreifacher Gestalt erhalten: die vorliegende scheint die älteste und ursprünglichste Fassung des Stoffes zu sein, was nicht bloß aus der grösseren Altertümlichkeit der Sprache und Form, sondern auch daraus geschlossen werden darf, dass der Grundgedanke der Sage hier am reinsten und am tiefsten ausgeprägt und die Composition abgerundeter und durchsichtiger ist. In der zuerst bekannt gewordenen Fassung (deutsch von L. AIGNER, Ungarische Volksdichtungen, 1873, S. 82) kommen die zwölf Baumeister auf den Gedanken, die zuerst beim Bau erscheinende Frau einmauern zu wollen; es ist demnach bloß ein Zufall, dass dies Schicksal die Frau des Clemens trifft, — während in unserer Fassung Clemens selbst das Schicksal herausfordert und daher mit Recht büsst. Er steht in unserer Ballade allein im Vordergrund, während in jener Variante auch die Magd der Baumeisterin mit einem bösen Traume eine Rolle spielt und die Meisterin, welche diesen Traum nicht beachtet und den Kutscher zu schnellerer Eile drängt, teilweise auch selbst als schuldig erscheint. Besonders ungeschickt ist in jener breiteren Darstellung,

das die Frau, nachdem sie ihr Urteil vernommen, erst noch nach Hause zurückkehrt, um von ihren Mägden und ihrem Söhnchen Abschied zu nehmen, während sie in unserer Fassung das Kind mit sich führt. Auch ist die Darstellung in unserer Fassung gedrängter, dramatischer, ergreifender. Endlich die dritte Fassung, die erst jüngst bekannt geworden, ist weit unklarer, als die ersten beiden. Die Frau bat das Kind nicht mitgenommen, sondern fleht zu Gott, er möchte es ihr senden, und Gott erfüllt ihre Bitte. Weniger poetisch ist auch jener Zug dieser Fassung, dass das Weib geschlachtet, ihr Blut genommen und in den Mörtel gemischt wird.

Verwandt ist das rumänische Volkslied vom *Kloster zu Argisch*, die griechische Volksballade von der *Brücke zu Arta* und eine serbische Sage vom *Schloss zu Skutari*.

Allen diesen Dichtungen liegt der Aberglaube zu Grunde, dass ein Bau nur dann Bestand habe, wenn ein Opfer in demselben eingemauert ist, und hierauf fusst der weitere Aberglaube, dass in jedem Bau ein Gespenst umgehe, eben der erzürnte Geist jenes eingemauerten Opfers. Bei den Rumänen ist es Sitte, in das Fundament des Gebäudes eine lange Binse zu legen, mit welcher die Maurer den Schatten eines zufällig Anwesenden oder Vorübergehenden gemessen. Daher ruft man Jedem, der sich einem Baue nähert, zu: «Gib acht, sie messen deinen Schatten!» denn man glaubt, dass der Unglückliche, dessen Schatten gemessen worden, in vierzig Tagen sterben und zum ruhelosen Geist werden müsse. Dieser Aberglaube ist auch bei den Széklern heimisch gewesen, aber allmählig in Vergessenheit geraten. Auch die Rumänen nehmen das Messen des Schattens nicht mehr ernst, wohl hauptsächlich deshalb, weil diese Sitte oft zu grossem Unglück führte, indem der Gemessene nicht selten in schwere Krankheit verfiel oder aus Angst sogar eines plötzlichen Todes starb. Die ganze Anschauung scheint aus dem Osten zu stammen, die ungarischen Székler haben dieselbe unstreitig von den Rumänen überkommen.

### III. Susanne Homlodi.

— Wie kommt es, wie kommt es, Susanne Homlodi.

Dass dein Karton-Leibchen enger wird und enger?

— Daher kommt's, daher kommt's: schlecht schnitt es der Schneider,  
Schlecht schnitt es der Schneider, schlecht näht' es der Näher.

— Kutscher ihr, Kutscher ihr, Diener ihr und Mägde.

Bringet her, bringet her meinen Trauerwagen.

Spannet ein, spannet ein meine braunen Pferde,

Führet fort, führet fort Susanne Homlodi.

Führet fort, führet fort Susanne Homlodi  
 Auf die Rosen-Wiese, auf den Richtplatz führt sie.  
 — Guten Tag, guten Tag, Gnädige Homlodi!  
 Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?  
 — Schickte sie, schickte sie in den Rosengarten,  
 Rosen dort zu schauen, sich dort zu zerstreuen.  
 — Guten Tag, guten Tag, kleiner Gärtnerjunge!  
 Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?  
 — Weiss es nicht, sah sie nicht, gestern war sie, ach! hier.  
 — Guten Tag, guten Tag, Gnädige Homlodi?  
 Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?  
 — Schickte sie, schickte sie an das Meeresufer,  
 Goldfischlein zu fangen, sich dort zu zerstreuen.  
 — Guten Tag, guten Tag, kleiner Schifferjunge!  
 Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?  
 — Weiss es nicht, sah sie nicht, gestern war sie, ach! hier.  
 — Guten Tag, guten Tag, Gnädige Homlodi!  
 Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?  
 — Was soll ich leugnen es? will es dir nur sagen:  
 Schickte sie, schickte sie auf die Rosenwiese,  
 Auf die Rosenwiese, auf den Richtplatz hin sie.  
 — Gottlose Mutter, was liessst du sie richten?  
 Meinen Leib, ihren Leib: beide hast begraben,  
 — Guten Tag, guten Tag, richtender Henker du!  
 Wo find' ich, wo find' ich Susanne Homlodi?  
 — Hier liegt sie, hier ruht sie, hier schläft sie in Rnhe.  
 — Meinen Leib, ihren Leib: leg' in *ein* Grab beide,  
 Mein Blut und ihr Blut mag *ein* Bächlein wegspülen.

Eine der berühmtesten und verbreitetsten ungarischen Balladen, in Form und Darstellung, Ton und Charakter ein Muster ihrer Gattung. In dem ganzen Gedicht ist keine Zeile Erzählung; die Darstellung bewegt sich durchaus in lebendigem Dialog. Eine Fülle von Wiederholungen, Alliterationen und Parallelismen macht diese Ballade, trotz der Einfachheit der Sprache und der rhythmischen Form, zu einer der gelungensten Schöpfungen der Volksdichtung.

Die Ballade ist in einer Fülle von Varianten aus verschiedenen Gegenden des Landes vorhanden. Diese Gedichte weichen nicht blos im Namen der Heldin, sondern auch in einzelnen wesentlichen Zügen von unserem Gedichte und von einander ab. Besonders der Schluss ist in einzelnen Varianten eigentümlich. So wird z. B. in dem Gedicht:

*Kathchen Hedercári* das schuldige Mädchen zum Hungertode verurteilt. Am dreizehnten Tag, dass sie weder gegessen noch getrunken, sucht sie ihr Bruder auf und fragt sie:

— Liebe süsse Schwester, lebst du oder starbst du?  
 — Leben? ach, ich lebe in dem grössten Elend.  
 — Schreibe doch ein Briefchen schnell an deinen Liebsten.  
 — Ach, ich hab' nicht Tinte, habe keine Feder.  
 — So sei deine Tinte nun dein Blut, das rothe,  
 Und die Feder sei dein kleiner weisser Nagel,  
 — Fertig ist das Briefchen, doch wer soll ihm's bringen?  
 Soll's die Elster tragen? die steigt immer nieder,  
 Nieder auf die Erde, wo ein Aas sie findet.  
 Schwalbe, liebe Schwalbe, trage du mein Briefchen,  
 Trage du mein Briefchen meinem fernen Liebsten!  
 Triffst du ihn im Bette, leg' es auf sein Polster —  
 Triffst du ihn am Wege, leg' es auf seine Schulter —  
 Triffst du ihn beim Speisen, leg' es auf sein' Teller.

Hiemit schliesst das Gedicht. Wir müssen im Sinne der Sage und des Grundcharakters der Ballade die Handlung dahin ergänzen, dass der Liebste zu spät kommt und die Geliebte bereits todt findet.

In einer andern Variante sendet das Mädchen um den Geliebten und derselbe erscheint, aber zu spät:

— Kutscher du, Kutscher du, du mein lieber Kutscher.  
 Eile doch, eile doch, schirre schnell die Pferde!  
 Trage dieses Briefchen hin zu meinem Liebsten,  
 Kommst du Morgens zu ihm, leg' es auf sein Fenster  
 Kommst du Mittags zu ihm, leg' es auf seinen Teller!  
 — Guten Tag, guten Tag, schmucker kleiner Junker!  
 — Grüss' dich Gott, grüss' dich Gott, Diener meiner Liebsten,  
 — Eile nur, eile nur, denn sie liegt am Tode.  
 — Nein, nicht möglich ist 's, der Himmel wär' nicht Himmel,  
 Läge meine Liebste, wirklich schon im Tode . . . .  
 Kutscher du, mein Kutscher, lieber treuer Kutscher,  
 Eile nur, eile nur, schirre an die Pferde . . . .  
 Guten Tag, guten Tag, gnädige Herzogin!  
 Wo find' ich, wo find' ich Susanne, die Jungfrau?

Der Schluss des Gedichtes stimmt im Wesen mit unserer Fassung der Ballade überein, nur die letzten Verse weichen ab:

Mein' und deine Seele frohlocken im Himmel  
Doch die Frau Herzogin brenne in der Hölle!

Verwandt dieser Ballade ist das deutsche Volkslied: *Der Ritter und die Maqd* (*Des Knaben Wunderhorn*, I. 87).

#### IV. Schön Helene.

— Gott zum Grusse, mein Herr Richter, hier in eurem Haus!  
— Gott willkommen, schön Helene, hier in meinem Haus!  
Weshalb weinst du, schön Helene, hier in meinem Haus?  
— Meine Gänse trieb ich jüngst zur grünen Weide hin,  
Da erschien der Sohn des Richters, trieb die Gänse fort,  
Schlug der Sohn des Richters meinen schönen Ganser todt.  
— Wein' nicht, wein' nicht, schön Helene, um den Ganser nicht,  
Ich bezahl' dir deinen Ganser, sprich: was forderst du?  
— Will für jede kleinste Feder ein Goldguldenstück.  
Für den Schweif, den lustig weh'nden, einen Goldfächer.  
Für die Flügel, die zwei Flügel, Schüsseln zwei aus Gold,  
Für die Füße, die zwei Füße, Aehren zwei aus Gold,  
Für den schönen Nacken will sechs Ellen Bänder ich,  
Für den Kopf, das schöne Köpfchen, eine Birn' aus Gold,  
Für die Augen, die so glühten, je ein brennend Licht,  
Für die Kehle, die mich weckte, eine Goldtrompet',  
Für die Kosten seines Lebens sechs Pfund schönen Reis.  
Für den Magen, für die Leber sechs Stück Häupter Kraut.  
— Deine Wünsche, schön Helene, sind ja ohne Zahl,  
Darum muss der Sohn des Richters wohl zum Galgen hin.  
— Sei der Galgen wie die Rose, die sich aufgetan,  
Meine Arm' des Galgens Arme, ich der Galgen selbst.

Der Vers besteht aus drei, durch eine Diäresis getrennten Teilen, mit dem Haupttakt auf der ersten Silbe jedes Verstaktes nach dem Schema:

— — — — | — — — — | — — — — | — — — —

Der Schluss des Gedichtes erinnert an ein serbisches Volkslied, das folgendermassen schliesst:

Hängt ihn an einen Rosenstock,  
An eines Mädchens Hals.

In einer Variante des Gedichts schliesst dasselbe folgendermassen :

- Gar nichts geb' ich, schön Helene, für den Ganser dir...
- Meinen Sohn nur geb ich hin dir, mag dein Eigen sein.
- Den nur will ich, mein Herr Richter, wollte andres nie!

#### V. Thomas Magyaroschi.

- Woher willst du freien, Thomas Magyaroschi ?
- Will ein Weibchen nehmen aus dem nahen Kronstadt,  
Witwe Vajda's Tochter, die so schön erwachsen,  
Schön Helene Vajda.
- Schaukelnd rollt die Kutsche und es weint das Mädchen,  
Rückwärts blickt vom Bocke Thomas Magyaroschi :
- Weshalb weinst, was klagst du, sprich, mein schönes Bräutchen ?  
Glaubst vielleicht, ich wäre arm und ohne Felder,  
Hätte nicht zwölf Ochsen, nicht viel starke Wagen ?
- Nein, das nicht, ich weiss ja, dass du reich an Schätzen.
- Und es spricht die ältre von den zwei Brautjungfern :
- Gib doch her, gib doch her, Thomas Magyaroschi,  
Dein leinen Hemde her, dass ich Windeln mache.
- Mein leinen Hemde, nein, geb' ich nicht, geb' ich nicht,  
Windeln zu machen der buhlerischen Dirne.
- Schaukelnd rollt die Kutsche und es weint das Mädchen,  
Rückwärts blickt vom Bocke Thomas Magyaroschi :
- Weshalb weinst, was klagst du, sprich, mein schönes Bräutchen ?  
Glaubst vielleicht, ich wäre arm und ohn' Vermögen,  
Hätte Pferd' im Stall nicht, Schafe nicht im Pferche ?
- Nein, das nicht, ich weiss ja, dass du reich an Schätzen.
- Und es spricht die jüngre von den zwei Brautjungfern :
- Gib doch her, gib doch her. Thomas Magyaroschi,  
Gib den seidnen Gürtel zum Wickelgebinde.
- Nein, den seidnen Gürtel geb' ich nicht, geb' ich nicht  
Zum Wickelgebind der buhlerischen Dirne . . .
- Kutscher, mein Kutscher, hör', wende um den Wagen,  
Sag ihrer Mutter, der alten Teufelsvettel,  
Halt' sie sich die Tochter, wie sie sie erzogen.

Eine komische Ballade, die einen skandalösen Vorfall möglichst zart behandelt. Die Braut wird von Geburtswehen befallen und weint; der Bräutigam meint, sie halte ihn für arm und er beruhigt sie diesbezüglich. Endlich begreift er aus den Reden und Wünschen der Braut-

jungfern, um was es sich handelt, und schiekt die Schöne ihrer Mutter zurück.

### VI. Barcsai.<sup>1</sup>

«Vater, Vater, Vater, lieber guter Vater!  
 Meine liebe Mutter wahrlich liebt den Barcsai.»  
 „Hörst du, Weib, o hörst du, was dies Kind da plaudert?“  
 «Höre, was es plaudert, hör' es, liebster Gatte!  
 Töricht ist das Mädchen, weiss nicht, was es redet.»  
 Und er eilt von hinnen, fort auf Klausenburg zu;  
 Ging die Hälfte Weges, kehrte von dort wieder,  
 Langt' zu Hause an.  
 «Öffne, Weib, die Türe, öffne, Gattin, öffne!»  
 «Ja, ich öffne, Mann sie, öffne sie, mein Gatte!  
 Lass den feinen Rock nur um den Leib mich werfen,  
 Lass die Linnenschürze schnell nur um mich binden,  
 Lass den Spitzenschleier mich aufs Haupt nur setzen,  
 Lass die roten Stiefel nur mich eilig antun.»  
 Aber jener sprengte des Palastes Türe:  
 „Gib mir her, gib mir her jener Truhe Schlüssel!“  
 «War beim Nachbar drüben, stieg den Zaun hinüber,  
 Dort hab' ich verloren jener Truhe Schlüssel,  
 Doch ich find' ihn wieder früh am roten Morgen.»  
 Aber jener sprengte rasch der Truhe Wand ein  
 Und herausfiel Barcsai aus der grossen Truhe,  
 Und er fasste wild ihn, schlug ihm rasch das Haupt ab.  
 „Komm heran, komm heran, komm, Weib, meine Gattin!  
 Von drei Todesarten magst du eine wählen:  
 Soll ich dich erschiessen oder soll dich köpfen  
 Oder willst du mir sechs Gästen lustig leuchten?“  
 «Von drei Todesarten wähl' ich mir die eine:  
 Will dir und sechs Gästen, will euch lustig leuchten.»  
 „Höre, Diener, höre, bring' herein das Leintuch  
 Und den Topf voll Pech auch, —  
 Fasset sie am Haupte, hüllt sie bis zum Fuss ein,  
 Steckt am Fuss in Brand sie, brennt sie bis zum Haupte.“  
 O mein Got', o mein Gott! O was hab' getan ich,  
 Hab' mein Weib getödtet, Barcsai getödtet!

<sup>1</sup> Der Name ist *Bar-tschai* (zuweilen im Verse zweisilbig: *Bar-tschaj*) zu sprechen.

Die Tragödie der verbotenen Liebe, — ein Lieblingsstoff aller Volksdichtung, voll Leben, Bewegung und Leidenschaft.

Verwandt diesem Gedichte nicht nur dem Stoffe nach, sondern auch durch Uebernahme ganzer Verse und vieler Wendungen ist die folgende Ballade :

### VII. Balthasar Bátori.

Judith sass, die zarte schwache Frau am Tische,  
Wiegte mit dem Fuss die schöne goldne Wiege :  
•Schlaf, mein Sölnchen, schlafe, schlaf, mein holder Junge!  
Denn dein Vater ist nicht Balthasar von Bátor,  
Denn dein Vater ist der Feldherr Siebenbürgens,  
Der die schöne goldne Wiege dir gegeben,  
Die an den vier Ecken vier Goldringe zieren,  
Der aufs Köpfchen dir den Federhut gegeben. •

An der Türe lauschte Balthasar, der Gatte :  
•Wage nicht zu leugnen, was du, Weib, gesprochen !  
•Nein, ich will's nicht leugnen, teurer Herr, mein Gatte!  
Meine Mägde schalt' ich, meine schlimmen Mägde,  
Die die schönsten Blumen, Knospen noch, mir brachen,  
Sträusse daraus banden, sie den Burschen gaben •  
•Wagst du doch zu leugnen, was du, Weib, gesprochen ?  
Öffne rasch die Türe, öffne rasch sie, Gattin ! •

•Ja ich öffne, Mann, sie, öffne sie, mein Gatte,  
Lass die roten Stiefel nur mich eilig antun,  
Lass den feinen Rock nur um den Leib mich werfen. •

Doch ihm währt's zu lange, sprenge rasch die Türe :  
•Sei bereit auf morgen, Weib, auf morgen Mittag,  
Auf den Rosenplatz hin, hin zur blutgen Richtstatt ! —  
Wo bist du, mein Diener, komm, mein liebster Bote,  
Schirre mir sechs Pferde eilig vor die Kutsche ! •

Fertig war der Wagen und sie fuhren weiter  
Und sie fuhren weiter und sie langten dort an.

•Warte doch, warte doch, warte, schwarzer Henker!  
Auch den Todten läutet dreimal aus die Glocke,  
Meinem armen Haupte klang kein einzger Ton noch. •

Sieh, da langte an der Feldherr Siebenbürgens :  
Er umarmt sie einmal und er küsst sie zweimal,  
Er umarmt sie zweimal, gibt ihr hundert Küsse :  
•Mein bist du, mein bist du, Weib ! und keines Andern ! •



Judith ist keine Ehebrecherin, sondern ein unglückliches Weib, das man aus den Armen des Geliebten gerissen und zur Ehe mit dem ungeliebten Mann gezwungen hat. Die Frucht ihrer Jugendliebe, mit der sie in die Ehe eintritt, bringt ihr Verderben; — der Geliebte, den sie mit Gewissheit erwartet, langt zu spät an und findet nur mehr ihre Leiche.

Unstreitig eine Parodie dieser tragischen Ehebruchs-Balladen ist das folgende Gedicht :

### VIII. Gyurka<sup>1</sup>, der Nachbarsjunge.

In dem Fenster lag das zarte Serben-Weibchen,  
Vor dem Fenster geht der Barbierjunge Gyurka :  
«Komm herein, komm herein, Nachbarjunge Gyurka !  
Komm herein, komm herein, Nachbarjunge Gyurka !

«Habe gutes Bier da, habe guten Wein da  
Gebe ohne Geld dir, Andre müssen zahlen,  
Niemand ist zuhause, bin allein zuhause,  
Niemand ist zuhause, bin allein zuhause !

«In die Stadt um rote Stiefeln ist mein Gatte,  
In den Wald um Kornel-Ruten ist mein Vater,  
In die Mühl' um weisses Mehl ist meine Mutter,  
In die Mühl' um weisses Mehl ist meine Mutter,

Und sie lockt so lang den Nachbarjungen Gyurka,  
Bis sie in ihr Zimmer eingelockt ihn hatte. —  
Plötzlich kommt nach Hause der geliebte Gatte,  
Plötzlich kommt nach Hause der geliebte Gatte.

«Weibchen, liebes Weibchen, lasse ein mich, Schätzchen,  
Komme aus dem Städtchen, bring' dir rote Stiefel,  
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten,  
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten.»

„Gleich lass' ich herein dich, liebster Mann, mein Gatte,  
Lass nur erst mein Röckchen um den Leib mich werfen.“  
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder,  
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder :

<sup>1</sup> Sprich *Djur-ka*, Koseform für *György* (spr. *Djördj*) = Georg.

•Weibchen, liebes Weibchen, lasse ein mich, Schätzchen,  
Komme aus dem Städtchen, bring' dir rote Stiefel,  
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten,  
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten. •

,Gleich lass' ich herein dich, liebster Mann, mein Gatte,  
Lass nur erst die Schuhe an den Fuss mich ziehen, '  
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder,  
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder :

•Weibchen, liebes Weibchen, lasse ein mich, Schätzchen,  
Komme aus dem Städtchen, bring' dir rote Stiefel,  
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten,  
Bring' dir rote Stiefel, von den allerschönsten. •

,Gleich lass' ich herein dich, liebster Mann, mein Gatte,  
Lass mein schwarzes Kleid nur in der Eil' mich antun'.  
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder,  
Doch der liebe Gatte bat und flehte wieder :

•Weibchen, liebes Weibchen, lasse ein mich, Schätzchen,  
Komme aus dem Städtchen, bring' dir rote Stiefel. •  
Und sie lie:s ins Zimmer den geliebten Gatten,  
Unterm rechten Arme liess hinaus sie Gyurka.

### IX. Boriska.<sup>1</sup>

•Um dein schönes Kind, um Boriska wir kamen,  
Gib dein schönes Mädchen, gib den Türken her sie ! •  
,Tritt, Kind, auf die Steinbank, tritt, Kind, auf die Steinbank  
Blick' hinaus zum Fenster, sprich, was siehst du unten ?'

•Sehe drei Glaskutschen, seh' neun güldne Fahnen —  
Hattet ihr kein Brod mehr, nicht ein Stücklein Brodes,  
Nicht ein Stücklein Brodes, keinen Becher Wein mehr,  
Dass ihr mich verkaufen musstet diesen Türken ? •

Und sie ging ins Gärtchen, warf sich auf den Rasen,  
Schluchzte laut und klagte : Blumen, meine Blumen !  
Welket bis zum Stamme, dorret bis zur Wurzel, —  
Mag die Welt erkennen, dass um mich ihr trauert !

<sup>1</sup> Spr. *Bo-risch-ka*, Koseform zu *Barbara*, = Bärbel.

Und sie ging ins Zimmer, warf sich auf das Lager,  
Schluchzte laut und klagte: Kleider, meine Kleider!  
Fallt herab vom Nagel, modert auf der Erde. —  
Stiefmutter erkenne, dass um mich ihr trauert!

Aus der Zeit der Türkenherrschaft. Die Stiefmutter hat ihre schöne Tochter dem Türken verkauft, wenigstens schreibt das unglückliche Mädchen ihr trauriges Geschick der Stiefmutter zu. — Zahlreiche Daten aus der Türkenzeit beweisen es, dass die muhamedanischen Eroberer vor Allem nach den schönen Töchtern des Landes fahndeten und dieselben mit List und Gewalt, offen und geheim raubten und sich aneigneten.

Es ist übrigens charakteristisch, dass der mehrhundertjährige Verkehr der Ungarn und der Türken und die beinahe zwei Jahrhunderte währende Türkenherrschaft im Lande in der ungarischen Dichtung so wenig Spuren zurückgelassen hat. Oder sollte *Alles* in Verlust geraten sein?! Wie ganz anders befruchtete die Herrschaft der Araber die Poesie des spanischen Volkes, dessen schönste Dichtungen eben den Anregungen der Maurenzeit ihre Entstehung verdanken!

#### X. Peter von Gelicze.

Sieh, und es trafen sich zwei gewalt'ge Helden:

Simon von Zetelak, Peter von Gelicze.

Und es fragte jenen Simon von Zetelak:

„Wer bist du, was bist du, weshalb kamst du hieher?“

Und es sagte Antwort Peter von Gelicze:

•Kennst mich nicht, sahst mich nie, — kannst mich nicht erkennen;

Doch gewiss hörtest du viele meiner Taten!

Wisse denn, ich bin es, Peter von Gelicze!

Auf der weiten Erde gibts nur einen Helden,

Der mir ebenbürtig!

Ihn nur such' ich, ihn nur, lass' ihn nicht am Leben —

Du bist es, du bist es, Simon von Zetelak!•

Und der Kampf entbrannte, — als der Abend anhub,

Und der Kampf noch währte, — als der Morgen graute.

Und der Kampf entbrannte, — als die Glocke tönte,

Und der Kampf noch währte, —

Schwarze Mitternacht war's, — als der Kampf zu Ende.

Und es sprach zu jenem Simon von Zetelak:

•Schade wär' es, schade, wenn ich dich erschlüge.

Lass uns Frieden schliessen!

Gib dein Schwert, gib dein Pferd, beide gib zum Tausche,  
Und ich geb' dir Frieden!

Simon von Zetelak zu dem Ross sich wandte,  
Peter von Gelicze eilig nach ihm stürmte,  
Und bei seinem Pferde floss sein Blut zur Erde,  
Auf die Hand des Mörders, Peters von Gelicze.

\*

„Peter von Gelicze, sprich, wo du gewesen?“  
„In der Feste Fogarns, beim Wojwoden Stanislaus!“  
„Peter von Gelicze, dies ist nicht dein Reitpferd!“  
„Michael der Wojwode, gab es mir auf Döva!“  
„Peter von Gelicze, wessen ist dies Schlachtschwert?“  
„Mein ist es!“ „Das lügst du! Nicht *dein* Name steht drauf!“

Peter von Gelicze! Auch der Winter sagt es (?):  
Simon von Zetelak — du hast ihn ermordet,  
Du hast ihn ermordet!  
Doch bei Gott, ich schwör' es, vor die Füße leg' ich  
Dir dein struppig Haupt!

Diese Ballade wurde erst am 24. Dezember 1882 in dem politischen Tageblatte *Nemzet* veröffentlicht. Besonderes Interesse erhält das Gedicht durch die historischen Persönlichkeiten, auf die es anspielt. — Michael, auf den sich der Held beruft, ist der berühmte Wojwode der Moldau, der Söldling Kaiser Rudolfs, der in den Jahren 1599—1601 in Siebenbürgen wütete und hier sein Ende fand. Ludwig Szadeczky hat in seiner vortrefflichen Monographie *Mihály Vajda Erdélyben* (Michael, der Wojwode der Moldau, in Siebenbürgen, Budapest, 1882, Athenäum) den Charakter und die Taten dieses von den phantasievollen Rumänen zum glorreichen Nationalhelden hinaufgeschraubten Mannes ins rechte Licht gestellt.

### XI. Frau Bodrogi.

Bitter klagt die Arme, die gefangne Arme:  
„Sieben Jahre sind's heut und drei Tage drüber,  
Dass in schwere Haft ich, grause Haft geraten;  
Wo mein Fleisch erreicht' ich, musst' mein Fleisch ich essen,  
Wo ich's nicht erreichte, frassen's Kröt' und Schlangen;  
Wo mein Blut erreicht' ich, musst' mein Blut ich trinken,  
Hab' aus Arm' und Beinen oft mein Blut gesogen.

• Wer von seinem Brode mir die Rinde gäbe,  
 Er gelangte sicher zu des Himmels Freude ;  
 Wer in seinem Glase Wasser mir darreichte,  
 Er genösse sicher aller Himmel Segen. •

An der Türe lauschte der Gefang'nen Dien'rin :  
 „Herrin, meine Herrin, gnäd'ge edle Herrin !  
 Wüsst' euch was zu sagen, wenn ihr mich nicht strafet.“

Bitter klagt die Arme, die gefangne Arme :  
 • Sieben Jahre sind's heut und drei Tage drüber,  
 Dass in schwere Haft ich, grause Haft geraten ;  
 Wo mein Fleisch erreicht' ich, musst' mein Fleisch ich essen,  
 Wo ich 's nicht erreichte, frassen's Kröt' und Schlangen ;  
 Wo mein Blut erreicht' ich, musst' mein Blut ich trinken,  
 Hab' aus Arm' und Beinen oft mein Blut gesogen.

• Wer von seinem Brode mir die Rinde gäbe :  
 Er gelangte sicher zu des Himmels Freude :  
 Wer in seinem Glase Wasser mir darreichte :  
 Er genösse sicher aller Himmel Segen. • —

„,Eh' ich ihr die Rinde meines Brodes gäbe,  
 Lieber würf' ich hin sie meinem Hund zum Frasse ;  
 Eh' ich Wasser ihr in meinem Glase reichte,  
 Lieber wollt' ich tränken meines Hau-es Boden ;  
 Fasset sie und schleppt sie, schleppt sie hin zum Richtplatz !“

• Warte doch, warte doch, du gestrenge Herrin !  
 Auch dem Todten läutet dreimal aus die Glocke,  
 Meinem armen Haupte soll kein Ton erklingen ?  
 Wessen Tochter warst du, du gestrenge Herrin ? •

„,Franz Bodrogi's Tochter bin ich stets gewesen !“

• O wenn du die Tochter Bodrogi's gewesen,  
 So bin ich die Gattin Bodrogi's gewesen,  
 Franz Bodrogi's Gattin, deine wahre Mutter. •

„,O so komm herein doch, komm doch, liebe Mutter,  
 Will in Milch dich baden, dich mit Butter salben.“

• Sollst mich nimmer baden, sollst mich nimmer salben,  
 Hast im finstern Kerker mich genug gesalbet ;  
 Gott soll dir es, Tochter, Gott es dir vergelten. •

Das Gedicht macht den Eindruck eines Fragments, da aus demselben nicht klar wird, weshalb die grausame Dame die ihr — wie es scheint — unbekannte Mutter so lange in grässlicher Gefangenschaft hält und sogar hinrichten lassen will. Der Ballade liegt wahrscheinlich eine tatsächliche Begebenheit zum Grunde, welche den Hörern bekannt war und bei ihnen das Verständniß des Gedichtes vermittelte, wohl die Wirkung desselben erhöhte.

## XII. Schön Anton.

„Mutter, liebe Mutter! wahrlich, ich muss sterben,  
Wahrlich, ich muss sterben um Helene Varga!“

„Stirb nicht, Sohn, o stirb nicht, stirb mir nicht, schön Anton!  
Will dir eine schöne Wundermühle bauen;  
Drauf das erste Rad soll weisse Perlen treiben,  
Drauf der Mittelstein soll süsse Küsse werfen,  
Drauf das dritte Rad soll kleine Münzen streuen;  
Denn das ist der Liebe allererste Regel!  
Dies zu schauen kommen Jungfraun, schöne Mädchen,  
Unter ihnen ist wohl auch Helene Varga.“

— Mutter, liebe Mutter, lass mich eilig hingehn  
Zu der Wundermühle!

— Geh nicht, Tochter, geh nicht zu der Wundermühle:  
Netze sind geworfen, um den Fuchs zu fangen!

„Mutter, liebe Mutter, wahrlich, ich muss sterben,  
Wahrlich, ich muss sterben um Helene Varga!“

„Stirb nicht, Sohn, o stirb nicht, stirb mir nicht, schön Anton!  
Will dir eine schöne Eisenbrücke bauen,  
Die zu schauen kommen Jungfraun, schöne Mädchen,  
Unter ihnen ist wohl auch Helene Varga.“

— Mutter, liebe Mutter, lass mich eilig hingehn  
Zu der Eisenbrücke!

— Geh nicht, Tochter, geh nicht zu der Eisenbrücke:  
Netze sind geworfen, um den Fuchs zu fangen.

„Mutter, liebe Mutter, wahrlich, ich muss sterben,  
Wahrlich, ich muss sterben um Helene Varga!“

„Stirb nicht, Sohn, o stirb nicht, stirb mir nicht, schön Anton!  
Spiele nur den Todten;  
Dich zu schauen kommen Jungfraun, schöne Mädchen,  
Unter ihnen ist wohl auch Helene Varga.“

— Mutter, liebe Mutter, lass mich eilig hingehn  
In die Todtenkammer!

— Aus der Todtenkammer kehrt du nimmer wieder,  
 •Auf, mein Sohn, erwache, stehe auf, mein Anton!  
 Um die du gestorben, vor dem Hause steht sie.  
 Auf, mein Sohn, erwache, stehe auf, mein Anton!  
 Um die du gestorben, in dem Hofe steht sie.  
 Auf, mein Sohn, erwache, stehe auf, mein Anton!  
 Um die du gestorben, dir zu Füßen steht sie.\*  
 — Wahrlich, niemals sah ich solchen schönen Todten! . . .  
 Lächelt doch sein Auge, Küsse winkt die Lippe.  
 Sprungbereit die Fusse. . . .  
 Und er sprang empor und schloss sie in die Arme.

Eine originelle Dichtung. Anton liebt Helene, aber ohne Hoffnung, vielleicht in Folge eines Zwistes. Anton's Mutter sucht die Geliebte mit List zu ihrem Sohn zu locken; in den ersten beiden Fällen weiss Helene's Mutter, die vielleicht das Verhältniss nicht wünscht, die Tochter zurückzuhalten, indem sie die Nachricht von der Wundermühle und der Eisenbrücke als Netze bezeichnet, in denen Helene, der Fuchs, gefangen werden soll. Die dritte List gelingt; auf die Nachricht von Antons Tod eilt Helene, den Geliebten noch einmal zu sehen; sie betrachtet ihn, der sich todt stellt, erkennt den Scherz und den Zweck desselben, und wird Antons Weib. — In einer Variante, welche nur unvollständig erhalten ist, wird neben der Wundermühle ein Wunderturm als Lockmittel erwähnt. Hier wird auch das Wild, dem die Netze gelten, passender ein Fisch genannt.

### XIII. Des Räubers Weib.

•Viel hab' ich gebeten meine Eltern beide,  
 Dass sie nicht mich gäben auf die eis'gen Berge,  
 Auf die eis'gen Berge, dem gewalt'gen Räuber!  
 Jetzt auch ist er draussen, lauert auf dem Kreuzweg,  
 Gibt für ein'ge Kreuzer seiner Seele Heil hin.  
 Bin es müd', im Zwielight aus dem Bett zu steigen,  
 Aufzustehn im Zwielight, an den Fluss zu eilen,  
 An den Fluss zu eilen, blut'ge Wäsche waschen.\*  
 ,Was weinst du, was weinst du, holdes schönes Weibchen?'  
 •Nicht weint' ich, nicht weint' ich, ich war in der Küche.  
 Des Eichholzes Rauch hat mir entlockt die Tränen.\*

Die Klage des jungen Weibes, das ihre Eltern dem Räuber der Berge vermählten. Sie klagt ihr Loos, aber verrät den Gatten nicht;

auf die Frage des Fremden, weshalb sie geweint, schreibt sie ihre Tränen dem Rauche in der Küche zu.

Eine Variante der Ballade stellt Mann und Frau einander gegenüber. Sie lautet vollständig:

«Schwer wird mirs, schwer wird mirs, früh am Tag aufzusteh'n.  
Vor des Morgens Grauen bluf'ge Wäsche waschen,  
Sie mit Tränen netzen, sie mit Klagen plätten.  
Sie mit Tränen netzen, sie mit Klagen plätten.  
Viel hab' ich gebeten meine Eltern beide,  
Dass sie mich nicht gäben dem berühmten Räuber.  
Der gewalt'ge Räuber, jetzt auch ist er draussen,  
Lauert auf dem Kreuzweg und beraubt die Leute,  
Gibt für wenge Kreuzer seiner Seele Heil hin.»

An der Türe horchte der gewaltge Räuber.  
Hört, wie seine Gattin ihr Geschick bejammert:  
„Oeffne, Weib, die Türe, öffne mir, o Gattin!“  
„Offen ist sie, offen, lieber guter Gatte!“  
„Was weinst du, was weinst du, liebes gutes Weibchen?“  
„Nicht weint' ich, nicht weint' ich, lieber guter Gatte!“  
Ich war in der Küche, legte Holz aufs Feuer,  
Des Eichholzes Rauch hat mir entlockt die Tränen.“  
„Was weinst du, was weinst du, liebes gutes Weibchen?“  
Morgen will um Mittag ich das Haupt dir abhaun!“

Und es eilt die Hausfrau, und sie ruft den Diener:  
„Johann, höre, Johann, hör' auf meine Worte!  
Richte meine Kutsche, hol' meine sechs Pferde,  
Morgen führ' um Mittag fort mich auf den Richtplatz!  
Wenn mein Haupt gefallen, wasche es in Rotwein,  
Wasche es in Rotwein, hüll's in zartes Linnen!  
Leg's in meine Kutsche, führ' es in die Moldau,  
Setz' es auf den Teller meinen Eltern beiden.  
Mag aus meinem Loos die ganze Moldau lernen:  
Dass Niemand die Tochter einem Räuber gebe!“

Verwandt ist ein slowakisches Volkslied, in welchem die Gattin des Räubers ihr Söhnchen wiegt, über ihr Schicksal jammert und wünscht, der Sohn möge nicht dem Vater ähnlich werden, da sie ihn sonst in Stücke zerreißen wollte. Auf die Frage des Gatten, was sie gesprochen, antwortet sie zweideutig: sie hätte bloß gefragt, was wohl aus ihrem Kinde werden und ob es dem Vater ähnlich sein würde?



## XIV. Der Gefangene.

• Selten zieht vorüber eine schwarze Wolke,  
 Selten fliegt, selten fliegt auf ein schwarzer Rabe!  
 Fliege, Rabe, fliege, doch nicht allzu ferne,  
 Auch nicht allzu nahe, — flieg zweihundert Meilen,  
 Bringe meine Grösse meinen Eltern beiden,  
 Meiner Braut, der fernem.

• Flieg auf ihren Hof hin, setz' auf's Fenster hin dich,  
 Frägt sie, wie mir's gehe, sag', ich sei gefangen.  
 Sei im Königshofe bis ans Knie in Eisen.  
 Müd sind meine Füsse, auf den Stein zu treten,  
 Müd sind meine Hände, Ketten stets zu schleppen,  
 Müd sind meine Ohren, Meeresbraus zu hören  
 Und der Wildgans Rufe.

• Trinken musst' ich, Armer, aus dem bitterm Kelche,  
 Schwarze Trauerkleider gaben sie mir Armen;  
 Wollte Gott, ich hätte niemals dich erschauet,  
 Niemals dich erschauet, nie von dir vernommen!  
 O mein Gott, o mein Gott, hast mich schwer getroffen, —  
 Elend die Geliebte, Jammer bis ans Ende,  
 Jammer bis ans Ende!

• Die ich stets geliebet, o wie bist du ferne,  
 Den ich stets gehasset, nun bin ich sein Sklave.  
 Fröhlich darf der Vogel ziehn von Ast zu Aste,  
 Nur ich darf nicht eilen hin zu der Geliebten,  
 Hin zu der Geliebten!

Das Gedicht ist in einer grossen Anzahl von Varianten vorhanden.  
 Eigentlich keine Ballade, sondern ein lyrisches Gedicht mit epischem  
 Hintergrunde.

## XV. Anna Molnár.

In die Welt zog Martin Ajgó,  
 In die Ferne, in die Wildniss,  
 Und er traf auf Anna Molnár:  
 ‚Komm mit mir, Frau Anna Molnár,  
 In die Ferne, in die Wildniss.‘

•Kann nicht mitgehn, Martin Ajgó,  
 Habe hier ein stilles Häuschen,  
 Stillen Gatten, guten Gatten,  
 Und ein Söhnchen, einen Säugling. —  
 Rief, sie ging nicht, schleppte fort sie.

Und sie zogen, beide zogen  
 In die Ferne, in die Wildniss;  
 Trafen einen breiten Eichbaum,  
 Setzten sich in seinen Schatten.  
 ‚Nimm mein Haupt in deinen Schooss, Weib!‘  
 Und es fallen ihre Tränen.  
 •Weshalb weinst du, Anna Molnár?•  
 ‚Nein, ich wein' nicht, Martin Ajgó,  
 Was da fällt, ist Tau vom Baume.‘  
 •Tau vom Baume fällt jetzt nimmer,  
 Ist doch eben voller Mittag.•

In den Wipfel auf des Eichbaums  
 Steigt von unten Martin Ajgó:  
 Da herabfällt ihm der Pallasch,  
 •Gib mir, gib mir meinen Pallasch.•  
 Und sie wirft empor den Pallasch  
 Und der Pallasch, er durchbohrt ihn.  
 Und sie hüllt in seinen Rock sich,  
 In den langen Kriegermantel,  
 Eilt zurück zu ihrer Heimat,  
 Bleibt vor ihrem Haustor stehen.

‚Stiller Hauswirt, guter Hauswirt.  
 Gib für diese Nacht mir Herberg!‘  
 •Kann dir keine geben, Krieger,  
 Hab' ein weinend Kind im Hause.•  
 Doch sie flehte, bis er nachgab.

‚Stiller Hauswirt, guter Hauswirt,  
 Gibt es guten Wein im Dorfe?  
 Bring' uns einen Krug zum Nachtmahl.‘  
 Bis den Wein geholt ihr Gatte,  
 Knöpfte auf sie ibren Kriegsrock,  
 Säugte froh ihr weinend Söhnchen.

Eine echt poetische Verherrlichung der Mutterliebe. Der Raubritter Martin Ajgó sucht Anna Molnár zu verführen; die Liebe zu ihrem Gatten und zu ihrem Kinde hält sie zurück; da entführt er sie mit Gewalt. (Der zehnte Vers — Er rief sie, sie ging nicht, da schleppte er sie mit Gewalt fort — ist ein würdiges Seitenstück zu Caesar's *Veni, vidi, vici.*) Seine Vertraulichkeit entlockt ihr Tränen. Der Zufall befreit sie von ihrem Räuber, der auf einen Baum gestiegen ist, wohl um die Gegend auszukundschaften; das Schwert, welches sie ihm auf seinen Wunsch hinaufwirft, durchbohrt Martin Ajgó und Anna Molnár zieht seinen Kriegermantel an, um nicht neuerdings Räubern in die Hände zu fallen, und eilt zu ihren Lieben. Der Gatte erkennt sie in ihrer Verkleidung nicht und gibt dem fremden Krieger nur unwillig Herberge, da sein Kind weint, seit die Mutter fort ist. Anna hört die Klagen des Kleinen und um vor Allem ihr Söhnchen zu beruhigen, schickt sie den Vater, unter dem Vorwande, Wein zu holen, fort und säugt das weinende Kind. Die freudige Ueberraschung des Vaters, der zurückgekehrt sein Kind an der Brust der Mutter findet, die Umarmung der wieder vereinigten Gatten, das glückliche Lächeln des Kindes — Alles das überlässt das Gedicht mit Recht der Phantasie des Lesers oder Hörers.

Die Ballade ist in noch vier Varianten vorhanden. Die zweite steht unserem Gedichte, in dem wir unstreitig die älteste Fassung des Stoffes besitzen, am nächsten; dieselbe unterscheidet sich von jener nur dadurch, dass Anna den Räuber absichtlich ermordet und, heimgelkehrt, sich erst zu erkennen gibt, nachdem der Gatte versprochen, dem entflohenen Weib nicht zürnen zu wollen. Die Erweiterungen der älteren Ballade in dieser zweiten Fassung scheinen grossenteils dem Bestreben entsprungen, den Reim streng durchzuführen, der in unserem Gedichte nur ausnahmsweise, jedenfalls durchaus zufällig an wenigen Stellen eintritt.

In den übrigen drei Varianten ist Anna nicht blos geraubt, sondern auch verführt. Furcht und Gewissensbisse treiben sie zurück. Hier sind auch andere Märchen-Motive einbezogen. Martin ermordet die Frauen, deren Liebe er genossen und hängt die Leichen an einen Baum.<sup>1</sup> Dasselbe Motiv finden wir in dem deutschen Volkslied von *Ulrich und Annchen* (Des Knaben Wunderhorn, Berlin, 1873, I, 267).

Der Ballade von *Anna Molnár* nahe verwandt ist eine rumänische Volksballade *Toma* (Thomas), in welcher der Held seine Geliebte Jona (Johanna) entführt. Eine Woche leben sie lustig unter einem Baume.

<sup>1</sup> Eine Uebersetzung dieser erweiterten Fassung von Ludwig Deczi findet sich im III. B e des Jahrbuches *Die Dioskuren*, Wien, 1874, S. 209.

als in der Frau Gewissensbisse sich regen, denn sie hat ihr Kind vor der Taufe verlassen und zittert nun vor der Rache des heiligen Kreuzes. Ihr Geliebter schickt sie heim und gibt ihr Pferde mit, mit denen sie ihren Gatten versöhnen soll. Nächsten Tag will Thomas kommen und die Pferde zurückholen. Jona kehrt heim; ihr Gatte, der sie im Abenddunkel nicht erkennt, gibt ihr Herberge, da sie erklärt, das Weinen des Kindes störe sie nicht. Auf die Frage nach der Mutter des Kindes sagt der Gatte, sie sei mit ihrem Geliebten entlaufen; auf die weitere Frage, was er ihr täte, wenn sie zurückkehrte, erklärt der Mann, er würde sie mit Freunden aufnehmen, da dann sein Söhnchen nicht mehr zu jammern brauchte. Nun gibt sie sich zu erkennen und der Mann erschlägt den Verführer, der soeben im Stalle erscheint, um seine Pferde zurückzuholen.

Die Priorität der ungarischen oder der rumänischen Ballade hat zu einem Federkriege Veranlassung gegeben, der um so erfolgloser sein musste, da jedes dieser Gedichte dergestalt den nationalen Stempel des betreffenden Volkes an sich trägt, dass an eine einfache Entlehnung überhaupt nicht zu denken ist.

G. HEINRICH.

---

## AUGUST GREGUSS †.

Am 13. Dezember 1882 ist August Greguss, Professor der Aesthetik an der Budapester Universität, ordentl. Mitglied der ungarischen Akademie der Wissenschaften und Vicepräsident der Kiszaludy-Gesellschaft, einer der bedeutendsten ungarischen Schriftsteller der Gegenwart, nach langem und schwerem Leiden, noch nicht 58 Jahre alt, gestorben. Da die *Ungarische Revue* die Denkkreden, mit denen die Akademie und die Kiszaludy-Gesellschaft das Andenken ihres früh verstorbenen ausgezeichneten Mitgliedes feiern werden, seinerzeit vollständig mitteilen wird, beschränken wir uns hier bloß auf ein kurzes Resumé seines Lebens und Wirkens.

August Greguss wurde am 27. April 1825 als Sprosse eines auf dem Gebiete des Unterrichtswesens und der Wissenschaft hochverdienten Geschlechts in Eperies geboren. Sein Vater, Michael Greguss, von 1818 bis 1833 Professor der Philosophie und Aesthetik in Eperies, später bis 1838 in Pressburg, ein Mann von hervorragender wissenschaftlicher Bildung, hat sich durch ein lateinisch verfasstes *Compendium Aestheticæ* (1826) auch über die Grenzen Ungarns hinaus einen

Namen gemacht. Sein ältester Sohn August erhielt seine erste Ausbildung in den protestantischen Collegien von Pressburg, Rosenau und Eperies, worauf er seine philosophischen Studien an der Universität Halle abschloss, nachdem er ein Jahr lang in Wien Medicin gehört, welcher Disciplin er aber keinen Geschmack abgewinnen konnte. Im Jahre 1846 erhielt er eine Berufung an das Gymnasium zu Szarvas, wo er seine Mussezeit mit ästhetischen, kritischen und belletristischen Arbeiten, welche in den hauptstädtischen Blättern erschienen, ausfüllte. Noch in demselben Jahre gab er auch eine *Sammlung ungarischer Volkslieder in deutscher Uebersetzung* heraus. Bald folgten seine *Grundzüge der Aesthetik* (A szépészet elemei, 1849.), die von der Akademie mit einem Preise ausgezeichnet und durch die Kisfaludy-Gesellschaft herausgegeben wurden, und seine *Ungarische Verslehre*, welche das Verständniss der Rhythmik und Metrik besonders der ungarischen Volksdichtung wesentlich förderte. Ende 1849 musste er mit seinem Bruder Julius Greguss — einem feinsinnigen Naturforscher, auch Uebersetzer von Camoens' *Lusiaden*, der bereits 1869 als Director des evangelischen Gymnasiums in Budapest starb —, der an dem Freiheitskampfe als Soldat teilgenommen und dem er bei dessen Flucht behilflich gewesen, heimlich Szarvas verlassen. Er wurde aber später verhaftet und zu einer mehrmonatlichen Kerkerstrafe verurteilt.

Nach seiner Freilassung liess er sich in der Hauptstadt nieder, trat in die Redaction des politischen Tageblattes *Pesti Napló* ein und übernahm unter dem Provisorium die Redaction des Tageblattes *Ország*, in welcher Eigenschaft er zu einem Monate Gefängniss verurteilt wurde. Sein Versuch, die politische Laufbahn zu betreten und ein Abgeordneten-Mandat zu erlangen, scheiterte. Er kehrte deshalb zur Feder zurück und redigirte einige Zeit mit Albert Pákh das polit. Tageblatt *Magyar Sajtó*.

Inzwischen hatte sich Greguss durch zahlreiche philosophische, ästhetische und kritische Arbeiten einen so bedeutenden Ruf erworben, dass ihn die Akademie 1858 zum correspondirenden, 1863 zum ordentlichen Mitgliede wählte, und die Kisfaludy-Gesellschaft, als dieselbe im Jahre 1860 ihre Wirksamkeit neuerdings begann, ihn in die Zahl ihrer Mitglieder aufnahm und zu ihrem Secretär wählte. Seit zwei Jahren war er Vicepräsident dieser schönwissenschaftlichen Gesellschaft, in deren Kreise er eine bedeutende und vielseitig anregende Wirksamkeit entfaltete. Nachdem er fünf Jahre hindurch das Diarium des Reichstages redigirt hatte, wurde Greguss im Jahre 1870 Professor der Aesthetik an der Budapester Universität, einer der einflussreichsten und beliebtesten Lehrer dieser Hochschule. Als ihm seine Hörer im Jahre 1880, zur Feier seiner zehnjährigen Professur, als Zeichen ihrer Liebe

und Dankbarkeit eine goldene Feder überreichten — er schrieb mit derselben sein letztes Werk, sein Testament — fühlte er bereits den Todeskeim in sich und gab der Befürchtung, dem ihm teuer gewordenen Berufe wohl nicht mehr lange leben zu können, schmerzlichen Ausdruck.

Greguss war auch Mitglied des Landesrates für bildende Künste und des Unterrichtsrates.

Seine Hauptwerke sind — ausser den genannten — die beiden Lustspiele *Das Genie* und *Der Brief*, von denen das erstere mit dem Teleki-Preise ausgezeichnet wurde; die meisterhafte Monographie *Ueber die Ballade*, welche von der Kisfaludy-Gesellschaft mit einem Preise gekrönt wurde; seine *Gedichte* und *Fabeln*, für welche letztere Dichtgattung Greguss besondere Vorliebe hatte; sein im Auftrage der Akademie ausgearbeitetes vorzügliches Werk über Shakespeare, von dem aber leider nur der erste Band, *Shakespeare's Laufbahn*, erschienen ist; ferner ein auch wissenschaftlichen Ansprüchen genügendes *Lehrbuch der Poetik* und eine geist- und geschmackvolle *Erläuterung von Johann Arany's Balladen*, endlich die Sammlung seiner *Studien und Reden*, welche in zwei Bänden vorliegen, aus denen eine Auswahl auch in deutscher Uebersetzung erschienen ist.<sup>1)</sup> Auch hat Greguss Shakespeare's *Timon von Athen* und *Maass für Maass*, Corneille's *Cid* und *Ausländische Volksdichtungen* vortrefflich ins Ungarische übersetzt. In seinem Nachlasse fand sich ein dritter Band seiner Reden und Studien zur Herausgabe vorbereitet, eine Sammlung von *Aphorismen aus dem Leben* und bedeutende Vorarbeiten zu einem grossen Handbuche der Aesthetik. Dies letztere betrachtete er als seine eigentliche Lebensaufgabe, doch hinderte ihn seine lange schmerzliche Krankheit und sein früher Tod an der Vollendung des umfassend vorbereiteten Werkes.

Greguss war ein vielseitig gebildeter und angeregter Schriftsteller, dabei als akademischer Lehrer vom grössten Einfluss auf seine Hörer. Seine prosaischen Schriften fallen in die Gebiete der Philosophie, Aesthetik und Literaturgeschichte und zeugen auf jeder Seite von der weiten Bildung, dem sicheren Urteil und dem geläuterten Geschmack ihres Verfassers. Seine erst im vorigen Jahre erschienenen gesammelten Gedichte lassen ihn als Menschen von tiefem Gemüt und weichem Herzen erkennen; seine Fabeln und Sinngedichte bekunden eine scharfe Beobachtung und den Satyriker von Beruf. In den zwölf Jahren seiner akademischen Tätigkeit hat er eine grosse Anzahl von begeisterten Jüngern herangebildet, die seine Lehre vom Ewig-Schönen, -Wahren und -Guten

<sup>1)</sup> *Reden und Studien von August Greguss. Aus dem ungarischen übersetzt von Gustav Heinrich. Zerbst, 1875, E. Luppe. VIII. und 352 Seiten.*

tief in sich aufgenommen haben. Aus allen seinen Werken spricht ein auf der Höhe moderner Bildung stehender, mit den Problemen und den Aufgaben der Zeit vertrauter Geist zu uns; ein Forscher, der kein Resultat fremden Denkens aufnimmt, ohne dasselbe bis auf seine Ausgänge hin sorgfältig zurückverfolgt und noch einmal gewissenhaft durchgedacht zu haben; ein Mann, der sich im Kampfe mit der Welt und mit den eigenen Erfahrungen das köstliche Gut einer klaren und in sich selbst abgeschlossenen Welt- und Lebensanschauung erworben hat, welche nun jedes Erzeugniß seines Geistes charakterisirt.

Aus dem Gesichtspunkte der ungarischen Literatur hat sich Greguss noch durch die mustergiltige Prosa und den geschmackvollen Stil verdient gemacht, welche seine philosophischen und ästhetischen Studien charakterisiren. Er war stets bestrebt, die schweren Goldbarren der Wissenschaft in gangbare Münze umzuprägen und er verstand es, in einer klaren, leicht fasslichen und durchsichtigen Darstellung die schwierigsten Probleme zu behandeln. Hatte er von den Deutschen das Denken gelernt, so ging er bei den Franzosen und Engländern in die Schule, wenn es galt, die Resultate desselben seinen Landsleuten mitzuteilen. Und er ging hierin planmässig und in vollem Bewusstsein vor. In seinem *Appell an unsere Gelehrten* ermahnt er dieselben, in ihren Arbeiten die Schönheit und Volkstümlichkeit der Form nicht nur aus ästhetischen Rücksichten zu pflegen, sondern auch, um durch ihre Arbeiten auf die Nation und die Gesellschaft bildend, belehrend und fördernd wirken zu können. Auch seine oft belächelte Vorliebe für die Kunstgattung der Fabel, welche er in unserer Literatur nach Andreas Fáy mit grossem Erfolge pflegte, entsprang seiner intimen Bekanntschaft mit den Franzosen und er hielt dafür, dass diese Gattung, in welcher man verhüllt die Wahrheit sagt, selbst in der modernen Gesellschaft und in der Zeit der Pressfreiheit nicht gegenstandslos geworden sei; er berief sich auf Lachambeaudie, dessen Fabeln von dem Institut de France preisgekrönt, noch in den sechziger Jahren die fünfzehnte Auflage erlebten, und er berief sich auf die über Zeit und Raum erhabene Unveränderlichkeit der menschlichen Natur, deren Spiegelbild auch stets dasselbe bleiben muss. Als Aesthetiker suchte er das Schöne in jenem Ausdruck des Geistes in der Materie, der unser Wohlgefallen erregt. Als Denker folgte er, vielleicht unbewusst das Gesetz der Erbllichkeit bestätigend, den Spuren seines trefflichen Vaters, der in seinem stillen Kreise die Philosophie auf die menschliche Natur und deren unendliche Vervollkommnungsfähigkeit gegründet und schon in den dreissiger Jahren die kühne Idee von der materiellen und geistigen Befreiung der

menschlichen Individualität ausgesprochen hatte. Auch August Greguss glaubte an diese Perfectibilität der menschlichen Individualität, an eine stets höhere Stufe des individuellen Bewusstseins und an ein allmähliges aber stetiges Emporklimmen zu der höchsten Vollkommenheit, zum bewussten Denken des Weltalls. Er glaubte an ein geistiges Sein, das von der Materie unabhängig ist, und an Gott als bewusste Unendlichkeit. Sein Deismus hatte etwas ungemein Rührendes an sich; durch fortwährende Aufstellung neuer ontologischer Beweise suchte er sich, indem es ihn vor der Verfolgung der logischen Linie bis zu ihren letzten Consequenzen schauderte, in seiner Gläubigkeit zu stärken, und in seinem Vertrauen an einen ewigen Schöpfer misstraute er ebenso den Pantheisten, die er für verkappte Atheisten hielt, wie auch dem modernen Materialismus, dem er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Waffen der Dialectik und der Satire zu Leibe ging. Darwin, Häckel, Virchow waren seine erklärten Gegner, Rénan's unsterblicher Idee setzte er das unsterbliche Bewusstsein, d. h. die unsterbliche Seele gegenüber, für die er dieselbe ewige Dauer reclamirt, welche die Materialisten den Atomen zuschreiben. Baco von Verulam nimmt er in einer geharnischten Streitschrift gegen Liebig in Schutz, und in seiner Ueberzeugung davon, dass wir in der besten aller Welten leben, findet er auch die Zweckmäßigkeit des Schmerzes und die Notwendigkeit desselben für die Erziehung des Menschengeschlechtes heraus. Und diese Weltanschauung dachte er nicht nur, er lebte sie auch. Dies zeigte sich am ergreifendsten, als der Tod an seinem Leben zehrte und er auf seinem Marterlager nie weder nach Trost noch nach Linderung verlangte, da ihm sein Glaube beides in reicher Fülle spendete.

Mit August Greguss ist nicht nur ein tüchtiger Gelehrter und Forscher, mit ihm ist auch ein braver Mensch gestorben; ein gutes Herz hat da zu schlagen aufgehört; seiner Gattin ein treuer Gefährte, Vielen ein ehrlicher Freund, seinen Schülern ein wohlwollender Berater — so ist er eingegangen in das Reich des ewigen Ideals, dem er nachgestrebt und nachgesonnen sein ganzes Leben lang. Der Platz, den er ausgefüllt, wird wohl lange leer bleiben; der Same, den er gesäet, wird gewiss nicht verloren gehen.



## DER RABE CORVINS.

[Mátyás anyja]. VON JOHANN ARANY.

Sorge treibt,  
 Elsbeth schreibt  
 Einen Brief in Eile;  
 Liebesglut,  
 Tränenflut  
 Spricht aus jeder Zeile.

Pfeilschnell mag  
 Hin gen Prag  
 Zu dem Sohn er dringen,  
 Frohe Post,  
 Ihm zum Trost  
 In den Kerker bringen.

•Harre still,  
 Harre still,  
 Kind im fremden Lande;  
 Lösen will,  
 Brechen will  
 Bald ich Deine Bande.

Rotes Gold,  
 Blanken Sold  
 Will ich für Dich zahlen;  
 Bis Du hier  
 Nicht bei mir,  
 Bricht mein Herz vor Qualen.

Halte Du  
 Gute Ruh,  
 Waisenkind in Nöten;  
 Wer soll mein  
 Liebling sein,  
 Wird Dich Arglist tödten?

Zu Corvin  
 Bringet ihn  
 Diesen Brief bei Zeiten,  
 Seiner Hand  
 Zugewandt  
 Und nicht einer zweiten!•

Träufelt stracks  
 Schwarzes Wachs,  
 Siegelt ihn geschwinde;  
 Ihres Winks  
 Harret rings  
 Stumm das Hofgesinde.

•Wer von Euch  
 Blitzesgleich  
 Bringt nach Prag das Schreiben?  
 Goldeswert  
 Und das Pferd  
 Soll zum Lohn ihm bleiben.•

•Herrin, ich  
 Gnuß für mich  
 Sind der Tage sieben.•  
 •Ach, fürwahr,  
 Sieben Jahr  
 Dünkt es meinem Lieben.•

•Herrin, ich!  
 Hast durch mich  
 Antwort in drei Tagen.•  
 •Ach, mein Herz  
 Wird in Schmerz  
 Bang drei Monde zagen.

Gott im Licht,  
 Warum nicht  
 Gabest Du mir Flügel?  
 Wäre schon  
 Längst beim Sohn  
 Ueber Tal und Hügel.• —

Wo sie geht,  
 Wo sie steht,  
 Ringsum schwarze Raben,  
 Gleich dem Bild  
 Auf dem Schild  
 Hunyadis gegraben.

Wie der Wind,  
Stürzt geschwind  
Einer sich herunter  
Und entwandt  
Ihrer Hand  
Hat den Brief er munter.

«Auf und nach!  
Dass ihm jach  
Sei der Fang entrissen!»  
Alles eilt  
Unverweilt  
Ihn herab zu schiessen.  
Raben viel  
Sind das Ziel,  
Hundert und nicht einer;  
Doch verblieb  
Heil der Dieb,  
Treffen kann ihn Keiner.

Bis zur Nacht  
Währt die Schlacht;  
Fruchtlos eitles Treiben.  
Zwölf Uhr schlägts,  
Horch, da regts  
Sich an Elsbeths Scheiben.

«Saget an,  
Wer klopft dran?  
Ei, der schwarze Rabe!  
Scheint es nicht,  
Dass der Wicht  
Meinen Brief noch habe?

Rot pestchirt,  
Fein geziert  
Des Papierses Büge:  
Heil Dir, Kind!  
Traun, das sind  
Seiner Handschrift Züge!»

HENRY LEO BEK.

## VERMISCHTES.

— **Statistik der Gymnasialschüler** in den der unmittelbaren Aufsicht des Staates untergeordneten (staatlichen und katholischen) Gymnasien im laufenden Studienjahre:

Schuldistrict	Zahl der Gymnasien	Schülerzahl 1887/8	Gegen das Vorjahr
I. Budapest ... ..	13	3922	+ 62
II. Pressburg ... ..	8	1845	— 83
III. Raab ... ..	13	3291	— 98
IV. Neusohl ... ..	7	1604	+ 13
V. Kaschau ... ..	14	3479	— 95
VI. Grosswardein ... ..	11	2754	— 215
VII. Szegedin ... ..	10	2689	+ 17
VIII. Siebenbürgen ... ..	12	2191	— 89
IX. Fiume ... ..	1	145	— 2
Zusammen:	89	21920	— 490

Dies ist nach mehreren Jahren der erste Fall, dass die Zahl der Gymnasialschüler, welche seit langem in fortwährendem, beinahe bedrohlichem Wachsen begriffen war, wenigstens um einen kleinen Bruchteil der Gesamtsumme abgenommen hat.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.<sup>1</sup>

*Codex diplomaticus comitum Karolyi de Nagy-Károly.* (Im Auftrage der Familie herausgegeben von Graf Tibor Károlyi, redigirt von Koloman Géresi). I. Band. Urkunden, 1253—1413. Budapest, 1882, Pfeiffer. XX, 620 S. u. 5 phototypische Beilagen.

*Kis József költeményei* (Gedichte von Josef Kiss, 1868—1882). Budapest, 1882, M. Ráth. Dritte vermehrte Auflage, 243 S.

*Konek S., Banyaszatunk jelen állapota* (Der gegenwärtige Zustand unseres Bergbau's und die Bedingungen seiner Blüte, von Alexander Konek). Budapest. 1882, Akademie, 48 S.

*Lenhossék Jozsef, Emlékeszéd Broca P. fölött* (Denkrede über das auswärtige Mitglied der Akademie Paul Broca, von Prof. Dr. Jos. Lenhossék). Budapest, 1882, Akademie, 54 S.

*Magyar Népköltési Gyűjtemény* (Ungarische Volksdichtungen, im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft herausgegeben von Ladislaus Arany und Paul Gyulai). III. Band. Budapest, 1882, Athenäum, 459 S.

*Inhalt:* Balladen und Verwandtes. — Lieder. — Kinderreime und -lieder. — Rätsel. — Sprichwörter und Redensarten. — Märchen und Sagen. — Székler Lokalsagen. — Kristusmärchen. — Am Schlusse wertvolle Anmerkungen.

Die ersten beiden Bände dieser überaus gehaltvollen und wichtigen Sammlung, welcher der grösste Teil der in diesem Hefte übersetzten Volksballaden entnommen ist, erschienen im Jahre 1872.

*Pulszky F., Életem és korom* (Mein Leben und meine Zeit, von Franz Pulszky). Viertes Band: Das Exil in Italien. Budapest, 1882, 332 S.

Schluss des interessanten Memoiren-Werkes, in welchem der Verfasser sein Leben bis zu seiner Rückkehr ins Vaterland (1865) dargestellt hat.

*Radich A., Fiume közjogi helyzete* (Die staatsrechtliche Stellung Fiume's, von Akusius Radich). Budapest, 1882, Franklin, 290 S.

Vgl. den ersten Artikel dieses Heftes, welcher von der Darstellung des Radich'schen Buches ausgeht.

*P. Szatmáry Károly, Tudósok harca* (Gelehrtenkämpfe. Historischer Roman in zwei Bänden, von Carl P. Szatmáry). Budapest, 1883, Révai, 146 und u. 157 S.

Ein historisches Bild Siebenbürgens im XVII. Jahrhundert. Die Zeit Georgs II. Rákóczy und seiner Frau Sophie Báthory bildet den Hintergrund der Handlung, in deren Mittelpunkte der gelehrte Philosoph und Pädagog Johann Cseri von Apáczá (1625—1660), der erste selbständige Schüler des Cartesius, steht.

*Tolnay Lajos, A bíróné ténasszony* (Die Fran Baronin. Roman in zwei Bänden, von Ludwig Tolnay). Budapest, 1882, Révai, 215 und 203 S.

*Tóth Lőrincz, A felsőház reformja* (Zur Reform des ungarischen Oberhauses, von Lorenz Tóth). Budapest, 1882, Akademie, 88 S.

*Varga Géza, Hajdumegye leírása* (Beschreibung des Hayduken-Comitates, von Dr. Victor Varga). Debreczin, 1882, 264 S. und eine Karte.

*Zelizy D., Debreczen leírása* (Beschreibung der königlichen Freistadt Debreczin, von Dr. Daniel Zelizy). Debreczin, 1882, 920 S. und eine Karte.

<sup>1</sup> Mit Anschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

## DIE ANFÄNGE DES UNGARISCHEN BUCH- HANDELS.

DIE GESCHICHTE des ungarischen Buchhandels zu schreiben, ist eine der dankbarsten, aber auch eine der schwierigsten Aufgaben, die sich unsere Bibliographie stellen könnte, eine der schwierigsten deshalb, weil unsere Quellen sehr spärlich fließen und es an Vorarbeiten so gut wie ganz gebricht. Bloss für die ältere Zeit des Buchhandels in Ungarn (für Siebenbürgen besitzen wir eine tüchtige Arbeit von Teutsch) liegen von schon veralteten früheren Versuchen abgesehen zwei vortreffliche, aber den Gegenstand weder erschöpfende, noch auch gehörig verarbeitende Abhandlungen vor, ein das Ganze umfassender Aufsatz des Grafen Joseph Kemény über die ungarischen und siebenbürgischen Buchdrucker im Auslande von 1472 bis 1494, sowie über die Ofner Buchhändler von 1484 bis 1525, ferner eine ausgezeichnete, bis zur Einführung des römischen Ritus reichende bibliographische Zusammenstellung der meist auf Kosten Ofner Buchhändler gedruckten ungarischen Messbücher und Breviare von Ferdinand Knauz,<sup>1</sup> in welchen beiden Arbeiten, besonders aber in der von Knauz, eine Reihe von einschlägigen Incunabeln beschrieben ist, die in der ausländischen Bibliographie absolut unbekannt sind.

Freilich müssen die Anfänge des ungarischen Buchhandels höher hinaufreichen, als bis zur Einführung der Buchdruckerkunst in Ungarn, bis zum Jahre 1473. Es ist undenkbar, dass

<sup>1</sup> •Libri Missales ac Breviaria Ecclesiae Hungaricae ad receptionem usque ritus Romani. Strigonii 1870, 111. S. (ungarisch geschrieben).

unsere älteren Universitäten, die von Veszprim im XIII. Jahrh., die von Fünfkirchen und Ofen seit dem Ende des XIV. Jahrhunderts und die von Pressburg von 1472 bis 1490, sich gerade darin von den Schwesteruniversitäten des Auslandes unterschieden haben sollen, dass sich um sie herum unter Aufsicht des Rectors keine Copisten, Buchbinder und Buchhändler niederliessen; auch müssen in früheren Zeiten die kleineren städtischen und geistlichen Schulen Ungarns ihren Bedarf an Schulbüchern wenn auch nicht ausschliesslich im Inlande, so doch zum grossen Teil durch Vermittelung ungarischer Buchhändler gedeckt haben. Leider ist uns aber nichts näheres über diese ältesten Anfänge des ungarischen Buchhandels bekannt. Wir finden zwar hie und da den Kaufpreis von Handschriften und Druckwerken ungarischer Provenienz aufgezeichnet, doch beziehen sich diese meist auf Privatgeschäfte, welche uns höchstens über die Durchschnittspreise der Bücher in Ungarn orientiren.

Den ersten sicheren Spuren eines ungarischen Buchhandels begegnen wir erst mit der Einführung der Buchdruckerkunst in Ungarn, doch beschränkt sich dieser Buchhandel von seinen Anfängen bis zur Schlacht bei Mohács auf den Druck und Verlag von katholischen Ritusbüchern, Schulbüchern, und einigen wenigen auf die Geschichte Ungarns bezüglichen Werken, die fast alle nach Art des Zeitalters in sehr wenigen Exemplaren gedruckt, selten in mehr als zwei-drei Exemplaren, häufig sogar blos in einem einzigen Exemplare auf uns geblieben sind, theils weil sie -- von der raschen Abnützung abgesehen -- bei Erscheinen einer jeden neuen Auflage wohl als unbrauchbar und veraltet weg-  
geworfen wurden, theils weil sie zur Zeit der erbitterten Glaubenskämpfe zwischen Katholiken und Protestanten von übereifrigen Anhängern der neuen Lehre vernichtet wurden. Und auch von diesen wenigen Werken sehen wir nach dem Eingehen der Hess'schen Druckerei (um 1473) blos, dass sie im Auftrage und auf Kosten einiger Ofner Buchhändler im Auslande, meist zu Venedig, Nürnberg und Wien, gedruckt wurden; in den eigentlichen Geschäftsbetrieb dieser Buchhändler ist uns jeder Einblick

versagt, und wird diesem Mangel an anderweitigen positiven Nachrichten auch durch Notizen nicht abgeholfen, welche besagen, dass z. B. ein zu Nürnberg 1484 gedrucktes Graner Missale im Jahre 1487 um neun Gulden, ein anderes zu Venedig 1486 gedrucktes Graner Missale im Jahre 1490 um dritthalb Gulden (medio tercio fl.), ein drittes gleichfalls zu Venedig 1495 gedrucktes Graner Missale im Jahre 1497 zu Ofen von dem Pressburger Canonicus Mathæus Rosarius «mit Beihülfe des königlichen Viceschatzmeisters Johann Erdélyi zum Andenken an denselben» (auxilio egregii Johannis Erdelyi Vice Thezaurarii Regie Maiestatis ut memoriam sui habeam) um drei Gulden, eine Venediger-Ausgabe des Graner Missale vom Jahre 1512 zu Gran bei einer Synode um einen Gulden 80 Den., dasselbe Werk am Anfange des XVI. Jahrhunderts (vor 1521) um zwei Gulden gekauft wurde. Denn, wie schon erwähnt, ist es sehr fraglich, ob auch nur ein einziges dieser Werke um den angegebenen Preis auch beim Buchhändler zu haben war.

Es liegt somit nicht an uns, wenn dieser Aufsatz, der eine Darstellung der Anfänge des ungarischen Buchhandels zu geben verspricht, sich darauf beschränken muss, ein möglichst correctes Bild des in Händen der librarii Budenses, der Ofner Buchhändler concentrirten ungarischen BÜCHERVERLAGS vor der Schlacht bei Mohács zu geben.

Der erste ungarische Buchdrucker, den wir füglich auch unseren ersten Verleger nennen können, war der Deutsche Andreas Hess, den der damalige Ofner Probst, Vicekanzler des Königs Mathias, Ladislaus Geréb, wahrscheinlich schon gegen Ende des Jahres 1472 aus Italien nach Ofen berief. Er ist der einzige ältere ungarische Buchdrucker, der sich nicht mit dem Druck von Missalien, Breviarien und Schulbüchern abgab, sondern sich eher solchen Autoren zuwandte, von denen er wusste, dass sie bei dem humanistisch gebildeten König Mathias und seinem Hofe günstige Aufnahme erhoffen konnten. Das erste, uns blos in neun Exemplaren erhaltene Erzeugniss seiner Presse führt den Titel: «Chronica Hungarorum» und wurde zu Ofen am 5. Juni 1473 vollendet; das zweite und letzte ist die Aretinische Uebersetzung einer Schrift

des heiligen Basilius mit einer «Apologia Socratis» als Anhang: «Leonardi Aretini opusculum Magni Basili de legendis poëticis», zusammen 20 unnumerirte Blätter in 8<sup>o</sup> ohne Angabe des Druckjahres. Ausser diesen beiden Werken ist uns kein einziges Erzeugniss der Hess'schen Buchdruckerpresse bekannt, denn ein ohne Angabe des Ortes und des Jahres erschienenenes Incunabel «C. Jul. Cesaris oratio Vesontione belgice ad milites habita,» welches nach Hain «vielleicht» von Adam Rotweil in Venedig gedruckt wurde, wurde von einigen blos deshalb für einen Hess'schen Druck gehalten, weil seine Typen den beim Druck der «Chronica Hungarorum» gebrauchten ähnlich sind; und auch ein anderes Werk (Mathiæ Regis Hungariæ Bohemiæ etc. leges in dieta, ut vocatur, seu conventu generali procerum regni Budæ habita, condita. s. l. e. a.) ist von Panzer mit Unrecht für einen Ofner Druck gehalten worden; schon die gothischen Typen dieses Druckwerkes sprechen gegen seine Annahme. — Man hat dieses plötzliche Verstummen der Hess'schen Druckerei auf mancherlei Weise zu erklären gesucht. Meist nimmt man an, dass Hess mit seinen, wie man zu behaupten pflegt, nicht eben besonders gelungenen Druckwerken, die sich aber in der Wirklichkeit durch runde Lettern statt der gothischen und durch weisses dem Pergament an Dicke kaum nachstehendes Papier auszeichneten, nicht vermochte sich die Gunst des Königs Mathias zu erwerben, der durch die prachtvolle Ausstattung der für ihn copirten italienischen Codices verwöhnt, sich nicht mit der neuen Kunst befreunden konnte. Doch hat man dem König Mathias mit Unrecht einen ähnlichen Horror vor gedruckten Büchern angedichtet, wie er nach Vespasiano Bisticci den Herzog Friedrich von Urbino geplagt hat. Mathias hat sich nicht geschämt, Druckwerke in seine Büchersammlung aufzunehmen — sind uns doch vier Incunabeln bekannt, die einst unbestreitbar dem König Mathias angehört hatten — und dass er den Buchdruckern im Allgemeinen wohl wollte, beweist auch der Umstand, dass er im Jahre 1480 und 1483 den Bischof von Milkovia, Michael, beauftragte, durch den Regensburger Buchhändler Johann Cassis und durch den Ofner Buchhändler Theobold Feger

verschiedene Breviaria herausgeben zu lassen. Ferner ist nicht anzunehmen, dass Ladislaus Geréb von Vyngarth, ein naher Verwandter des Königs, den wir 1467 zu Ferrara mit dem Studium der griechischen und lateinischen Sprache beschäftigt finden, und der, nachdem er von 1476 bis 1501 Bischof von Siebenbürgen gewesen, im Jahre 1502 als Erzbischof von Kalocsa starb, dem von ihm nach Ungarn berufenen Hess später seine Unterstützung entzogen hätte. Und da wir auch unserm Hess nach 1473 weder in Ungarn, noch im Auslande irgendwo wieder begegnen, dürfte die Annahme am wahrscheinlichsten sein, dass Hess bald nach Vollendung des sogenannten «Chronicon Budense» und des Basilus das Zeitliche gesegnet hat, und sich Niemand fand, der sich seiner verlassenen und vielleicht auch durch irgend ein Elementarereigniss zerstörten Druckerei angenommen hätte. Zwar könnte man glauben, dass Hessens Druckerei nach seinem Tode nach Südslavonien gewandert sei, wo man im Jahre 1476 im Rocheker (Roxicher?) Kloster einen Lactantius gedruckt haben soll, doch beruht diese Angabe Franz Toldy's, des Begründers der ungarischen Literaturgeschichte, auf einem Irrtum, insofern der erwähnte Lactantius zugleich mit andern theologischen Werken nicht zu Rohek in Südslavonien gedruckt wurde, sondern — zu Rostock. Wären übrigens die maassgebenden Persönlichkeiten am Hofe des Königs Mathias von werktätigerem Interesse für die Typographie beseelt gewesen, so wäre es ihnen ein leichtes gewesen, etwa bei Zusicherung einer ausgiebigen Unterstützung, aus dem Auslande irgend einen fremden, oder — was sich noch mehr empfohlen haben würde — einen ungarischen Buchdrucker für die Ofner Druckerei zu gewinnen. Es war damals im Auslande an Buchdruckern ungarischer und siebenbürgischer Nationalität fürwahr kein Mangel. Um von Bernardus de Dacia zu schweigen, der in den Jahren 1478 und 1490 als Buchdrucker und Buchhändler zu Padua erwähnt wird, den wir aber eher für einen Dänen als für einen Siebenbürger zu halten geneigt sind, finden wir den Hermannstädter Thomas Siebenbürger (Septemcastrensis) in den J. 1472, 1473 und 1480 zu Mantua, 1481 zu Modena, den Andreas Corvus



(Raab?) aus Kronstadt im Jahre 1476 (zusammen mit Adam von Rotweil) und 1484 (zusammen mit Martin von Zeiden im Burzenlande und Conrad Stachel) zu Venedig, den Petrus von Bartfeld (de Bartua) 1477 zu Venedig, einen Magister Petrus Ungarus, der vielleicht mit dem Vorhergehenden identisch ist, 1482, 1483, 1498, 1500, 1501, 1510 zu Lyon, den Augustinermönch Simon von Ungarn 1481 zu Bologna, und nicht viel später Simon von Gara 1491 zu Venedig, und Basaynus Ungarorum 1494 zu Cremona. Doch scheinen alle diese ungarischen Buchdrucker mit ihrem Heimatslande und deren einflussreicheren Persönlichkeiten nicht den geringsten Verkehr unterhalten zu haben. Als hier das Bedürfniss, sich ungarische Breviaria und Missalia drucken zu lassen immer dringender wurde, war es keiner der soeben angeführten ungarischen Buchdrucker, der den Auftrag erhielt für die ungarischen Kirchen zu arbeiten, sondern wurde das eine Graner Breviar auf Befehl des Königs Mathias im Auftrage des Bischofs von Milkovia auf Kosten des Regensburger Buchhändlers Johann Cassis im Jahre 1480 zu Venedig von dem Augsburgener Erhardus Rادتoldt, das andere wahrscheinlich auch durch einen Nichtungarn gleichfalls 1480 zu Verona gedruckt, wo auch in demselben Jahre (am 27. August) das älteste ungarische Messbuch «secundum ritum dominorum ultramontanorum», vielleicht für den Gebrauch der an der Universität Bologna sich aufhaltenden ungarischen Studenten, erschien. Erst im Jahre 1484 begegnen wir dem ersten ungarischen Buchhändler zu Ofen (Hess scheint mehr Buchdrucker als Buchhändler gewesen zu sein), einem Würtemberger aus Kirchheim, mit Namen Theobald Feger, der bei König Mathias in besonderer Gunst gestanden zu haben scheint, denn auf Befehl des Königs, wahrscheinlich mit der Absicht ihn zu unterstützen, übertrug ihm 1484 der schon erwähnte Michael, Bischof von Milkovia, Erzdechant zu Neutra, Domherr zu Gran und Fünfkirchen, und seit 1473 Vicarius des Graner Erzbischofs, den Verlag des von mehreren Mitgliedern des Graner Domcapitels corrigirten Graner Breviars, während die Graner Missalia, die doch auch auf Veranlassung des Bischofs von Milkovia neu her-

ausgegeben wurden, auf die sich aber der Befehl des Königs nicht ausdrücklich miterstreckte, zu Nürnberg bei Anton Koburger (30. August 1484), zu Venedig bei Erhard Radtoldt (18. März 1486) und, schon ohne des Bischofs von Milkovia Erwähnung zu tun, wieder zu Nürnberg (18. Sept. 1490) bei Georg Stüchs von Sulez-pach, schliesslich wieder zu Venedig (31. Oct. 1495, nach Hain im Jahre 1493) bei Johann Emerich de Spira, allem Anscheine nach ohne irgendwelche Ingerenz des Theobald Feger, erschienen. Wahrscheinlich ist auch das Psalterium und Breviarium der Agramer Kirche, welches Bischof Oswald durch die beiden Agramer Erzdechanten und Domherrn Georg von Bexin und Blasius von Kemlek genau durchcorrigiren und aus eigenem Antriebe, nicht etwa auf Befehl des Königs, im Jahre 1484 (9. December) bei Radtoldt zu Venedig auf eigene Kosten drucken liess, trotz gegenteiliger, teilweise auf einem Missverständnisse beruhender Annahme unserer Fachmänner nicht im Verlage des Theobald Feger erschienen, womit auch diejenige an sich nicht unwahrscheinliche Annahme zusammenfällt, dass das im Auftrage des Bischofs von Milkovia herausgegebene schon erwähnte Graner Breviar vom Jahre 1484, welches ohne Angabe des Druckortes erschienen ist, von Erhard Radtoldt zu Venedig gedruckt wurde. Erst diejenige Ausgabe des Graner Messbuches, welche im Jahre 1491 (21. Nov.) von Conrad Stahel und Mathäus Preinlein zu Brünn gedruckt wurde, führt den Namen des Theobald Feger, freilich ohne des Bischofs von Milkovia Erwähnung zu tun, dessen Name auch auf dem am 25. Juli 1498 von Georg Stüchs besorgten Neudruck der Nürnberger Ausgabe von dem des Feger verdrängt wurde; möglicherweise war Bischof Michael, den wir in unseren Urkunden zuletzt im Jahre 1484 antreffen, noch vor dem Jahre 1490 gestorben.

Doch ist der bisher beschriebene Verlag des Feger von verhältnissmässig geringer Bedeutung. Nebst einer auf seine Kosten zu Wien bei Johannes Winterburger am 14. April 1494 vollendeten neueren Ausgabe der Graner Synodal-Constitutionen vom Jahre 1450, ist es besonders die erste Ausgabe der Chronica Hungaro-

rum des Johannes von Thúrócz (Augsburg 1488), durch die Feger sich um die ungarische Literatur verdient gemacht hat und mit welcher er die von Andreas Hess im ungarischen Bucherverlag begründete Richtung fortsetzte. Ueber die verschiedenen Ausgaben dieses Geschichtswerkes war die Bibliographie lange nicht im Reinen, doch lässt sich jetzt nach Toldy's diesbezüglichen Untersuchungen die Geschichte dieses Werkes mit ziemlicher Sicherheit wie folgt darstellen. Vor seiner Uebersiedelung nach Augsburg, oder um genauer zu sein, noch vor dem Jahre 1485 druckte Erhard Radtoldt zu Venedig auf Kosten Theobald Fegers ohne Angabe des Jahres und des Druckortes den Johann Thúróczy; doch fehlt in dieser Ausgabe die Beschreibung der von König Mathias gegen Friedrich III. geführten Kriege und der Einnahme Wiens sowie die Klage des Rogerius über den Einbruch der Tartaren, und wird König Mathias noch nicht Herzog von Oesterreich genannt. Mit der Zeit wurden die Exemplare dieser ersten Ausgabe seltener, auch fand man, dass sie nicht genug vollständig sei; ein Freund der ungarischen Geschichte liess also die Venediger Ausgabe, vermehrt durch Rogerius und den König Mathias betreffende Zusätze im Jahre 1488 zu Brünn nachdrucken (diese Ausgabe datirt vom 20. März 1488) und zwang hiedurch den sich in seinen Verlegerrechten bedroht sehenden Theobald Feger, bei Erhard Radtoldt eine neue Ausgabe seines Thúróczy zu veranstalten. Flugs liess er den Bogen *u* und die beiden letzten Blätter des Bogens *v* der Venediger Ausgabe mit den Brünner Zusätzen und mit Rogerius neu drucken; und so entstand die Augsburger Ausgabe des Rogerius vom 3. Juni 1488. Doch wurden nicht alle Exemplare der Venediger Ausgabe dieser Procedur unterworfen; in einigen Exemplaren blieb — wahrscheinlich eine Folge der Bequemlichkeit des Buchbinders — der erste Bogen unverändert, in Folge dessen es nun zweierlei Exemplare des Augsburger Thúróczy, beide mit demselben Colophon, gibt.

Noch zu Lebzeiten des Feger entstand ihm ein Concurrent in der Person des Georg Ruem, den Benedict Cornis, Bischof von Drivastum und Grosswardeiner Domherr, Ende 1489 oder

Anfang 1490, jedenfalls aber noch unter der Regierung des König Mathias, aus Deutschland nach Ofen berief. Aus Dankbarkeit widmete ihm Georg Ruem einen Neudruck des von Nicolaus de Alsentia um das Jahr 1400 verfassten »Liber de officio missae«, welcher schon nach dem Tode des Königs Mathias, am 10. Sept. 1490, zu Venedig bei Theodorus de Legazonibus erschien, während Ruem's Vorrede noch vom ersten Februar 1490 datirt. Noch finden wir, dass er im Jahre 1493 (1. Febr.) bei Johannes Hamman zu Venedig die Pergamentexemplare eines Graner Missale drucken liess, während die auf Papier gedruckten Exemplare von dem Buchdrucker Johannes Hamman verlegt wurden; dann verschwindet er aus der Geschichte. Sei es, dass Bischof Cornis die Hand von ihm abzog, sei es, dass seine Unterstützung nicht hinreichte, um die zerfahrenen Geschäfte seines Schutzbefohlenen zu ordnen, genug an dem, Georg Ruem verlor durch den schlechten Gang seines Geschäftes sein ziemlich beträchtliches Vermögen und starb ganz verarmt 1498 am Hofe des bekannten Humanisten und Staatsmanns Philipp More, desselben, der als Fünfkirchner Bischof in der Schlacht bei Mohács den Tod fand.

Mehr Glück, vielleicht auch mehr Geschäftssinn hatte derjenige wahrscheinlich ebenfalls deutsche Buchhändler, der um die Zeit von Georg Ruem's Hinscheiden, als auch schon Theobald Feger verstummt war, noch in demselben Jahre 1498 zu Ofen eine Buchhandlung errichtete, — Johannes Paep, oder wie er seinen Namen 1505 und 1509 auf mehreren Druckwerken in magyarisirter Gestalt verewigt hat, Johannes Pap, dem wir in den Jahren 1498, 1499, 1501, 1502, 1503, 1505, 1507, 1508, 1509 und 1511 als Verleger von allerlei Missalien und ähnlichen Druckwerken begegnen. Auf seine Kosten erschien am 26. Februar 1498 ein prachtvolles Graner Missale zu Venedig bei Johann Emerich de Spira, ein anderes gleichfalls zu Venedig, wir wissen nicht bei wem, am ersten April 1502, ein drittes reichhaltigeres am 18. Nov. 1507 ebendasselbst bei Lucantonius Giunta, ein viertes, welches Paep wie es scheint auf speciellen Befehl des Cardinals Fürstprimas Thomas Bakocs herausgab, welches aber, trotzdem man für

die Bereicherung des Inhalts Sorge getragen hatte, voll Druckfehler ist, am ersten August 1511 ebendasselbst bei Nicolaus von Frankfurt, während bei dem Graner Missale vom Jahre 1503, dem ersten, von welchem behauptet wird, dass es mehr enthalte, als irgend welches bis dahin erschienene Missale, bloß ein Teil der Exemplare auf Kosten des Johann Paep, der andere, der sich nur hie und da in der Zeilenabteilung von ersterem unterscheidet, auf Kosten eines andern Ofner Buchhändlers, des Urban Kaym, erschien. Auch das Graner Missale, welches wir wissen nicht von wem und wo, am 6. Mai 1501 fertig gedruckt wurde (nicht aber ein anderes, dessen Druck Johannes Winterburger auf eigene Kosten besorgte und zu Wien am 22. April 1508 beendete) kann, vorausgesetzt, dass es von einem ungarischen Buchhändler bestellt wurde, nur von Johannes Paep verlegt worden sein, der von 1498 bis 1503 zu Ofen ohne Concurrenten das Feld behauptete, freilich aber auch, so viel wir wissen, stets Sorge dafür trug, dass die von ihm verlegten Druckwerke auch als Werke seines Verlages, nicht aber anonym, durch die Welt zogen. — Auch die übrigen von Paep verlegten Werke sind theologischen Inhaltes, mit einziger Ausnahme der «*Fragmenta Grammaticæ Latinæ. Venetiis in ædibus Petri Liechtenstein, impensis vero Johannis Pap. 1509.*» Zu Venedig wurden auf seine Kosten noch gedruckt: Legenden ungarischer Heiligen, die in der *Historia Longobardica* nicht enthalten sind (13. Januar 1498, bei Bonetus Locatellus?), ein Fünfkirchener Missale (24. April 1499), ein Graner Obsequialium Benedictionum (13. Juli 1501; und bei Lucantonius Giunta am 4. März 1508), ein *Ordinarius Strigoniensis* (31. Juli 1505 und 3. März 1509 bei Lucantonius Giunta); schliesslich gehört teilweise in dieselbe Kategorie die «*Epistola de miseria Curatorum seu Plebanorum*», von welcher jedoch Panzer bloß das Titelblatt mit der Aufschrift: «*Johannis Pap librarij budensis*» näher beschreibt. Auf Grund der hier wieder auftauchenden Namensform *Pap* (statt *Paep*) hat man versucht, diese Ausgabe dem Jahre 1509 zuzuweisen und Venedig als Druckort anzunehmen, doch kommt der Name *Pap* auch auf dem von Lucantonius Giunta zu Venedig gedruckten *Ordinarius Strigoniensis* vom

31. Juli 1505 vor, mithin bleibt das Jahr des Erscheinens jener *Epistola* ungewiss und ist es nicht einmal wahrscheinlich, sondern blos möglich, dass Lucantonius Giunta in Venedig den Druck besorgte, führt Paep doch auch auf den in demselben Jahre 1509 bei Peter Liechtenstein gedruckten «*Fragmenta Grammaticæ Latinæ*» den Namen *Pap.*

Der buchhändlerische Verkehr des Johannes Paep blieb also bis an sein Ende auf Venedig beschränkt; dort liess er alle von ihm verlegten Werke drucken, erst bei Johann Emerich de Spira (1498), dann (1498, 1499, 1501, 1503) bei unbekanntem Buchdruckern, hierauf (seit 1505) bei Lucantonius Giunta, schliesslich (1511) bei Nicolaus von Frankfurt, und war die Verbindung zwischen Venedig und Ofen jedenfalls geregelter, als zwischen andern Städten des Auslandes und Ofen und war der Buchdruck zu Venedig gewiss nicht schlechter als anderswo.

Der bedeutendste Ofner Buchhändler nach Johannes Paep war Urban Kaym (auch Keym, Kaim) von 1503 bis 1519. Nicht nur war er die längste Zeit über Buchhändler, — selbst Johannes Paep übte blos dreizehn Jahre lang sein Gewerbe zu Ofen aus — sondern waren auch die von ihm verlegten Werke zum nicht geringen Teile Schulbücher, aus denen man interessante Schlüsse auf den damaligen «Mittel-Schulunterricht» in Ungarn ziehen kann, derart, dass sie mehr Nutzen abwarfen, als die kostspieligen neuen Missalien und Breviarien, für die man wohl kaum so leicht durch das Ausposaunen ihrer grösseren Correctheit Käufer heranzulocken konnte. Doch vernachlässigte er deshalb auch seinen theologischen Verlag nicht. Gleich als schwacher Anfänger, dem es noch an den Mitteln gefehlt zu haben scheint, um als selbstständiger Verleger auftreten zu können, trat er in Compagnie mit dem altrenommirten Johannes Paep, demzufolge einige Exemplare des am 20. Juli 1503 (kal. XIII. Augusti = XIII kal. Aug.?) erschienenen Graner Missale, wie schon erwähnt, auf Kosten des Johannes Paep, andere auf Kosten unseres Urban Kaym gedruckt wurden. Dann hören wir lange Zeit nichts mehr von ihm. Vielleicht zog er sich, etwa weil er bei der Herausgabe des Graner Missale vom J. 1503

seine Rechnung nicht fand, oder weil Johannes Paep seinen jüngeren Concurrenten nicht aufkommen lassen wollte, für längere Zeit gänzlich von den Geschäften zurück, oder beschränkte er seine Tätigkeit auf den Verkauf von Büchern, statt sein Vermögen durch das Verlegen nicht leicht verkäuflicher Ritusbücher auf das Spiel zu setzen; genug an dem, wir hören nach 1503 lange acht Jahre hindurch nicht das geringste von Urban Kaym. Man könnte zwar versucht sein dieses lange Schweigen des sonst so rührigen Verlegers durch die Annahme zu erklären, dass die von ihm zwischen 1503 und 1512 verlegten Werke auch nicht in einem einzigen Exemplare uns erhalten blieben, doch spricht gegen diese Annahme der Umstand, dass in der langen Reihe der gleichfalls äusserst seltenen Verlagsartikel unserer übrigen Ofner Buchhändler blos geringere Lücken von zwei oder drei Jahren vorkommen, und es doch nicht anzunehmen ist, dass das grausame Schicksal uns gerade nur die von Urban Kaym zwischen 1503 und 1512 verlegten Werke vorenthalten hätte. Es ist somit unmöglich zu entscheiden, ob Urban Kaym, als er in den Jahren 1512 und 1513 in Gemeinschaft mit dem Ofner Buchhändler Stephan Heckel zwei neue Graner Messbücher herausgab, hiedurch blos einem noch nicht recht flügge gewordenen jüngeren Genossen einen Dienst erweisen wollte, oder ob er bei seinem neuen Auftreten als Verleger auch selbst einer Stütze bedurfte. Immerhin scheint er sich rasch erholt zu haben. Schon nach kurzer Zeit konnte er der Unterstützung des Stephan Heckel entraten und selbstständig ohne Compagnon als Verleger auftreten. Anfangs hielt er sich noch fein behutsam an die althergebrachte Art der Ofner Buchhändler und befasste sich ausschliesslich mit dem Verlag von Theologica. Von sonstigen, noch nicht erwähnten, theologischen Werken liess er 1513 bei Peter Liechtenstein zu Venedig einen Neudruck seines Graner Missales vom J. 1512 veranstalten und liess er bei demselben am 4. Jänner 1513 ein Graner Breviarium drucken, welches er dann zwei Jahre später (am 4. April 1515) zu Venedig bei Lucantonius Giunta neu auflegte; während Peter Liechtenstein erst genau sechs Jahre später (am 4. Jänner 1519) in der Lage war, einen

neuen, nur wenig veränderten Abdruck des bei ihm gedruckten Graner Breviariums zu veranstalten. Schliesslich erschien noch auf Kaym's Kosten im J. 1518 zu Venedig eine neue Ausgabe des Graner Messbuches, welches am 23. August 1518 die Buchdruckerpresse des Lucantonius G'unta verliess. Mit der Zeit jedoch wandte sich Urban Kaym einem bis dahin in Ungarn ganz vernachlässigten Zweige des Bucherverlags, dem Schulbücherverlage, zu. Kurze Zeit, nachdem er nach einer Pause von acht Jahren im J. 1512 wieder mit einem neuen Werke auf dem Büchermarkte erschienen war, liess er — nicht mehr in Venedig, sondern in Strassburg — bei Johannes Knoblauch am 27. Okt. 1515 «zum bessern Unterrichts der Jugend» eine genau revidirte, hier verkürzte, dort vermehrte Ausgabe des Commentars erscheinen, mit welchem der Krakauer Professor Johannes von Glogau im J. 1504 den kleineren «Donatus de octo partibus orationis» zu verdeutlichen für notwendig erachtet hatte. Derselbe Johannes von Glogau hatte gleichfalls im Jahre 1504 zu Krakau eine Art von Commentar zum zweiten Teile des berühmten Doctrinale des Alexander de Villa Dei veröffentlicht; auch dieses Schulbuch liess Urban Kaym im J. 1518 zu Wien bei Johannes Singrenius nachdrucken. Ein anderes Schulbuch, eine Einleitung in die Dialektik, gewöhnlich *Congestum Logicum* genannt, welches den Krakauer Professor Michael von Breslau (de Vratislavia) zum Verfasser hatte, wurde gleichfalls zu Strassburg bei Johannes Knoblauch auf Kaym's Kosten der zu Krakau im J. 1509 bei Johannes Haller erschienenen Originalausgabe genau nachgedruckt und verliess am 19. November 1515 die Buchdruckerpresse. Demselben Gebiete der Wissenschaft gehören zwei andere auf Urban Kaym's Kosten gedruckte Schulbücher an: Der erste Teil des Alexander de Villa Dei («Prima Pars Doctrinalis Alexandri» 1519) und ein «Donatus minor» aus dem Jahre 1517. Von beiden Büchern ist uns nur die kurze Notiz bekannt, welche Ferdinand Knauz im Jahre 1871 über sie veröffentlichte; den einzigen Exemplaren dieser Werke war ein didaktisches Gedicht «Cato Moralissimus» aus dem J. 1517 beigegeben; Knauz vermutet, dass auch dieses Werk, welches der Angabe des Druckers und des Druckortes



ermangelt, auf Kaym's Kosten gedruckt wurde. Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass das vorletzte Werk, welches Kaym verlegte, (das letzte, ein Graner Breviarium, datirt vom 4. Jänner 1519), der «Parvulus Philosophiæ Naturalis», ein von dem Erfurter Professor Bartholomæus von Usingen 1499 verfasstes Lehrbuch der Physik nach mittelalterlichem Begriffe, gleichfalls ein Schulbuch war und am 1. Jänner 1519 von Lucantonius Giunta zu Venedig fertig gedruckt wurde.

Das gute Beispiel, welches Urban Kaym mit seinen letztgenannten Verlagsartikeln gegeben, scheint bei seinen Concurrenten — unter die der Agramer Buchhändler Johannes Mürer, ein Deutscher von Geburt, der von 1509 bis 20. Juni 1511 zu Venedig bei Peter Liechtenstein an einem Agramer Missale drucken liess, nicht zu zählen ist — nicht gezogen zu haben. Nachdem das Geschäft des Johannes Paep im Laufe des Jahres 1511, wie es scheint, aufgelöst wurde, und auch sein unmittelbarer Nachfolger Stephan von Wardia noch in demselben Jahre verstummte, Urban Kaym aber noch immer kein Lebenszeichen von sich gab, traten im Jahre 1512 auf einmal zwei Buchhändler in Ofen auf, denen wieder andere folgten; doch konnten auch diese sich nicht von der einmal eingebürgerten Richtung los machen, auch sie blieben, mit einer einzigen rühmlichen Ausnahme, ihren Missalien und Breviarien getreu, giengen aber auch, wenn auch nicht eben in Folge dessen, bald zu Grunde; Urban Kaym überlebte sie alle. Stephan von Wardia, wahrscheinlich ein Ungar von Geburt, taucht noch zu einer Zeit auf, wo wir von Urban Kaym mehrere Jahre hindurch (1503—1512) gar keine Kunde besitzen; im J. 1511 gab er zu Paris in ædibus Ascensionis et Joanis Peticii die umfangreichen Sermones de Tempore eines gewissen Frater Arnoldus de Bryennio heraus; je ein einziges Werk kennen wir auch aus dem Verlage des Anton Murarius (Maurer?), der am 1. September 1513 bei Friedrich Peypus zu Nürnberg das besonders für Studenten bestimmte Werk des Matthias Paulinus Prudentinus Rhetus «über die Kunst die Wissenschaften zu lernen» (De Scientias Discendi Arte) drucken liess, sowie aus dem Verlage des Mathias Milcher, auf dessen Kosten am

19. November 1514 bei Johannes Winterburger in Wien eine angeblich vielfach vermehrte neue Ausgabe, aber im Grunde genommen nur ein wenig veränderter neuer Abdruck derjenigen Ausgabe des Graner Missale erschien, welche Johannes Winterburger selbst im Jahre 1508 auf eigene Kosten herausgegeben hatte. Toldy erwähnt zwar noch, dass Milcher und Kaym im Jahre 1510 zu Lyon ein Graner Breviar drucken liessen, doch ist von demselben gar nichts näheres bekannt. — Etwas länger hielten sich zwei andere Buchhändler, Stephan Heckel aus Nagybánya, (Neustadt de Rivulo Dominarum) in Oberungarn (1512, 1513, 1514) und Jakob Schaller, angeblich aus Schweden (1512, 1514, 1515), beide unverbrüchlich treue Freunde der Venediger Typographen. Von ersterem kennen wir zwei Graner Messbücher, beide in Gemeinschaft mit Urban Kaym herausgegeben, so dass die Exemplare, welche Heckel's und Kaym's Namen tragen, sich blos durch das Titelblatt und das Kolophon unterscheiden, (vom 3. August 1512 und vom 4. Jänner 1513), ferner ein Buch «De Sanctorum Invocatione» (vom 2. December 1512), und, mit ausschliesslichem Privileg des Pauliner-generals ausgestattet, ein Missale des Paulinerordens (vom 20. Juli 1514), vielleicht dasselbe, welches bei Lucantonius Giunta im April 1537 in neuer Auflage erschien; all dies bei Peter Liechtenstein zu Venedig gedruckt. Im Verlage des letzteren, des Jakob Schaller, dessen Nachkommen noch jetzt in Siebenbürgen leben sollen, kam am 1. Juli 1512 aus der Officin des Petrus de Quarengiis zu Venedig eine für Studenten bestimmte «Postilla Guillermi super Epistolas et Evangelia per totius anni circulum de tempore, sanctis et pro defunctis» heraus; dann ein Erlauer Ordinarius bei Nicolaus von Frankfurt zu Venedig gedruckt (vom 5. August 1514), wahrscheinlich eine neue Ausgabe des am letzten März 1509 zu Krakau auf Kosten des Krakauer Buchhändlers Johannes Haller erschienenen Erlauer Ordinarius; ein Erlauer Breviarium (aus dem J. 1515), ein Graner Psalterium (vom 21. [10.?] August 1515), und ein Graner Breviarium (vom 31. Juli 1514), die beiden letzteren gleichfalls bei Lucantonius Giunta zu Venedig gedruckt.

Doch konnten alle diese Buchhändler die Concurrenz des Urban Kaym auf die Dauer nicht bestehen; nach 1515 begegnen wir keinem derselben mehr und vier Jahre lang war Kaym der alleinige Herr des Ofner Büchermarktes, und nach seinem Tode konnte auch der Ofner Buchhandel sich nicht mehr auf der einmal erklommenen Höhe behaupten. Seine Erben, die «*Heredes quondam Urbani Kaym librarij Budensis*», suchten zwar sein blühendes Geschäft fortzusetzen, — das einzige Beispiel dieser Art in der Geschichte des älteren ungarischen Buchhandels — doch scheinen sie nicht das nötige Zeug dazu besessen zu haben; ausser einem einzigen Graner Ordinarius, welcher am 27. Juni 1520 die Druckerei des Lucantonius Giunta zu Venedig verliess und welches vielleicht auch schon von dem alten Urban Kaym bestellt worden war, kennen wir kein einziges Werk aus ihrem Verlage.

Nicht viel mehr Glück hatten die übrigen Buchhändler, die noch in der kurzen Spanne Zeit vom J. 1523 bis zur Unglücksschlacht bei Mohács (von 1520 bis 1523 ist uns kein Ofner Buchhändler bekannt) als Buchhändler zu Ofen auftraten, Leonhard von Sessardia und Michael Prischwicz. Ausser diesen beiden soll noch ein gewisser Georg im J. 1524 zu Ofen Buchhändler gewesen sein, den nach Luther's Angabe Ungarn seines Glaubens wegen seines Lebens beraubte. Doch wissen wir über denselben nichts genaues. Nach der einen ungläublichen Version soll dieser Georg der 1498 verstorbene Georg Ruem gewesen sein, andererseits erwähnt Georg Soterius († 1723) nach «alten, gleichzeitigen Acten», dass er Georg Grynaeus geheissen habe, auf Grund von König Ludwigs Erlaubniss Ofner Bürger und Buchhändler geworden sei und zu Ofen auf öffentlichem Platze mit seinen zahlreichen wertvollen Büchern zusammen desshalb verbrannt worden sei, weil er von den Mönchen der Verbreitung Lutherischer Schriften beschuldigt wurde. Doch ist es nicht unwahrscheinlich, dass hier eine Verwechslung mit dem Professor Simon Grynaeus vorliegt, der ein Jahr früher, 1523, auf Verlangen der Mönche von wegen seiner Ketzerei in den Kerker geworfen wurde, von wo er sich nur durch Vermittlung einflussreicher Magnaten nach Deutschland

flüchten konnte. An der ganzen Geschichte dürfte nur so viel wahr sein, dass die Protestantenvorfolgungen, die in Ungarn schon im Jahre 1523 ihren Anfang nahmen, zu Ofen einem (einheimischen oder fremden?) Buchhändler, Namens Georg, das Leben kosteten. Doch gehören die schon erwähnten beiden Ofner Buchhändler, die einzigen, deren Namen wir auf alten Druckwerken begegnen, allem Anscheine nach nicht zu denjenigen, die der neuen ketzerischen Lehre Vorschub leisteten. Leonhard von Sessardia (aus Szegszárd im Tolnauer Comitatz) liess im Juni 1523 zu Turin bei Antonius Ronotus einen von Georgius Sabinus zu den alten lateinischen Autoren zusammengestellten ausführlichen geographischen Index drucken, und Michael Prischwicz scheint gar ein frommer Katholik gewesen zu sein, der sich nicht einmal mit heidnischen Schriftstellern abgeben mochte. Seinen ganzen Verlag machen aus: ein Graner Psalterium (vom Jahre 1523), ein Graner Breviarium (vom Jahre 1524), schliesslich ein gleichfalls Graner «Obsequiale seu Baptismale» (vom Jahre 1525), alle drei in Venedig bei Peter Liechtenstein gedruckt.

Doch machte die Schlacht bei Mohács und die bald darauf erfolgte Einnahme Ofens durch die Türken allem ein Ende. Ofen hörte auf die Hauptstadt des Landes zu sein und sowohl Katholiken wie Protestanten waren gezwungen, eine Zeit lang ihre Werke im Auslande verlegen und drucken zu lassen; Ofen speziell hatte erst zu Anfang des XVIII. Jahrhunderts (1725) in Johann Landerer wieder einen Verleger und Buchdrucker aufzuweisen; der, wenn er auch kein würdiger Nachfolger der Ofner Buchhändler aus der Zeit der Könige Mathias, Uladislaus und Ludwig genannt zu werden verdient, immerhin der erste Buchdrucker war, der sich nach Hess zu Ofen niederliess.

EUGEN ABEL.

## ZEHN JAHRE UNTERRICHTSMINISTER.

## II.

Die langjährige Beschäftigung mit der Nationalöconomie, der Landwirtschaft und den öffentlichen materiellen Interessen überhaupt hat den Blick des Ministers Trefort für die practischen Ansprüche des Lebens besonders geschärft. Deshalb konnte er sich auch niemals mit dem Theoretisiren auf den niederen Stufen des Unterrichts befreunden und beobachtete den hierauf bezüglichen Bestrebungen eines Theiles der modernen Volksschulpädagogen gegenüber von vornherein eine zurückhaltende, bald jedoch entschiedenen ablehnende Haltung. Das ungarische Volksschulgesetz vom Jahre 1868 kam teilweise unter der Beeinflussung dieser pädagogischen Richtung des Vielerlei und der Zersplitterung des Lehrmaterials in der Volksschule zu Stande. Die Resultate davon waren nachtheilig für die Elementarbildung des Volkes. Minister Trefort trat diesen schädlichen Experimenten in seinem Erlasse vom 1. Jänner 1882 energisch entgegen.

Seiner Ansicht nach besteht die Aufgabe der Volksschule keineswegs darin, dass der ins Leben tretende Schüler «etwas wisse und sich eine mehr oder weniger bedeutende Summe von Kenntnissen angeeignet habe», sondern dass «er im Allgemeinen ein verständiges, ehrliches und nützlich Mitglied der menschlichen Gesellschaft werde und an Leib und Seele gesund gedeihe.» Zur Erreichung dieses Zieles der Volksschule müsse aber der Unterricht in derselben «in der Richtung geleitet werden, dass Jeder, der die Elementarschule verlässt, wohl wisse, was im civilisirten Staate jeder intelligente Mensch, Mann und Weib, in gleichem Maasse wissen solle, nämlich: mit Verständniss und fließend zu lesen, seine einfachen Gedanken schriftlich correct insofern auszudrücken, dass er einen Brief zu schreiben vermag, und die Elemente des Rechnens im practischen Leben anzuwenden.» Ausserdem soll er sich jene practischen Kenntnisse angeeignet haben, die er in seiner (künftigen) Haushaltung und Wirtschaft unmittelbar verwerten

kann, also: die Kenntniss der wichtigsten Naturgesetze und die Grundbegriffe der Naturgeschichte; ferner soll er einen Begriff haben von den fundamentalen Tatsachen der Geschichte, der Geographie und des Staatslebens; in erster Linie jedoch hat der Elementarschüler sich jene practischen Fertigkeiten zu erwerben, die ihm in seinem künftigen Lebensberufe am meisten nützen können: die Knaben die Elemente der Landwirtschaft, die Mädchen die der Hauswirtschaft und der weiblichen Handarbeiten, beide Geschlechter endlich die Grundwahrheiten der Physiologie und der Gesundheitslehre. Jene realistischen Kenntniss sind aber «während des Lesens und im Wege der Anschauung» (also nicht durch das Einlernen systematischer Lehrbücher) den Schülern beizubringen. Es versteht sich von selbst, dass der Minister neben dieser «practischen Tendenz des Unterrichts» auch die weitere höhere Aufgabe der Schule betont, nämlich die Entwicklung der Kindesseele auf ethischer Grundlage, damit ehrliche, charactervolle, religiöse, patriotische und humane, aber auch arbeitsame, fleissige und ausdauernde Menschen herangebildet werden.

Dieser practischen Richtung im Volksschulunterrichte muss vor Allem die Heranbildung der Lehramtsandidaten in den Seminarien entsprechen; mit derselben steht dann in engstem Zusammenhange die *Pflege des Arbeitsunterrichts* in und ausser der Volksschule. Seitdem der Däne Klausson-Kaas bei Gelegenheit der Wiener Weltausstellung (1873) die Resultate der «Arbeit in der Schule» gezeigt hat, ist Minister Trefort unermüdlich bestrebt, den Fleiss und Erwerb des Hauses auch durch die Schule zu befördern, resp. neu zu beleben. In jedem Lehrerseminar müssen deshalb nicht blos die landwirtschaftlichen Nebenbeschäftigungen (Gärtnerei, Obstbau, Bienen- und Seidenzucht) gelehrt und betrieben werden, sondern es sind auch gewisse Zweige der Hausindustrie (Holzschnitzerei, Stroh-, Schilf- und Rohrflechtereie, Tonarbeiten etc.) zu pflegen und diese dann vom Lehrer je nach Beschaffenheit der Gegend in die Schule selbst einzuführen.

Aber damit begnügte sich Minister Trefort keineswegs. In Gemeinschaft mit dem Minister für Handel und Gewerbe begünstigte

und unterstützte er die Errichtung von besonderen Hausindustrieschulen, subventionirte die zu diesem Zwecke entstandenen Vereine, entsendete fähige Leute zum Weiterstudium nach Deutschland, in die Schweiz, nach Dänemark und Schweden u. s. w. Diesen Bemühungen ist es zu danken, dass gegenwärtig in verschiedenen Teilen des Landes 12 Hausindustrie-Vereine bestehen, welche 27 Lehrwerkstätten und in Budapest eine Central-Waarenhalle unterhalten. Des Fernern werden einzelne Zweige der Hausindustrie in 152 Schulen betrieben und der ministerielle Bericht meldet, dass im Jahre 1881 nahezu 5000 Schüler in irgend einem Specialfache der Hausindustrie Unterricht erhalten haben.

Wie sehr Minister Trefort für die Hebung der Industrie durch verbesserte gewerbliche Lehranstalten bemüht ist, das beweist auch der im J. 1878 dem Reichstage vorgelegte ausführliche Plan zur *•Organisirung des gewerblichen Unterrichts in Ungarn•*, demzufolge im Jahre 1879 in Budapest eine gewerbliche Staatsmittelschule zur Heranbildung von Baumeistern, Bau- und Maschinenführern und Vorarbeitern errichtet wurde. Aelter als diese Anstalt ist die Maschinen-Industrieschule in Kaschau, jünger die erst im J. 1880 eröffnete k. ung. Kunstgewerbeschule in Budapest, die mit dem ebenfalls durch Trefort ins Leben gerufenen Landesmuseum für Kunst und Industrie in organischer Verbindung steht. Durchgreifende Erfolge, namentlich im Kreise der niederen Gewerbe- und Handelsschulen, scheiterten bisher an der Unbildung, Indolenz oder entschiedenen Abneigung der Handwerker und Kleinkaufleute, welche einer bessern beruflichen Bildung ihrer Lehrlinge in den meisten Fällen widerstreben und dadurch die Bemühungen des Ministers vereiteln.

Von nicht minderer Bedeutung war Treforts zehnjährige Wirksamkeit für die *verschiedenen Zweige des mittleren und höheren Unterrichts*, ja auf diesem Gebiete erscheint seine Unterrichts-Verwaltung für Ungarn in mancher Beziehung geradezu epochemachend. Allerdings ist es auch ihm (gleich seinen beiden Vorgängern) nicht gelungen, für die Gymnasien und Realschulen des Landes ein ordentliches Gesetz zu schaffen, nachdem seine wieder-

holten Versuche in dieser Richtung bisher noch stets an der Ungunst der confessionellen oder parlamentarischen Verhältnisse, zum Teil auch an der Unvollkommenheit der vorgelegten Gesetzentwürfe scheiterten. Die schroff ablehnende Haltung, welche die einzelnen Kirchen in Ungarn diesen Mittelschul-Gesetzentwürfen gegenüber bisher beobachtet haben, beruht einestheils in der Besorgnis, der nach Omnipotenz strebende moderne Staat werde die gesetzliche Autonomie dieser Kirchen alteriren, andererseits befürchteten die nichtmagyarischen Nationalitäten den verstärkten magyarisirenden Einfluss, den die vermehrte Aufsicht und Ingerenz der Staatsgewalt auf die confessionellen mittleren und höheren Lehranstalten ausüben könnte.

Wir enthalten uns an dieser Stelle, in die auch in ausländischen Blättern oft mit grosser Heftigkeit geführten Controversen über den ungar. Mittelschulgesetzentwurf des Nähern einzugehen. Tatsache ist, dass eine gesetzliche Regelung der Beziehungen zwischen der staatlichen Unterrichtsleitung und den Schulen der autonomen Kirchen dringend geboten ist; ebenso kann nicht gelegnet werden, dass chauvinistische Bestrebungen den Intentionen Treforts fern liegen und dass die meist beanständeten Bestimmungen im letzten Mittelschulgesetzentwurfe keineswegs von der Regierung herkommen, sondern vielmehr erst durch die vorjährige Unterrichtscommission des Abgeordnetenhauses dem ministeriellen Entwurfe eingefügt wurden. Minister *Trefort* hatte zu wiederholtenmalen eine Verständigung mit den confessionellen Behörden anzubahnen versucht; leider noch jedesmal vergebens. Die Schroffheit auf der einen Seite erzeugte keine Nachgiebigkeit auf der andern und so wurde der Streit stets heftiger und heute stehen die Parteien einander entfernter als je.

Der Verfügung des ungar. Unterrichtsministeriums unterstehen in Folge der Kirchenautonomie nur die eigentlichen Staatsgymnasien, dann die Gymnasien des kön. Studienfonds, ferner die Municipal- und Communal-Gymnasien, endlich kraft der apostolischen Patronatsrechte des ungar. Königs die Gymnasien der katholischen Kirche. Allein selbst in diesen Gymnasien ist das



Verfügungsrecht des Ministers im Einzelnen vielfach eingeschränkt. Immerhin erteilen jedoch diese Anstalten den Unterricht zumeist nach dem ministeriellen Lehrplane und werden von den königl. Oberdirectoren inspiciert; letztere führen in diesen Anstalten bei den Maturitätsprüfungen auch den Vorsitz.

Für die innere Organisation dieser «ministeriellen» *Gymnasien* ist nun während der Amtsdauer Treforts so vieles geschehen, dass man wünschen möchte, es wäre in mancher Hinsicht grössere Zurückhaltung beobachtet worden. Diese Gymnasien hatten nämlich erst im Jahre 1871 einen neuen Lehrplan erhalten und schon im Jahre 1879 wurde derselbe abermals verändert und dadurch diese Mittelschulen nach einer völlig neuen Richtung reformirt. Zu diesem Lehrplane liess Trefort durch den Landes-Unterrichtsrat ausführliche methodische Instructionen ausarbeiten. Auch die Studienordnung wurde im Jahre 1876 erneuert, desgleichen über die Art und Weise der Approbierung und Einführung der Lehrbücher im Jahre 1882 ein neues Normativ veröffentlicht. Für beide Arten der Mittelschulen (Gymnasium und Realschule) war ferner von grosser Wichtigkeit die Reform der wissenschaftlichen und pädagogisch-didactischen Heranbildung der Mittelschullehrer durch ein vierjähriges akademisches Studium und ein Jahr Practicum an der Uebungsschule des Mittelschullehrerseminars in Budapest oder an einem hierzu berechtigten öffentlichen Gymnasium. Die Uebungsschule für Mittelschullehrer sowie die tiefgreifende Umgestaltung der Prüfungsvorschriften für die Professoren der Gymnasien und Realschulen (1882 veröffentlicht) sind gleichfalls charakteristische Momente in den Mittelschulreformen Treforts. Ihm verdankt das Lehrpersonale in diesen Anstalten auch eine namhafte Erhöhung der Gehaltsbezüge.

Die Gymnasien Ungarns sind theils vollständige (aus acht aufsteigenden Jahresklassen bestehend), theils unvollständige Lehranstalten. Im Jahre 1881 zählte man 83 vollständige und 68 unvollständige, also zusammen 151 Gymnasien. Davon waren eigentliche Staatsanstalten 7, königl. kathol. Gymnasien 14, Communal-Gymnasien 9, Fundational-Gymnasium 1, röm.-kath. Gymnasien

49, griechisch-katholische 3, armenisch-katholische 2, evangelische Augsb. Conf. 25, evangel. Helvet. Conf. 30, vereinigt protestant. Gymnasium 1, unitarische Gymnasien 3, griechisch-orientalische 3, interconfessionelles Gymnasium 1 und Privat-Gymnasien 3.

Es überwiegt also auch hier der confessionelle Character; interconfessionell sind blos 17 Gymnasien oder 11·2% sämtlicher gymnasialer Lehranstalten. Der Leitung des Ministers unterstehen insgesamt 89, den autonomen Kirchen gehören 62 Gymnasien.

Im Jahre 1881 bestanden an sämtlichen 151 Gymnasien 1023 Classen, in denen 1910 Professoren 35,233 Schüler unterrichteten. Auf eine Classe entfielen durchschnittlich 34, auf einen Professor 18 Schüler. Unter diesen Schülern waren 43·4% römisch-katholisch, 5·4% griechisch-kathol., 4·7% griechisch-orientalisch, 10·5% evangel. Augsb. Conf., 16·5% evangel. Helv. Conf., 0·8 Unitarer, 18·7% Juden. Letztere nehmen also nach den römischen Katholiken absolut (6545) und relativ die nächste Stelle ein. In der Bevölkerung überhaupt stehen sie numerisch erst an der sechsten Stelle.

Der vermehrte Zudrang der Schüler nach den Gymnasien, den man seit 1875 beobachtet, ist teils Folge der volkswirtschaftlichen Calamitäten, teils Wirkung der im Jahre 1875 erfolgten Reform der Realschulen, teils Resultat der im ungarischen Volke überhaupt vorwaltenden Zuneigung für die «Lateinschule», wie hierlands das Gymnasium noch immer zumeist genannt wird. Dieser Schüler-Zuwachs beträgt seit 1874, wo der Tiefstand 26,273 Schüler zeigte, 8960 Schüler oder 34·1%.

Indem wir andere Momente aus dem Innenleben der ungarischen Gymnasien übergehen, beschränken wir uns auf die Bemerkung, dass von den 2026 Abiturienten, die im J. 1881 zur Ablegung der Maturitäts- oder Reifeprüfung erschienen waren, 289 Examinanden oder 14·2% als «unreif» befunden wurden. An den ministeriellen Gymnasien machten diese Zurückgewiesenen sogar 16·3%, an den autonom-confessionellen Anstalten allerdings blos 10·2% der Examinirten aus.

Die gute Wirkung der unter Trefort zur Geltung gelangten

Strenge bei der Heranbildung, Approbation und Anstellung der Lehrkräfte an den vom Ministerium geleiteten Gymnasien offenbart sich auch in der allmählichen Vermehrung der ordentlich geprüften und in der Abnahme der ungeprüften Lehrer. Während z. B. im Jahre 1879 die Zahl der Approbirten an den ministeriellen Gymnasien nur 525 Professoren oder 47·7% aller Gymnasiallehrer ausmachte, betrug dieselbe im Jahre 1881 schon 603 Professoren oder 52·8%, also über die Hälfte aller Gymnasiallehrer. Die Ungeprüften verminderten sich von 510 auf 459 Lehrer; es sind dies meist Geistliche in den kath. Ordens-Gymnasien.

Die *Realschulen* Ungarns verdanken dem Minister Trefort ebenfalls eine völlige Um- und Neugestaltung. Sie hatten vordem nur sechs Jahresklassen; dermalen ist seit 1875 die Anzahl ihrer Classen mit jenen des Gymnasiums gleichgestellt; am Schlusse des achten Schuljahres finden auch an der Realschule ordentliche Maturitätsprüfungen statt. Doch berechtigen die Maturitätszeugnisse der Realschule nur zum Besuche der technischen Hochschule und der landwirtschaftlichen, sowie der Forst- u. Bergakademien. Dieser Umstand sowie die geringen Lebensaussichten, welche sich seit dem Krisenjahre 1873 den technischen Fachleuten darboten, trugen das Wesentlichste zu einer rapiden Entvölkerung der ungarischen Realschulen bei, so dass selbst deren gänzliche Auflösung wiederholt öffentlich discutirt wurde. Minister *Trefort* schenkte dieser Frage fortgesetzt seine Aufmerksamkeit, berief zur Beratung derselben Fach-Enquêtes, deren letzte am 31. Dec. 1881 stattgefunden hatte, wobei der Minister sich aus gewichtigen Gründen für die Beibehaltung der Realschulen erklärte, doch bedürfe deren Lehrplan einer entsprechenden Umänderung, respective Erweiterung.

Ungarn besitzt gegenwärtig 17 Staats-Realschulen, 3 vom Staate subventionirte Realschulen, 4 Communal-Realschulen, 1 confessionelle und 1 Privat-Realschule, zusammen also 26 Realschulen, von denen 19 vollständig, 4 in der Ergänzung begriffen und 3 unvollständig sind. Alle diese unterstehen der Leitung des Ministers. Autonom-confessionelle Realschulen gibt es nur zwei:

beide den Sachsen in Siebenbürgen gehörig. Das macht also in Summa 28 Realschulen.

In diesen waren im Jahre 1881 insgesamt 204 Classen, mit 463 Professoren und 5427 Schülern, so dass auf eine Classe durchschnittlich bloß 26, auf einen Professor gar nur 11 Schüler kamen. Da im Jahre 1875 die Zahl der Realschüler 8086 betrug, so ergibt sich im Jahre 1881 ein Abfall von 2659 Schülern oder von 32·8<sup>o</sup>/<sub>o</sub>. Nahezu in demselben Grade wie die Frequenz der Gymnasien. zugenommen hat, ist der Besuch in den Realschulen gesunken. Unter den Realschülern des Jahres 1881 machen die römischen Katholiken 43·96<sup>o</sup>/<sub>o</sub>, die Juden aber 37·30<sup>o</sup>/<sub>o</sub> des gesammten Schülerstandes aus.

Es ist überhaupt lehrreich zu vergleichen, in welcher Weise die verschiedenen Confessionen des Landes an dem Besuch der Mittelschulen (Gymnasien und Realschulen) überhaupt beteiligt sind. Da ergibt sich Folgendes: Es waren in den ungarischen Mittelschulen im Jahre

	1867	1881
Römische Katholiken . . . . .	46·4 <sup>o</sup> / <sub>o</sub>	44·4 <sup>o</sup> / <sub>o</sub> aller Schüler
Griechische „ . . . . .	5·3 „	4·4 „ „ „
Griechisch-orientalische . . . . .	5·7 „	4·5 „ „ „
Evangel. Augsb. Conf. . . . .	11·9 „	10·3 „ „ „
„ Helv. Conf. . . . .	19·7 „	14·9 „ „ „
Unitarier . . . . .	1·3 „	0·6 „ „ „
Juden . . . . .	9·7 „	20·9 „ „ „

Dazu bemerkt der officiële Bericht des Ministers: «Gegen das Jahr 1867 befinden sich mit Ausnahme der Israeliten sämtliche Confessionen sowohl in absoluter wie in relativer Hinsicht im Nachteil; die allgemeine Zunahme der Gymnasiasten und Realschüler von 1867 auf 1881 kommt somit bloß auf Rechnung des stärkeren Besuches der Mittelschulen von Seite der jüdischen Schüler, deren numerisches Wachstum weit grösser ist als jene allgemeine Zunahme der Schüler in den Mittelschulen überhaupt. Die allgemeine Zunahme ist nämlich 2275 Schüler, die Vermehrung der Schüler jüdischer Confession aber 4725 Schüler, d. i. die Zahl der jüdischen Schüler hat sich seit 1867 mehr als verdoppelt.»

Von den 279 zur Maturitätsprüfung erschienenen Realschul-Abiturienten wurden 49 oder 17·5% als «unreif» abgewiesen. Unter dem Lehrpersonale überwiegt die Zahl der approbirten Individuen bedeutend; es waren im Jahre 1881 geprüft 80·5%, ungeprüft 19·5%.

Bevor wir zur Besprechung der Tätigkeit des Ministers Trefort auf dem Gebiete des Hochschulwesens schreiten, erwähnen wir noch seiner eifrigen Fürsorge im Interesse einer verbesserten *Mädchenbildung*. Dieser Sorge des Ministers verdanken auch die höheren *Staatstöchterschulen*, deren gegenwärtig im Lande vier bestehen, ihre Errichtung. Dieselben sind 3- bis 6classig und für Mädchen vom vollendeten 12. bis zum 15., resp. 18. Lebensjahre bestimmt. Ihr Unterricht schliesst sich an die beendigte sechsclassige Elementarschule.

Die *Hochschulen Ungarns* sind: theologische Lehranstalten, Rechtsakademien, Universitäten und das Polytechnicum; nur diese unterstehen dem Unterrichtsministerium. Auf die *theologischen Lehranstalten* hat der Minister den mindesten Einfluss; hier walten die Confessionen unbeschränkt; nur bei den bischöflichen Seminarien der Katholiken und der Griechisch-Orientalischen kommt die Controle über den Vermögensstand der Staatsbehörde zu. Grösser ist die Ingerenz des Ministeriums bei dem unter Trefort ins Leben gerufenen Landes-Rabbi-Seminar in Budapest.

Die *Rechtsakademien* wurden im Jahre 1874 einer gründlichen Reform unterzogen; darnach sind diese Akademien exponirte juristische Facultäten mit vier Jahrgängen (acht Semestern), die in Allem der rechts- und staatswissenschaftlichen Facultät an der Universität gleich sind, nur die Verleihung des Doctorats wurde ihnen vorenthalten. Dieser Umstand, sowie die meist mangelhafte Dotation und Ausstattung der Akademien rief in deren Frequenz einen wachsenden Abfall hervor.

Es bestehen gegenwärtig dreizehn Rechtsakademien, davon ist eine (Hermannstadt) staatlich, 4 (Pressburg, Kaschau, Grosswardein, Raab) königlich-katholisch, 2 (Erlau, Fünfkirchen) bischöflich, 5 (Debreczin, Kecskemét, Marmaros-Sziget, Sáros-Patak,

Pápa) evangelisch-reformirt und 1 (Eperies) evangelisch-lutherisch. An diesen Akademien lehrten im Jahre 1874 nur 111, im J. 1881 aber 132 Personen, dagegen betrug die Hörerzahl im Jahre 1874 noch 1418, im Jahre 1881 nur mehr 855 Juristen; der Abfall, welcher ein continuirlicher ist, beträgt darnach 563 Hörer oder nahezu 40%. Die wiederholten Beratungen, welche Minister Trefort zur Sanirung dieses Zustandes abgehalten, führten bis jetzt zu keinem greifbaren Resultate. Der ministerielle Bericht erklärt, dass die Frage der Rechtsakademien mit jener der Errichtung einer dritten Staats-Universität und eventuell einer protestantischen Universität im engen Connexus stehe.

Was die jetzt bestehenden ungarischen *Universitäten* zu Budapest und zu Klausenburg anbelangt, so erfreuen sich beide der regen Fürsorge des Ministers Trefort; insbesondere hat aber die Budapester Hochschule durch ihn die meiste Förderung erfahren. Während der zehn Jahre seiner amtlichen Wirksamkeit verschaffte Trefort dieser Universität eine Reihe von Neu-, Zu- und Umbauten und stattete dieselben in einer Weise aus, dass Ungarns älteste alma mater in dieser Richtung mit den bestdotirten Hochschulen Westeuropas rivalisiren kann. Die Baukosten, welche Trefort für diese Hochschule aufzubringen wusste, reichen an vier Millionen Gulden. Mit berechtigter Vorliebe wurde namentlich die medicinisch-chirurgische Facultät bedacht, doch auch die übrigen Facultäten nicht vernachlässigt. Mit den Bauten gingen Hand in Hand die Anschaffungen für die Bibliothek und die Institute, sowie die Vermehrung der Lehrkanzeln, die Regelung der akademischen Studien, der Rigorosen und Staatsprüfungen, die Dotirung von Stipendien, die Entsendung zu wissenschaftlichen Zwecken ins Ausland u. s. w.

Wie entfernt Trefort dem exklusiven Nationalismus ist, bewies er bald nach seinem Amtsantritte in seiner Programmrede bei Motivirung des ersten, von ihm vorgelegten Unterrichtsbudgets. Er machte nämlich dem Reichstag den Vorschlag, ausländische Gelehrte an die Budapester Universität zu berufen, wobei er selbstverständlich zunächst die Berufung deutscher Männer der Wissen-

schaft im Auge hatte. Dieser Gedanke fand jedoch nicht die gewünschte Unterstützung.<sup>1</sup>

Das Wachstum der Budapester Universität geht schon aus folgenden Zahlen hervor: Im Jahre 1872 wirkten an derselben 120 Lehrkräfte, im Jahre 1881 war deren Zahl auf 177 gestiegen; die Hörer betragen damals 2348, jetzt 3140. Die Universität von Budapest nimmt in Bezug auf die Zahl ihrer Lehrkräfte und ihrer Hörer nach Wien die nächste Stelle unter den Hochschulen der österreichisch-ungarischen Monarchie ein und dürfte hinsichtlich ihrer Ausstattung mit wissenschaftlichen Lehrbehelfen kaum von einer andern österr. Universität (Wien ausgenommen) übertroffen werden. Und das ist wesentlich Treforts Verdienst.

Die zweite ungar. Landesuniversität in Klausenburg wurde in bescheideneren Dimensionen angelegt und zeigt demgemäss auch eine langsamere, doch continuirliche Entwicklung. Auch hier hat Minister Trefort die Herstellung der erforderlichen Neu- und Zubauten in Angriff genommen; das neuerbaute chemische Institut übergeht soeben in die Benützung der Universität. Diese Hochschule hatte im Jahre 1872 einen Status von 42 Lehrenden, im Jahre 1881 betrug deren Anzahl bereits 62; die Hörerzahl war im erstgenannten Jahre 303, im letzten 471.

In Bezug auf die in letzter Zeit in den öffentlichen Blättern öfters erwähnte Errichtung einer dritten ungarischen Landesuniversität bemerkt der ministerielle Bericht (p. 126), der Unterrichtsminister habe sich (schon 1880) in einem Vortrage an Se. Majestät «in wohlmotivirter Weise für die Notwendigkeit der Errichtung einer dritten Staats-Universität mit dem Sitze in Pressburg ausgesprochen.» Dieser Anschauung des Ministers muss jeder Unbefangene beipflichten und es können die von einem Teile der Presse befürworteten Projecte von Universitätsgründungen in Sze-

<sup>1</sup> Der obligatorische Unterricht im Deutschen hat durch die Trefortschen Lehrpläne für die Gymnasien und Realschulen eine wesentliche Erhöhung des Lehrzieles und eine beträchtliche Vermehrung der Unterrichtsstunden erfahren. Auch an allen Bürgerschulen und Lehrerseminarien ist das Deutsche obligater Lehrgegenstand.

gedin oder Kaschau gar nicht ernsthaft discutirt werden. Wo in erster Linie Volksschulen Not tun, da hat es mit der Hochschule noch gute Weile.

Das einzige ungarische *Polytechnicum* in Budapest erhielt seine moderne Umgestaltung in eine technische Hochschule im Jahre 1871. Auf die Frequenz dieser wissenschaftlichen Lehranstalt waren die letzten Jahre des volkswirtschaftlichen Niederganges von ungünstigem Einflusse. Minister Trefort förderte nichtsdestoweniger auch diese Hochschule eifrig und ihm ist vor Allem die längstsehnte Herstellung eines eigenen Gebäudes für das Josefs-Polytechnicum zu danken. Der stattliche Palast wurde erst kürzlich (November 1882) der Anstalt zur Benützung übergeben. An den vier Facultäten (Sectionen) des Polytechnicums wirkten im Jahre 1872 44, im Jahre 1881 aber 57 Lehrkräfte, damals war die Zahl der Hörer 616, jetzt 502, wobei bemerkt werden muss, dass im Jahre 1875/6 die Frequenz des Polytechnicums bereits die Höhe von 862 Hörern erstiegen hatte.

Interessant ist das *Verhältniss der Confessionen unter den Hörern an den Hochschulen Ungarns* überhaupt. Wir teilen im Nachfolgenden diese Percentualverhältnisse aus dem Jahre 1881 mit. Darnach waren

	an der Universität		am Polytechnicum	
	zu Budapest	Klausenburg	zu Budapest	
Römische Katholiken	43·1 <sup>9</sup> / <sub>10</sub>	45·4 <sup>9</sup> / <sub>10</sub>	50·0 <sup>9</sup> / <sub>10</sub>	
Griechische	2·7	5·1	0·8	
Griechisch-Orientalische	2·9	2·1	1·6	
Evang. Augsb. Conf.	10·5	6·1	8·0	
Evang. Helv.	11·7	30·3	7·2	
Unitarier	0·3	6·1	0·2	
Israeliten	25·2 <sup>1</sup>	4·9	32·2	

Der ungarische Unterrichtsminister ist zugleich der «Minister für die schönen Künste»; es unterstehen seiner Leitung nicht bloß das Budapester *National-Museum* mit seinen weltbekannten reichhaltigen und wohlgeordneten Sammlungen, sondern auch die nicht minder berühmte Eszterházy'sche *Landes-Bilder-Gallerie*,

<sup>1</sup> An der medicinischen Facultät betrug die Zahl der jüdischen Hörer 41·7<sup>9</sup>/<sub>10</sub> der Mediciner.



dann die *Landes-Musterzeichenschule*, die *Landes-Musik-Akademie*, als deren General-Director Meister Franz Liszt fungirt, die *Landes-Theaterschule*, das *Museum für Kunst und Industrie*, das *Institut für Glasmalerei*, sowie auch die Fürsorge zur *Erforschung und Erhaltung der Baudenkmäler*, für welche Minister Trefort den Gesetz-Artikel 39 v. J. 1881 bringen liess. Alljährlich werden beträchtliche Summen aus Landesmitteln zur Restaurirung hervorragender Bau- und sonstiger Kunstdenkmäler verwendet. Die Errichtung einer *Malerschule* als Vorläufer einer Landes-Maler-Akademie ist im Zuge. Zahlreiche *Stipendien* für ungarische Kunstjünger unterstützen das Aufblühen der bildenden Künste in Ungarn. In allen diesen Richtungen hat Trefort während seiner zehnjährigen Wirksamkeit Hervorragendes geschaffen; doch müssen wir hier die näheren Details übergehen. Ebenso gebietet uns die Rücksicht auf den Raum, dass wir der andern Seite der ministeriellen Tätigkeit Treforts in seiner Eigenschaft als *Cultusminister* und als Verwalter ausgebreiteter liegender Güter und Capitalien des Religions- und Studienfonds nicht eingehender gedenken. Jedenfalls gebührt demselben hier das Verdienst, inmitten erregter kirchenpolitischer Zustände im Lande den Frieden zwischen Staat und Kirche ungetrübt erhalten zu haben, ohne deshalb der Staatshoheit irgend welchen Eintrag zu tun oder die Kirchen zu vergewaltigen.

Alles in Allem darf Minister Trefort auf seine zehnjährige Ministerschaft mit Befriedigung zurückblicken; aber auch das Land kann mit Stolz und Freude auf die zahlreichen Schöpfungen und Einrichtungen hinweisen, die es diesem Minister verdankt. Dass es bei diesen Werken auch an Schatten nicht fehlt, liegt in der Natur menschlicher Arbeit. Aber in Treforts Wirken herrschen die Lichtseiten vor und das ist in diesem Falle das schönste Lob.

Dr. J. H. SCHWICKER.

DER FUGGER BEDEUTUNG IN DER GESCHICHTE  
UNGARNS.

Seit einer Reihe von Jahren mit archivalischen Studien zu meiner 1880 erschienenen Geschichte des ungarischen Bergbaues beschäftigt, lernte ich nicht bloß die Bedeutung der aus Augsburg stammenden Fugger am Neusohler Kupferbergbau im XV. und XVI. Jahrhunderte näher kennen; sondern es enthüllten sich auch vor meinem Auge immer mehr Züge zu einem Bilde des mannigfachen und grossen Einflusses, welchen dieses Haus auf die Industrie und den Handel Ungarns damals überhaupt ausübte. Es entsprach daher dem Zwecke meines Werkes, dass ich den Verdiensten der Fugger um den im XVI. Jahrhunderte in neuen Richtungen aufblühenden Bergbau Ungarns, und insbesondere um den Aufschwung des Neusohler Bergbaues und Kupferhandels meine Anerkennung zollte.

Eben damals erschien aber auch vom fürstlich und gräfllich Fugger'schen Hausarchivar, Herrn Dr. Friedrich Dobel, ein für Ungarn wichtiger Aufsatz über «der Fugger Bergbau und Handel in Ungarn» (Zeitschr. des hist. Vereines für Schwaben u. Neuburg VI. Jahrg.), welcher einzelne Teile meiner Forschungen mehrfach ergänzte und weiter ausführte, mich somit zu neuen Studien auch von dieser Seite her anregte. Und so entstand meine Abhandlung über die Bedeutung der Fugger in der Geschichte Ungarns, den ich am 5. December 1881 in der Sitzung der II. Classe der ungarischen Akademie der Wissenschaften vortrug.

Ich muss vor Allem Herrn Dr. Dobel meinen wärmsten Dank für die zuvorkommende Güte und freundliche Teilnahme aussprechen, womit er mir ausserdem noch nicht bloß auf mehrfache Fragen bereitwillig nähere Aufschlüsse gab, sondern auch für meine Forschungen die Gunst und das Wohlwollen Seiner Durchlaucht des Herrn Fürsten Leopold Fugger-Babenhausen erwirkte und eine umfassende Benützung der historischen Schätze des fürstlich und gräfllich Fugger'schen Archivs ermöglichte.

Die Bedeutung der Fugger in der ungarischen Geschichte äusserte sich nicht in grossen Staatsactionen und politischen Ereignissen des damaligen Ungarns; obgleich auch in dieser Hinsicht das Auftreten eines Jakob und eines Anton Fugger als Finanzgrössen jener Zeit nicht unterschätzt werden darf. Die Hauptbedeutung der Fugger zeigt sich aber in der Bergbau-, Industrie- und Handelsgeschichte Ungarns, und es war meine Aufgabe, das mir zu Gebote stehende historische Material in dieser Richtung möglichst vollständig zusammenzufassen und seinem Inhalte nach im Interesse der Geschichtswissenschaft zu verwerten.

Uebrigens verfolgen meine Forschungen eine dreifache Richtung; indem ich zuerst das Wirken der Fugger als mächtiger Kaufherren und Vermittler wichtiger Geldgeschäfte zu Anfang des XVI. Jahrhunderts; dann ihre Bedeutung als Bergbauunternehmer und Grossindustrielle in Betreff des damals weltberühmt gewordenen Neusohler Kupferbergbaues und Kupferhandels; und endlich ihre Stellung als Grossgrundbesitzer in Ungarn zum Gegenstand einer eingehenden Untersuchung mache. Da mein Vortrag vor einem ungarischen Publicum gehalten war, so musste ich auch die in Ungarn weniger bekannten allgemeinen europäischen Ereignisse des Hauses in Betracht ziehen, auf welche jedoch in einem deutschen Aufsätze näher einzugehen wohl kaum notwendig sein dürfte.



Schon um die Mitte des XV. Jahrhunderts, als Ulrich Fugger noch die Geschäfte des Hauses leitete, scheinen die Fugger bedeutenden Handel in Ungarn getrieben zu haben. Die höhere Bedeutung ihres hiesigen Handels beginnt aber erst um 1494, als Jakob Fugger mit Johann Thurzó aus Ungarn in Venedig bekannt wurde. Eine Folge dieser Bekanntschaft war die nähere Geschäftsverbindung der Fugger und der Thurzó.

Venedig war damals noch immer für ganz Europa die Hochschule des Handels und der Weltindustrie. Hier war es auch, wo Jakob Fugger und Johann Thurzó in ihren Geschäftssachen sich

aufhielten und wo die Grundlage zu ihrer innigeren Verbindung gelegt wurde.

Johann Thurzó erhielt 1496 vom König Wladislaus II. das Privilegium der Kupfersaigerung für Ungarn, welches hier für den damaligen Aufschwung von Handel und Industrie sehr wichtig war. Unsere vaterländischen Geschichtsquellen geben uns hierüber nur geringen Aufschluss. Um so erfreulicher ist es, dass wir aus dem Fugger'schen Archive eine Fülle historischer Nachrichten erhalten, welche in dieser Hinsicht vom höchsten Werte sind.

Der Handel auf der Donau zwischen Ungarn und Deutschland musste seit Jahrhunderten mit schweren Hindernissen kämpfen. Die Freiheit desselben war durch das Privilegium ausgeschlossen, welches einst der Babenberger Herzog von Oesterreich, Leopold VII., der Stadt Wien verliehen hatte und welches später mit grösster Zähigkeit aufrechterhalten wurde. Diesem Privilegium gemäss hatte Wien nicht blos das Stappelrecht im damals gewöhnlichen Sinne des Wortes; sondern der freie Donauhandel war geradezu dort unterbunden, wo der Fluss in die Grenzen Ungarns eintrat. Denn den auf der oberen Donau nach Wien kommenden Kaufleuten war der unmittelbare Verkehr nach Ungarn auf das strengste verboten. Sie mussten ihre Waaren in Wien niederlegen und die dortigen Kaufleute erlangten so ein wahres Monopol des Donauhandels nach Ungarn. Auf der unteren Donau gab es wieder andere Schwierigkeiten, namentlich seitdem sich dort der Einfluss der immer mehr vordringenden Türken geltend machte.

Es war eine der schwächsten Seiten der Politik der Könige Ungarns aus dem Hause Anjou, dass sie den Hindernissen des oberen freien Donauhandels nicht wirksam entgegentraten. Statt dessen Freiheit zu erringen und kräftig zu sichern, schloss König Carl Robert von Ungarn mit König Johann von Böhmen 1335 den bekannten Handelsvertrag ab, welcher — da er auch später zur Richtschnur diente — den ungarischen Handel von seiner natürlichen Richtung ableitete. Die Bestrebungen des Königs Mathias Corvinus, Ungarn auf eine höhere Weltstellung zu heben, konnten auch in dieser Hinsicht einen bleibenden Erfolg um so weniger

haben, da die Kürze seiner Regierung der Ausführung seiner Pläne keinen genügenden Raum bot, und nach seinem Tode sehr bald die Türkengefahr mit allen ihren Schrecken und Verwüstungen hereinbrach.

Diesen Zuständen gegenüber flössen die grossartigen Ergebnisse der Fugger'schen Handels- und Industrieunternehmungen in Ungarn ganz besonderes Interesse ein.

Ungarn hatte damals einen bedeutenden nicht nur Waaren- und Producten-, sondern auch Gross- und Geldhandel. Mit dem kleineren Waaren- und dem Productenhandel (mit Ausnahme des Kupfers) scheinen sich die Fugger gar nicht befasst zu haben. Desto bedeutender waren die Erfolge ihres Geld- und Grosshandels.

Ohne weiter ins Detail einzugehen bemerken wir nur, dass ihre Factorie in Ofen welthistorische Bedeutung hatte, und bis 1533 überhaupt der Mittelpunkt ihrer Einzelunternehmungen im Lande blieb; dass sie namentlich den ungarischen Hof von Neisse in Schlesien aus mit Leinwand und von Augsburg aus mit «gülden Tuch» versahen; und dass sie auch mit den Prälaten und angeseheneren Adelsfamilien in so manchen Geschäftsverbindungen standen; — bis 1525 in Gesellschaft mit den Thurzó, von da ab aber selbständig.

Die Grundlage dieses grossartigen Aufschwunges der gemeinschaftlichen Geschäftsunternehmungen waren die drei Verträge von 1495, 1499 und 1503, unmittelbar zwar zwischen Jakob Fugger und Johann Thurzó, welche aber die zwei Familien in die innigste Verbindung brachten. Der Sohn Johann Thurzó's Georg ehelichte die Tochter Ulrich Fugger's Anna, und Raimund Fugger später die Tochter Johann Thurzó's Katharina; und diese Doppel-ehe bildete ein die Schicksale und Interessen der zwei Familien auf das engste aneinander knüpfendes Band. Die drei Verträge bezogen sich gleich von vorne her auf die Neusohler Kupfererzeugung, umfassten aber zugleich auch den Grosshandel in Ungarn.

In letzter Beziehung hat Herr Dr. Dobel den sehr interessanten Fall mitgeteilt, wo durch Vermittlung Johann Thurzó's ein kostbarer, mit Perlen reich geschmückter Damenhut um den

Preis von 28,607 Gulden für die Königin Anna 1505 angeschafft wurde. Der Preis wurde jedoch nicht baar ausgezahlt, sondern dafür die Einkünfte der Königin aus der Münze und den Bergwerken Siebenbürgens verpfändet. Dr. Dobel, der offenbar nur die Geldnöten und den ärmlichen Hofhalt K. Wladislaus vor Augen hatte, spricht hier von der Prachtliebe des geldarmen ungarischen Hofes, welche dem aufblühenden Geschäfte der Fugger sehr zu Statten kam. Es sei uns hierzu die Bemerkung gestattet, dass die damalige Zeit der glänzenden Hofhaltung des Königs Mathias Corvinus noch nicht so ferne lag, und dass die Erinnerung an die Pracht, mit welcher dessen Gattin Königin Beatrix bei jeder Gelegenheit auftrat, noch fortlebte, so dass man sich noch veranlasst sah, derselben das Erscheinen der Gemalin seines unmittelbaren Nachfolgers gegenüber zu stellen. Ja Königin Anna liebte schon vermöge ihres Ursprungs als französische Prinzessin in ihrer Toilette und ihrem ganzen Wesen eine Eleganz, und eine ihrer hohen Stellung entsprechende Pracht; wovon die am Ofner Hofe weilenden venetianischen Gesandten in ihren Berichten an die Signorie mehrfache Nachricht geben, ohne dass diese, oder wer immer sonst darin etwas Besonderes gefunden hätten. Andererseits bot aber auch die Königin allen ihren mächtigen Einfluss auf, um die Finanzen des Reichs noch in möglichster Ordnung zu erhalten, und erst nach ihrem Tode (1506) trat die eigentliche Verwirrung im ungarischen Finanzwesen ein.

Ein anderer Fall betraf 1525 den Primas Georg Szathmáry, welcher ein prachtvolles goldenes mit Edelsteinen reich besetztes Kreuz von den Fuggern kaufte, und bei dieser Gelegenheit sich als deren Schuldner bis auf viele tausend Gulden bekannte. Und ähnliche Fälle kamen auch später vor; der letzte mir bekannte noch in den Jahren 1543—1546 in einer Correspondenz der Witwe Alexius Thurzós mit Anton Fugger, welche sogar vor das ungarische Reichsgericht gelangte, und welche sich auf die Heiratsausstattung ihrer Töchter bezog, und beweist, wie sehr die höheren Kreise Ungarns zur Befriedigung ihrer Neigung zum Luxus sich des Fugger'schen Geschäftes bedienten u. s. w.

Aehnliche Bedeutung hatten auch die Geldgeschäfte der Fugger in Ungarn. König Wladislaus bezahlte 1503 ein Collier für seine Gattin Anna im Werte von 3000 Ducaten in Genua durch die Fugger. Auch andere Beispiele liessen sich anführen. Am wichtigsten aber erscheinen die mehrfachen Geldsendungen der Päpste nach Ungarn mittelst der Fugger in den Jahren unmittelbar vor der Schlacht bei Mohács (1526.)

Die Unternehmungen der Fugger in Ungarn hatten einen sehr günstigen Erfolg, wodurch auch der Reichtum und das Ansehen der Familie Thurzó mehr und mehr stieg. Zugleich kamen aber auch Handel und Industrie im Lande zu Ehren. Auf diesem Wege gelangten beide Familien zu immer weiterem Einfluss und in den Besitz höherer Stellungen und Würden. Alexius Thurzó, der Sohn Johann's, war Thesaurarius Regni, später Oberster Reichsrichter (*Judex Curiae Regiæ*) und starb als königlicher Statthalter in Ungarn. Dazu kam ausserdem die grosse Zahl ihrer Beamten und Anhänger, deren Intelligenz und Geschäftskunde die Verhältnisse des sociellen Lebens in Ungarn befruchteten. Eben dies zog ihnen jedoch zugleich den Neid und Hass jener Kreise zu, welche nur mit dem Sichel zu arbeiten vermochten und die hohe Bedeutung der technischen und volkswirtschaftlichen Intelligenz zu erfassen nicht im Stande waren.

Wir stehen hier dem Parteigetriebe Ungarns in den Jahren 1524 und 1525 gegenüber, welches einerseits von den Anhängern des Siebenbürger Wojwoden Johann Zápolyai ausgehend, an sich nicht viel mehr war, als eine übel beratene und über ihr Ziel hinausgehende Nachahmung der Ereignisse der Nürnberger deutschen Reichstage von 1522 und 1523; -- andererseits aber auch die merkwürdige Erscheinung bietet, dass eben Johann Zápolyai ein entschiedener Freund und Beschützer der Fugger war, hingegen die Ratgeber König Ludwigs II. der Vorwurf blinder Leidenschaft, oder wenigstens verfehlter und verblendeter Gewaltmassregeln den Fuggern und Thurzó gegenüber trifft.

Die ungarische Geschichtschreibung schuldet der Wissenschaft noch immer eine umfassende, zugleich aber auch unbefan-

gene und quellenmässig glaubwürdige Darstellung der Ofner Vorkommnisse des Jahres 1525. — Jakob Fugger, in einem Briefe vom 11. November 1525 an seinen Factor Georg Hegel in Krakau, spricht von Intriguen, welche die Welser, insbesondere aber der Nürnberger Martin Seldner aus Geschäftsneid gegen die Fugger und Thurzó in Ofen anzettelten. Diese werden aber in anderen gleichzeitigen Nachrichten über jene Ereignisse nirgends erwähnt. Hingegen erscheint bei diesen stets im Vordergrunde der getaufte Jude Emerich Szerencsés, ein durchaus anrühiges Subject, welches die neuerlich vom Ober-Rabbiner Samuel Kohn veröffentlichten interessanten hebräischen Quellendaten zur ungarischen Geschichte in ziemlich klarem Lichte erscheinen lassen. Wie tief aber die Minen gegen die Fugger gelegt waren, lässt sich aus dem Umstande entnehmen, dass sie 1525 durch einen eigenen Reichstagsbeschluss aus Ungarn landesverwiesen wurden, eine Massregel, die ihrem Erfolge nach allerdings nur ein Schlag ins Wasser war, die aber wohl auch nicht erfolgt wäre, wenn nicht masslose Agitationen die Blicke der damaligen Machthaber umnebelt gehalten hätten.

Wir haben es hier nur mit jenen Tatsachen zu thun, welche die Fugger unmittelbar betreffen.

Wir erfahren nämlich, dass im Juni 1525 an den Fuggerischen Factor in Ofen, Johann Alber, das Ansinnen gestellt wurde, einen ansehnlichen Betrag als Strafgeld an die königliche Kammer zu zahlen, ein Ansinnen, dem er ohne Auftrag seiner Herren nicht entsprechen zu können erklärte. Da er nun einige Tage hierauf, am 22. Juni, in Folge ausdrücklicher Berufung arglos im königlichen Schlosse erschien, wurde er im Auftrage des königlichen Rates festgenommen und ins Gefängniss geworfen. Dasselbe Schicksal erfuhren noch mehrere andere Mitglieder der Fugger-Thurzó'schen Ofner Factorei, und trotz seiner hohen Würde als königlicher Schatzmeister sogar Alexius Thurzó. So sassen sie zwei Monate im Gewahrsam, und zugleich wurde in Ofen, Pest und Neu-sohl alles Habe und Gut der Fugger an Gold, kostbaren Gefässen, Waaren, Stoffen, Bergwerksproducten u. dgl. mit Beschlag belegt.



Aehnliche Anordnungen wurden rücksichtlich des Vermögens der Fugger in Krakau, sowie in Rosenberg und an anderen Gütern des Siebenbürger Wojwoden, Johann Zápolyai, erlassen; hier aber gestattet weder dieser, noch Sigmund König von Polen die Vollstreckung dieser Anordnungen. Endlich wurden die Gefangenen, aber erst dann freigelassen, nachdem Alexius Thurzó, und im Namen ihrer Herren die Fugger'schen Factoren Johann Alber, Conrad Mair und Jakob Henndl unterm 13. August in einer förmlichen Schuldurkunde sich zur Zahlung von 200,000 Gulden verpflichtet hatten.

Es ist von nicht geringem Interesse, in dem wenige Jahrzehnte später geschriebenen Werke des bekannten ungarischen Historikers Johann Michael Brutus dieses Ereigniss als ein ungerichtetes Attentat, als ein *«turpe et flagitiosum admissum»* bezeichnet zu finden.<sup>1</sup> Jakob Fugger in Augsburg erklärte sich dadurch auf das tiefste verletzt und wandte sich an den König von Polen, den Krakauer Bischof Peter Tomicki und an den Siebenbürger Wojwoden, sie um ihren Schutz bittend; aber auch ausserdem an Papst Clemens VII., Kaiser Carl V., Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und die deutschen Fürsten, insbesondere an das deutsche Reichsregiment, den Schwäbischen Bund und die Herzoge von Baiern mit der Bitte, zur Erlangung von Genugthuung und Scha-

<sup>1</sup> Brutus sagt: *«Aliud aequè turpe et flagitiosum admissum in Fuggeros negotiatores, quos maiorum industria honesto dignitatis loco apud suos constituit. Ex omnibus Regni provinciis, cuius aerarias aliasque metallorum fodinas conductas habebant, effosum aë ubicumque deposuissent uno consensu et conspiratione, qua cuique est visum, distractum dilaceratum que diripuerunt. Res quidem adeo foeda indignaque visa, ut Carolus tantus Imperator, Ferdinandus Rex frater, caussa Fuggerorum suscepta, legatos, qui de tanta suis illata iniuria expostularent, sibi ad Ludovicum censuerint mittendos. Quae tamen legatio nihilo magis eos, quorum res erat, sublevavit: Regis invidiam regiorumque auxit vehementius, qui eam praedam, cuius iacturam, fidei et pudoris pretium fecissent, non facile passi sunt sibi e manibus extorqueri. Nam ad Regem quidem tantum dedecus hoc uno nomine pertinere visum, quod non aequè ac Regem deceret, imperium obtineret in suos etc. Atque ad Regem tamen, cuius nimia indulgentia haec patrabantur, nihil praedae pervenit etc.»* (Brutus Hist. Hung. ed. Franc. Toldy II. Bd. Pest 1867. 134. folg. S.)

denersatz ihm behilflich zu sein. Den erlittenen Schaden bezifferte er auf 267,648 Gulden (oder 535,290 neue Gulden). Doch hatten die von Jenen an König Ludwig II. gerichteten Briefe eben so wenig Erfolg, als die Empfehlung ihrer Gesandten.

Mit dem Tode Jakob Fugger's (30. Dec. 1525) beginnt eine neue Phase dieser Angelegenheit. Alexius Thurzó hatte sich mittlerweile wieder das Vertrauen des Königs zu erwerben und mit dem Hofe in gutes Einvernehmen zu setzen gewusst. Doch wollte weder er, noch seine Verwandten mehr an dem Handels- und Industrieunternehmen einen Anteil haben. Wohl aber war er der Vermittler eines neuen Vertrages, welchen König Ludwig II. 1526, in der Zeit vor der Schlacht bei Mohács, mit Anton Fugger und dessen Vettern abschloss und mit welchem diesen der Neusohler Kupferhandel auf 15 Jahre gegen jährlich 15,000 Gulden in Pacht gegeben wurde. Am 15. April nahm dann der König von den Fuggern ein Anlehen von 50,000 Gulden auf, welches ratenweise aus dem Pachtschilling abzuzahlen sei.

Der Tod Ludwigs II. in der Schlacht bei Mohács (29. August 1526) entzog endlich dem Grosshandlungsgeschäfte der Fugger in Ofen seinen Boden. Anton Fugger und dessen Vetter standen wohl im Schutze König Ferdinands I., der ihnen rücksichtlich des 1525 erlittenen Schadens 1528 am 28. Februar über 206,741 Gulden einen Schadlosbrief ausstellte, wofür ihnen die Siebenbürger Salzeinnahmen und später die Neapolitanischen Zölle verpfändet wurden. Auch war ihnen der von der Gegnerpartei zum Könige gewählte frühere Woiwode Siebenbürgens, Johann Zápolyai, wohl geneigt. Aber für ein Grosshandelsgeschäft von umfassender Bedeutung war Ofen nicht mehr der geeignete Platz. Es war daher natürlich, dass — wie mir Herr Dr. Dobel auf Grundlage der noch im Fugger'schen Familienarchiv aufbewahrten Handlungsrechnungen mitteilte — das Geschäft immer mehr abnahm, bis es 1533 in Ofen aufgelassen und mit dem Kupferhandel in Neusohl verbunden wurde.

\* \* \*

Im engsten Zusammenhange mit dem Ofner Grosshandlungsunternehmen, jedoch in ihrem Bestande mit eigenen Betriebs- und Verkehrseinrichtungen, befand sich in Neusohl die Fugger-Thurzó'sche Kupferhandlung.

Grundlage derselben war jener Realitäten- und Bergwerks-complex, welchen einst Johann Thurzó hergestellt hatte, indem er dort zum Teile seine eigenen Gruben, Werkstätten und Gebäude, zum Teile aber solche Stadthäuser, Bergwerke, Güter und anderwärtige Räumlichkeiten zu einem Kupferindustrie- und Bergbauunternehmen vereinte, welche er — zugleich mit Jakob Fugger und dessen Vettern — von der Familie Ernst von Csáktornya in Pacht nahm. Die letzteren waren der vorzüglichere Bestandteil des Unternehmens. Der Fünfkirchner Bischof Sigmund Ernst hatte sie nach dem Tode Mathias Corvinus von dessen natürlichem Sohn, Herzog Johann Corvinus, auf nicht ganz friedlichem Wege für seine Familie erworben. Die näheren Umstände haben übrigens für uns nur wenig Interesse; wohl aber die Tatsache, dass die Familie Ernst, welche stets im Hintergrunde des Fugger-Thurzó'schen Unternehmens erscheint, hierbei einerseits sich als Nachfolgerin des Herzogs Johann Corvinus geltend macht und andererseits nach deren Aussterben der ungarische Fiscus an ihre Stelle tritt.

Nachdem Johann Thurzó vom Könige Wladi-laus II. 1496 zur Reinigung und Saigerung des Kupfers und Herstellung der hierzu notwendigen Hütten und anderen Gebäude ein eigenes Privilegium erlangt hatte, begann er, den Verträgen von 1495, 1499 und 1503 gemäss, in Verbindung mit Jakob Fugger und dessen Vettern in Neusohl den Betrieb des Kupferhandels. Dieser war so geregelt, dass die Erzeugung und Herstellung des Kupfers von den Thurzó's besorgt wurde, hingegen die Fugger den Verschleiss und Handel führten. Später übernahmen die Thurzó einen Anteil des Handels, welcher endlich 1503 definitiv so eingeteilt wurde, dass der Mittelpunkt des Unternehmens Neusohl sei und dass von hier die Ausfuhr des Kupfers auf sechs Hauptstrassen erfolge: 1. Rosenberg, Krakau und Danzig; — 2. Krakau, Polen, Preussen und Russland; — 3. Sillein, Teschen, Georgsthal und von da nach

Antwerpen; — 4. Wien; und von da einerseits Tirol, Kärnten und Venedig, andererseits über Nürnberg auf die damaligen europäischen Handelsplätze; — 5. über Ofen und Zengg nach Venedig; — und 6. über Ofen und Triest nach Venedig. Die Verführung des Kupfers nach Polen, Preussen und Russland, sowie von Ungarn aus nach Venedig besorgten und leiteten die Thurzó; diejenige auf den übrigen Strassen zu den Hauptplätzen des damaligen Welthandels die Fugger. Um den überseeischen Handel dem Unternehmen zu sichern, wurde zugleich festgestellt, dass grössere Quantitäten ungarischen Kupfers an solche nicht verkauft werden sollen, welche es nach Holland oder England zu verführen, und so den Fuggern und Thurzó's Concurrenz zu machen beabsichtigen könnten.

Dieser Kupferhandel war somit ein Teil des damaligen ungarischen Handels und hat in der Handelsgeschichte Ungarns um so mehr Bedeutung, da er als solcher zugleich einen sehr wichtigen Zweig des Welthandels im XVI. Jahrhundert bildete.

Uebrigens lag es in der Natur der Sache, dass die Unternehmer ihre Geschäfte in den verschiedenen Ländern durch Privilegien der Fürsten und durch mannigfache Verträge zu sichern und ihre Interessen möglichst vorteilhaft zu stellen suchten. Von Privilegien sind insbesondere diejenigen wichtig, welche die Fugger für ihren ungarischen Kupferhandel von den Königen von Polen und Dänemark erhielten; sowie von Verträgen jene, welche die Thurzó mit den Frangepan als Besitzern des Seeplatzes Zengg schlossen.

Herr Dr. Dobel hat auf Grund der noch im Fugger'schen Familienarchiv aufbewahrten Handelsrechnungen und anderer Documente nicht bloß die Grossartigkeit der Entwicklung des Neusohler Kupferhandels, sondern auch die Ertragsresultate desselben zu einem sehr interessanten und für uns lehrreichen Bild zusammengestellt. Wir beschränken uns hier, bloß einige für unseren Zweck besonders wichtige Notizen daraus hervorzuheben. In der Zeit als noch Johann Thurzó lebte (gest. am 10. Oct. 1508), namentlich in den zehn Jahren 1495 bis 1504 entfiel — ungeach-

tet der sehr grossen Ausgaben auf Bauten, Strassenanlagen, verschiedene Geschenke u. dgl. — für jeden der beiden Teile eine Dividende von 119,500 Gulden Rheinisch. Im Ganzen hatte man 190,000 Centner Kupfer, 1338 Centner Messing und 54,774 Mark Silber verkauft, und für letzteres 323,503 ungarische Goldgulden gelöst. Das vorhandene Material sammt den Activauständen wurde auf 242,000 ungarische Goldgulden angeschlagen. Noch günstiger gestaltete sich das Resultat von 1504 bis 1507, wo die Dividende eines jeden Theiles 208,474 Gulden betrug; — wogegen in den Jahren 1507 bis 1510 nur 142,609 Gulden vorkommen. Von den 67,500 Centner Kupfer, welche in letzterer Periode abgesetzt wurden, gingen 56,600 Centner durch die Hände der Fugger. Die Sailerhütten bei Neusohl, zu Georgthal und in der Fuggerei (Kärnten) producirten 42,445 Mark Silber und wurden von letzterer 9816 Centner Messing nach Venedig versandt.

Dieses Aufblühen des Neusohler Kupferhandels erhält übrigens durch einen merkwürdigen Nebenumstand noch höhere Bedeutung. Es war dies die schon 1494 entstandene Uneinigkeit zwischen den s. g. niederungarischen Bergstädten (Kremnitz, Schemnitz, Neusohl, Königsberg, Bukkanz, Libethen und Dilln) und den Dóczy's als Besitzer der Schlösser und Herrschaften Sachsenstein, Revistye und Lipcs, auf deren Seite auch fast der Gesamtadel jener Gegend stand. Letztere wollten nämlich die Bergstädte ihrer Freiheiten berauben und sich unterwürfig machen; was zu ernstlichen Zerwürfnissen, und endlich zu einer leidenschaftlich erbitterten Fehde führte. König Wladislaus II. ermächtigte 1502 förmlich die Bergstädte zum bewaffneten Widerstande. Ich habe diese langjährige Fehde zum Gegenstande einer am 23. October 1876 vor der ungar. Akademie d. W. vorgetragenen Abhandlung gemacht, und dort nachgewiesen, dass — als der Kampf am heftigsten entbrannte — nicht nur die Leute der Thurzó und Fugger den Bergstädten Hilfe leisteten<sup>1</sup>, sondern dass auch

<sup>1</sup> Auf dieses Ereigniss dürfte die Stelle der noch unedirten Annalen des Rebdorfes Priors Kilian Leib sich beziehen, aus welcher Herr Prof. Constantin v. Höfler in Prag herauslesen will, dass in Ungarn im Bauern-

diese selbst ihnen den Schutz der Königin Anna ermittelten. Im Reichsgerichte 1504 wurde die Freiheit der Bergstädte feierlich anerkannt und gerichtlich bestätigt, und die weiteren Versuche der Dóczy, ihr Vorhaben dennoch durchzusetzen (ein förmlich friedliches Uebereinkommen kam erst 1548 zu Stande), hatten nicht mehr die frühere Bedeutung.

Vom Tode Johann Thurzó's an bis 1525 zeigt der Fugger-Thurzó'sche Kupferhandel sichtbar eine nicht geringe Abnahme; wobei übrigens nicht blos der mindere Geschäftsgeist der Thurzó, sondern auch äussere Umstände, namentlich in Ungarn wirksam waren; z. B. bedeutendere Transportkosten (1511 verursachte eine Sendung von 3360 Centner Kupfer von Ofen über Zengg nach Venedig 5449 Gulden Transportkosten). Von den übrigen Partien gingen kleinere Frachten die Donau aufwärts über Wien und Regensburg nach Nürnberg, über Prag eben dorthin, und über Breslau nach Leipzig; das meiste Kupfer aber nahm von 1507 an seinen Weg über Krakau nach Danzig. Zugleich brachte auch die Hansa, welche das Emporkommen des niederländischen Handels verhindern wollte, dem Fugger'schen Kupferhandel auf der Ostsee manchen Schaden bei.

Das Ergebniss des Kupferhandels von 1510 bis 1525 stellte sich folgendermassen: 1510 bis 1513 Gesamtverkauf 140,700 Centner; — 1513—1516 Gesamtverkauf 85,600 Centn.; — 1516—1519 Gesamtverkauf 78,000 Centn.; — 1519—1525 Gesamtverkauf 169,500 Centner. Und in verhältnissmässigen Fluctuationen finden wir den damit verbundenen, gegen früher ebenfalls geringeren Silbergewinn. Im Ganzen ergab sich bei der Schlussrechnung pro 1510—1519 noch für jeden Teilhaber am ungarischen Handel ein Reingewinn von 179,170 Gulden.

kriege 1514 «die Führer des Aufstands wider den Adel Factoren der Fugger waren.» (Arch. d. Wien. Akad. d. W. XI. Bd. 1853. S. 204.). Eine solche Behauptung lässt sich übrigens mit anderen gleichzeitigen und vollkommen glaubwürdigen Nachrichten über den ungarischen Bauernkrieg von 1514 auf keinerlei Weise in Einklang bringen. Es wäre wünschenswert gewesen, die fragliche Stelle der Leib'schen Annalen ihrem vollen Inhalte nach wortgetreu mitzuteilen.

Unter alleiniger Bewirtschaftung der Fugger von 1526 an kamen bis 1539 zum Verkaufe 264,000 Centner Kupfer, nebst einer Silberproduction von 112,125 Mark. Der Reingewinn war 1.297,192 Gulden Rheinisch. Aus den Jahren 1539 bis 1541 fehlen die Rechnungen.

Im Jahre 1541 wurde der 1526 auf 15 Jahre abgeschlossene Fugger'sche Pachtvertrag auf weitere fünf Jahre verlängert. Während dieser Zeit wurden 315,608 «Par» Kupfer gewonnen, und dafür 107,364 ungarische Gulden an die königliche Kammer bezahlt; der Silbergewinn betrug 37,049 Mark. Welcher Vorteil hiermit für die Pächter der Bergwerke verbunden war, lässt sich bei dem Mangel der bezüglichen Rechnungen nicht angeben.

Doch im Jahre 1545 kündigte Anton Fugger zugleich im Namen seiner Vettern dem Könige Ferdinand I. den Pachtvertrag und übergab 1540 den Kupferhandel.

Und hiermit endet der Anteil der Fugger am ungarischen Bergbau. Für Neusohl war dies die Zeit der glänzendsten Blüte des dortigen Bergbaues und zugleich einer so gehobenen Kupferindustrie, dass der Neusohler Kupferhandel zu welthistorischer Berühmtheit gelangte und weder früher noch seither die montanistische Industrie sich dort ähnlicher Ergebnisse erfreute.

\* \* \*

Die hohe Bedeutung, zu welcher die Unternehmen der Fugger sich in Ungarn erhoben hatten, mag ihnen wohl den Wunsch nahe gelegt haben, ihre rechtliche Stellung im Lande möglichst fest zu begründen. So lange die Geschäftsverbindung mit den Thurzó dauerte, erschien dies vielleicht minder dringend. Seit aber diese sich immer mehr lockerte und endlich ganz auflöste, wurden sie der Stütze verlustig, welche auch ihnen das Ansehen dieser hochadeligen Familie bis dahin in Ungarn gewährt hatte. Andererseits hatte der Neusohler Kupferhandel im Verlaufe der Zeit so grossartige Dimensionen angenommen, dass er die Grenzen eines gewöhnlichen Bergbau- oder Industrieunternehmens

bei Weitem überragte und hiermit auch die Bedeutung der Unternehmer mächtig hob.

Dazu kamen wichtige Verdienste, welche sich schon Jakob Fugger und auch andere Glieder seiner Familie um Ungarn in mannigfacher Hinsicht erworben hatten; und eben so die nahen günstigen Beziehungen zum Hofe unter Wladislaus II. und mehr noch unter Ludwig II. und Ferdinand I. Es lag somit in den damaligen Verhältnissen, dass sie durch die Macht der Ereignisse gleichsam getragen, die Stellung ungarischer adeliger Grossgrundbesitzer erwarben.

So geschah es, dass Raimund, Anton und Hieronymus Fugger 1535 vor dem Pressburger Capitel mittelst s. g. Perennalfassion die Herrschaft Biberstein (Vöröskő) im Pressburger Comitate von Alexius Thurzó um die Summe von 105,041 Gulden kaufweise an sich brachten.

Dazu kam bald darauf die Herrschaft Plassenstein (Detrekő) ebenfalls im Pressburger Comitate, welche die gräflich Salmsche Familie pfandweise besass, und deren Pfandbesitz Graf Eck v. Salm 1552 den Fuggern abtrat.

Zugleich ist das ungarische Indigenatsprivilegium König Ferdinands I. vom 29. August 1535 für Raimund, Anton und Hieronymus Fugger und deren rechtmässige Nachkommen zu erwähnen, wodurch sie den ungarischen Adel erhielten.

Das Fugger'sche Hauptbesitztum in Ungarn war übrigens Schloss und Herrschaft Biberstein, von wo aus auch Plassenstein bewirtschaftet wurde, welches ohnedies nach Ablauf der Pfandzeit 1562 ausgelöst wurde und damit aufhörte Fugger'scher Besitz zu sein.

Schloss und Herrschaft Biberstein befand sich bis 1586, somit durch 50 Jahre im Besitze der Familie Fugger, und es ist von nicht geringem Interesse, die historischen Reminiscenzen, welche sich an diese Zeit knüpfen, näher zu betrachten.

Neuerer Zeit hat der Dechant und Pfarrer in Felső-Diós, Paul Jedlicska, die Schicksale von Biberstein zum Gegenstand fleissiger und umfassender historischer Studien gemacht, deren Resultate



ganz besonders für unseren Zweck wichtig sind. Denn er benützte dabei unter Anderem einen im Besitze des jetzigen Seniorats Herrn Grafen Stephan Pálffy befindlichen handschriftlichen Codex oder s. g. «Instructionsbuch», welches die von den Fuggern in den Jahren 1542—1555 an ihre hiesige Wirtschaftsverwaltung von Augsburg aus erlassenen, teilweise sehr eingehenden und weitläufigen Anordnungen enthält, daher eben in jener Epoche, mit welcher wir es hier zu tun haben, die Zustände und Verhältnisse des Schlosses und der Herrschaft, zum Teile bis ins kleinste Detail aufklären. Auch mir bot das Studium dieser Handschrift um so mehr Genuss, da aus jener Zeit über die wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse Ungarns uns nur wenig ähnliche Nachrichten zu Gebote stehen.

Das Schloss Biberstein übernahmen die Fugger in fast ganz verfallenem Zustand, so dass für dessen neuen Aufbau gesorgt werden musste. Den Neubau besorgte Anton Fugger mit einer Umsicht, welche noch heute Anerkennung verdient. Im Verlaufe der Zeit erfuhr das Schloss wohl manchen Zu- und Umbau; doch im Ganzen bildet der Fugger'sche Bau auch gegenwärtig noch nicht nur den Grund des stehenden Gebäudes, sondern wird auch zum Teile vom Gutsbesitzer als Wohnort benützt. Aus der Zeit der Fugger stammen die Basteien nebst den 15—17 Klaftern hohen Ringmauern, der 3 und an einzelnen Stellen sogar 4 Stock hohe Keller, von welchem es heisst, dass er 20,000 Eimer Wein bequem umfassen könne, und daneben der ungemein tiefe ausgemauerte Schlossbrunnen; ferner ein grosser Teil der Wohnzimmer, die Gemächer für die Rüst- und Altertumskammer, sowie auch die auf den Titel des heiligen Anton erbaute ältere Schlosskapelle u. s. w. Im XVI. Jahrhunderte wohnten hier die herrschaftlichen Beamten nebst dem Verwaltungs-Personale und die zur Verteidigung notwendige bewaffnete Mannschaft.

Die Frage, ob einzelne Mitglieder der Fugger'schen Familie einst in Biberstein wohnten? — ist fast durchgehends verneint worden, ohne dass es Jemand der Mühe wert gehalten hätte, sie einer gründlichen Untersuchung zu unterziehen. Meine Studien

haben mir die Ueberzeugung beigebracht, dass wohl von einer bleibenden Wohnung eines oder mehrerer Mitglieder der Familie auf Schloss Biberstein nicht die Rede sein könne; dass aber rücksichtlich eines zeitweisen kürzeren oder längeren Aufenthaltes einzelner Fugger kaum ein Zweifel obwalte. Dies gilt vorzüglich von Anton Fugger, der ja auch anderwärts an den öffentlichen Angelegenheiten Ungarns beteiligt war und auf Schloss Biberstein auch eine wertvolle Bibliothek anlegte.<sup>1</sup> Nicht unwahrscheinlich scheint auch, dass Johann Jakob Fugger, der ja seiner Mutter, Katharina Thurzó, nach zu Ungarn in engsten Beziehungen stand, seine berühmte Geschichte der Kaiser Carl V. und Ferdinand I. in der ländlichen Stille des Bibersteiner Schlosses verfasste.

Die Herrschaft Biberstein umfasste einen Flächenraum von 24,000 Joch Landes, mit 2 Marktflecken und 17 Dörfern. Der Ackerbau befand sich zumeist in den Händen der herrschaftlichen Untertanen, während die anderen Zweige der Landwirtschaft, namentlich Weinbau, Waldcultur und die sehr beträchtliche Viehzucht (Pferde-, Schaf-, Bienenzucht u. s. w.) von der Herrschaft aus bewirtschaftet wurden. Die grosse Zahl einstiger Fischteiche, von denen einige noch vorhanden sind und von andern sich unverkennbare Spuren vorfinden, zeugen von einst sehr bedeutender Fischzucht.

Zu bemerken ist noch, dass die Fugger mit Bezug auf ihre Herrschaft Biberstein mehrfache Privilegien erwarben. So das Jus gladii (von K. Ferdinand I., bestätigt von Maximilian und Rudolf 1579); verschiedene Jahrmaktsprivilegien (z. B. für Ottenthal 1580), von K. Rudolf Steuerfreiheit für Neubauten auf ihren Gütern (1579) u. s. w. Auch sie selbst verliehen mehrfache s. g. In-

<sup>1</sup> Nach den Mitteilungen des Freih. Alois Mednyánszky (Tud. Gyűjt. 1822 XII. S. 66) waren die teilweise sehr wertvollen Bücher prächtig in weisses Leder gebunden, und führten auf dem Deckel aussen das Fugger'sche Wappen, mit der Umschrift «Anthonii Fugger 1556.» Der Domherr von Gran Graf Paul Pálffy trat später diese Bibliothek dem damals in Tyrnau residirenden Graner Capitel ab, welches — nach Verlust seiner älteren Bibliothek — damit den Grund zur neueren Graner Capitelbibliothek legte.

scriptionen (Besitzschenkungen) an solche, die ihnen treue Dienste leisteten. Von allen aber war das ehrenvollste das (von den ungarischen Königen sehr selten gegebene) Privilegium Ferdinands I. vom 12. Februar 1551, welches sie der Verpflichtung entthob, den ihnen gerichtlich etwa zugesprochenen Eid in Person abzulegen, und sie ermächtigte, mittelst ihres Beamten zu schwören.

Der Besitz Bibersteins verlor übrigens nach dem Tode Anton Fuggers (1560) für die Familie Fugger seinen früheren Wert und wurde auch seither unverkennbar vernachlässigt. Als daher Nicolaus Pálffy, der Held von Raab, 1580 Maria, die Tochter Marcus Fuggers freite, traten nach der Ehe die Mitglieder der Familie Schloss und Herrschaft Biberstein an diese kaufweise ab, wozu K. Rudolf 1592 am 3. April den «Consensus Regius» gab. Und so gelangte Biberstein in den Besitz der gräflich Pálffy'schen Familie, wo es sich noch befindet.

Hiermit findet die Frage der Bedeutung der Fugger für die Geschichte Ungarns ihren Abschluss.

DR. GUSTAV WENZEL.

---

## DAS BÜRGERDIPLOM DES DASIUS.<sup>1</sup>

Die Soldaten der römischen Hilfstruppen verliessen in der Regel nach 25-jähriger Dienstzeit den Heeresverband. Bei diesem Anlass erhielten sie das römische Bürgerrecht, das Recht der vollgiltigen römischen Ehe (Connubium), sowie eine Ackeranweisung auf Provinzialboden.

Von Fall zu Fall pflegte eine kaiserliche Constitution über die Militärentlassungen in Form einer Bronztafel herausgegeben und durch Anschlag an einem bestimmten Orte auf dem Capitole veröffentlicht zu werden.

Die römische staatsrechtliche Amtsstilistik hatte für diese kaiserlichen Verfügungen im Laufe der Jahrhunderte feste For-

<sup>1</sup> Aus «Archaeologiai Értésítő» 1882. Neue Folge II. Th. 125—131 S.

mulare ausgebildet, die mit geringern oder grössern Variationen stets wiederholt werden und welche wir genau kennen.<sup>1</sup> Die Verordnung erwähnt nach voller Anführung des kaiserlichen Namens und sämtlicher Staatstitel die Truppenkörper, aus welchen Entlassungen stattgefunden hatten, führt an wo und unter wem die Truppen gedient und wo sie stationirt sind, schliesslich folgt das Verzeichniss der entlassenen Soldaten.

Dieses Gesetz, welches bei jeder »*honesta missio*« die bürgerlichen Rechte einer grossen Anzahl römischer Veteranen regelte, ward für dieselben von dem Momente ihrer Entlassung an die Basis ihrer ferneren Existenz und es war für sie von hoher Wichtigkeit, eine Copie des Gesetzes zu besitzen, um sich in der Provinz bei Geltendmachung ihrer Ansprüche damit gehörig zu legitimiren.

Im Laufe der Jahrhunderte wurden natürlich für Tausende derlei Diplome ausgestellt; doch gingen sie zu Grunde und nur eine verschwindend geringe Anzahl kam bis jetzt zum Vorschein. Die Anzahl sämtlicher Diplome, die bisher aus dem gesammten römischen Imperium bekannt geworden, beträgt 73, worunter zahlreiche Bruchstücke mitgezählt sind.<sup>2</sup> Pannonien ist dabei ziemlich stark vertreten; man fand daselbst bisher 13 Tabulæ und von diesen werden im Nationalmuseum fünf vollständige und vier unvollständige Exemplare aufbewahrt. Als Römer im Jahre 1873 sein grosses Inschriftenwerk über die römischen Inschriften des Nationalmuseums herausgab, konnte er erst sechs Tabulæ publiciren. Im letzten Jahrzehnte war uns der Zufall hold, wir konnten die Fragmente zweier Tafeln dazu erwerben und im Laufe des vorigen Sommers kam noch ein zwar entzweigebrochenes, doch completes Exemplar zu den vorhandenen hinzu.

Die Tafeln sind beiläufig in der Mitte entzweigebrochen und das eine Eck ist abgebrochen. Als wir sie aus der Hand eines

<sup>1</sup> Mommsen behandelt sie eingehend im Corp. Inscr. III. Bd.

<sup>2</sup> Mommsen hat die bekannten Diplome im III. Bande des »Corp. Inscr.« und fortsetzungsweise im II. und IV. Bande der »Ephemeris Epig.« gesammelt.

Kaufmannes, welcher sie in Pressburg erworben hatte, übernahmen, war die Oberfläche mit einem Mörtelüberzuge bedeckt, was darauf hindeutet, dass das Diplom in altem Gemäuer gelegen, bis es in unsern Tagen der Zufall wieder an das Licht brachte. Nach dem Orte der Acquisition zu schliessen dürfte Carnuntum der Ursprungsort des Diplomes gewesen sein. Sichereres darüber zu erfahren ist uns bis jetzt nicht gelungen.

Grösse und Form unseres Diplomes stimmt mit denen aus dem ersten Jahrhunderte überein. Die Länge beträgt 19·3  $\frac{q}{m}$ , die Breite 15·2  $\frac{q}{m}$ . Der Schriftcharakter der Aussenseite ist bestimmt und nett; ein erhöhter Steg umrahmt die Aussenseite, auf der Innenseite ist (wie gewöhnlich) die Schrift weniger sorgfältig.

Der Text lautet:

*Auf der Aussenseite der ersten Tafel:*

- IMP · CAESAR · DIVI · VES · PASIANI · F DOMITIANVS •  
 AVGVSTVS · GERMANICVS · PONTIFEXMAXIMVS  
 TRIBVNIC · POTESTAT · III · IMP · VII · P · PCOS · X  
 EQVITIBVS · ET · PEDITIBVS · QVIMILITANT · INALIS  
 5 QVINQVE ET · COHORTIBVS · DECEM · ET · TRIBVS ·  
 QVAE  
 APPELLANTVR · I · CIVIVM · ROMANORVMETI · ET · II  
 ARVACORVM · ET · FRONTONIANA · ET · SILIANA  
 ET · I · NORICORVM · ET · I · BRITANNICA · ET · I · MON  
 TANORVM · ET · I · LVSITANORVM · ET · I · ET · I · ET · II ·  
 10 ALPINORVM · ET · II · HISPANORVM · ET · III · THRACVM  
 ET · V · GALLORVM · ET · V · CALLAECORVM · LVCENSI  
 VM · ET · VI · THRACVM · ET · VIII · RAETORVM · ET ·  
 SVNT · IN PANNONIA · SVB · L · FVNISVLANOVET  
 TONIANOQVIQVINAET VICENA · STIPENDIA AVT  
 15 PLVRA · MERVERANT · QVORVM · NOMINA · SVB  
 •  
 SCRIPTA · SVNT · IPSIS · LIBERIS · POSTERISQVEEORVM  
 CIVITATEM · DEDIT · ET · CONVBIVM · CVM VXORIBVS  
 QVAS TVNC · HABVISENT · CVM · EST · CIVITASHIS ·  
 DATA  
 AVT · SI QVI · CAELIBES · ESSENT · CVM · IIS · QVAS ·  
 POSTEA

20 DVXISSENT DVMTAXAT · SINGVLJ · SINGVLAS  
 A D · III · NONAS · SEPT  
 C · TVLLIO CAPITONE POMPONIANO · PLOTIOFIRMO  
 C · CORNELIO · GALLICANO · COS  
 COHORT · I · MONTANORVM · CVI PRALST  
 25 NIPIVS AQVILA  
 PEDITI  
 DASIO DASENTIS · F DALMAT  
 DESCRIPTVM · ETRECOGNITVM · EX TABVL A AENEA  
 QVAE · FIXA · EST ROMAE · INCAPITOLIO POST THE  
 30 SARIVM VETEREM •

*Auf der Aussenseite der zweiten Tafel:*

P · ATINI	RVFI
Q · MVCI	• AVGVSTALIS
C · LVCRETI	MODESTI
C · IVLI	CLEMENTIS
L · SESTI	MAXIMI
Q · IVNI	• SYLLAE
P · CORNELI	VERECVNDI

*Auf der innern Seite der ersten Tafel:*

IMP CAESAR DIVI VESPASIANIFDOMITIANVS  
 AVGVSTVS GERMANICVS PONTIFEX MAXIMVS  
 TRIBVNIC POTESTAT III IMPVII P P COS X  
 EQVITIBVS ET PEDITIBVS QVI MILITANT · IN ALIS  
 5 QVINQVE ET COHORTIBVS DECEM ET TRIBVS  
 QVAE APPELLANTVR I CIVIVM ROMANORVM  
 ET I ETII ARVACORVM ETFRONTONIANA ET SI  
 LIANA ET INORICORVM ET I BRITANNICA ET I  
 MONTANORVM ET I LVSITANORVM ET I ETIETII  
 10 ALPINORVM ET II HISPANORVM ET III THRACVM  
 ET V GALLORVM ET V • CALLAECORVM LVCEN  
 SIVM ET VI THRACVM ET VIII RAETORVM ET  
 SVNT IN PANNOSVB L FVNISVLANOVET TONIA  
 • NO QVI QVINA ET VICENA STIPENDIA •

*Auf der innern Seite der zweiten Tafel:*

•AVT·PLVRA MERVERANT QVORVM NO  
 MINA SVBSCRIPTI A SVNT·IPSISLIBER IS POS  
 TERISQVE·EORVMC·IVTATEM DEDITETCONV  
 BIVM·CVM VXORIBVS QVASTVNC HABVIS  
 5 SENT·CVM·EST CIVITAS IIS DATA AVTISI QVI  
 CAELIBES ESSENT CVM IIS QVAS POSTEA·DV  
 XISSENT·DVMTAXAT SINGVLI SINGVLAS  
 A D III NONAS SEPT  
 C TVLLIO CAPITONE POMPONIANO PLOTIO FIRMO  
 10 C CORNELIO GALLICANO COS  
 COHORT·I·MONTANORVM CVI PRAEST  
 NIPIVS AQVILA  
 PEDITI  
 DASIO DASENT·IS DALMAT  
 DESCRIPTVM ET RECOGNITVM EX TABVLAAE  
 NEA QVAE FIXA EST ROMAE IN CAPITOLIO

Imperator) Cæsar Divi Vespasiani f(ilius) Domitianus augustus germanicus pontifex maximus tribunic(ia) potestat(e) III. imp(erator) VII. p(ater) p(atr)ie c(on)s(ul) x.

Equitibus et peditibus qui militant in alis quinque et cohortibus decem et tribus quæ appellantur I. civium Romanorum et I. et II. Arvacorum et Frontoniana et Siliana et I. Noricorum et I. Britannica et I. Montanorum et I. Lusitanorum et I. et I. et II. Alpinorum et II. Hispanorum et III. Thracum et V. Gallorum et V. Gallæcorum Lucensium et VI. Thracum et VIII. Rætorum et sunt in Pannonia sub L(ucio) Funisulano Vettoniano qui quina et vicena stipendia aut plura meruerant quorum nomina subscripta sunt.

Ipsis liberis posterisque eorum civitatem dedit et conubium cum uxoribus quas tunc habuissent cum est civitas iis data aut si qui cælibes essent cum iis quas postea duxissent dumtaxat singuli singulas

A(nte) d(iem) III. nonas Sept(embres)

C(aio) Tullio Capitone Pomponiano Plotio Firmo

C(aio) Cornelio Gallicano c(on)s(ulibus)

Cohort(i) I. Montanorum cui pra(e)est Nipius Aquila pediti Dasio Dasentis f(ilio) dalmat(o)

Descriptum et recognitum ex tabula ænea quæ fixa est Romæ in Capitolio post thesarium veterem.

Auf der Aussenseite die Namen der Zeugen:

P(ublii) Atini Rufi; Q(uinti) Muci augustalis; C(ai) Lucreti Modesti C(ai) Juli Clementis; L(ucii) Sesti Maximi; Q(uinti) Juni Syllæ; P(ublii) Corneli Verecundi.

Der Kaiser, welcher die Constitution, die der Tabula zu Grunde gelegen, herausgab, ist Domitianus; seine hier erwähnten Titeln kennen wir sammt und sonders aus zahlreichen andern Denkmälern, unter andern aus dem Diplome von Beleg<sup>1</sup>, das auch von ihm stammt.

Domitianus' drittes Tribunat, siebentes Imperium und x Consulat fällt in das Jahr 84; so gewinnen wir dieses Jahr als sicheres Datum für die Ausgabe des Diplomes und das Jahr der am Schlusse genannten (22., 23. Zeile) zwei Consuln ist auch bestimmt.

Das Verzeichniss der 5 Alen und 13 Cohorten (6—12. Z.) stimmt beinahe vollständig mit dem Verzeichniss im Beleger Diplome vom Jahre 85 überein. Geringe Abweichungen sind folgende. Im Beleger Diplome sind 6 Alen genannt, die hier erwähnten fünf, und als sechste die ala praetoria. Im Bestande der Cohorten ist im Verlaufe des Jahres 84/85 eine bedeutendere Veränderung eingetreten. 84 ist noch die Cohors III. Thracum im Lande, im Jahre 85 kommen dazu die I. Brittorum milliaria, die II. Asturum et Callaecorum und die VII. Breucorum.

Die Verstärkung des Heeres in der Provinz Pannonien hängt vermutlich mit den Vorbereitungen zum quadischen Kriege zusammen.<sup>2</sup>

Lucius Funisulanus Vettonianus (13., 14. Z.), der Heerführer des pannonischen Heeres, tritt uns in diesem Diplome nicht zum ersten Male entgegen. Vettonianus war ein bekannter Name; sein Träger hatte, als ihm das Schicksal der unsichern pannonischen Provinz anvertraut wurde, bereits alle Stufen der bürgerlichen und militärischen Hierarchie hinter sich.<sup>3</sup> Den Oberbefehl in Pannonien hatte er längere Zeit inne, was darauf zu deuten scheint, dass er demselben entsprach; welchen Anteil er an den wenig ruhmreichen Kriegen gegen die Quaden und Daker hatte, ist uns nicht näher bekannt.

<sup>1</sup> Corp. Inscr. III. Dipl. XII.

<sup>2</sup> Vgl. Ueber den Bestand des pannonischen Heeres in dieser Zeit: Kenner, Pannonia und Noricum 26., 27. SS.

<sup>3</sup> Vgl. die Inschrift Corp. Inscr. II. 4913.



Das Gesetz gewährte den Veteranen die üblichen Rechte (16—20. Z.). Sie erhalten für sich, ihre Kinder und Nachfolger das römische Bürgerrecht, ihre bisherige Frau wird ihre rechtliche Gattin und auch sie erhalten die römische civitas, diejenigen, welche unter ihnen unverheiratet sind, können sich nach römischem Rechte eine Gattin antrauen, «doch jeder nur eine».

Es folgt das Datum des Diplomes (21—23. Z.) Der Tag ist der 3. September und genannt sind die beiden Consuln des Jahres. Bisher war nur der Name des einen Consuln bekannt gewesen, auch diesen kannten wir nicht vollständig, der andere, Capito, war uns vollständig unbekannt gewesen. In den Consularverzeichnissen<sup>1</sup> war bisher der Name des Gallicanus für das Jahr 85 genannt, jetzt können wir beiden Consuln als ihr richtiges Jahr das 84. zuteilen.

Mit dem Datum endet der Text des kaiserlichen Gesetzes, was nun folgt hat nur auf den Eigentümer gegenwärtigen Diplomes Bezug. Wir erfahren, dass derselbe in der Cohors I Montanorum gedient hatte, sein Hauptmann hiess Nipius Aquila (24., 25. Z.), er selbst Dasius, des Dases Sohn, dalmatinischer Herkunft.<sup>2</sup> Die Schlusszeilen enthalten die zur Authentikation der Abschrift nötige Formel (28—30. Z.); dies Diplom wurde «abgeschrieben und recognoscirt» von einer Erztafel, «welche in Rom auf dem Capitol hinter dem alten «Thesarius» hängt». Die Ortsbestimmung «post thesarium veterem» erscheint hier das erste Mal und erfordert deshalb eine Erklärung.

Wir suchen das Wort «thesarius» vergeblich in den Wörterbüchern der lateinischen Sprache; es ist offenbar die abgeschliffene Form von thensarius, dem Adjectiv von thensæ oder tensæ. Bekanntlich sind dies die Fuhrwerke gewesen, auf denen man die Symbole und Bildsäulen der Götter in feierlicher Procession zu den Spielen im Circus maximus beförderte. Zu ihrer

<sup>1</sup> Klein, Fasti consulares 1881. 48 S.

<sup>2</sup> Dases und Dasius sind in Pannonien ziemlich häufig vorkommende Namen. Z. B. Bato Dasentis und Dases explorator in einer Inschrift aus Totis, Corp. Inscr. III. 4037.

Aufbewahrung diente auf dem Capitol in nächster Nähe des Jupitertempels ein Gebäude (*ædes thensarium*).<sup>1</sup> Die Wand dieses Gebäudes ward zur Zeit Vespasians als Archiv benützt; hierher befestigte man die Tafeln der Veteranengesetze. Aus dem Jahre 60 stammt ein Diplom mit der Unterschrift \*in Capitol(io) ad latus sinist(rum) ædis thensar(um) extrisecus.\*<sup>2</sup> Im Laufe der Zeit war die Wand so sehr mit Tafeln behangen, dass man anfang dieselben an die Nachbargebäude zu befestigen, später, im Jahre 84 wurden dieselben auf dem Platze hinter dem Minervatempel untergebracht, vielleicht an der Capitoliummauer; von da ging man im folgenden Jahre auf den Tempel selbst über.<sup>3</sup> Dieser Raum zwischen der Mauer und den genannten beiden Tempeln mag einmal, als die *Aedes tensarum* noch nicht aufgebaut war, zur Aufbewahrung der *tensæ* gedient haben. Sie mögen da seit uralter Zeit frei gestanden haben, nur durch ein Bretterdach vor den Unbilden der Witterung geschützt; als man die *tensæ* und mit ihnen die Bretterbude entfernte, mag der Raum (*locus*) immerhin den Namen behalten haben, der aber jetzt der alte (*vetus*) Aufbewahrungsort genannt wurde.

Mögen die Topographen Roms über diese bescheidene Hypothese urteilen; wir Fernstehenden werden sie nimmermehr entscheiden. Auf der zweiten Tafel des Diploms sehen wir die Namen der üblichen 7 Zeugen. Durch die Löcher in der Mitte und nächst den Enden der Tafeln zog man den Draht, welcher beide Tafeln aneinander schloss; die beiden Enden wurden niedergebogen, mit Wachs angeklebt und durch die sieben Siegeleindrücke der Zeugen niedergedrückt. Dass auf der Innenseite der Tafeln der Text des Diploms mit unwesentlichen Aenderungen wiederholt ward, war eine Vorsichtsmassregel gegen die Fälschung der Urkunde;

<sup>1</sup> Die darauf bezüglichen Daten sind gesammelt bei Mommsen *Bullet. di corrisp. Arch.* 1845 22, S. und *Anna'i* 1858 203. S. Nach ihm bei Marquardt *Röm. Privataltertümer*.

<sup>2</sup> *Corp. Inscr.* III. *Dipl.* II.

<sup>3</sup> In diesem Jahre (85) ist das Gesetz, welches uns im Beleger Diplome erhalten, bereits dort angebracht.

im Zweifelfalle öffnete man die Tafeln und der Text der Innenseite entschied die Frage. An dem besprochenen Exemplare fehlt Draht und Wachs; beide Apertinenzien blieben nur höchst selten erhalten.

JOSEPH HAMPEL.

## SIEBEN SONETTE VON J. L. KLEIN.

Auf den Tod meiner geliebten Mutter Barbara Klein.

— *Infin què niente mi rileva  
Prego o sospiro o lagrimar ch'io faccia.*

### I.

Wirst du mir nimmermehr entgentreten,  
Du süsse Freundlichkeit, du frommes Walten?  
Ein Herz, so treu, so glühend, musst' erkalten!  
Der Tod selbst weinte, nahend, Sie zu tödten.

Umsonst, umsonst, wie auch die Lippen flehten,  
Weg rissen sie die feindlichen Gewalten  
Trotz Schauer, Herzensangst und Händefalten,  
Der ewgen Flut und heftigen Gebeten!

Du kamst zu mir in meine stille Klausen,  
Im weissen Schleier, wie au' dunklem Hause,  
Und setztest dich an meines Bette Lebne,  
Und küsstest mich, und trocknestest die Träne,  
Und sprachst zu mir gleich dem Gesang der Schwäne:  
•Tröst' mit dem Grabe dich der Leiden Pause. •

### II.

Ich gehe hin und wieder in den Zimmern,  
Und Mutter, Mutter! ruft mein klagend Herz;  
Ich weine laut und blicke erdenwärts,  
Und suche nach den vielgeliebten Trümmern.

Als Todtenlichter sollt ihr, Tränen, flimmern,  
Die Nahrung bietet euch mein ewger Schmerz!  
O öffne, Tod, dein dumpfes Tor von Erz,  
O hör' mein Klaggestöhn, mein rufend Wimmern.

Er hört mich nicht, er achtet nicht mein Weh —  
 Da nahm die Hand auf mondverklärter Höh'  
 Ein Wesen m r, dem meine Mutter glich ;  
 Das Kleid war weiss, wie frischgefallner Schnee :  
 •Die Erde birgt nur, was von mir verblich,  
 Dort oben such', dort oben findst du mich !•

## III.

Ich weiss nicht, was ich noch beginnen werde,  
 So düster ist mein ewig wacher Kummer ;  
 Wenn tröstend jedem Aug sich naht der Schlummer,  
 Werf' ich mich weinend nieder auf die Erde ;

Die Schleusen bricht die klagende Beschwerde,  
 Es löst der Schmerz sich, ein verhaltner, stummer,  
 Ach ! zählt ihr schon des Lebens letzte Nußmer  
 Nichts wünsch' ich so, als dass man mich beerde.

Ach, überall seh' ich es mich um-chweben  
 Das Bild der Teuren, unvergesslich Hehren,  
 Die nur allein Bedeutung gab dem Leben ;  
 Doch wie sie mag der Schmerz heraufbeschwören,  
 Sie lieget starr in ihren Leingeweben,  
 Und bitterer fließen, häufiger die Zähren.

## IV.

Es glänzen weit die vielbefahrenn Piade,  
 Die Gleise schimmern in dem Sonnenlicht,  
 Die Erde steigt mit tauendem Gesicht  
 Empor aus ihrem duftgen Morgenbade,

Nur mir allein fehlt diese süsse Gnade,  
 Mein Schmerz allein fühlt diese Lindrung nicht :  
 Sie deckt der Schollen lockeres Gewicht,  
 Sie modert in der finstern Bretterlade.

Wo ist die Sanftmut, wo die Mutterhuld,  
 Die Wirklichkeit, das häusliche Bemühn,  
 Wo ist die über rdische Geduld,

Die Liebesangst, das mütterliche Glühn,  
 Das keusch' Gemüte ohne Fehl und Schuld, —  
 Dies Alles, Alles nahm der Tod mit hin !

## V.

O unser Stolz und unsre einzge Zierde,  
 Von jedem, der sie kannte, heiss beweint,  
 Die Liebe eingeflösst dem ärgsten Feind.  
 Solch' Milde war in ihr und heilige Würde.

Der fremd war jede andere Begierde  
 Als Kinderglück und was sie Gott vereint,  
 Um deren Tod, was noch so sehr versteint,  
 Gewiss vor bittren Tränen schmelzen würde.

Nur wenig Freude hattest du hienieden,  
 Doch um die Welt nicht gabst du deinen Schmerz,  
 Weil Mutter sein dir ward von Gott beschieden ;  
 Drum liebte dich auch jedes Menschenherz,  
 Drum schwebte deine Seele himmelwärts.  
 Der fromme Leib, der ruhe auch in Frieden.

## VI.

Dein trübes Aug blickt ewig nach der Reinen,  
 Und sucht vergebens die entschwundne Spur,  
 An die dich band ein unentweihter Schwur,  
 Und hörst nicht auf zu klagen und zu weinen.

Glaub, Teurer, auf den bleichenden Gebeinen  
 Ruht Erde blos, allein die Seele fuhr  
 Hinan zur hohen, goldnen Sternenflur,  
 Und liess dem Grab zurück die weissen Leinen.

Doch jenes Band, das von dem Tod gelöste,  
 Befestigt wirds an dich, jetzt doppelt stark,  
 Für dich sowohl, wie auch für die Verweste,  
 Denn die Geliebte, die die Erde barg,  
 Vermacht' es dir als der Beszung grösste,  
 Und unauflöslich, Vater, knüpft der Sarg.

## VII.

Ich und die zärtlichste von allen Müttern  
Wir standen nachts am offenen Fenster einst;  
Es war, wenn du trübselger Mond nicht scheinst,  
Und an dem dunklen Dom nur Sterne zittern.

Da fühl' ich eine Ahndung mich erschüttern,  
Sie sah mich an und frug: Mein Kind, du weinst?  
Dich drückt ein Schmerz, wenn du es auch verneinst!  
•Mir scheint die Nacht ein Sarg, geschmückt mit Flittern. •

Und was ich damat vorempfindend sprach,  
Ist nun geschehen, hat nun eingetroffen,  
Seitdem der Tod das Herz der Teuren brach!  
Ich darf sie nimmer anzusehen hoffen,  
Mein Auge blickt ihr ewig weinend nach,  
Und Tränen strömen jetzt, die damat troffen.

(Gedruckt in Miskolcz, bei Michael von Szilgethy, 1830.)

Dieser Gedichte des bekannten Dichters, Literaturhistorikers und Kritikers gedenken alle Biographen Kleins, einige mit der ausdrücklichen Bemerkung, dass dieselben niemals gedruckt worden, andere mit dem Geständniss, von dem Verbleib dieser Gedichte nicht zu wissen; gesehen und gelesen hat sie keiner von ihnen. Diese Sonette wurden nun allerdings gedruckt, aber nur für den Kreis der Verwandten und nächsten Freunde des Klein'schen Hauses, und es dürfte wohl kein Exemplar des Quartbogens, der dieselben enthält, jemals über die Grenzen der Stadt Miskolcz hinausgelangt sein. Mir wurde ein Exemplar dieses Bogens, wohl das einzige, das sich erhalten, durch die Güte von Klein's hier lebendem Bruder, Herrn Johann Kilényi, mit der Bevollmächtigung zur Veröffentlichung der Sonette übergeben, und ich hoffe den zahlreichen Verehrern des unglücklichen, vom Schicksal so stiefmütterlich behandelten Dichters eine Freude zu bereiten, indem ich ihnen diese Erstlingsfrüchte seines Geistes zugänglich mache. Ueber den dichterischen Wert der Sonette brauchen wir uns nicht zu täuschen; sie sind poetischer gedacht und gefühlt, als geschrieben; als Schöpfungen J. I. Kleins dürften sie aber selbst dann auf Beachtung Anspruch erheben, wenn sie von noch geringerm dichterischen Werte wären.

Klein war 26 Jahre alt, als er diese Sonette schrieb. Den Tod sei-

ner Mutter hat bekanntlich die Nachricht von dem Uebertritte ihres geliebtesten und begabtesten Sohnes zum Christentum zwar nicht verursacht, wie z. B. R. Gottschall (*Unsere Zeit*, XII. 2, S. 563) behauptet, aber doch unstreitig beschleunigt.

G. H.

## KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** I. In der Sitzung der *ersten* Classe am 8. Januar las PAUL HUNFALVY über den *Ursprung der Magyaren*. Seine umfassende Studie, welche gegen Hermann Vámbéry's Theorie von dem türkisch-tatarischen Ursprunge der Magyaren gerichtet war, erscheint demnächst im Verlage von K. Prochaska (Wien und Teschen) in deutscher Sprache und wird sonach dem deutschen Publikum vollständig zugänglich sein.

Hierauf las ANTON ZICHY einige Abschnitte aus seinem grösseren Werke über den Grafen STEFAN SZÉCHENYI, zunächst über den religiösen Zug in dem Charakter desselben. Zichy constatirt, das Graf Széchenyi von seinen Ahnen diesen religiösen Zug geerbt habe, der jedoch eher aus einem Sich-Demüthigen vor Gott als einem Sich-Erheben zum Höchsten bestand. Jede Seite seiner Tagebücher enthält Belege für seine ausserordentliche und skrupulöse Frömmigkeit, die weder den leichtlebigen Offizier, noch den vielbeschäftigten Reformator verliess. Auf seinen Reisen unterliess er es nie, die Kirchen zu besuchen und von Zeit zu Zeit den fremden Priestern zu beichten. Zuweilen dachte er auch daran, sich in ein Kloster zurückzuziehen, welchem mystischen Drange wohl auch der Besuch entsprang, den er in Gemeinschaft Nikolaus Wesselényi's bei den französischen Trappisten machte, deren asketische Uebungen er eine ganze Nacht lang mitmachte, nachdem er sich 42 Stunden lang kasteit hatte. Er erhielt auch ein Document als Mitglied des Trappistenklosters. •Das ist die einzige geschlossene Gesellschaft, deren Mitglied ich bin,• bemerkt er scherzhaft in seinem Tagebuche.

Der zweite Teil des Vortrages beschäftigte sich mit der Seelenkrankheit des grössten Ungars. Dieselbe entsprang der fixen Idee, die ihn schon in den dreissiger Jahren beherrschte, dass alle Anstrengungen, Ungarn zu retten und zu erheben, vergeblich, dass Ungarn verloren sei; derselbe Széchenyi, der den berühmten Ausspruch tat: •Ungarn war nicht, es wird sein•, derselbe Széchenyi fühlte sich in seinem Innern davon überzeugt, dass Ungarn ebensowenig sein werde, wie es

gewesen, und das macht ihn zum unglücklichsten Menschen der Welt. Selbst die Ehe mit Crescence v. Seillern, um deren Hand und Herz er sich zwölf Jahre lang beworben, bringt ihm weder Glück noch Ruhe, trotz der engelgleichen Güte und Liebe, mit der ihn seine Gemahlin umgab. Er erlag dem Dämon der Zerstörung, der sich seines Geistes bemächtigt hatte. Bald bildet er sich ein, sein einjähriges Söhnchen Béla liebe ihn nicht und als das Kind in seinen Armen weint, gerät er in Wut. Bald fühlte er sich von den Zeitgenossen verkannt, verschmäht und verachtet, er fühlt, dass er sich das Leben nehmen müsse, weil er sonst wahnsinnig würde, und nur der Gedanke an seine Familie hält ihn zu Beginn der vierziger Jahre vor der Selbsterstörung zurück. Dann findet er, dass sein beginnender Wahnsinn einen religiösen Charakter habe, wobei er jedoch nicht aufhört, die fieberhafteste Tätigkeit auf politischem und sozialem Gebiete zu entfalten. An seinem 45. Geburtstag schreibt er: •Ich kann nicht leben und nicht sterben und ich soll die Theiss reguliren, ich soll Ungarn aus dem Sumpf retten, in welchem es sich seit Jahrhunderten befindet? O, es ist zum wahnsinnig werden!• Er versucht mehrere Kuren; er wendet sich an Allo- und Homöopaten, er geht nach Gräfenberg, er versucht es mit einer — Bierkur, Alles vergebens. Die Dämonen des Wahnsinns und des Selbstmordes wollen nicht weichen; schliesslich kann er auch nicht mehr beten und in der Kirche langweilt er sich. Seine Melancholie steigert sich immerfort, bis die Katastrophen des grossen Sturmjahres auch bei ihm die Katastrophe zum Ausbruch kommen lassen.

— In der Sitzung der zweiten Classe am 12. Februar las STEFAN GYÁRFÁS über die *Jazygen und Kumanen unter der Herrschaft des deutschen Ritterordens*. In der Einleitung gab der Vortragende eine Skizze der adeligen Privilegien, deren sich die Bewohner der jazygisch-kumanischen Districte mit zeitweiligen Schmälerungen bis zur Regierung Leopold's I. zu erfreuen hatten. Unter diesem König half sich die Hofkammer aus ihren Geldverlegenheiten unter Anderem dadurch, dass sie beim deutschen Ritterorden einerseits und bei den vom Graner Primas-Erzbischof Georg Széchenyi gestifteten Hospitalfonds andererseits grössere Anleihen machte. Der Ritterorden, welcher seit lange sich in Ungarn ansässig zu machen wünschte, und der verantwortliche Vollstrecker des Széchenyi'schen Testaments, Erzbischof Kolonics, welchem die Hofkammer die Zinsen der 250,000 Gulden betragenden Anleihe sehr unpünktlich zahlte, setzten es nun durch, dass eine Rechtscommission erklärte, das Interesse des Landes erfordere es, dass die edlen Jazygen und Kumanen an den Meistbietenden verhandelt werden. Dieser Meistbietende war der deutsche Ritterorden, welcher öffentlich



allein als Käufer auftrat und die Rechte des beim Kaufe mit der Hälfte beteiligten stillen Compagnons Kolonics in besonderer Urkunde gewährleistete. Der Kaufpreis wurde mit 500,000 fl. fixirt und die königliche Kaufurkunde am 12. März 1702 ausgestellt. In Jászberény, Karczag und Halas, als den Hauptorten der drei. Districte Jazygien, Gross- und Kleinkumanien, fand die Uebergabe des Kaufobjectes an den neuen Grundherrn in Gegenwart von königlichen und Capitular-Commissären vom 22. Mai bis 7. Juni desselben Jahres in feierlicher Weise statt. Der Palatin Eszterházy protestirte bei dieser Gelegenheit gegen diesen, die Gesetze des Landes und seine Palatinalrechte verletzenden Verkauf, — natürlich vergeblich. Die Jazygen und Kumanen waren Hörige des Ritterordens geworden, der sich nun unverweilt in den Genuss seiner grundherrlichen Rechte setzte. Die Herrlichkeit sollte jedoch nicht lange dauern. Rákóczi empfing eine Deputation der in ihren Rechten gekränkten Jazygen und Kumanen mit offenen Armen und forderte sie in einem Aufruf zur Erhebung für die Wiedergewinnung der Landes- und ihrer eigenen Freiheiten auf. Sie rüsteten und unterhielten Jahre lang eigene Regimenter und fochten mit Bravour in den Schlachten Rákóczi's, der ihnen seinen eigenen Hofcapitän Adam Vay zum Obercapitän gab, den Ritterorden, welcher den Kaiser mit Truppen unterstützte, für einen Landesverräter erklärte, die gesetzwidriger Weise verkauften Districte für das fürstliche Aerar in Beschlag nahm und die Zahlungen der Jahreszinse einstellen Hess. So lebten die Jazygen und Kumanen von 1704—1710 factisch, frei von der grundherrlichen Oberhoheit des Ritterordens, unter der Regierung Rákóczi's, welcher ihre Opferwilligkeit auch nachher durch stete Befürwortung ihrer Interessen zu belohnen bestrebt war. Die Freikaufung der Jazygen und Kumanen bildete einen Gegenstand der Szatmärer Friedensunterhandlungen von 1711 und der Reichstage von 1712—1728, jedoch ohne Erfolg, bis endlich der Pester Invalidenhausfond die jazygisch-kumanischen Districte als Pfand an sich nahm.

Hierauf las Professor EDUARD WERTHEIMER einen Vortrag über *die Beziehungen Napoleons I. zu Ungarn*, welchen die *Ungarische Revue* vollständig mittheilen wird.

— **Kisfaludy-Gesellschaft.** Unsere älteste und angesehenste schönwissenschaftliche Gesellschaft hielt am 11. Februar in Gegenwart eines überaus zahlreichen und glänzenden Publikums, ihre XXXV. Jahresversammlung.

Die Eröffnungsrede des Präsidenten PAUL GYULAI behandelte — mit Rücksicht auf die etwas lauter werdende Forderung nach Hebung der

Original-Production und Proscribirung der Uebersetzungs-Literatur — die Bedeutung der Uebersetzungen für die Nation und speziell für die Literatur. Mit der logischen Schärfe, die seinen Ausführungen eigen ist, erörterte er, wie schädlich es eben für die ungarische Literatur wäre, wollte sie zwischen sich und dem Auslande Zollschranken errichten. Er wies nach, welche Rolle die Uebersetzungs-Literatur nicht nur bei uns, sondern auch in Frankreich, Deutschland und England gespielt; wie das Emporblühen unserer National-Literatur fast ausschliesslich den Uebersetzungen zu danken ist, welche zu Ende des vorigen und zu Beginn dieses Jahrhunderts entstanden und wie unsere Nationalbühne die Anfänge ihrer Existenz ebenfalls mit Uebersetzungswerken fristete. Das Verhältniss der ungarischen Originalwerke zu den übersetzten Werken hat sich seither um ein Bedeutendes gebessert; während ein ins Ungarische übertragene Buch selten die zweite Auflage erlebt, erscheint ein gutes ungarisches Originalwerk oft in mehreren Ausgaben. Doch kann es nicht unsere Aufgabe sein, ungarische Original-Arbeiten nur deshalb zu unterstützen, weil sie ungarisches Original sind, und die Kisfaludy-Gesellschaft und die Ungarische Akademie der Wissenschaften würden gewiss nicht klug handeln, wollten sie aus ihren Statuten jene Bestimmungen streichen, welche ihnen die Verpflanzung der Meisterwerke fremder Nationen in unsere Literatur zur Pflicht machen. Bei einem solchen Vorgehen stünden wir bald isolirt da, und das Uebel, dem wir vorbeugen wollten, hätte nur noch ein grösseres Uebel im Gefolge. Nie war die Solidarität zwischen den gebildeten Nationen Europa's eine grössere, als jetzt, da auch das nationale Individualitätsgefühl am schärfsten ausgeprägt erscheint, und Baron Josef Eötvös hatte Recht, als er das Nationalitätsgefühl das auf ganze Nationen angewendete Selbstbewusstsein des Individuums nannte. Die Solidarität der Nationen bringt es aber mit sich, dass dieselben ihre Gedanken austauschen, dass sie sich durch ihre Werke kennen lernen, und diese Bekanntschaft wird zumeist durch Uebersetzungen vermittelt. Die grössten Literaturen können der Uebersetzungen nicht entraten; die deutsche, die englische, ja selbst die bisher so exklusiv gewesene französische suchen sich in den Besitz der Werke fremder Literaturen zu setzen; nur wir allein sollten uns von dieser allgemeinen Tendenz der civilisirten Welt ausschliessen?

Gleichwohl ist die Klage gegen die Uebersetzungswut bei uns nicht ganz ohne Berechtigung. Es wird viel übersetzt, was der Uebersetzung nicht wert ist, und es wird vieles nicht gut übersetzt. Wenn wir Gutes, und zwar gut übersetzen, werden wir daraus ebenso Nutzen ziehen können, wie die englische und deutsche Literatur Vorteil zog aus den

Werken, die ihre Besten aus fremden Literaturen übertrugen. Auch Kazinczy wirkte auf die Literatur mehr durch seine Uebersetzungen als durch seine Original-Arbeiten und auch in Arany's Uebersetzungen liegt viel schöpferische Kraft. Kazinczy steckte sich das Ziel, neue Ideen, neue Gefühle, edlen Geschmack bei uns zu acclimatisiren, er lehrte, dass der Autor nicht nur eine Feder, sondern auch ein Instrument, einen Pinsel und einen Meissel besitze, dass die Sprache nicht nur eine Grammatik, sondern auch eine Kunst habe. Auf Kazinczy konnte dann schon Vörösmarty folgen und Arany fand bereits die neugeschaffene ungarische Sprache vor. Was Letzterer übersetzte, das macht den Eindruck des Originals, das ist eine Neuschöpfung mit all dem Reiz des Originals. Zum Schlusse warnte Redner vor der Sucht, in Uebersetzungen durch künstliche Fremdartigkeit oder durch umfassende Volkstümlichkeit glänzen zu wollen: er zitiert die Bemerkung, die Arany auf solch ein Werk gemacht: »Es dufte nach der Alföld's Puszta« und schloss damit, dass die Kisfaludy-Gesellschaft stolz darauf sei, durch die Uebertragung Shakespeare's, Moliere's, Cervantes', Calderon's, Moreto's, Plautus' und Milton's auf den nationalen Geschmack fördernd und läuternd eingewirkt zu haben.

Hierauf las der erste Secretär ZOLTÁN BEÖTHY seinen Bericht über die Wirksamkeit der Gesellschaft im abgelaufenen Jahre und gedachte besonders der grossen Verluste, welche dieselbe durch den Tod JOHANN ARANY'S (+ 22. October 1882) und AUGUST GREGUSS' (+ 13. Dezember) erlitten.

Nun folgte die Denkrede KARL SZÁSZ' über den gewesenen Präsidenten der Kisfaludy-Gesellschaft, MORITZ LUKÁCS. Hatte August Trefort in seiner in der Akademie gehaltenen Denkrede, welche die *Ungarische Revue* im Jahre 1882 vollständig veröffentlichte, das Hauptgewicht auf die literarische Tätigkeit Lukács' gelegt, indem er den Schriftsteller im Rahmen seiner Zeit würdigte, so verlegte nun Karl Szász den Schwerpunkt seiner Arbeit auf die Persönlichkeit des edlen Mannes, und bot ein vom psychologischen Gesichtspunkte überaus interessantes Charakterbild eines ausserordentlichen und eigenartig veranlagten Menschen. Von grosser Wirkung war die Art und Weise, wie der Vortragende das Verhältniss auffasste, in welchem Lukács zu den beiden Frauen stand, deren Liebe und Pflege den grössten Teil seines Lebensinhaltes ausmachte, das Verhältniss zu seiner Mutter, deren Pflege ihn vom Freiheitskampfe fernhielt, und das zu seiner Gattin, über deren Pflege er Zeit und Menschen vergass und deren Verlust er niemals zu verschmerzen vermochte.

Nachdem noch VIKTOR DALMADY zwei stimmungsvolle und formvoll-

endete Elegien unter grossem Beifall vorgetragen, erörterte ANTON ZICHY die Stellung, welche Crescence v. Seillern zu dem *Hitel* (Credit) ihre Gemahls, des Grafen Stefan Széchenyi eingenommen. Dem Vortragenden stand eine deutsche Ausgabe des *Hitel* zur Verfügung, in welche die Gräfin ihre Bemerkungen in Form von Randglossen niedergeschrieben hatte. Diese Randglossen lassen uns in der Gemahlin Graf Széchenyi's die congeniale Lebensgefährtin des grössten Ungars erkennen und würdigen, und nicht mit Unrecht meinte Zichy, dass Crescence v. Seillern der Laura und Beatrice der idealisirenden Sage an die Seite gestellt zu werden verdient.

Zum Schlusse las ALEXANDER BAKSAY eine reizende Novelle *Babette*, in welcher eine Braut mit herzerquickendem, gesundem Humor erzählt, unter welchen Umständen sie zu ihrem Bräutigam gekommen.

## VERMISCHTES.

— **Statistik des ungarischen Abgeordnetenhauses.** Der Reichstags-Abgeordnete und Publicist Georg Szatmáry hat eine tabellarische Zusammenstellung angefertigt, welche ersichtlich macht, aus welchen Elementen das derzeitige ungarische Abgeordnetenhaus zusammengesetzt ist. Vor Allem gruppirt der Verfasser die Abgeordneten, je nachdem dieselben zum ersten Male im Besitze des Mandats sind oder schon Mitglieder mehrerer Reichstage waren. In die erste Kategorie gehören 124 Abgeordnete; zwei Reichstagen gehörten 96 an, drei Reichstagen 81, vier Reichstagen 34, fünf Reichstagen 36, sechs Reichstagen 15, sieben Reichstagen 18, acht Reichstagen 7, 9 Reichstagen gehörte nur ein Abgeordneter, der Unterrichts-Minister August Trefort an. Von den derzeitigen Abgeordneten waren 22 auch Mitglieder vormärzlicher Reichstage. Den *Parteien* nach sind von den 413 verifizirten ungarländischen Abgeordneten 236 Mitglieder der reichstägigen liberalen Partei, 92 Mitglieder der Unabhängigkeits-Partei, 61 der gemässigten Opposition und 24, die keiner Partei sich anschlossen. Der *Religion* nach sind 219 römisch-katholisch, 105 evangelisch-reformirt, 57 evangelisch A. B., 15 griechisch-orientalisch, 5 griechisch-katholisch, 6 Unitarier, 5 Israeliten und 1 Confessionsloser. Bezüglich der *Beschäftigung und gesellschaftlichen Stellung* der Abgeordneten entnehmen wir dem erwähnten Ausweise folgende Daten: Mitglieder der Ungarischen Akademie der Wissenschaften sind 21 Abgeordnete. Doctoren (und zwar zumeist juris) sind 48, Redacteurs hauptstädtischer und Provinzblätter sind 28, derzeitige und einstige Mitarbeiter verschie-

dener Tageblätter 17, auf dem Gebiete des Lehrfaches wirkten und sind teilweise noch jetzt tätig: 11 Abgeordnete als Universitäts-Professoren, 2 am Polytechnikum, 4 als akademische Professoren, 5 als Schul-Inspectoren und 9 als Mittelschul-Professoren. Obergespäne waren 12 Abgeordnete, Ministerialbeamte 22, Mitglieder des höheren Richterstandes 4, Gerichtshof-Präsidenten 12, Verwaltungsbeamte 102, Advocaten sind 45 Abgeordnete. Ausserdem zählt das Haus noch 9 solche Mitglieder, die die Advocatur-Praxis aufgaben, und 34 solche, die wohl im Besitze eines Advocaten-Diploms sind, die Advocatur jedoch nie ausgeübt haben (darunter auch Jókai). Dem Militärstande gehörten 65 Abgeordnete an, u. zw. 29 derselben in den Jahren 1848/49. Dem geistlichen Stande gehören 24 Abgeordnete an, u. zw. 18 r.-k., 5 ev. ref. und 1 ev. A. B., 1 Abgeordneter ist Kaufmann, ein anderer Apotheker, 45 Abgeordnete sind Mitglieder der höheren Aristokratie, 18 wirkliche Geheimräte; 34 Abgeordnete besitzen hohe Ordensdecorationen, 10 sind kön. Räte; ausländische höhere Decorationen besitzen 8 Abgeordnete. Der Emigration gehörten 8 Abgeordnete an. Politische Gefangene waren 9 Abgeordnete. Jókai büsste im Jahre 1864, eines Pressdelictes wegen, eine einmonatliche Freiheitsstrafe in der Karlscaerne ab.

— **Ungarische Journalistik im Jahre 1883.** Nach einem Ausweise des rühmlichst bekannten Bibliographen JOSEF SZINNYEI in der illustrierten *Vasárnapi Ujság* (Sonntags-Zeitung) beträgt die Zahl der Zeitschriften und Zeitungen gegenwärtig 427, und zwar sind von diesen (mit Rücksicht auf die entsprechenden Daten des Vorjahres):

	Am Beginne des Jahres		Gegen das Vorjahr
	1882	1883	
1. Politische Tagesblätter . . . . .	21	20	— 1
2. Politische Wochenblätter . . . . .	30	36	+ 6
3. Illustrierte Blätter . . . . .	5	4	— 1
4. Kirchen- und Schulblätter . . . . .	29	28	— 1
5. Belletristische Blätter . . . . .	22	15	— 7
6. Humoristische Blätter . . . . .	8	7	— 1
7. Fachblätter . . . . .	77	81	+ 4
8. Nichtpolitische Provinzblätter . . . . .	93	104	+ 11
9. Inseratenblätter . . . . .	4	5	+ 1
10. Zeitschriften . . . . .	104	105	+ 1
11. Vermischte Beiblätter . . . . .	19	21	+ 2
Summe: . . . . .	412	427	+ 15

— **Calderon's «Richter von Zalamea»**, welches Drama bekanntlich zu den vorzüglichsten Schöpfungen der spanischen Bühne zählt, hat **WILHELM GYÖRY**, der auch bereits Calderon's Schauspiele *Das Leben ein Traum* und *Der standhafte Prinz* im Auftrage der Kisfaludy-Gesellschaft übertragen hat, im Auftrage des National-Theaters, welches dies Stück zur Aufführung zu bringen beabsichtigt, vorzüglich ins Ungarische übersetzt.

— **Die Molière-Uebersetzung** der Kisfaludy-Gesellschaft geht ihrer Vollendung entgegen. Jüngst sind die Bände VIII—X erschienen, welche eilf Stücke des grossen französischen Dichters, unter diesen bereits einige kleinere und fragmentarische Lustspiele desselben enthalten. Die im Druck befindlichen Bände XI und XII werden dies schöne Unternehmen abschliessen, welches (mit der vollständigen **Shakespeare-Uebersetzung**) zu den grössten Verdiensten der Kisfaludy-Gesellschaft gehört.

— **Ueber die Schulsparcassen in Ungarn** entnehmen wir einem Berichte des königlichen Rates **F. B. WEISZ**, des unermüdliehen und aufopferungsvollen Förderers dieser empfehlenswerten Institution, folgende Daten :

Gegenwärtig befinden sich in Ungarn in 256 Orten in 354 Schulen Schulsparcassen. Es beschäftigen sich mit denselben 565 Lehrer; die Zahl der sparenden Schulbesucher beträgt 19,273, und der ersparte Betrag beläuft sich auf 114,734 fl.

Um die successive Progression wahrzunehmen, welche die Schulsparcassen im Lande seit ihrem Beginne machten, möge folgende Zusammenstellung dienen :

Jahr	Orte	Schulen	Lehrer	Schüler	Betrag in fl.
1876	13	15	—	2621	13,337
1877	17	20	95	3010	18,814
1878	30	36	105	3682	30,416
1879	35	50	93	2865	38,650
1880	96	141	222	7333	54,647
1881	178	240	451	14948	71,817
1882	256	354	565	19273	114,734

An Spenden zur Belohnung als bescheidenes Honorar für die manipulirenden Lehrer sind in diesem Jahre eingegangen : vom Unterrichts- und Handelsministerium je tausend Gulden, ausserdem von Einzelnen und Gesellschaften 625 fl. und 17 Dukaten, zusammen 2625 fl. und 17 Dukaten.

— **Die neue Aera.** Unter diesem Titel ist eines der besten Producte der neueren ungarischen dramatischen Literatur, das Lustspiel *Az új emberek* (eig. Die neuen Menschen) des früh verstorbenen, hochbegabten Stefan Toldy, von Josef Vészi vortrefflich übertragen, am 19. December im deutschen Theater in Budapest zur Darstellung gelangt und hat auch bei dem deutschen Publikum der ungarischen Hauptstadt vollen Beifall geerntet.

## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE. <sup>1</sup>

*Göndöcs B., Pusztaszer és az évezredek ünnepély* (Pusztaszer und das Millenarium, vom Reichstagsabgeordneten Abt Benedikt Göndöcs). Budapest, Franklin, 1883.

Dies prachtvoll ausgestattete Buch ist eine Gelegenheitschrift, welche durch die Milleniums-Frage veranlasst wurde. — Der Hauptzweck des Buches ist, die Aufmerksamkeit des Publikums auf Pusztaszer, auf jenen Ort zu lenken, wo die Ungarn, nach der nationalen Tradition, ihre erste Nationalversammlung abhielten, den man daher die Wiege ihrer tausendjährigen Verfassung nennen kann. Die Arbeit besteht aus drei Theilen: der erste, *Die Vergangenheit Pusztaszers*, bietet eine kurze Uebersicht über die Occupation des Landes, eine Beschreibung der ersten Nationalversammlung und die Geschichte Pusztaszers; der Verfasser gelangt auf Grund kritischer Zeitrechnungen zu der Annahme, dass die Magyaren ihr ursprüngliches Vaterland im Jahre 884 verliessen, im Jahre 889 hier erschienen und dass die Versammlung auf Pusztaszer im Jahre 893 stattgefunden habe. — Der zweite Teil, *Pusztaszer in der Gegenwart*, gibt ein Bild der dortigen Ruinen, der Ausgrabungen, ferner das Protokoll über die Probegrabungen, eine Zeichnung von den Grundmauern der Kirche und der Abtei. — Der dritte Teil, *Pusztaszer in der Zukunft*, beschäftigt sich mit den auf die ferneren Aufgaben bezüglichen Vorschlägen und Plänen; der Verfasser beantragt, dass die Ausgrabungen auf Staatskosten fortgesetzt, die Ruinen vor der Vernichtung bewahrt und restaurirt werden sollen; des Weiteren wäre aus Anlass des Millenariums, d. h. der Feier des tausendjährigen Bestandes des ungarischen Staates, in Pusztaszer eine Denktafel zu errichten, die in der Umgegend befindlichen sieben Hügel wären nach den sieben Führern zu benennen, die Ruinen mit einem ausgedehnten Park zu umgeben, in der Nähe desselben sollte eine kleinere stylgerechte Capelle erbaut werden. Zum Schlusse schlägt der Verfasser vor, auf dem Blocksberge (St. Gerhardsberge bei Budapest) eine ungarische Ruhmeshalle — Pantheon — zur Verherrlichung der Grossen der Nation zu erbauen. Dem Werke, dessen Reinerträgniss zur Hälfte der erwähnten Capelle und zur andern Hälfte dem Pantheon gewidmet wird, ist der vom Ingenieur- und Architektenverein preisgekrönte Plan und Grundriss des Pantheons von Georg Czifler beigelegt.

<sup>1</sup> Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

## GEORG RÁKÓCZY I.

IM DREISSIGJÄHRIGEN KRIEGE 1630—1640.<sup>1</sup>

### I.

AM ANFANG des XVII. Jahrhunderts fuhr die Schnellpost von Alba Julia (Weissenburg, nachher Karlsburg in Siebenbürgen) ohngefähr vier—fünf Wochen lang bis Berlin, gleichviel ob sie ihren Weg über Polen oder Wien nahm, denn sie musste viele Umwege machen und ihr Weg war nicht überallhin sicher. Die Nachricht von dem Tode Gabriel Bethlens gelangte Ende 1629 zum Churfürsten von Brandenburg, und als der Abgesandte seiner Schwester, der verwitweten Fürstin, und des Gouverneurs Stephan Bethlen (Bruder des Fürsten Gábor) ankam, schrieb man bereits 1630. Paul Strassburg, der Gesandte Gustav Adolfs, hatte Siebenbürgen bereits verlassen, auch vom deutschen Hofhalte befanden sich nur Wenige dort; aber der Churfürst hatte nach dem, was er gehört hatte, hinreichenden Grund zu Besorgnissen. Wer weiss, was in Siebenbürgen vorgegangen sein kann? Er konnte als gewiss annehmen, dass es seiner Schwester Katharina angenehm sein werde, wenn er behufs ihrer Unterstützung, eventuell zur Wahrung ihrer Rechte eine Gesandtschaft zu ihr schicke.

Man war mit der Wahl bald fertig; es wurden Kospoth, Götzen und Nayss ernannt. Am 17. Jänner befanden sich auch die Beglaubigungsschreiben und die Instruction in ihren Händen. Diese bestand grösstenteils aus Winken und guten Ratschlägen: sie mögen über Alles erschöpfende und verlässliche Daten sam-

<sup>1</sup> Die Urkunden auf welche in dieser Abhandlung wiederholt verwiesen wird, erschienen auch in deutscher Ausgabe: *Georg Rákóczy I. im dreissigjährigen Kriege 1630—1640. Mit Urkunden aus schwedischen und ungarischen Archiven von Alexander Szilágyi.* Budapest, 1883, Friedrich Kilian, XXVI. und 145 Seiten, Preis 3 Mark.



meln und dahin wirken, dass die Witwe in der Verwaltung an den Traditionen ihres Gatten festzuhalten bestrebt sei.

Das war aber leichter gesagt als getan und es kamen ihnen bereits in Polen am 8. Februar gerüchtweise Nachrichten über kleine Unzufriedenheiten zu Ohren. Doch war alles Dies nichts im Vergleich zu dem, was ihrer in Kaschau wartete.

Sie hatten Empfehlungen an Peter Alvinczy, den mächtigen Kaschauer Prediger, Bethlens intimen Freund und Ratgeber. Dieser zeigte ihnen aus einem Briefe des Hofpredigers Stephan Geleji Katona, wie Katharina noch zu Lebzeiten ihres Gatten zur kath. Kirche übergetreten und wie sie wieder zum Protestantismus zurückgekehrt sei. Sie war in eine schwere Krankheit verfallen, hatte heftige Fieberanfälle, Visionen; Gewissensbisse liessen ihr keine Ruhe. Er tröstete sie mit den Arzneien, die er in der Vorkammer des Evangeliums fand. Dabei leistete ihm Alstäd, einer der von Bethlen an die Weissenburger Akademie berufenen Professoren, grossen Beistand. Das Hauptverdienst aber hatte Schultz, den unsere Chronikenschreiber unter dem Namen Scultetus erwähnen, und sie wurde sozusagen auf einmal von ihrer Geistes- und Leibeskrankheit geheilt. «Sie hat — schreibt er — vor den katholischen Irrlehren bereits grössere Furcht, als vor einer Schlange.» Es wurde ein feierlicher Gottesdienst veranstaltet. Nach Beendigung der Predigt stellte Katharina einen Revers aus und empfing das heilige Abendmahl.

Von hier weiter reisend, hörten sie auch andere schlimme Nachrichten. In Tokaj erfuhren sie, dass die Kaiserlichen in diese Feste eine Besatzung einschmuggeln wollen. In Munkács sprachen sie mit Balling, der sich bereits voll Besorgniss über das Schicksal dieser Feste äusserte. In Grosswardein hörten sie, dass auch Simon Balthasar Döblinger, der intime Hofmann Katharina's, zu Denjenigen gehöre, welche den Glaubenswechsel angeraten hatten, — dass aber dieser Mann bereits in Haft sei. Am 4. März hatten sie ihre erste Audienz in Weissenburg und sie begannen sich hier erst jetzt darüber zu orientiren, was und wer diese Wendung zuwege gebracht habe? Sie fanden drei ungarische Herren als die

Schuldigsten : Szúnyog, den Capitän von Kővár, Haller und vor Allen Csáky, «so der vornehmste in der Spiel und der Herzogin Mignon.»

Hierin eben lag die Gefahr. Denn das zwischen Csáky und Katharina bestehende Verhältniss musste von jedermann für höchst besorgniserregend gehalten werden, wenn man davon auch schon den Gesandten ihres Bruders erzählte, und man musste sehr bestimmte Kenntniss davon haben, da man es denselben nicht bloß als Gerücht, sondern als Tatsache mittheilte. Sie mussten auch Gründe dazu haben — und zwar gewichtige. Katharina hatte dem Csáky Geld zu Werbungen gegeben und er warb auch Truppen, diese wurden aber zersprengt, worauf er sich heimlich flüchtete. Seine Pläne strebten aber hoch hinaus: er wollte Katharina zuerst zur Apostatin, sodann zu seiner Gemahlin machen. Bei Eszterházy machte Putnoky den Vermittler. Diesem versprach er drei Dominien, dem Kornis die Güter des Gubernators. Nach Csáky's Entweichen söhnte sich Katharina zwar mit Bethlen aus, aber ihr Herz zog sie noch zu Csáky hin.

In diesen Nachrichten war etwas Wahres — soviel jedenfalls, dass sich Csáky auch bisher schon der Ausplünderung Katharina's gehörig beflissen hatte. Nun wären aber die Herren Kospoth und Genossen keine richtigen Gesandten gewesen, wenn sie nicht jede übertriebene Nachricht als baare Münze genommen hätten, wenn schon aus keinem anderen, so doch aus dem Grunde, um die Erfolge ihrer Bemühungen um die Aussöhnung desto höher veranschlagen zu können.

Die Versöhnung erfolgte in der That wenigstens scheinbar. Die Stände wurden für den 7. April nach Klausenburg zu einem Partikular-Landtag einberufen, auf welchem die brandenburgischen Gesandten die Botschaft des Churfürsten übergaben: sein Bedauern über das Hinscheiden Gabriel Bethlens und seinen Wunsch, dass das Bündniss Brandenburgs und Siebenbürgens noch enger geknüpft werden möchte. Am 29. April nahmen sie die Erklärung der Stände entgegen, dass dieselben Katharinen treu ergeben bleiben. Hierauf hielten sie sich noch drei Wochen

lang in Siebenbürgen auf und kehrten am 22. Mai nach Brandenburg zurück, ganz beruhigt, dass sie Alles in bester Ordnung zurückgelassen haben.

Wenn in den Berichten der Herren Kospoth und Genossen etwas für den Churfürsten Beruhigendes enthalten war, so war es ganz gewiss nichts so sehr, wie das, dass die Pforte sich Katharina's bisher entschieden und ganz unzweideutig annahm. Ihre diesbezüglichen Erkundigungen wurden auch durch die französischen und holländischen Pforten-Agenten, welche in dieser Hinsicht unzweifelhaft gut informirt waren, bestätigt. Das Beruhigendste war aber doch, dass sich Katharina im protestantischen Glauben befestigt hatte.

Und dies hatte in der That sowohl der Churfürst, als auch sein Schwager Gustav Adolf gerade zu dieser Zeit sehr nötig.

Kospoth's waren in Berlin noch kaum recht angekommen, als sie schon die Nachricht erhielten, dass Gustav Adolf am 24. Juni, am Jahrestage der Uebergabe des Augsburger Glaubensbekenntnisses, mit seinem Heere den Fuss auf deutschen Boden gesetzt habe, um die Sache des unterdrückten protestantischen Glaubens wiederherzustellen. Ueber diesen Einfall äusserte man sich in Wien ohnedies recht höhnisch und geringschätzig: «Se. Majestät der Schneekönig würde wohl daran tun zu bedenken, dass er sich der südlichen Zone nähere», sagte man; — wenn man nun auch noch in der Lage gewesen wäre, darüber zu witzeln, dass die Frau Schwägerin des Schneekönigs katholisch geworden sei!

Diese Beruhigung war jedoch von keiner langen Dauer. Briefe des verlässlichen treuen Schultz brachten die Nachricht, dass nach der Entfernung der Gesandten eine Wendung eingetreten sei. Bereits vier Tage nach ihrer Abreise — schrieb er — empfang Katharina Csáky und dieser werde all ihr Geld vergeuden. Sie haben ihm Tokaj und Munkács anvertraut — den Bock zum Gärtner gemacht! Für sich selbst aber habe er bereits um einen Reisepass gebeten, um sich flüchten zu können; so gross sei seine Furcht vor den bevorstehenden Ereignissen.

Und weitere Briefe von ihm brachten noch schlimmere

Nachrichten: Tokaj sei in der Tat in Csáky's Hände übergegangen, der dessen Einkünfte ganz gehörig zu seinen eigenen Zwecken ausbeute. Katharina habe neuerdings engere Verbindungen mit der Partei der Katholiken, welche sich wieder zum Angriffe rüsten. Dieses Verhältniss werde ihr auch die Pforte entfremden, «die Sache wird gewiss ein tragisches Ende nehmen.» Der arme Schultz hätte wirklich nie gedacht, dass dieses tragische Ende *ihm* vorbehalten sei und dass man ihn einige Wochen später erdrosselt in den Altfluss werfen werde. Sodann kam von Kornel Haga die Nachricht, dass zwischen Katharina und dem Sohne des Polenkönigs eine Heirat geplant werde: es war aber dem Churfürsten bereits geschrieben worden, dass Katharina Siebenbürgen nur so lange behalten könne, als sie Witwe bleibe. Aus all diesem Wirrwarr sah der Gubernator, Stephan Bethlen, nur den einzigen Ausweg, wenn der Fürst einen Bevollmächtigten sende, der zwischen ihm und Katharina entscheide.

Eine Woche, nachdem er diesen seinen — vom 8. Juli datirten — Brief abgesandt hatte, entschied das Land selbst zwischen ihnen.

Ein Invasionsplan, welchen Johann Bornemisza vorbereitete und dessen Zweck gewesen wäre, die Fürstenwürde für Prépostváry zu gewinnen, brachte den latenten Zwiespalt zu Tage. Auf dem nach Mediasch einberufenen Landtag massen die Gegner sich mit einander. Es kam zwischen ihnen beinahe zur Entscheidung durch das Schwert, aber zwei alte Räte: Tholdalagi und Borsos, vermittelten so lange, bis sie die empörten Gemüther irgendwie beschwichtigten, und der Fürstin und dem Gubernator Bedingungen vorgeschrieben wurden, welche für künftig hin in ihren Streitigkeiten den Rat zum Richter machten.

Ueber den Verlauf des Landtags erstattete jeder nach seiner Art dem Churfürsten Bericht. Es gingen nach Berlin sogar zwei Gesandte nach einander ab: Rudolf Sack, ein deutscher und Blasius Bálintfi, ein ungarischer Kammerdiener, die aber beide im Dienste der Fürstin standen. Bethlen sandte durch den letzteren einen Brief (vom 6. August): die schlechten Ratgeber, welchen die Fürstin folgte,

wären an Allem Schuld. Sie konnte indessen ruhig regieren, wenn sie die Mediascher Punkte einhielt. Katharina liess sagen: diese Punkte habe man blos stipulirt, um ihr die Hände derart zu binden, dass man sie wann immer der Fürstenwürde entheben könne. Einige Wochen später indessen gab sie ihren Befürchtungen einen anderen Ausdruck. Sie schrieb am 8. August an ihren Bruder: «ich befinde mich in einer so bedrängten Lage, dass ich das Schreiben und Lesen ganz vergesse»; darauf bat sie ihn, er möchte sich bei seinem Schwager, dem Schwedenkönig, verwenden, dass dieser in ihrem Interesse einen Gesandten an die Pforte senden möchte. Am 10. August schrieb sie selbst an Gustav Adolf: «der Sohn und die Gemahlin des Gubernators haben Truppen geworben und weil sie nicht wagten, dieselben gegen den Kaiser zu führen, haben sie diese gegen sie selbst geführt. So sind die Mediascher Punkte entstanden. Jetzt hat auch sie schon ihre Truppen auf den 28. August nach Szamosujvár einberufen. Sie selbst hat sich bedeutend früher dorthin begeben, aber die Strapazen und die Aufregung haben sie bettlägerig krank gemacht.»

Gustav Adolf erhielt diesen Brief in Pommern, welches sich ihm vollständig unterwarf. In Wien sprach man vom Schneekönig nicht mehr wegwerfend und die vom Restitutionsedikt so schwer Betroffenen begannen leichter aufzuatmen. Es durfte als gewiss angenommen werden, dass seine Teilname für Katharina von Wirkung sein würde und er interessirte sich in der That für die Sache seiner Schwägerin. Er beriet, correspondirte mit seinem Schwager, dem Churfürsten von Brandenburg, über die Mittel und Wege der Intervention. Auch der Churfürst hielt für das zweckmässigste, was Bethlen empfohlen hatte; es sollte ein treuer, verlässlicher Mann nach Siebenbürgen, Katharina als Beirat, gesendet werden. Auch Gustav Adolf stimmte bei — aber augenblicklich fand weder der König, noch der Churfürst einen Mann, dessen Person vollständige Beruhigung darüber geboten hätte, dass er die bedenkliche Rolle des Vermittlers zwischen den beiden rivalisirenden Parteien mit dem erforderlichen Takte durchführen werde.

Uebrigens beurteilten beide die Lage Katharinens nüchtern und richtig. Sie sahen ein, dass sie an der Erregung der Wirren grossen Anteil habe und dass sie die Spitze der Uebel von sich abkehre. Der Churfürst riet Katharinen, die Mediascher Punkte aufrichtig zu halten, mit dem Gouverneur in Frieden zu leben und Schultzens Ratschläge zu befolgen. Diesen aber ersuchte er, auf Bethlen einzuwirken, er möge die aus weiblicher Schwäche entspringenden Fehler nicht so ernst nehmen. Viel schärfer schrieb Gustav Adolf. Sie selbst, Katharina, sei Ursache, dass man sie immer verdächtige, weil sie immer den Verdächtigen, den Katholiken, den kaiserlich Gesinnten Gehör schenke — mit dergleichen aber könnte sie sich ihre Sache auch bei der Pforte verderben. Sie möge die Mediascher Punkte einhalten: eine Aenderung derselben könne vor der Hand nicht gefordert werden, weil dies Verdacht erwecken würde.<sup>1</sup>

Als diese Briefe — auch nur der erste derselben — Katharinen zu Händen kamen, war sie nicht mehr Fürstin. Die Dinge nahmen eine rasche Entwicklung. Das Szamosujvárer Lager war wegen der Krankheit Katharinens resultatlos auseinander gegangen oder gar nicht zusammengekommen und dies hatte die Zusammenziehung eines anderen Lagers zur Folge, — welches Katharinen, obwohl ebenfalls von ihr einberufen, zur Abdankung bewog.

«Hätte Gott gegeben, dass Eure Zeilen, lieber Bruder, mir früher zugekommen wären, so würde ich vielleicht nicht genötigt sein, Euch mit meinen Klagen zu belästigen!» So jammerte Katharina in der weitläufigen Antwort, die sie auf den Brief des Churfürsten schrieb. Sodann erzählte sie, wie sie für den 21. September eine bewaffnete Reichsversammlung einberufen habe, durch welche auch eine Klügere als sie hätte umgarnt werden können. Sie betrachtete sich als das Opfer einer vollständig organisirten Verschwörung: Stephan Bethlen war mit seinem Sohne einver-

<sup>1</sup> Alle diese Briefe befinden sich in den Staatsarchiven zu Dresden und Berlin.

standen, dass dieser einen Haidukenangriff auf Siebenbürgen herbeiführe und das Land sich überrascht und überrumpelt stelle, der Gouverneur aber nebst Schultz die falsche Anklage erhebe, dass sie noch immer Papistin sei. In Wirklichkeit sei aber sie überrascht worden: als sie in Klausenburg zum Landtag eintraf, erschien bei ihr plötzlich Laurenz Fekete und beschwor sie um Gotteswillen, der Fürstenwürde zu entsagen. Er würde, sagte er, nicht gerne an ihrer Stelle sein, sodann werde *sie* von ihren ungarländischen Besitzthümern auch mehr Revenuen haben, sich überhaupt besser stehen, — aufrichtig gestanden, das Land möge sie nicht mehr.

Katharina berief sich auf ihren Eid. Sie werde, sagte sie, das Land nicht verlassen und ihrem fürstlichen Hause nicht die Schande antbun, unter einem anderen Edelmann zu leben. Und damit liess sie Fekete stehen.

Sodann schrieb sie an einen der Herren vom Rat, vielleicht an Haller: die Stände mögen am folgenden Morgen zu ihr kommen und ihr ins Gesicht sagen, gegen wen unter ihnen und womit sie gesündigt habe.

Es kamen jedoch blos vier Magnaten zu ihr: Kornis, Cserényi, Erdélyi, Kassai. Auch diese hatten, anstatt Trostes, nur Klagen und als Katharina fragte: wo der Gouverneur sei? war ihre Antwort: im Lager. Ist er allein hingegangen, fragte sie, ohne die Herren vom Rate? Allein, war ihre Antwort. Nur mögen wir, erwiederte sie, nicht wieder so ankommen, wie in Mediasch. Dann war ihr erster Gedanke, dass auch sie in das Lager hinausgehen wolle — aber in der Kutsche war nicht hinreichend Platz für Alle und sie fürchtete auch, dass man sie anfallen würde, wenn man sie mit Katholiken sähe.

Am folgenden Tage — sie sass eben beim Frühstück — kam neuerdings Lorenz Fekete und drang neuerdings auf ihre Resignation. Sie war aber noch immer unschlüssig und liess Haller und Mikó rufen. «Ihr habt mich — sagte sie zu dem Letzteren gewendet — in dieses Land gebracht, Euch hat mein Bruder mich empfohlen. Jetzt ratet mir also, was ich tun soll. Sagt mir,

meine lieben Getreuen, gegen wen ich etwas verbrochen habe, damit ich ihm Abbitte leiste.» Aber lange wollte Niemand antworten.

Endlich nahm Mikó das Wort. Es ist richtig, ich habe Ew. Hoheit in das Land gebracht. Ich weiss, was ich Ew. Hoheit, Eurem erhabenen Herrn Bruder und dem seligen Fürsten schuldig bin. Es hat auch gegen Ew. Hoheit Person Niemand eine andere Klage, als dass Ew. Hoheit eine Frau sind und das Land in so kriegerischer Zeit einen Mann benötigt.

Ebenso verlief die Verhandlung im fürstlichen Rat. Sie verlangte, dass man ihr sage, gegen wen und was sie verschuldet habe. Sie berief sich darauf, dass sie der Sultan in ihrer Würde bestätigt, der Kaiser aber sich bereit erklärt habe, für sie sogar zu den Waffen zu greifen. Sie resignire nicht, bevor sie ihr Vorhaben ihrem Bruder mitgeteilt. Da nahm Herr Pilatus, der Gouverneur, das Wort.

Erschob Alles dem Lager in die Schuhe, wo der Aufruhr so gross gewesen sei, dass er Gott danke, mit heiler Haut davongekommen zu sein. Darauf schwor er sich: Gott möge ihm nicht gestatten, von seinem Stuhle aufzustehen, wenn er nach der Fürstenwürde strebe, — binnen drei Tagen resignire er auch den Gouverneurposten.

Darauf begab sich Katharina in ihr Zimmer und setzte ihr Begehren an das Land schriftlich auf. Dies wollte jedoch Niemand übernehmen. Sie schickte also ihren Truchsess, Franz Kún, mit dem Schriftstücke zu den Ständen — und in demselben Augenblick, wo dieser fortging, traten durch die gegenüberliegende Türe vier Herren vom Rate ein. Katharina wollte jedoch nicht nachgeben: sie mussten zweimal fortgehen und wieder zurückkehren, bis sie Katharinen bewogen, sich mit ihnen in die Mitte der Stände zu begeben. Hier verkündete der Kanzler den Ständen, dass Katharina freiwillig abgedankt habe.

Und eine Stunde später war Stephan Bethlen zum Fürsten gewählt.

Katharina verliess Klausenburg am 18-ten; in Weissenburg



aber fand sie in der fürstlichen Residenz Alles versiegelt. Der Hofrichter zu Vincz verweigerte ihr sogar den Einlass, — so fuhr die arme erbitterte Frau nach Fogaras.

Hier wurde ihr bald der Trost zu Teil, Stephan Bethlen im eigenen Netze zappeln zu sehen. Als er gewählt wurde, war sein Rivale, Georg Rákóczy, bereits unterwegs. «Rákóczy sagt, dass ihn der Gouverneur herbeigerufen habe — dieser aber stellt es in Abrede. Er hat ihn aber in der Tat gerufen. Nun urteile Ew. Hoheit: steht es einem treuen Diener wohl an, ohne Wissen seines Herren das Land einem Anderen zu geben und von diesem auch noch Geld zu verlangen, um damit Verräter zu erkaufen! Wahrhaftig — setzte sie hinzu — so würde Csáky mich nicht verraten haben, — er hat mir nicht zehn Gulden wert Schaden gemacht.»

Einige Monate darauf fand eine neue Fürstenwahl statt. Das erste Votum gab Katharina ab: sie stimmte für Rákóczy, und mit ihr das Land. «Ich bitte Ew. Hoheit, mir den Gefallen zu tun und Rákóczy ein guter Freund zu bleiben»,<sup>1</sup> schrieb sie an ihren Bruder, unzweifelhaft mit dem Hintergedanken, Bethlen auch damit Aerger zu bereiten.

## II.

Der Churfürst von Brandenburg übersandte den langen, mit Klagen erfüllten Brief Katharina's sofort seinem Schwager, Gustav Adolf, der sich Pommerns bereits bemächtigt, sich mit Tilly gemessen hatte und gegen Frankfurt an der Oder zog. Die Allianz zwischen den beiden Herrschern war noch nicht geschlossen, es bestand aber zwischen ihnen der vertrauliche Familienverkehr. Was der Schwedenkönig schon bisher erreicht, erfüllte die Welt mit Bewunderung oder mit Schrecken, je nach dem Interesse derselben. Das Wort eines solchen Mannes war auch aus der Ferne von Gewicht, und er würde dieses Wort auch ohne das Zutun des Brandenburgers ausgesprochen haben. Er kannte aber das mensch-

<sup>1</sup> Urkundensammlung I.

liche Herz zu gut und war über die Schwäche seiner Frau Schwägerin zu genau unterrichtet, um nicht beurteilen zu können, dass das Drama, welches Katharinen den Tron kostete, wenn es auch wirklich den von ihr beschriebenen Verlauf hatte, tiefer liegende Ursachen gehabt haben dürfte.

Ausserdem war er, wenn Katharinens Schicksal ihm auch Theilnahme abnötigte, doch nicht geneigt, ihr auch nur ein Haar breit von seinen höheren Zielen zum Opfer zu bringen, — und so beeilte er sich mit der Intervention nicht. Es stand bereits klar vor seinen Augen, dass die Waffen der Dalakarlier bald im Herzen Deutschlands blitzen werden: wenn er nun das, was er mit Gabriel Bethlen vorbereitet, durch dessen Nachfolger erreichen könnte? Er hielt dafür, dass die Sache doch eines Versuches wert sei. Ein Bündniss mit dem siebenbürgischen Fürsten könnte ihm dann zu einer mächtigen Stütze werden.

Wer wäre geeigneter, die Erreichung des doppelten Zieles: einerseits des Interessenschutzes Katharina's, andererseits des siebenbürgischen Bündnisses zu versuchen, als der Staatsmann, der bereits zweimal in Siebenbürgen gewesen, der mit den dortigen Verhältnissen vertraut ist, — Paul Strassburg? — wiewohl die Mission, eben wegen des zwischen ihren beiden Theilen bestehenden Gegensatzes, eine heiklige war. Wie sollte er die Interessen Katharinens Demjenigen gegenüber wahren, dem er ein Bündniss anbietet?

Die Instruction, welche Strassburg empfing, enthielt die nöthige Unterweisung hiezu.

Der König stellte diese Instruction für Strassburg und die Briefe an Katharina, Rákóczy, Bethlen und die Pfortenmächte am 30. April in Frankfurt aus.<sup>1</sup> Alles dies war jedoch nur nach Massgabe der Umstände zu verwenden. Denn vor allem Anderen musste Strassburg bezüglich der Gründe, welche die Tronenthörung Katharinens herbeigeführt hatten, ins Klare kommen: zu welchem Glauben sie sich bekenne, wo sie ihre Leidenschaften

<sup>1</sup> Urkunden V.—IX.

hinziehen, welche Pläne sie im Stillen brüte, wer sie leite, ob sie Verbindungen mit den Verrätern unterhalte? Wenn sie im Glauben nur erst erschüttert sei, möge er trachten, sie darin zu erhalten: sie könne ja in ihr Vaterland zurückkehren, wo für eine ihrem Range entsprechende Verheiratung Sorge getragen werden soll. Wenn dagegen keine Hoffnung zu ihrer Umkehr mehr vorhanden sei, — möge Strassburg ihr vorstellen, welche Schande ihr Schritt auf die Könige von Schweden, Dänemark und England, und auf das Haus Brandenburg bringen würde. Grosse Behutsamkeit empfahl der König hinsichtlich der mit Rákóczy zu pflegenden Unterhandlungen: er möge sich überzeugen, ob Rákóczy mit ganzer Seele geneigt sei, am Kriege Theil zu nehmen und ob seine Stellung in Siebenbürgen Gewähr dafür leiste, dass er über Krieg und Frieden zu entscheiden habe? Wenn ja: möge er die Angelegenheiten Katharinens nur mit entsprechender Mässigung behandeln. Er möge ihn dafür zu gewinnen trachten, dass er den Fusstapfen seines Vorgängers nicht blos in der Regierung, sondern auch in der Aufrechthaltung der Verbindungen mit den auswärtigen Mächten nachgehe. Andererseits legte er ihm die Unterstützung der Interessen Katharinens in Siebenbürgen und bei der Pforte an das Herz.<sup>1</sup>

Es stand jedoch im Buche des Schicksals geschrieben, dass auch diese Mission Strassburg's — ebenso wie die frühere bei Gabriel Bethlen — zu Wasser werden sollte. Er hatte die erwähnten Schriftstücke noch nicht recht an sich genommen, als er so schwer erkrankte, dass er ein volles halbes Jahr lang, bis zum 22. November, von Elbing nicht abreisen konnte. Für den vollen Erfolg aber würde erforderlich gewesen sein, dass, sowie Gustav Adolf im Herzen Deutschland's anlangte, auch Rákóczy die Offensive ergreife. Als dieser auszog, war Alles schon zu spät: die Schlacht bei Breitenfeld am 7. September hatte die Macht der Liga vollständig gebrochen, Tilly war bereits todt und die Sachsen in Böhmen.

<sup>1</sup> Urkunden IV.

Wenn indessen ein Jahr auch verlorengegangen war, konnte er noch immer auf die Zukunft hoffen. Er hatte ebenso unter den Agenten Rákóczy's, wie an der Pforte seine Bekannten. Der Winter und Frühling stand vor ihm und während dieser Zeit glaubte er viel erreichen zu können, wiewohl gerade hinsichtlich des auf Katharina bezüglichen Theiles seiner Mission die Verhältnisse in der Zwischenzeit sich viel ungünstiger gestaltet hatten.

Wie freundlich sich Rákóczy anfangs gegen Katharinen erwies, — ebenso sehr erkaltet fand sie ihn später. Sie würde Siebenbürgen gerne schon verlassen haben, konnte jedoch nicht loskommen. Es war hiefür ein grosser Preis gesetzt: die Festung Munkács.

Fürwahr, die bitterste unter allen Klagen Katharinen's war die auf diese Festung bezügliche. Wegen derselben hatte sie sich von Bethlen abgewandt und wegen ihr kam sie mit dem neuen Fürsten in Conflict. Es kam ihr vor, dass, wie vordem der Gouverneur, so jetzt dessen Nachfolger, sie ihrer Rechte berauben wolle. Sie erwog nicht, dass, wenn Rákóczy dasselbe tun will, was vorher Bethlen tun wollte, diese Consequenz doch auch einen anderen Grund, als den Eigennutz haben könnte.

Und diese Sache hatte in der Tat ihren wichtigen politischen Grund.

Munkács in ihrer Hand bedrohte die Selbstständigkeit Siebenbürgens. Sie hatte die Festung Csáky gegeben — und nicht an ihr, sondern an Balling, dem patriotischen Commandanten der Festung lag es, dass sie nicht in seinen Besitz übergegangen war. In der Nachbarschaft Polens gelegen, konnte sie der Herd der Offensive werden. Sie war auch für kleine Söldnerhaufen, wie sie Homonnai mehreremale gegen Siebenbürgen führte, eine wichtige Position, ebenso wie sie auch für den Fürsten eine unentbehrliche Position war. Darum konnte sie nicht in Katharinen's Besitz gelassen werden; es war nur die Frage, welchen Preis sie für den Verzicht erhalten und mit welcher Summe sie entschädigt werden sollte.

Der Preis, den Rákóczy bot, war damals noch gering. Aber Csáky durfte nicht nach Siebenbürgen kommen und Katharina

wünschte von dort fortzukommen; dies erleichterte den Handel. Katharina adoptirte den jüngeren Sohn Rákóczy's, Siegmund, und stellte darüber am 26. Juni in Weissenburg auch einen Revers aus. «Nach ihrem Tode soll Munkács dem Prinzen Siegmund zufallen — und dieser soll, wenn Katharina sich wieder verheerlichen sollte, ihrem Erben die Hälfte der Inscriptional-Summe 150,000 fl. auszahlen. Umgekehrt, wenn sein Nachfolger die Feste auslösen sollte, solle er die gleiche Summe erlegen.<sup>1</sup>

Noch bevor sie den auf Munkács bezüglichen Vertrag unterschrieben hatte, sandte sie Johannes Mohila, den depossedirten Wojwoden der Moldau, mit dem Vermächtniss ihres seligen Gemahls für den Churfürsten von Brandenburg, am 2. Mai hinaus, den Churfürsten um Gotteswillen bittend, er möchte sie nicht, wie bisher, verlassen; und sobald sie aus dem Lande gegangen war, sandte sie aus Tokaj einen zweiten Boten, Ludolf Stecho, dem ersteren nach. Die Folge der Klage war, dass Strassburg sowohl vom Churfürsten als auch vom Schwedenkönig neuere Mahmschreiben erhielt.<sup>2</sup>

In der ungünstigen Herbstzeit konnte Strassburg nur schwer vorwärts kommen. Er hatte aber auch einen anderen Anstand. Man erfuhr in Polen, dass seine Mission nicht bloß nach Siebenbürgen, sondern auch an die Pforte laute und dies schlug den Polen einen Nagel in den Kopf. Er sandte von der Grenze an den polnischen Kanzler die Bitte um Bewilligung der freien Durchreise durch das Land. Der Kanzler antwortete ihm erst nach mehreren Tagen (Warschau 5. Dec.) und drückte seine Verwunderung darüber aus, dass er sich ohne Reisepass auf den Weg gemacht habe. Er erteilte indessen die erbetene Einwilligung<sup>3</sup> und gab ihm den königlichen Kämmerer, Stanislaus Nastacky, als Geleitsmann an die Seite.

Er langte am Weihnachtsabend in Zambor, unweit der unga-

<sup>1</sup> Urkunden X.

<sup>2</sup> Urkunden IX. XI.

<sup>3</sup> Urkunden XII.

rischen Grenze an, von wo er nach eintägiger Ruhe mit seiner Begleitung weiter reiste. Am 12. Jänner 1632 erreichte er die ungarische Grenze und schloss sich dem ihn hier erwartenden ungarischen Geleite, bestehend aus 80 Cavalleristen und 200 Infanteristen, an. Es war Mitte Jänner, als er in Munkács anlangte. Katharina war unendlich erfreut, dass sich der König der Sache «der armen elenden, von Vielen verlassenen Witwe» annehme; sie tat ihm sogleich zu wissen, dass sie vom Kaiser die Erlaubniss erhalten habe, mit ihm in Unterhandlungen zu treten, und sie werde nicht ermangeln, ihn nächstens wissen zu lassen, wo sie zusammen kommen könnten.<sup>1</sup> Rákóczy erfuhr durch Balling von Munkács die Ankunft Strassburgs und der Fürst drückte ihm sofort in einem freundlichen Schreiben vom 22. Jänner seine Freude über seine Ankunft aus und tat ihm zu wissen, dass er zu seiner Bewillkommung und Hereingeleitung zwei Magnaten, Martin Gerendi und Georg Vitéz, als seine Bevollmächtigten, ihm entgegengesandt habe.<sup>2</sup>

Strassburg brach am 1. Februar von Munkács auf und setzte seine Reise über Huszt — wo er der Gast des alten Stephan Bethlen war — nicht ohne alle Gefahr — denn in der Nähe von Szathmár wurde er von einer Truppe Ferdinands attackirt — nach Siebenbürgen fort, ohne mit Katharina zusammenzutreffen, mit welcher er indessen durch Briefe und Botenposten in Contact stand. Von Deés angefangen, wo er nur durchfuhr, wurde er allerorten feierlich und mit Gastmählern empfangen.

Am 7. Februar langte er in Alba Julia an. Mikó besuchte ihn sofort; er hätte bei ihm gerne ausgewirkt, dass er bei der öffentlichen Audienz die Angelegenheit Katharinens ganz unberührt lassen möchte. Allein Strassburg ging hierauf nicht ein und die Audienz erfolgte drei Tage darauf ohne jede Bedingung. Weissenburg war damals sehr volkreich; die Elite des Landes hatte sich daselbst zur Hochzeitsfeier Samuel Alia's eingefunden, welcher die Nichte der Fürstin zum Altar führte. Es war der ganze Hof,

<sup>1</sup> S. Urkunden XIII.

<sup>2</sup> S. Urkunden XIV.

sämmtliche Räte und die beiden Söhne Rákóczy's anwesend. An diesem Tage jedoch war blos Audienz; die Unterhandlungen nahmen nachher ihren Anfang.

Rákóczy machte auf Strassburg einen günstigen Eindruck. Er tut seiner in seinem Berichte vom 22. Februar mit vielem Lobe Erwähnung, mit Hervorhebung seiner geistigen Anlagen — wie wohl er in diesem Punkte hinter Bethlen zurückstehe — seiner freundlichen Gesinnung, seines Ansehens in Siebenbürgen und Ungarn. Er fand, dass die vielen Chikanen der Kaiserlichen seine Geduld bereits völlig erschöpft haben und dass er bereit sei, die Stützen seiner Fürstenherrschaft unter den Feinden des Hauses Oesterreich zu suchen. Es sei indessen fatal, dass die Schätze Bethlens bereits vollständig vergeudet worden seien und das Land unvermögend sei, das Heer aus eigenen Mitteln zu erhalten. Dessenungeachtet fand er ihn geneigt, mit dem Schwedenkönig ein Bündniss einzugehen und ihm seine diesbezüglichen Bedingungen mitzuteilen. Andererseits behielt auch Strassburg die Entscheidung betreffs der Höhe der Geldsumme und der übrigen Bedingungen dem Schwedenkönige vor.<sup>1</sup>

Gleichzeitig mit diesem Berichte schrieb auch Rákóczy. Die definitive Entscheidung in einer so wichtigen Angelegenheit könne nicht ohne Anhörung seiner Räte erfolgen und Strassburg eile ohnehin auf die Pforte. Den definitiven Bescheid — d. h. die Bedingungen — werde er ihm also später mitteilen.<sup>2</sup>

Strassburg eilte in der Tat. Er brach schon am 4. März von Kronstadt auf. Mit Katharina verkehrte er auch weiterhin nur brieflich und sie sandte ihm alles Dasjenige, was sie bei der Pforte hinsichtlich Munkács und Tokajs behufs Verbesserung ihres Looses erreicht haben wollte, schriftlich nach.<sup>3</sup> Rákóczy aber liess gleichzeitig seinen Pfortengesandten Stephan Szalánczy abreisen, damit

<sup>1</sup> Urkunden XVI.

<sup>2</sup> S. Urkunden XVII. Strassburgs Eingabe an die siebenbürgischen Rats Herrn in *Actes et documents pour servir à l'histoire de l'alliance de George Rákóczy etc.* par A. Szilagyi (Budapest, M. Ráth, 1874) I. S. 3.

S. Urkunden XVIII., XIX.

er Strassburg in jeder Beziehung unterstütze und die Erzielung eines Bündnisses der Pforte mit dem Schwedenkönig nach Kräften fördere — indem er sich auf diese Weise auch für seine eigene Einmischung die Wege ebnen wollte; denn zu dieser würden sie eine günstigere Zeit als die gegenwärtige gar nicht finden.<sup>1</sup>

Während Strassburg auf der Pforte bemüht war, den Habsburgern einen neuen Feind auf den Hals zu hetzen, begann Gustav Adolf selbst die Bedingungen des mit Rákóczy einzugehenden Bündnisses ernstlicher zu erwägen. Denn der behutsame Fürst liess dasjenige, was er in seinem Briefe verschwiegen oder geleugnet hatte, durch Bonczidai sagen, den er in Folge der mit Strassburg gepflogenen präliminären Unterhandlungen in das schwedische Lager sandte. Es sollten binnen einem halben Jahre alle Mitglieder der Union in das Bündniss mit ihm eintreten. Es sollte der Betrag der Geldhilfe festgestellt und für den Fall des Misslingens der Unternehmung seine Schadloshaltung gewährleistet werden.

Niemals haben sich zwei gegensätzlichere Charactere vereinigen wollen, als diese beiden. Der Fürst seinerseits die verkörperte Behutsamkeit: besorgt, umsichtig, voll Bedenklichkeiten, zu keinem Risiko geneigt. Der König rasch im Entschliessen, sicher im Auftreten, Bagatellen nicht berücksichtigend. Jener erstreckte seine Aufmerksamkeit auf die Einzelheiten bis zur Haarspalterei und liebte es, sich mit dem Bollwerke der Garantien zu umschanzen. Dieser betrachtete alles aus höheren Gesichtspunkten und liess sich auf seinem Wege zum Endziel durch Bedenklichkeiten nicht aufhalten.

Als ein Mann, der in seine Mission Vertrauen hatte, suchte er auch in Rákóczy einen Verbündeten dieser Art. Er spielte hierauf in seinem aus Augsburg am 18. Mai geschriebenen Antwortbriefe an. Ob Rákóczy wohl einen besseren Verbündeten, als er, und eine stärkere Bürgschaft, als sein Wort, haben könne? Ob er nicht Deutschland vor dem Falle bewahrt habe? Ob er die Bitte

<sup>1</sup> Rákóczy's Brief von 9. März in Landesarchiv zu Budapest.



seiner eigenen Staaten, er möchte heimkehren, so oft sie auch wiederholt wurde, nicht zurückgewiesen habe? Ob er denn nicht mit all seiner Kraft Alles getan habe, was nur getan werden kann? Die göttliche Gnade habe ihm Gelegenheit gegeben, den seine Seele erfüllenden Eifer für das allgemeine Wohl auch zu betätigen. Rákóczy werde gewiss überlegen, was er schon Alles getan habe, und diese günstige Gelegenheit zur engeren Verbündung nicht ungenutzt vorübergehen lassen.<sup>1</sup>

Bonczidai begann nach seinem Eintreffen die Punktationen Rákóczy's durch Oxenstierna verhandeln zu lassen. Schon dass unterhandelt werden musste, war nicht nach des Königs Geschmack und er verkannte in dieser Hinsicht die Stellung des Fürsten vollkommen. Er betrachtete sich als den Vorkämpfer einer Idee, welche bereits den Triumph des Gelingens feiert. Es erübrigte nur noch der letzte Streich; er macht Rákóczy zum Teilnehmer dieses Ruhmes: und darüber soll er mit ihm feilschen, wie mit einem Krämer? Er hatte natürlich keinen Begriff von der eigentümlichen Lage und den eigenartigen Verhältnissen Siebenbürgens und vermochte nicht zu verstehen, dass der Fürst, ausser der von Natur ihm angeborenen Behutsamkeit, auch durch die Umstände, durch die Verfassung des Landes und durch sein Verhältniss zur Pforte angewiesen war, jeden riskanten Schritt zu vermeiden. Alles dies lässt es als begreiflich erscheinen, dass Gustav Adolf nahezu unbedingten Anschluss forderte, wie er es mit den deutschen Churfürsten und Landesherren getan hatte.

Auch sein Kanzler erblickte bereits eine Unkenntniss der Verhältnisse darin, dass Rákóczy das Bündniss binnen einem halben Jahre durch die sämmtlichen übrigen Bundesgenossen bestätigt haben wollte: da doch der König von dem Moment an, wo er seinen Fuss auf deutschen Boden gesetzt habe, das Haupt des Bundes sei, Alles von ihm abhängen und nur mit ihm unterhandelt werden könne. Für den Fall indessen, dass sie vom Glücke verlassen

<sup>1</sup> Siehe Urkundensammlung XXII. Rákóczy's Brief München Coll. Cam. 53.

würden, könne der Fürst versichert werden, dass für ihn gesorgt werden würde. Auch Geld könne ihm nicht gegeben werden: er möge sein Heer auf die Weise erhalten, wie es der Schwedenkönig tue. Auch könne kein stehendes Armee-corps an der schlesischen Grenze gehalten werden: für die Sicherheit des Fürsten sei ja hinlänglich dadurch gesorgt, dass die schwedischen Truppen an der österreichischen Grenze stehen. Ueber das Schicksal der occupirten Provinzen könne gelegentlich des Friedensschlusses die Rede sein. Wenn indessen der Fürst auf das Bündniss eingehen wolle und die günstige Gelegenheit zum Angriffe des Feindes ergreife, werde der König in Alles, was zum Vorteile und zur Ehre des Fürsten gereicht, mit Freuden einwilligen.<sup>1</sup>

In diesem Geiste, wiewohl in sehr höflichem und herzlichem Tone, sprach auch das von Hersbruck am 25. Juni datirte und durch Bonczidai übersandte Antwortschreiben des Königs,<sup>2</sup> — und darin lag ohne Zweifel eine gewaltige Enttäuschung für Rákóczy. Trotzdem er sich indessen hinsichtlich der erwarteten Antwort getäuscht hatte, brach er die Unterhandlungen nicht ab. Denn er pflog zu derselben Zeit auch mit dem Kaiser Friedensunterhandlungen, deren Ausgang ebenfalls noch in der Schwebe war. Ausserdem musste er abwarten, welchen Erfolg die Mission Strassburgs in Konstantinopel haben würde.

Rákóczy hatte zu dieser Zeit ausser seinem regelmässigen Orator auch eine Botschaft an der Pforte, deren Führer Tholdalagi und Serédi waren.<sup>3</sup> Ihre Aufgabe war, nicht nur Strassburg in seinen Bemühungen für die schwedische Allianz zu unterstützen, sondern ihn auch zu controliren und zu contrebalanciren, wenn er etwa durch Unterstützung der Interessen Katharinens Unannehmlichkeiten vorbereiten sollte.

Strassburg wurde am 6. April unweit Konstantinopel vom belgischen Botschafter Cornel Haga und von Tholdalagi und Serédi empfangen. Von da an war sein Weg ein wahrer Triumphzug.

<sup>1</sup> Urkunden XXV.

<sup>2</sup> Urkunden XXVI.

<sup>3</sup> Ihre Berichte im Landesarchiv zu Budapest.

Sein Empfang seitens der Pforte war ein so glänzender, wie ihn die Pforte nur in den allerseltensten Fällen in Scene setzte, wiewohl Strassburg mit leeren Händen kam, nicht eines Hellers Wert Geschenke, — nicht einmal den Botschaftertitel mit sich brachte. Es war bei der Pforte vordem nie vorgekommen, dass man einen solchen Menschen des Wortes gewürdigt hätte: aber Gustav Adolfs Ruf war so gross, der Glanz seiner Siege blendete die Augen der Grossveziere dermassen, dass der Zauber seines Namens Alles ersetzte. Um den Gesandten des Schwedenkönigs in seinem Serail sehen zu können, sah der Sultan alles Andere nach.<sup>1</sup> Die Gesandten, der Patriarch Cyrill, der Grossvezier und die Paschas beeilten sich mit den beiden siebenbürgischen Gesandten, ihn am 15. April zu bewillkommen; einige Tage darauf wurde er vom Mufti und Kapudan Pascha und am 2. Mai vom Sultan empfangen. Ueberall, von allen Seiten die gleiche zuvorkommende Freundlichkeit, und die Pforte zeigte sich in der That geneigt, nicht blos den Zwiespalt zwischen Katharina und Rákóczy zu schlichten und Gustav Adolf in ihre beständige Freundschaft aufzunehmen, sondern auch einen Angriff auf Ferdinand auszuführen.

Am 24. Juni hatte Strassburg Abschieds-Audienz und am 12. Juli reiste er nach Siebenbürgen zurück.

Hier indessen hielt er sich noch längere Zeit auf. Er bemühte sich nach beiden Seiten hin zu vermitteln. Katharina verliess Ende August Kaschau und erklärte Anfang September ihre früher gegebene Vollmacht für weiter gültig.<sup>2</sup> Sie reiste aber auch von hier weiter gegen Tyrnau zu. Aus Turan beklagte sie sich bei Strassburg, dass David Zólyomi sie mit einem Prozess bedrohe — infolge einer Donation, von welcher sie keine Kenntniss habe. Entweder sei mit ihrer vor drei Jahren gegebenen Schrift ein Missbrauch getrieben oder sei die Donation ohne ihr Wissen auf eines der Blanquette geschrieben worden, welche sie Csáky gegeben hatte.<sup>3</sup> Strassburg indessen nahm, was sie schrieb und klagte,

<sup>1</sup> Urkunden XXIII. u. XXXVI.

<sup>2</sup> Urkunden XXVIII, XXIX. u. XXX.

<sup>3</sup> Urkunden XXXI.

für baare Münze, und indem er die siebenbürgischen Verhältnisse nicht kannte und über Katharinens Schwächen die Augen zudrückte, erstattete er an den schwedischen Kanzler einen Bericht, welcher ihn mit seiner früheren Zuschrift in Widerspruch brachte, und zog auch Rákóczy selbst Unannehmlichkeiten zu. Dieser gab am 20. October in Grosswardein seine endgiltige Entscheidung, welche vollständig abweisend lautete. Die nächste Zukunft bewies, dass Rákóczy Recht gehabt hatte: Katharina wurde noch während dieser ihrer Reise katholisch.

Was Strassburg auch dann noch dort zu bleiben veranlasste, war die Bündnissangelegenheit. Das Schicksal entschied auch diese Frage. Am 6. November fiel Gustav Adolf auf dem Schlachtfeld von Lützen. Um einen so hohen Preis erhielt Rákóczy's Behutsamkeit ihre Rechtfertigung: denn nunmehr konnte von einem Bündniss auf der angeregten Grundlage keine Rede mehr sein.

Und doch kam es kaum ein halbes Jahr darauf wieder zur Sprache. Am 13. April 1633 schloss Axel Oxenstierna, als Bevollmächtigter des schwedischen Staatsrates, mit den protestantischen Fürsten das Heilbronner Bündniss und gleich Tags darauf schrieb er an Strassburg, er möge die Unterhandlungen mit Rákóczy fortsetzen. Damals hatte die Einigung zwischen Ferdinand und Rákóczy in Eperjes zwar bereits begonnen, aber Strassburg wurde am 20. Mai von Weissenburg mit der Zusicherung entlassen, dass Rákóczy, wenn seine Bedingungen — zum Theile dieselben, die er Gustav Adolf gestellt hatte — angenommen werden, die Unterhandlungen mit dem Kaiser abbrechen werde. Er erhielt im Wege des Grafen Thurn zwar die Zusicherung, dass er alle drei Monate 50,000 fl. erhalten werde — darüber aber, ob die Churfürsten von Sachsen und Brandenburg, welche nicht Mitglieder des Heilbronner Bündnisses waren, die verlangte Assecutoria mitunterschreiben werden, erhielt er keine Zusage. Demzufolge sandte er am 5. Sept. einen Gesandten nach Deutschland behufs Discussion der zweifelhaften Punkte und Abschluss der Vereinbarungen.

Diesen Gesandten empfing der sächsische Churfürst am 4. October. Rákóczy verlangte, dass sämtliche Mitglieder des

Bundes ihn und seine Familie assecuriren, dass sie ihm ständig deutsche Truppen an die Seite geben und Ungarn, wenn er es occupire, ganz ihm überlassen, — Frieden aber in keinem Falle schliessen sollten, ohne die sieben Comitate ihm zu sichern. Auch mögen sie ihm zu jeder Angarie 50,000 fl. Hilfsgeld auszahlen. Ausserdem brachte der Gesandte Rákóczy's Anstände betreffs der ihm mittelst Thurn mitgetheilten Punkte vor; er halte diesen Brief für keine hinreichende Bürgschaft, indem denselben weder die beiden Churfürsten, noch Oxenstierna unterschrieben hätten, — und da er hieraus ersehen habe, dass man nicht Willens sei, ihn in das Bündniss aufzunehmen, habe auch er die Eperjeser Unterhandlungen nicht abgebrochen. Wenn sie jedoch die Assecuratoria so ausstellen wollen, wie er es wünsche: werde er auch bei der Pforte seine Unterhandlungen behufs Erwirkung der Bewilligung der Offensive fortsetzen und wenn der Friede in Eperjes auch schon abgeschlossen sei, das Friedens-Diplom nicht ratificiren. Der Gesandte erhielt am 4. Dec. die Antwort, der Churfürst müsse erst mit dem schwedischen und französischen Hofe ins Reine kommen und könne erst dann eine definitive Antwort erteilen.

Die Höfe von Schweden und Frankreich bewilligten aber die verlangte Assecuratoria nicht, — und so nahmen die ersten Unterhandlungen Georgs I. Rákóczy mit der schwedischen Krone ein Ende.

### III.

Einige der nun folgenden Jahre waren Jahre der Prüfungen ebensowohl für Rákóczy, wie für die Verbündeten. Jener konnte, mit Zólyomi, dem Prätendenten Moses Székely und Stephan Betlen beschäftigt, an ein offensives Auftreten gar nicht denken. Die Erfolge dieser machte die Schlacht bei Nördlingen (1634) mit einem Schläge zunichte. Die protestantischen Fürsten verliessen nacheinander die alte Fahne und kaum drei von ihnen blieben den Schweden treu. Aber in diesem kritischen Momente bekannte

Frankreich, welches bisher nur heimlich auf Seiten der Protestanten gewesen war, offen Farbe. Banér führte seine siegreichen Truppen in das abtrünnige Sachsen und sowie der Kriegsschauplatz den Erbländern näher rückte, begann Siebenbürgen wieder eine Rolle zu spielen.

Rákóczy's Agent war der, als Professor an der Weissenburger Akademie wirksame, hochgebildete Bisterfeld. Er bereiste während der Jahre 1637—39 dreimal die Höfe der Westmächte. Rákóczy's unerlässliche Bedingung war, dass die Allianzurkunde von den Schweden und Franzosen unterfertigt werde. Bisterfelds zweite Pariser Reise hatte die Folge, dass im Herbst 1638 ein französischer Agent, Du Bois, nach Siebenbürgen kam und am 15. November in Bistritz vom Fürsten empfangen wurde, welcher ihm seine Bedingungen überreichte, unter denen er geneigt sei in das Bündniß einzutreten und seine Truppen nach Schlesien zu führen.<sup>1</sup>

Die Verhandlungen zwischen den Franzosen und Schweden wurden in Hamburg gepflogen und die schwedische Krone gab am 1. Dec. 1638 ihrem dortigen Gesandten, Johann Salvius, Vollmacht zum Abschluss einer Uebereinkunft mit dem Gesandten Rákóczy's.<sup>2</sup> Die von Rákóczy aufgesetzten Punktationen dienten als Basis und der Allianzentwurf wurde in Hamburg ausgearbeitet.<sup>3</sup> Bisterfeld war indessen zur Annahme desselben nicht ermächtigt, der Tod Bernhards von Weimar aber hatte den Rückzug Banérs aus Böhmen zur Folge. Solcherweise wurde der Kriegsschauplatz wieder nordwärts verschoben und Rákóczy's Intervention erschien nicht mehr so notwendig.

Rákóczy wollte die Allianz in Siebenbürgen abschliessen. Man hatte ihm bisher immer Hoffnung gemacht, dass die Mächte zu diesem Zwecke ihre Vertreter zu ihm senden würden, — statt

<sup>1</sup> S. Rákóczy's Forderung und die französischen Vollmachtschreiben in den *Actes et Documents* S. 20.

<sup>2</sup> Urkundensammlung XLI.

<sup>3</sup> Urkundensammlung XLV.

dessen aber gab ihm Johann Salvius aus Hamburg vom 14. November zu wissen, dass die Einigung zwischen so vielen verschiedenen Mächten wegen der Entfernung der Orte ihre grossen Schwierigkeiten habe, — dass er jedoch darauf bedacht sein werde, dass die Angelegenheit nicht einschlafe.<sup>1</sup>

Sie schlief indessen faktisch doch ein, und erwachte nur wieder, als Torstenson das Obercommando übernahm und den Kriegsschauplatz wieder an die österreichische Grenze verlegte.<sup>2</sup>

ALEXANDER SZILÁGYI.

### DER SCHWARZE IVÁN.<sup>3</sup>

Eine in der ungarischen Geschichte bis jetzt sehr wenig gekannte und nur mangelhaft gezeichnete Gestalt ist die des «schwarzen Iváns», der in dem Kampfe um die Krone des heiligen Stefan zwischen König Ferdinand und Johann Zápolya eine so hervorragende Rolle gespielt hat.

Als nach der entsetzlichen Niederlage bei Mohács (1526) Ungarn fast erstarrt vor Schrecken und Trauer war und die allgemeinen Zustände immer unerträglicher wurden, beschloss der Bischof von Erlau, Paul Várday, die Edelleute aus den nächsten Comitaten nach Miskolcz zu berufen, um dort über die Wahl eines neuen Königs zu beraten. Es geschah auch so. Dort beschloss man, eine noch zahlreichere Versammlung am 14. Oktober in

<sup>1</sup> Urkundensammlung XLIV.

<sup>2</sup> Die Unterhandlungen mit Schweden und Frankreich sind in den oben 5. XVIII. citirten *Actes et Documents*, wo die bezüglichen Urkunden, der ganze interessante Briefwechsel und die Documente zu Rákóczy's Einfall in Mähren mitgeteilt sind.

<sup>3</sup> Unter den kleineren historischen Arbeiten des Professors an der Universität Krakau Dr. Stanislaus Smolka erschien jüngst diese für die Geschichte Ungarns interessante historische Studie, welche Dr. Ludwig Szadeczky in einer der letzten Sitzungen der ungarischen historischen Gesellschaft in ungar. Uebersetzung vorgelegt hat. Die obige Bearbeitung der interessanten Abhandlung des polnischen Historikers haben wir Frau KLARA FOCKEN ROZAŃSKA zu verdanken.

Die Red.

Tokaj abzuhalten und Johann Zápolya zum König von Ungarn zu wählen.

In jenen denkwürdigen Tagen, wo das Schicksal Ungarns sich für lange Jahre entschied, erschien zuerst in Tokaj bei Zápolya der «Schwarze Mann», Iván. Der stolze Wojewode konnte sich seiner wohl kaum entsinnen, obwohl der «schwarze Iván» bis vor nicht langer Zeit noch sein Brod gegessen und demütig im Stalle die herrschaftlichen Pferde geputzt hatte. Wie könnte auch so ein ungarischer Magnat, der mit einer Schaar von Dienern umgeben ist, jeden einzelnen seiner Knechte im Gedächtnisse behalten?

Umsomehr kannte man Iván in den Domestikenstuben am Wojewodenhofe, denn wer einmal der wunderlichen Gestalt dieses «schwarzen Mannes» begegnet war, dem prägte sie sich für lange ins Gedächtniss ein. Von mittlerem Wuchse, schlank, mit ausdrucksvollen Gesichtszügen, welchen eine Adlernase den Stempel von Energie und Unternehmungslust verlieh, eine fahle Teintfarbe, die fast ins Braune überging, das rechte Auge blind, — und von diesem Auge bis zum Fuss hatte er einen breiten schwarzen Striemen (Streifen), welchem dieser «schwarze Mensch» seinen Beinamen verdankte.

Niemand, der mit ihm aus einer Schüssel ass, würde damals erraten haben, was noch aus diesem «schwarzen Menschen» einstens werden würde. Man hätte dem Anscheine nach getrost schwören können, dass Iván einen ruhigen Tod im Stalldienste zu erwarten habe! So war es bis zur Schlacht bei Mohács.

In den unruhigen Kriegszeiten, während der allgemeinen Verwirrung, verschwand plötzlich Iván vom Hofe des Wojewoden, ohne dass Jemand nach ihm weiter gefragt hätte. Bald aber sprach man in ganz Ungarn von ihm, — obwohl der Sultan noch nicht aus dem Lande war und man nach den fürchterlichen Niederlagen genug anderes zu denken und zu sprechen hatte. — Plötzlich zeigten sich in Siebenbürgen riesige, mangelhaft bewaffnete Pöbelhaufen, deren Anführer kein anderer als der «schwarze Iván» war. Die Ungarn sahen mit Schrecken auf dieses sich bildende Heer. Noch stand ihnen ja frisch das Gespenst der letzten



Bauernhorden vor den Augen, welche Zápolya in furchtbaren Schlachten überwältigt hatte (1514).

Die Horden Iváns bestanden aus einem Pöbel der verschiedensten Art. Da fanden sich Bauern, welche in diesen unruhigen Zeiten ihren Herren entlaufen waren; Einwohner von den Gegenden, die unter dem Schlage des türkischen Anfalles zumeist gelitten; Ankömmlinge aus den ferneren Donauländern, die schon sehr lange durch den Sultan unterjocht waren. Selten gesellte sich ein Ungar zu ihnen. Den Kern dieses vielsprachigen Haufens bildeten Slaven: Serben und Bulgaren.

Kein Wunder, dass sich in Zeiten solcher Niederlagen Schaa- ren unter das Banner der Verteidigung gegen die Türken bilden konnten! Aber wie verwandelte sich jene Missgestalt, der besoldete Knecht des Wojewoden, zu ihrem Anführer? Er musste doch nicht wenig Verstand und Geschicklichkeit besitzen, um in kurzer Zeit sich derart in die Höhe schwingen zu können. In solchen Zeiten, muss man aber eben erwägen, macht sich ein solch absonderlicher Mensch eher bemerkbar, als ein anderer. Seine Missgestalt, der schwarze Striemen, diente eben Iván als Werkzeug. Nichts konnte auf die erregte Menge stärker als eine solche Absonderlichkeit wirken. Iván nützte sie auch in vollem Maasse aus. — Das ist ein neuer von Gott gesandter Messias, so tönte es mit vernehmlichem Echo überall, ein Gesandter des Himmels, dem Gott die Macht seines Armes verliehen hat, um die Ungläubigen zu Staub zu zertreten. Noch nicht genügend schien ihnen dieses Lob. Von Mund zu Mund ging die Kunde, dass der geheimnissvolle Mensch ein Nachkomme der alten serbischen oder bulgarischen Herrscher sei, jener tapfern Verteidiger des christlichen Glaubens, welche die mörderischen türkischen Waffen ausgerottet hatten. Jetzt erschien Iván als Rächer ihres Blutes und Ruhmes und verkündete den grossen durch die Türken so schändlich unterjochten Slavenländern neues Leben, volle Freiheit. Man dichtete Iván eine wundertätige Macht an. Immer phantastischere Gestalten annehmend, gingen die Erzählungen weit und breit und priesen die Wunder des neuen Propheten. Es genügte, dass die Kunde

an die Donau kam, da wuchsen die Genossen Iván's täglich mehr durch ferne Ankömmlinge an, die unter seiner Fahne zu siegen oder zu sterben dürsteten. Kaum waren einige Wochen vergangen, da wurde der «schwarze Iván» eine Macht, mit der jeder Kandidat auf die Krone des heiligen Stefan rechnen musste.

Es war also leicht begreiflich, dass Zápolya ihn zu sich berief. Schwerer ist es zu begreifen, dass Iván auf Befehl seines gewesenen Herrn in Tokaj erschien. Auf einem prächtigen Rosse, nur von zehn Bewaffneten begleitet, kam der frühere Stallknecht. Er bog das Knie vor dem Wojewoden, legte seine schwielige Hand in die Zápolya's und schwur dreimal feierlichst, dass er ihm treu dienen wolle und «dort sein wird, wohin der Befehl Seiner Herrlichkeit ihn senden werde». Leichter atmete Zápolya auf, als er den vor sich knienden Iván sah. Hoherfreut beschenkte er ihn reichlich und befahl ihm, in die nach den türkischen Anfallen verwüstete Gegend an den Ufern der Maros zu gehen.

So kam der November heran. Zápolya wurde zum König gewählt. Sein Rivale Ferdinand wollte aber nicht gütlich vom Platze weichen, sondern beharrte hartnäckig auf seinem Rechte. Es bildete sich in Pressburg eine kleine Habsburger-Partei und diese wählte Ferdinand zum König von Ungarn. Nun standen zwei ungarische Könige in erbittertem Kampfe sich gegenüber, — die Ungarn aber wollten lieber sich unter das türkische Joch beugen, als einen Oesterreicher auf dem Throne dulden.

Woher kam aber unter das national so hochgestellte Banner des Magyarentums jener slavische Messias? jener wundertätige Prophet der Serben und Bulgaren? Hasste doch der Bulgar oder Serbe eben so glühend den Magyaren wie den Türken. Und doch sollte ein vermeinter oder wirklicher Nachkomme der slavischen Dynastien dem ungarischen König Dienste leisten? Oder war in Iván noch das Gefühl eines treuen Dieners nicht erloschen? Aber wahrscheinlich wirkte hier noch etwas anderes.

Durch lange Jahre war Zápolya der Abgott der Nationalpartei in Ungarn, jetzt der Auserwählte der Edelleute zur Verteidigung ihrer Freiheiten gegen die eroberungssüchtigen Gelüste

des deutschen Fürsten. In seinen Adern aber floss ja slavisches Blut. Man brauchte nur dieses gutherzige Gesicht zu betrachten, und man erkannte gleich den ausgeprägten slavischen Typus. Nur ein eigentümliches Spiel des Schicksals konnte ihn gerade jetzt mit der Krone des heiligen Stefan schmücken. Der slavische Stamm der Zápolya stammte aus Bosnien; seit zwei Generationen erst zählte er sich zu den Magnatenhäusern Ungarns. Der heissblütige Komitatsadel achtete nicht auf die Herkunft ihres Anführers; es genügte ihnen, dass Johann Zápolya, der reichste der Magnaten, immer am Ruder der Nationalpartei stand und seit seiner Jugend tapfer die Ansprüche der Habsburger bekämpfte. Nur die mächtigen Herren berühmter Adelsgeschlechter, deren Stammbaum bis in die legendenhaften Zeiten Árpád's reichte, sahen scheelen Auges auf den Parvenu herab, sie konnten ihm sein slavisches Blut nicht verzeihen. «Tót király» (Slowakischer König), das war der Beiname, mit dem sie ihn in ihren Kreisen beehrten. Der ganze Hass der hohen Aristokratie gegen den Günstling der patriotischen Nationalpartei manifestirte sich in diesem geringschätzenden Ausdrücke. Nicht ohne Grund bewahrt die historische Tradition das Beispiel eines hartnäckigen Magnaten, der lange in den Gefängnissen Zápolya's schmachtete und der, so oft man ihm die Begnadigung anbot, nur die einzige stereotype Antwort hatte: «Ich will keinen slavischen König.» Müsste man da nicht annehmen, dass gerade der Name «Tót király» Iván zu Zápolya zog?

Bald sahen aber die Ungarn ein, dass es ihnen fast besser mit den Türken als mit dem slavischen Propheten erging. Auf Befehl Zápolya's lagerten die Leute Iváns in der Gegend Temesvárs, führten ein Leben voll Uebermut und Schwelgerei, alles auf Kosten der ganzen Gegend. Die Edelhöfe, welche nicht willig ihren Wünschen Genüge leisteten, fielen in Asche. Man hörte nichts als Klagen über die brutalen Ueberfälle dieser unmenschlichen Menge, deren Anführer sich einen treuen Diener des ungarischen Königs nannte.

Der «schwarze Mann» schickte öfters Boten zu Zápolya mit

Versicherungen der unerschütterlichen Treue des «Czaren Iván», denn schon mit diesem Titel beehrte die bunte Schaar ihren Propheten und Anführer. Der «Czar Iván» machte es sich auch ganz bequem in seinem neuen Czarentume. Er riss den Erbsitz Valentin Török's in Szabadka an sich und richtete sich dort eine Residenz ein, wie es einem Czaren geziemte. Er theilte seine Horden in Regimenter und gab jedem einen Wojewoden, der ein blindes Werkzeug in der Hand des Czaren war. Den Stallknecht, Propheten, Banditen in einer Person verehrte der Pöbel als eine höhere Macht, und dies umsomehr, da man unter seinem Banner froh und ungebunden leben und hausen konnte. Zu all dem beschützte sie auch noch das Schild der königlichen Huld. Das sollten sie auch bald erfahren. Denn als ihnen der erste Schlag drohte, wehrte ihn die freundschaftliche Hand des Königs ab.

Ein Magnat, wie Valentin Török, konnte nicht ertragen, dass Iván ungestraft sein Ahnenschloss beschmutze; er drohte, dass der schwarze Bandit von seiner Hand fallen müsse. Er vereinbarte mit einer Zahl befreundeter Ritter, Iván plötzlich in Szabadka anzugreifen. Dem König wurde der Plan verraten, und er konnte Iván rechtzeitig warnen. Vorbereitet traf ihn der Anfall, die Uebermacht siegte, Török's Genossen wurden niedergemetzelt, nur er selbst mit einigen Rittern entgingen dem Tode. Ein noch schrecklicheres Loos traf einen zweiten Magnaten, der, nicht abgeschreckt von der Niederlage Török's, sich in den ungleichen Kampf mit Iván einliess. Ladislaus Csáky, der mächtige Nachkomme einer der ältesten und berühmtesten Familien Ungarns, war es. Auch sein Schloss Csoma bei Temesvár occupirten die Schaaren Iván's, und begingen die abscheulichsten Untaten in der ganzen Gegend. Csáky mit 300 Rittern, lauter Edelleute in glänzender Rüstung auf prächtigen Rossen, zogen gegen den Pöbelhaufen Iván's. Bei Csanád trafen sie zusammen und ein blutiger Kampf entbrannte. Wenige von den prächtigen Rittern entgingen dem Tode. Die triumphirende Menge zog in ihr Lager, den Kopf Csáky's auf einer Lanze aufgesteckt vor sich her tragend.

Die Nachricht von dem entsetzlichen Tode Csáky's verbreitete

sich im ganzen Lande. Der König musste von allen Seiten Vorwürfe hören. Er versprach nun den Gewalttaten Iván's Einhalt zu tun. Der Winter verging ruhig. Es schwirrten unverbürgte Nachrichten herum, dass gegen Frühjahr Ferdinand in Ungarn erscheinen werde. Im ganzen Lande war Zápolya als König anerkannt. Nur in Pressburg conspirirte die Habsburger-Partei unter dem Schutze Maria's, der Königin-Witwe und Schwester Ferdinand's, der treuen Verteidigerin seiner Rechte. Mächtiger als beide Könige war der «schwarze Iván»; er herrschte unumschränkt über ein Heer von mehreren Tausenden, während der gekrönte Vertreter des heiligen Stefan nicht einige hundert Ritter zur freien Verfügung hatte. Richtig bemerkt Szerémy, dass die Ungarn mehr Iván, als ihren König fürchteten. Mittlerweile gelang es Török, Szabadka zurück zu erlangen; Iván aber, dem es dort ohnehin langweilig geworden, und dessen Horden jene Gegend schon ausgeplündert hatten, überliess ohne Kampf das Schloss und zog nach Szegedin, wo er seine Czarenresidenz aufschlug.

Unterdessen erging es Zápolya nicht so gut, wie Iván. Am verödeten traurigen Hofe in Ofen flüsterte man sich verschiedene Neuigkeiten zu, dass bald der, bald jener Magnat im geheimen Bündnisse mit dem Oesterreicher stehe. Der gutherzige, leichtgläubige König wollte es nicht glauben. Geschickte Agenten bereisten das Land und warben mit Erfolg Anhänger für Ferdinand. Um freies Feld für seine weitverzweigten Intriguen zu gewinnen, schloss Ferdinand bis zum Juni 1527 einen Waffenstillstand mit Zápolya. Dass man am Wiener Hofe auch des «schwarzen Mannes» nicht vergass, ist selbstverständlich.

Schon im Februar bat Ferdinand die Habsburger-Partei in Pressburg, dass sie ihre Netze auf Iván ausstellen solle. Damals kam Thomas Podvinnyai von seiner ersten geheimen Mission aus Ungarn nach Wien zurück. Er wurde bald wieder zurückgeschickt, mit 77 Briefen versehen, die alle Titel und Versprechungen enthielten und deren Adressen Podvinnyai nach Bedarf ausfüllen sollte. Einer jener Briefe, von Argumenten in klingender Münze begleitet, war auch an Iván gerichtet. Mit dem «schwarzen Manne»

aber konnte man nicht scherzen. Podvinnjai fehlte es an Mut, in die Czarenresidenz zu gehen. Ein Kaufmann aus Fünfkirchen, Namens Martin Botus, unternahm diese gefährliche Mission, und mit Erfolg.

Auf einem grossen Wagen führte er 500 Stück Tuch für das Hofgesinde des Czaren; ferner 5000 Dukaten, 10 goldene Becher, an dem Wagen wieherten fünf prächtige türkische Kriegssrosse. Iván war über diese Geschenke höchst erfreut. Aber nichts freute ihn so sehr, wie der Brief Ferdinands. Ein grosses rothes Siegel, die eigenhändige Unterschrift des königlichen Bruders und der Titel «Eure Herrlichkeit» verwirrte gänzlich den mächtigen Propheten. Ja, von derlei Dingen hatte aber auch der Stallknecht Iván vor einem Jahre, als er die Pferde putzte, nicht geträumt!

Als er dann den Inhalt des Briefes vernahm, konnte er sich vor Stolz und Freude kaum fassen. In den huldvollsten Ausdrücken versprach ihm der kaiserliche Bruder, ihn zum Herrscher über die slavischen Länder im Süden Ungarns zu ernennen. Da erkannte er die wahre Majestät. Nicht so wie Zápolya, der ihm in der öden Gegend der Maros zu bleiben befahl und noch dazu ihn ermahnte, die ungarischen Edelleute nicht zu plündern. In einem Nu verwandelte sich der Czar in den Propheten. Mit salbungsvoller Stimme verkündete er der Pöbelschaar, «der Herr Gott habe ihn erleuchtet, dass der König Ferdinand jener Auserwählte Gottes sei, welchem die Macht gegeben ist, die Heiden zum Christentume zu bekehren und die abscheulichen Fehler Mahomets auszurotten.» Die Schaar horchte mit andächtiger Verehrung den Worten ihres Propheten und schwur dem Ritter der Christenheit, dem König Ferdinand, ewige Treue.

Am Hofe Ferdinands freute man sich nicht wenig über dies Bündniss mit Iván. Von nun an lautete nicht nur «Eure Herrlichkeit» als Titel Iván's, jetzt schon sogar «Eure Durchlaucht». Der Czar versicherte nun wieder Ferdinand in jedem Briefe seiner unerschütterlichen Treue und dass er nur auf Befehl warte, um Zápolya anzugreifen. Ferdinand befahl ihm, Siebenbürgen zu bewachen, denn nur von dort konnte Zápolya Hilfe erwarten.

Am Hofe Iván's war jetzt ein Vertreter des Wiener Hofes, Namens Johann Habardancy, durch dessen Vermittelung Iván mit Ferdinand brieflich verkehrte und seine Wünsche kundgab, zugegen. Er hatte der Ansprüche nicht wenig. Bald wollte er für seine ganze Dienerschaft rotes Tuch zu Livréen; bald eine vergoldete Fahne mit seinem Wappen, und so in infinitum, dafür musste aber die ganze Schaar des Czaren einen Eid ablegen, dass, sollte («was Gott verhüten möge») ihrem Propheten etwas zustossen, sie den Befehlen Habardancy's gehorchen würden. Noch gab Zápolya nicht die Hoffnung auf, seinen einstigen Diener wieder an sich zu fesseln. So wie einstens berief er Iván zu sich. Der Czar Iván antwortete aber verächtlich: Seine königl. Majestät sitzt ruhig in Ofen, kümmert sich weder um mich, noch von was ich meine Leute erhalte, giebt mir keinen Groschen. — Der allergnädigste König Ferdinand hat mir Gold geschickt und die Herrschaft versprochen. Heute bin ich sein Diener! Wenn Seine Majestät kein Geld hat, so habe ich es in Ueberfluss. — Diese Worte bekräftigte er mit einer Tat, indem er dem Gesandten eine Rolle Gold vor die Füße warf und ihm sagte, er möge sie Zápolya als Geschenk überbringen. Das war wohl der schönste Moment im Leben des Czaren, als er zeigen konnte, dass er Könige zu beschenken im Stande war.

Noch versuchte Zápolya einigemal, Iván durch Versprechungen zu gewinnen. Aber es war vergeblich! Da wurde auch für Zápolya die Lage unerträglich. Er befahl Perényi, so schnell als möglich ein Heer zu sammeln, um den hartnäckigen Banditen anzugreifen. Es gelang dem siebenbürger Wojewoden 12,900 Mann unter seine Fahne zu stellen. Mit diesen Kriegern sollte Iván zum ersten Male seine Tapferkeit erproben!

Wie man annehmen kann, gelang es dem «schwarzen Manne» nur durch die Hilfe Ferdinand's, Perényi bei Zulos vollständig zu schlagen. Der Ruhm dieses Sieges verbreitete sich in kurzer Zeit weit und breit.

Vom Wiener Hofe bekam Iván Briefe voll herzlicher Glückwünsche. Dort schmeichelte man jetzt dem «schwarzen Manne»

immer mehr, da man erfuhr, dass ein Gesandter vom französischen Hofe zu Iván reiste, um ihn für Zápolya zurückzugewinnen. Wer konnte denn vorausschen, ob der Prophet nicht wieder einer neuen Eingebung Gottes folgen werde? Insbesondere wenn ein gekröntes Haupt «vom anderen Ende der Welt», ihn um diese Freundschaft bittet? — Iván blieb aber doch der früheren göttlichen Offenbarung treu und in diesem Sinne veröffentlichte er folgendes Manifest an die ungarische Nation:

«Der Czar Iván, der von Gott gesandte Prophet, sendet Seine Grüsse an die christlichen Einwohner Ungarns! Wir haben vernommen, dass der Zipser Graf, der Wojewode Johann Zápolya, sich untersteht, die Freiheiten zu unterdrücken, mit denen unser Heiland Euch bedacht hat. Allen Ständen hat er grosse Lasten auferlegt. Die letzten Groschen, die er Euch erpresst, überliefert er dem türkischen Kaiser, damit er ihm zur königlichen Würde ver helfe. Deshalb ermahnen Wir Euch den Heiden nicht zu unterstützen. Schon naht aber die Zeit unserer Erlösung. Seine Majestät, der rechtmässige König von Böhmen und Ungarn, dem Wir Treue geschworen, wird mit grosser Kriegsmacht zu unserer Befreiung kommen. Habet Zuversicht und Hoffnung. Seid treu dem wahren christlichen Monarchen, dem König Ferdinand. — Lebet in Frieden!»

Iván war damals auf dem Gipfel seiner Macht und seines Ruhmes angelangt; seine Sonne leuchtete glänzend. Aber die Sonne, wenn sie den Zenith überschritten, hält keine Macht mehr auf. Sie gleitet langsam dem Untergange zu.

Die Stunden der Entscheidung und der Taten nahten. Die auf Täuschung Zápolya's berechneten Unterhandlungen in Olmütz waren beendet. Iván erwartete, dass Ferdinand schon jetzt endlich nach Ungarn kommen werde. Noch wusste er nicht genau, wohin er bestimmt sei. Sollte er gegen Ofen ziehen und Zápolya angreifen oder Siebenbürgen bewachen, damit keine Hilfstruppen zu Zápolya gelangen können? Zápolya hatte noch immer gehofft, dass Ferdinand gütlich der ungarischen Krone entsagen und die Hand seiner Schwester ihm gewähren werde. Als die Verhandlungen



gen in Olmütz abbrechen, sah der leichtgläubige, unvorbereitete König das Gespenst eines unvermeidlichen Krieges vor sich. Die Undankbarkeit seines früheren Dieners kränkte seinen Stolz am meisten, und so beschloss er, Iván mit aller Macht anzugreifen.

Der Monat Juni nahte seinem Ende; im Lager Iván's war es bis dahin still gewesen, als plötzlich Kriegstrompeten die Stille unterbrachen. Die Wojewoden Iván's, aus ihrer Ruhe aufgeschreckt, stellten ihre Regimenter in Schlachtordnung, denn Perényi war es, der sie angriff. Heftig kämpften die ungarischen Reiter mit dem Fussvolk Iván's. Viele tapfere ungarische Reiter blieben nach der blutigen Schlacht auf dem Kampfplatze, aber noch mehr fielen aus den Reihen des slavischen Pöbels. Der Mangel an Kanonen verursachte Iván so grossen Verlust. Er blieb aber doch Sieger, denn der Feind musste sich nach dem Kampfe zurückziehen. — Im Lager Iván's herrschte trotz des Sieges Niedergeschlagenheit, denn der Prophet hatte ja, trotz seiner wundertätigen Macht, den Tod von so vielen Gläubigen, die sich ihm anvertraut, nicht abzuwenden vermocht.

Zápolya war durch diese Niederlage keineswegs entmutigt. Wie es heisst, schrieb er den misslichen Ausgang nur Perényi, dem er nicht traute, zu. Jetzt hiess es, einen andern Feldherrn suchen, um endlich den Banditen zu züchtigen. Er spähte nach einem Manne aus, auf den nicht der leiseste Verdacht fallen konnte. Und einen solchen glaubte er in Emerich Czibak gefunden zu haben. Vor kurzer Zeit erst hatte ihm Zápolya das Varasdiner Bistum verliehen. Czibak aber, ein weltlich gesinnter, das Kriegshandwerk liebender Mann, verzögerte den Empfang der priesterlichen Weihe von Tag zu Tag. Czibak verdankte Alles, was er war, Zápolya, darum rechnete dieser auf seine Treue und wies ihn an, mit dem «schwarzen Iván» ein Ende zu machen. Der gutherzige König hatte sich aber wieder getäuscht, denn Czibak hatte sich schon vor zwei Monaten an den Oesterreicher verkauft. Trotz des Verrates war die Wahl dieses Mannes eine glückliche für Zápolya. In Czibak schlug ein feuriges, ungarisches Herz, das die Slaven hasste. Er war zwar bereit, an der Seite Ferdinands zu kämpfen,

aber er düstete darnach, früher mit Iván fertig zu werden, bevor Ferdinand den «slavischen Hund» zu Gesicht bekommt.

Mit Feuereifer sammelte er Krieger unter seine Fahne. Aus allen Comitaten strömten Ritter herbei. Mit ihnen eilte er in die Täler der Theiss und der Maros. Er sendete Boten nach Lugos und Karansebes, um dort Verbündete zu gewinnen, denn auch dort hasste man Iván mit seinen Horden. Viele versprachen, in die Reihen Czibak's zu treten. Am linken Ufer der Maros liess Czibak sein Kriegslager aufschlagen, dort wollte er ruhig zuerst die Genossen aus Karansebes erwarten. Kaum hatte aber Iván die feindliche Macht erspäht, so kam er auch schon herbeigeeilt. Czibak wollte nicht zuerst angreifen. Er befahl seinen Kriegern zu warten, und entflammte immer mehr den Hass gegen die feindlichen Slaven.

Endlich !am vierten Tage der gegenseitigen Beobachtungen erblickte Czibak bei Sonnenaufgang in der fernen Ebene die herbeieilenden Hilfstruppen aus Karansebes. Jetzt stellte er sein Heer in Schlachtordnung, und griff sofort den Feind an. Es entbrannte ein wütender Kampf. Die Ungarn und Slaven kämpften verzweifelt. Auf ein von Iván gegebenes Zeichen eilten frische slavische Hilfstruppen herbei. Sie umringten die Ungarn von zwei Seiten, und bald lichteten sich immer mehr ihre Reihen. Plötzlich gegen Mittag erschienen neue ungarische Reiter, — das waren die Brüder aus Karansebes. Mit erneuter Kraft greifen sie alle die Slaven an, und ein furchtbarer Schrecken bemächtigt sich des Pöbels. Kaum sind einige Minuten vergangen, so ist die ungarische Ritterschaft Herr des Schlachtfeldes, welches mit slavischen Leichen dicht besäet ist. Iván mit einer geringen Zahl Geretteter flüchtete sich auf's andere Ufer. Im Ofner Schlosse herrschte grosse Freude über diesen glänzenden Sieg; Kanonenschüsse verkündeten den Triumph und in allen Kirchen der Hauptstadt ertönte das feierliche Te Deum.

In Szegedin aber herrschte Bangen und Schrecken, als der Czar Iván sich mit den kleinen Ueberresten seines Heeres seiner Residenz näherte. Die Bürger waren sich wohl bewusst, was sie

von dem »schwarzen Menschen« nach dieser schändlichen Flucht zu erwarten hätten. Oede standen die Strassen bei der traurigen Wiederkehr Iván's. Wer nur vermochte, barg sich in dem festgemauerten Hause des reichen Bürgers Szilágyi. Wutentbrannt wollten die Leute des Czaren das Tor des Hauses stürmen, und stiessen von allen Seiten die Leute aus der ärmeren Classe, die sich beim Hause versammelt hatten. Ein ärmlich gekleideter Mensch, Namens Urban, erblickte in der Nähe den Czaren. Mein Gott, seufzte er, wenn ich nur eine Kugel hätte, dieser Räuber dürfte mir nicht entgehen. Jemand, der neben ihm stand, hörte die Worte und reichte ihm eiligst ein Gewehr. — Urban besann sich nicht lange, — zielte, es fiel ein Schuss, und der schwarze Mann lag, in's Herz getroffen, am Boden. Die Dienerschaft des Czaren in der roten Livrée ergriff schnell ihren blutenden Herrn und trug ihn aus der Stadt. Noch lebte er. Sie legten ihren Propheten auf einen Wagen. Umgeben von einigen zurückgebliebenen Wojwoden bewegte sich langsam der traurige Zug südwärts; so kamen sie bei Nacht zehn Meilen von der Stadt, und hier im Dorfe Tornos erbat man für den sterbenden Iván ein Lager in der Hütte eines ungarischen Bauern.

Immer glimtte noch das Leben in Iván. Verlassen von all seinen Genossen kämpfte der Prophet mit dem Tode. Niemand kümmerte sich darum, wohin der Bauer noch mitten in der Nacht fortgeeilt war. Drei Meilen von dort war Szabadka, dorthin jagte er und weckte Valentin Török. Dieser war über die Botschaft des Bauern nicht wenig erfreut. In seinem Schlosse waren gerade viele Ritter versammelt, die er, als er von der Niederlage Iván's gehört, schnell berufen hatte. Mit ihnen eilte Török, als er die Botschaft vernahm, nach Tornos. Der sterbende Iván hörte noch das Pferdegetrappel, als Török mit seinen Genossen in's Dorf hereinritt. Es war ein zähes Leben in ihm. Er ahnte Schlimmes und raffte seine Kraft zusammen, und befahl noch mit schwacher Stimme das Tor zu verrammeln. — Aber schon stand Török beim Tor. Ins Zimmer eintretend, frug er dreimal laut, ob Iván noch lebe. Aber keine Stimme antwortete. Iván sehnte sich zu leben und noch in der

Agonie hatte er so viel Macht über sich, dass er sich todt stellte, um sich zu retten. Plötzlich blinkte ein Schwert und der Kopf des «schwarzen Menschen» fiel vom Lager auf den Boden.

Török hatte seine Drohung ausgeführt. — Noch war Ferdinand nicht in Ungarn, daher schickte er den Kopf und die goldene Fahne des Czar-Propheten an Zápolya.

STANISLAUS SMOLKA.

## DIE STÄDTE IM KÖNIGREICHE UNGARN.<sup>1</sup>

Die Hauptstadt Ungarns, Budapest, bietet ein seltenes Beispiel lebensfähiger und frischer Entwicklung und hat aus diesem Gesichtspunkte wiederholt die Aufmerksamkeit des Auslandes auf sich gezogen. Aber auch die Schwankungen oder besser Fortschritte der übrigen ungarischen Städte, deren Bevölkerungsziffer sich unter 100,000 stellt, dürfen als lehrreiches und für das ungarische Staatsleben charakteristisches Moment gelten. Zur Vergleichung der einzelnen Entwicklungsphasen sind besonders die Resultate der letzten Volkszählung geeignet, wie sie Josef Jekel-falussy verarbeitet hat.<sup>2</sup> Bedauerlich ist es nur, dass er Kroatien und Slavonien unberücksichtigt liess, was nach dem Titel des Werkes nicht zu erwarten war. Wir sind daher gezwungen, uns zur Ergänzung der auf die genannten Länder bezüglichen Daten des Andrée'schen Handbuchs zu bedienen.<sup>3</sup> Freilich ist es schwierig, sich gerade in diesem Punkte auf die Gründlichkeit der ausländischen Gelehrten zu verlassen, weil sie mit unseren statistischen Daten ziemlich leichtfertig umgehen; ist es doch selbst Lippert, dem Bibliothekar des statistischen Bureau's in Berlin, begegnet, dass er die Einwohnerzahl der Stadt Szegedin mit der der Stadt Hód-Mező-Vásárhely verwechselt, in Folge dessen sowohl

<sup>1</sup> Nach einer Abhandlung im Feber-Hefte der *Földrajzi Közlemények* (Mitteilungen der ungarischen Geographischen Gesellschaft).

<sup>2</sup> *Szent István korona országamak népessége* (die Bevölkerung der Länder der St.-Stefans-Krone). Budapest, 1882. p. 27—31.

<sup>3</sup> Geographisches Handbuch zu Andrée's Handatlas, 1882, p. 831.

Andrée in seinem angeführten Werke, als auch Hübner in seiner «Statistischen Tafel aller Länder, 31. Aufl. 1882» die irriqe Angabe getreulich nachgeschrieben haben, so dass die zweite Stadt Ungarns im Range an die fünfte Stelle geraten ist. Die Consequenzen solch eines Irrtums sind keineswegs zu unterschätzen.

Bei der Vergleichung und Zusammenstellung der Bevölkerungsziffer der ungarischen Städte dürfte von ganz besonderem Interesse eine Arbeit Josef Dóczy's sein <sup>1</sup>, der es im Jahre 1830 unternommen, die königlichen Freistädte und bevölkerteren Marktflecken Ungarns und Siebenbürgens auf Grund der Schätzungen aus dem Jahre 1823 nach der Bewohnerzahl zu gruppiren.

Die dritte Columne unserer Tabelle zeigt die Einwohnerzahl nach einer Schätzung aus dem zweiten Jahrzehnte dieses Jahrhunderts,<sup>2</sup> weil aber im angeführten Werke auch Städte unter 10,000 Einwohnern aufgenommen sind, schliessen wir, um die wertvollen Daten zu bewahren, eine besondere Tabelle bei — mit den Resultaten der Zählung von 1880, und — wo es möglich war — mit Dóczy's Angaben.

O r t	Zahl der Einwohner :			
	1880		1823	1814
1. Budapest	360,551	(1)	80,392	57,000
2. Szegedin	73,675	(4)	31,716	—
3. Szabadka (Maria-Theresiopel)	61,367	(6)	28,892	20,000
4. Debreczin	51,222	(2)	40,695	35,000
5. Hódmező-Vásárhely	50,966	(7)	25,002	—
6. Pozsony (Pressburg)	48,006	(3)	35,135	30,000
7. Kecskemét	46,505	(5)	31,339	24,000
8. Arad	35,556	(26)	13,221	—
9. Temesvár	33,694	(40)	11,170	9,500
10. Békés-Csaba	32,616	(10)	18,375	—
11. Nagyvárad (Grosswardein)	31,324	(17)	15,727	4,700
12. Makó	30,063	(19)	15,159	—
13. Kolozsvár (Klausenburg)	29,923	(12)	18,210	18,000
14. Brassó (Kronstadt)	29,584	(11)	18,210	18,000

<sup>1</sup> «*Europa tekintete*» (Ansicht von Europa), IX. pp. 360, 363, 409—410.

<sup>2</sup> *Bildergeographie*, IV. «Europa», 1814, p. 228—243.

O r t	Zahl der Einwohner:			
	1880		1823	1814
15. Szentes	28,712	18)	15,393	—
16. Pécs (Fünfkirchen)	28,702	(43)	10,982	—
17. Zágráb (Agram)	28,360	.	5,140	9,000
18. Kassa (Kaschau)	26,097	(34)	12,168	15,000
19. Sz.-Fejérvár (Stuhlweissenburg)	25,612	(9)	19,329	12,000
20. Cegléd	24,872	(31)	12,934	—
21. Zombor	24,693	(14)	17,320	13,000
22. Miskolcz	24,319	(8)	21,393	13,000
23. Nyiregyháza	24,102	(20)	14,904	—
24. Félégyháza	23,912	(30)	12,971	—
25. Sopron (Oedenburg)	23,222	(35)	11,969	12,000
26. Békés	22,938	(22)	13,872	—
27. Nagy-Kőrös (Gross-Kőrös)	22,769	(23)	13,539	12,000
28. Szarvas	22,504	.	—	—
29. Versecz	22,329	(33)	12,401	—
30. Jászberény	21,507	(27)	13,717	12,000
31. Ujvidék (Neusatz)	21,325	(15)	16,397	13,000
32. Mezőtúr	21,213	(21)	14,227	—
33. Zenta	21,200	.	—	—
34. Győr (Raab)	20,981	(25)	13,281	13,000
35. Fiume	20,981	.	8,420	—
36. Eger (Erlau)	20,669	(13)	17,382	16,000
37. Nagy-Kikinda (Gross-K.)	19,845	.	—	—
38. Szatmár-Németi	19,708	(38)	11,656	—
39. Nagy-Becskerek (Gross-B.)	19,529	.	9,779	—
40. Nagy-Szeben (Hermannstadt)	19,446	(16)	16,300	13,300
41. Baja	19,241	(41)	11,133	—
42. Hajdú-Böszörmény	19,035	(28)	13,159	—
43. Nagy-Kanizsa (Gross-Kanizsa)	18,398	.	8,472	—
44. Eszék (Essegg)	18,352	.	9,436	8,500
45. Szolnok	18,247	.	8,874	—
46. Békés-Gyula	18,046	(36)	11,853	—
47. Orosháza	18,032	.	9,045	—
48. Csongrád	17,837	(46)	10,199	—
49. Pancsova	17,127	.	—	—
50. Gyöngyös	16,061	(37)	11,816	—
51. Török-Szent-Miklós	16,046	.	8,644	—
52. Karczag	15,825	(43)	11,024	—
53. Kalocsa	15,789	.	7,465	—

O r t	Zahl der Einwohner.		
	1880	1823	1814
54. Selmece és BÉLABÁNYA (Schemnitz und Diln) . . . . .	15,265	7,772	22,000
55. Ó-Becse . . . . .	15,040	8,330	—
56. Halas . . . . .	15,039	(44) 10,837	—
57. Pápa . . . . .	14,654	(24) 13,337	—
58. Hajdú-Nánás . . . . .	13,957	7,517	—
59. Vác (Waitzen) . . . . .	13,199	(45) 10,379	8,000
60. Komárom (Komorn) . . . . .	13,108	(29) 13,143	12,000
61. Ó-Kanizsa (Alt-K.) . . . . .	13,069	7,359	—
62. Hajdú-Szoboszló . . . . .	13,038	(32) 12,694	—
63. Maros-Vásárhely . . . . .	12,883	(47) 10,000	8,500
64. Árokszállás . . . . .	12,794	—	—
65. Dunaföldvár . . . . .	12,720	8,408	—
66. Veszprém . . . . .	12,575	8,929	2,500
67. Nagy Károly . . . . .	12,523	8,000	—
68. Moliács . . . . .	12,385	7,681	—
69. Túrkeve . . . . .	12,042	6,455	—
70. Apatin . . . . .	11,973	—	—
71. Szegszárd . . . . .	11,948	6,918	—
72. Zimony (Semlin) . . . . .	11,803	9,100	11,000
73. Uj-Pest (Neupest) . . . . .	11,668	—	—
74. Ungvár . . . . .	11,373	—	—
75. Mezőberény . . . . .	11,368	—	—
76. Sátoralja-Ujhely . . . . .	11,264	—	—
77. Nagy Abony (Gross-A.) . . . . .	11,186	7,784	—
78. Kun-Szent-Márton . . . . .	11,155	—	—
79. Paks . . . . .	11,086	6,666	—
80. Kisujszállás . . . . .	11,083	6,761	—
81. Mindszent . . . . .	10,859	—	—
82. Máramaros Sziget . . . . .	10,852	—	—
83. Nagy-Szombat (Tirnau) . . . . .	10,824	6,466	4,600
84. Szombathely (Steinamanger) . . . . .	10,820	—	—
85. Dorosma . . . . .	10,652	—	—
86. Nagylak . . . . .	10,646	9,777	—
87. Szent-Tamás . . . . .	10,609	6,335	—
88. Mezőkövesd . . . . .	10,606	—	—
89. Érsekújvár (Neuhäusel) . . . . .	10,584	—	—
90. Nagy-Szalonta . . . . .	10,403	—	—
91. Varasd (Varasdin) . . . . .	10,381	7,924	4,800

O r t	Zahl der Einwohner:		
	1880	1823	1814
92. Deltva	10,320	—	—
93. Dévaványa	10,184	—	—
94. Majsza	10,163	—	—
95. Gyoma	10,160	—	—
96. Eperjes	10,139	7,131	—
97. Miava	10,018	7,914	—
1. Esztergom (Gran)	8,932	8,497	5,400
2. Segesvár (Schässburg)	8,788	6,210	4,100
3. Nyitra (Neutra)	8,660	—	5,700
4. Körnőczbánya (Kremnitz)	8,550	4,898	10,000
5. Gyula-Fehérvár (Karlsburg)	7,338	(39) 11,300	17,000
6. Besztercebánya (Neusohl)	7,159	4,341	10,000
7. Szász-Sebes (Mühlbach)	6,244	4,085	2,000
8. Szászváros (Broos)	5,451	8,742	2,200
9. Szamos-Ujvár	5,317	3,400	2,000
10. Modor (Modern)	4,729	3,914	3,000
11. Késmárk	4,475	3,700	4,000
12. Trencsén	4,402	2,761	2,600
13. Erzsébetváros	2,500	1,800	2,900

Wie aus dieser Tabelle zu ersehen ist, hat Ungarn im Jahre 1823 47 Städte mit über 10,000 Einwohnern gehabt, im Jahre 1880 aber 97, als mehr als das Doppelte. Im J. 1870 gab es 31 Städte mit über 20,000 Einwohnern, heute haben wir 36. — Als besonders günstig für die ungarische Nationalität muss der Umstand angesehen werden, dass von den Städten mit 10,000 Einwohnern im Jahre 1823 nur 61% auf das Alföld entfielen, dessen Bevölkerung fremde Elemente am kräftigsten assimiliert, im Jahre 1880 dagegen 73%.

Oft wird behauptet, dass die grossen Gemeinden im Alföld durch ein fast ausschliesslich auf den Ackerbau gewiesenes Volk nicht eben vorteilhaft charakterisirt sind — und nicht mit Unrecht. Denn der Bauer ist viel weniger auf den Verkehr mit Gleichstehenden angewiesen, als z. B. der Industrielle; dass aber das Stadtgebiet einzelner Städte grösser ist, als manche Provinz oder Landschaft, — z. B. Debreczin: 1000 □Km.; Szabadka: 900; Kec-



kemét: 880, Szegedin: 700, Hód-Mező-Vásárhely und Török-Szt.-Miklós: je 600 □ Km., — ist noch eine Folge der türkischen Invasion, wo sich das Volk zur Selbstverteidigung auf gewissen Punkten enger und fester zusammenschloss. So sagt Hornyik in seiner Monographie von Kecskemét<sup>1</sup> mit Recht: «Wenn auch der Strich zwischen der Donau und der Theiss, besonders die Gegend um Kecskemét nicht bevölkerter war, als jetzt, so kann man doch nach dem Zeugnisse der zahlreichen, noch jetzt dem Sturme der Zeit trotzens Ruinen von Haidekirchen annehmen, dass die Gegend viel reicher an Ortschaften war, die von der 150jährigen Türkenherrschaft allzu früh der Vernichtung preisgegeben wurden.» Doch ist die Zusammengedrängtheit der Bevölkerung heutzutage nur ein scheinbares Uebel, da die öffentliche Sicherheit den Urproducenten gestattet, auch ausserhalb ihrer Felder und sonstigen Liegenschaften zu wohnen, so dass sie sich in Meierhöfen einrichten können. Die Stadt Kecskemét unterhält deshalb zwölf Schulen auf solchen Meierhöfen, was doch wieder nur beweist, dass mancher dieser Meierhöfe sich — in Bezug auf Bevölkerung und Wohlstand — zur Anlage einer geregelten Gemeinde eignen würde; doch will sich das Volk von der Mutterstadt nicht trennen lassen und erträgt lieber die Mühseligkeiten des Weges, um nur seinen bürgerlichen und kirchlichen Pflichten in der Stadt nachzukommen, und ebendort auch sein Recht auszuüben. Das echt ungarische Element ist eben in dieser Beziehung höchst conservativ; so hat das Csongráder Comitat die Ortschaft Algyő von Amtswegen aus der Liste seiner Gemeinden gestrichen, um die durch das grosse Theissunglück von 1879 zerstreute Bevölkerung zu einer Uebersiedlung in das nahe, gegen Wassergefahr durchaus gesicherte Sándorfalva zu bewegen; trotzdem hielt das Volk an seiner ursprünglichen Wohnstätte fest und brachte das verwüstete Algyő bald wieder zur Blüte.

Die Städte, welche schon vor 60 Jahren über 10,000 Ein-

<sup>1</sup> *Kecskemét város története*, 1860. I. p. 139.

wohner hatten, sind in ihrer Rangnummer folgendermassen fortgeschritten :

- um 31 vor ist heute Temesvár,
- 27 • • • Pécs (Fünfkirchen),
  - 18 • • • Arad,
  - 16 • • • Kassa (Kaschau),
  - 11 • • • Czegléd,
  - 10 • • • Sopron (Oedenburg),
  - 7 • • • Makó.
  - 6 • • • Nagyvárad, Félegyháza,
  - 4 • • • Versecz,
  - 3 • • • Szabadka, Szentes,
  - 2 • • • Szeged, Hódmező-Vásárhely.

Geblichen sind Budapest, Békés-Csaba, Szatmár-Németi, **Baja.**

- um 1 zurück ist Kolosvár (Klausenburg)
- 2 • • • Debreczen, Kecskemét, Csongrád,
  - 3 • • • Pozsony (Pressburg), Brassó (Kronstadt),  
Nyiregyháza, Jászberény,
  - 4 • • • Békés, Nagy-Kőrös,
  - 7 • • • Zombor,
  - 9 • • • Győr, (Raab),
  - 10 • • • Székes-Fejérvár (Stuhlweissenburg), Békés-  
Gyula, Karczag,
  - 11 • • • Mezőtúr,
  - 12 • • • Halas,
  - 13 • • • Gyöngyös,
  - 14 • • • Miskolcz, Hajdú-Böszörmény, Vác (Waitzen),
  - 16 • • • Ujvidék (Neusatz), Maros-Vásárhely,
  - 23 • • • Eger (Erlau),
  - 24 • • • Nagy-Szeben (Hermannstadt)
  - 30 • • • Hajdú-Szoboszló,
  - 31 • • • Komárom (Komorn),
  - 33 • • • Pápa.

Eine Stadt, nämlich Gyula-Fehérvár (Karlsburg), ist aus dem ersten Verzeichniss sogar gänzlich ausgefallen, weil in der Schätzung von 1823 auch die Besetzung der Festung mitgerechnet war und bei der schwankenden Stärke derselben die Bevölkerung im Jahre 1874 noch bedeutender erschien. — Wiewohl 11 Städte in ihrer Rangordnung zurückgegangen sind, kann man dies doch nicht als eigentlichen Verlust betrachten, denn es traten andere an ihre Stelle, und zwar: mit 20,000 Einwohnern: Agram, Szarvas, Zenta, Fiume; —

mit 15,000: Gross-Kikinda, Gross-Beeskerek, Gross-Kanizsa, Esseg, Szolnok, Orosháza, Pancsova, Török-Szent-Miklós, Kalocsa, Schemnitz mit Bélabánya (Diln), Alt-Beese; —

mit 10,000: Hajdu-Nánás, Alt-Kanizsa, dann 34 Städte, die im obenstehenden Verzeichnisse unter Nr. 64—97 angeführt sind. In diesen 51 Gemeinden steigerte sich die Bevölkerungsziffer seit 1823 derart, dass 4 bereits über 20,000, 11 über 15,000 und 36 über 10,000 Einwohner haben. Den auffallendsten Fortschritt zeigt Agram; doch ist zu bemerken, dass Dóczy aus dem Jahre 1823 nur die Einwohnerzahl der königlichen Freistadt Agram bringt, und dabei den bischöflichen Teil der Stadt ganz ausser Acht lässt.

Nach Moreau de Jonnes ist der Zeitraum, innerhalb dessen sich die Bevölkerungszahl verdoppeln kann, in den verschiedenen Staaten folgender:

In der Türkei	555 Jahre
• • Schweiz	227 •
in Frankreich	138 •
• Spanien	106 •
• Holland	100 •
• Deutschland	76 •
• Russland	43 •
• England	43 •
• Nordamerika (ohne Einwanderer)	25 •

Vergleicht man die Städte des ungarischen Reiches aus dem Gesichtspunkte der Bevölkerungszunahme seit den letzten 60 Jah-

ren, so wird man finden, dass seit 1823 die Bevölkerung von Budapest vier und einhalbmal, die Bevölkerung von Temesvár, Fünfkirchen und Fiume aber dreimal grösser wurde. In 27 Städten hat sich die Bevölkerung verdoppelt und nur in 11 der aufgezählten Ortschaften hat die Zunahme 50% nicht erreicht. Nimmt man nun in Betracht, dass die Bevölkerung Ungarns in diesem Zeitraume nur um 5.220,149 Seelen gestiegen ist, was knapp 46% ausmacht (während Polen trotz der Insurrection, Deportation und Emigration um 166% angewachsen ist!) so ist es klar, dass Ungarn 125 bis 130 Jahre zur Verdoppelung der Einwohnerzahl bedarf, nachdem die Entwicklung seiner Städte eine durchaus gesunde, weil mässige ist, insofern sie weder zu rasch, noch zu langsam vor sich geht. Auch Frankreich zeigt in einzelnen Städten — trotzdem die Zunahme der Bevölkerung im Allgemeinen eine sehr geringe ist — ein Steigen von 25—30%, z. B. Saint-Pierre les Calais, St. Denis, Nizza. Aehnliches ist auch in England und Russland bemerkbar, was nur darauf hinweist, dass Jeder, der von seinem Capital leben kann, ebenso in eine grössere Stadt strebt, wie Derjenige, dessen ganzes Vermögen Fähigkeiten und Kenntnisse sind.

Nach der Theorie Malthus' vermehrt sich die Bevölkerung, wo sich die Quantität der Lebensmittel vermehrt. Die Behauptung wäre selbst in der Form möglich, dass die Zunahme der Bevölkerung — falls hemmende Umstände nicht dazwischen treten — im Verhältnisse der geometrischen Progression nach der mathematischen Progression der Lebensbedingungen fortschreitet. In der alten Welt kann eine so riesige Zunahme nicht erwartet werden. Frankreich und England schreiten in der letzteren Zeit merkbar langsamer fort, wie aus der obigen Tabelle nach Moreau de Jonnes zu ersehen war; denn nicht nur der Boden hat im Verlaufe einer tausendjährigen Benützung an seiner Productionskraft eingebüsst, sondern auch die Gesellschaft selbst legt — freilich ohne Absicht und unbewusst — der Zunahme manches Hinderniss in den Weg, so dass der Kampf um's Dasein schrittweise schwerer wird, und der Schutz, den der Staat dem Leben eines jeden Einzelnen zu bieten bemüht ist, den vielen Schwierigkeiten, die ihre Haupt-

ursache im geselligen Zusammenleben haben, ein Gegengewicht zu bieten nicht vermag.

Wenn also unter solchen Umständen die Bevölkerung Ungarns eine so lebensfähige Zunahme aufweist, selbst ganz abgesehen von den Launen der Witterung, so hat sie sich das durchaus selbst zu danken, indem sie den heimischen Boden geschickt und zweckmässig bearbeitet, die Rohproducte vernünftig verwertet und daraus in einsichtsvoller Sparsamkeit ein Capital geschaffen hat, und auch in geistiger Beziehung entsprechend fortgeschritten ist.

STEFAN HANUSZ.

## AUS «TOLDI'S LIEBE» VON JOHANN ARANY.

### Sechster Gesang.

[Der erste Gesang von *Toldi's Liebe* (übersetzt im Decemberheft 1882 der *Ung. Revue*) erzählt, wie Ludwig der Grosse incognito als armer Landedelmann Ungarn bereist, und eines Abends im Hause des Rozgonyi (sprich Rosgonji) einkehrt. Er wird hier sehr freundlich empfangen; noch mehr als die Leutseligkeit des Wirtes gefällt aber dem König die Tochter Rozgonyi's, Piroska (sprich Piroschka). Der König denkt gleich daran, welch ein herrliches Paar Toldi und Pirosekha wären. Er beredet deshalb auch seinen Wirt, ein Turnier abzuhalten, bei welchem der tapferste Ritter die Hand der schönen Piroschka erhalten sollte. — Der zweite Gesang erzählt das Turnier, das allerdings anders ausfällt, als es der König geplant. Toldi weigert sich anfangs zu kämpfen; als jedoch das Turnier beginnt, erwacht seine Kampflust. Um sich nicht zu widersprechen, tritt er nicht in seinem eigenen Panzer, sondern in dem eines seiner Gefährten, Laurenz Tar, auf und besiegt mit falschem Wappen alle Gegner. Nun erblickt er aber Piroschka und die Reue und der Schmerz fassen ihn mit Geierklauen, da er durch seinen Betrug das schöne Mädchen verspielt hatte. Er muss nun die schnell Liebgewordene seinem Gefährten überlassen, da er sich nicht überwinden kann, seinen Betrug aufzudecken. Piroschka, die Toldi schon einmal gesehen, durchschaut sofort, dass in Tars Panzer Toldi atmet. Doch sie ist zu stolz, um sich zu verraten, und da Toldi sich nicht meldet, sondern Laurenz Tar als Sieger die Hand Piroschka's erlangen lässt, ergibt sie sich voll Schmerz in ihr Schicksal und wird die Gattin Tar's. Die nun folgenden Gesänge erzählen den sagenhaften Zug Ludwigs des Grossen nach Prag,

an dem auch Toldi teilnimmt, und die Gefangenschaft Toldi's im Schlosse eines czechischen Raubritters. Als Toldi nach Ofen zurückkommt, hört er, dass Piroeschka bereits die Frau Tar's ist. Seine Liebe, bisher zurückgedrängt durch seine Abenteuer, erwacht nun um so stärker. Der nichts ahnende Tar ladet Toldi zu Gaste. Tar schneidet den Braten — wie gewöhnlich mit der linken Hand, die er immer statt der rechten gebraucht. «Wie kommt es, mein Gemahl, — fragt Piroeschka spöttisch — dass Du beim Turnier einmal auch die Rechte zu gebrauchen wusstest?» Tar sieht sein Geheimniß verraten und entflieht, da er fürchtet, dass Toldi die Unbill, die er an Piroeschka begangen, blutig rächen werde. Toldi fordert nun Piroeschka auf, ihm zu folgen. Piroeschka ist ihrer kaum mächtig; doch hat sie noch so viel Kraft, Toldi zu sagen: «Verteidige die Ehre einer Frau.» Da erfasst Toldi das Gefühl einer schmerzhaften Enttäuschung: er sieht ein, dass die in seinen Armen mit sich selbst ringende Unschuld, die gleichsam den Ritter Toldi gegen sich selbst zur Hilfe ruft, recht hat. Piroeschka ist für ihn auf immer verloren. Er verlässt das Haus, um die Geliebte nie wieder zu sehen.

D. Red.]<sup>2</sup>

Das an Schätzen reiche Grab hat er erbrochen.

*Hosvay*<sup>1</sup>

1.

Piroska! . . . Der Name tönt mit Schmerzensklänge  
 Schon dem Ohr drei halbe Leidensjahre lange;  
 Ach, wie hat er grau'am mir das Herz zerrissen,  
 Seit sich meine Lippen dem Gesang verschliessen.

Selbst die Trauermuse kann dem Vaterherzen  
 Linderung nicht bieten namenloser Schmerzen;  
 Auf dem Leichensteine mit gelähmter Schwinge  
 Sitzt sie stumm, ohnmächtig, dass sie Trost mir bringe.

<sup>1</sup> Peter Hosvai ist der erste Bearbeiter der Toldi-Sage. Seine poetische Erzählung erschien zuerst Debrezin, 1574.

<sup>2</sup> Piroska heisst auch die Enkelin des Dichters, bei deren Geburt die Mutter, Arany's einzige Tochter, starb. Auf sie beziehen sich die ersten Strophen dieses Gesanges.

## 2.

Piroska! der Tochter überblieb'ne Waise,  
 Nachlass der Geliebten! tönt es schmerzlich leise!  
 Name, den des Dichters Traum dir zuerkannte,  
 Dass auch deine Mutter, Säugling, so dich nannte.

Schlimme Vorbedeutung trägt in sich dein Name;  
 Möge Gott bewahren dich vor tiefer'm Grame!  
 Dass dein Loos nicht gleiche Jener, die vom Hause  
 Rozgonyis ich schildern soll nach langer Pause.

## 3.

Früh starb dir die Mutter, lag im Leichenhemde,  
 Als sie kaum begrüßte dich, «die kleine Fremde»;  
 Kennst den Preis du, welcher dir erkaufte das Leben?  
 Kind! — das Herz der Mutter, in den Tod gegeben!

Was du halb jetzt missest, wirst du ganz vermissen  
 Einst, herangewachsen bang in Kümmernissen,  
 Weil ihr ungekanntes, frühverlornes Lieben  
 Selbst nicht als Erin'nung dir zurückgeblieben.

## 4.

Selbst nicht als Erin'nung! — Können alle Künste,  
 Die nicht Schöpferinnen sind, nur Hirnesdünste,  
 Pinsel, Meißel, Feder, kann das Lied dir geben,  
 Was der Tod genommen deinem Kindesleben?

Fügest von der Verloren Zeichen du zu Zeichen,  
 Wirst das Bild der Mutter doch du nicht erreichen:  
 Fremd bleibt es dir ewig, Schein und Täuschung immer,  
 Deine Mutter, armes Kind, zeigt es dir nimmer.

## 5.

Ach, umsonst! — der Frohsinn, der im Bau der Glieder,  
 Zart und fein, die schöne Seele strahlte wieder,  
 Der, gleich einem Sterne, hold mit Glanz verklärte  
 Ihres Hauses Umkreis und so kurz nur währte,

Der, Gefühles Tiefe mit der Laune Scherzen  
 Paarend, ihr gewonnen schnell auch fremde Herzen,  
 Offne Stirn und Antlitz, blauen Auges Schimmer. . . .  
 Schatten ist dies Alles, doch die Mutter nimmer.

## 6.

Doch vielleicht ist's besser, siehst du, arme Waise,  
 Nicht ihr Grab am Anfang deiner Lebensreise,  
 Gaukle jetzt, ergötze dich mit Blumenpflücken,  
 Spät'rer Trauer Erbschaft möge leicht dich drücken!  
 Lebe! . . . denn noch sterbend hat sie, halbgebrochen,  
 «Hier ist Tod! Vom Tode weg das Kind!» gesprochen,  
 Wisse nichts vom Gramme, der darin enthalten,  
 Wenn begraben junges Leben wird vom alten!

## 7.

Einsam sitzt Piroska. Still im bitterm Harme;  
 Grausam hatte Miklós aufgeschreckt die Arme,  
 Trauernd senkt das Haupt sie, gleich des Lenzes Blüten,  
 Die geknickt, vernichtet rauher Stürme Wüten.  
 Tau wehrt nicht dem Welken, Lichtstrahl nicht dem Modern;  
 So wenn Zähren rinnen, Liebesflammen lodern,  
 Nährt das Nass der Augen nur der Seele Gluten,  
 Auch verlischt der Brand nicht unter Tränenfluten.

## 8.

Noch fühlt sie die Küsse ihr den Mund versengen,  
 Kaltsinn kann der Sünde Feuer nicht verdrängen.  
 Noch klingt des Versuchers Lockung in den Ohren,  
 Nie kann sie vergessen, wie er sie beschworen:  
 «Komm mit mir!» Ein Zauber liegt in diesem Klange,  
 Von verbotner Regung färbt sich rot die Wange;  
 Möchte schamerglühend sich verbergen, fliehen,  
 Sterben . . . doch der Liebe nimmer sich entziehen.

## 9.

Sprich, wo blieb Gewissen, das die Pflicht sie lehrte?  
 Schreitet jetzt zum Angriff, was sich früher wehrte?  
 Ist der Schwur, geschworen kürzlich am Altare,  
 Jetzt ein schwacher Strohalm, wiegt er leicht, wie Haare?  
 Lieben und geliebt sein, ja selbst angebetet,  
 Und doch ward im bösen Zorn ein Herz getödtet.  
 Ist das Jüngstgescheh'ne schmerzlich zu bedauern?  
 Wie? dafür ein ganzes, langes Leben trauern?



## 10.

Sich nur, nur sich selber muss sie drob verklagen,  
 Toldi nicht, der tapfer sich für sie geschlagen.  
 Welch' verborg'ne Gründe hiessen doch ihn schweigen  
 Damals und auch später nicht sein Herz zu zeigen?  
 War vielleicht der Ringkampf Spiel nur, das er spielte,  
 Weil das Herz des Helden sich beleidigt fühlte?  
 Drum am Altar niederm Wicht sich übergeben,  
 Mit der eignen Rechten ihn zu sich erheben?

## 11.

Sie verwünscht ihr kindisch unbedachtes Schmollen,  
 Dass sie der Verstellung Toldis konnte grollen,  
 Dass sie Tar nicht zürnend von sich fortgetrieben,  
 Nicht vertraut des edlen Ritters stillem Lieben.  
 Hätte offen Armes sie ihn aufgenommen,  
 Anders wäre alles dann gewiss gekommen. . . .  
 Dass sie nach verscherztem Glücke noch soll leben,  
 Macht sie vor des Todes Finsterniss nicht beben.

## 12.

Denkt des Mädchenopfers erst sie, jenes grossen. . . .  
 Blicke lieber ewig doch ihr Schooss verschlossen!  
 Dass sie, was die Mutter glücklich macht, nicht fasse,  
 Fast erfüllt des Vaters Hoffnung sie mit Hasse.

Doch ein Heldensprössling dient dem Land zur Zierde!  
 Hand in Hand geht Liebe mit des Ruhms Begierde;  
 Und das Haus Rozgonyis steht am Abgrundsrande,  
 Also bittres Unglück oder — ew'ge Schande!

## 13.

Dieses Wort, das letzte, noch im Mund verschlossen,  
 Hat, gedacht, ihr Antlitz schon mit Blut begossen;  
 Jäh vor ihrem tiefen Fall schreckt sie zusammen,  
 Auf der Lippe glühen fremden Kusses Flammen.

Giebt es Tränen, solches Feuer auszugiessen?  
 Hinsinkt sie verzweifelnd zu der Jungfrau Füßen,  
 Blickt voll Scham zum Bilde auf der himmlisch Reinen,  
 Doch will mit dem «Amen» sich kein «Ja» vereinen.

14.

Ach, sie meint nicht ernstlich, weiss nicht, was sie flehte,  
Wahrheit ist enthalten nicht in dem Gebete;  
Kann nicht, wie sie sollte, ihre Schuld bekennen,  
Denn sie löge, wollte sie von Ihm sich trennen.

Nichts darf sie auf Erden wünschen mehr und hoffen,  
Kaum steht ihr des Himmels Gnadenthür noch offen;  
Qualvoll ist das Leben, Tod voll Schreckgedanken,  
Unstät zwischen beiden scheint ihr Kopf zu schwanken.

15.

Doch was trug inzwischen zu sich mit dem Gatten?  
Spät kommt er nach Hause mit des Abends Schatten,  
Hätte wilde Rache flugs an ihr genommen,  
Wäre nicht ihm Toldi in den Sinn gekommen.

Grau'n erfasst Piroška, steht vor ihr er wieder,  
Eis'ge Hasseskälte rinnt durch ihre Glieder;  
Jetzt fühlt sie zum ersten Male bittere Reue,  
Dass sie ihm, nicht einem Andern, schwor die Treue.

16.

Doch ich muss nach fernem Osten mich begeben,  
Zu verfolgen Toldis trauervolles Leben.  
Kurz labt in Nagyfalus mütterlichem Heime  
Er sich an der Liebe süßem Honigseime.

Nicht kann ihn der Mutter Liebeswort erfreuen,  
Auch nicht Aennchen's Laune seinen Gram zerstreuen,  
Eilt, nachdem sie flücht'gen Gruss empfangen haben,  
Fort, sich in Szalontas Höhle zu begraben.

17.

Ihr, die Ihr auf Toldis Erbgut haust, ihr Guten,  
Darf ich für ein Wörtlein Euch Geduld zumuten?  
Fremd bin Eurem Boden ich seit frühen Tagen,  
Keiner kennt mich, würde ich dahin verschlagen.

•Hier ist er geboren,• sagt vielleicht der Alten  
Einer, •hier erwachsen, hat sich brav gehalten,  
Sass auch warm, der Zeitgeist hat ihn fortgerissen;  
Ward aus ihm was, oder nichts? Gott mag es wissen. •

## 18.

Seht auf Geistesfittig heimwärts mich geflogen,  
 Wo das kleine, blasse Kind einhergezogen,  
 Horchend auf geschwätzer Silberpappeln Rauschen,  
 Wohlbekannte Sagen ihnen abzulauschen :  
 Dass Heiduken sassen auf dem Kőlcse'rgute,  
 Bocskai abgerungen mit dem Heldenblute,  
 Toldis Burg erkaufen später und als Zahler  
 Ausser einer Herde zahlten tausend Taler.

## 19.

Von hier sind die dreimal Hundert, auf Verlangen  
 Bethlens und Rákóczys, in den Krieg gegangen,  
 Sind in Feld und Lager kampfbereit erschienen,  
 Wenn das Land gerufen, auch mein Ahn mit ihnen.  
 Selbst in Friedenszeiten stritt man; im Bezirke  
 Gyulas und in Lippa hauste noch der Türke;  
 Trotz zu bieten wilder Spahis Räuberzuge  
 Trug das Schwert der Landmann hinter seinem Pfluge.

## 20.

Von dort stieg der Grenze Geissel und ihr Schrecken  
 Varga Mihály nieder, um das Volk zu necken;  
 Türkenfrauen riefen oft ihn bei dem Namen,  
 Wenn vom Lärm die Kinder nicht zur Ruhe kamen.  
 Manche, hiess es, steckte sie hinaus zum Fenster :  
 •Nimm sie, Varga Mihály, nimm sie, die Gespenster!•  
 Mihály hört es draussen; es sei vorgekommen,  
 Dass auf flinkem Sattel er sie mitgenommen.

## 21.

Dort liegt auch Szigettó. Brachland jetzt und Rasen,  
 Wo wir einst der wilden Enten Eier lasen;  
 Manchen Türken schleppen dorthin die Heiduken,  
 Spürt die Hand nach reichem Lösegeld ein Jucken.  
 Mit verbund'nen Augen führt man ihn zur Insel,  
 Niemals zu entfliehen wagt der feige Pinsel,  
 Ob so seicht das Wasser auch in Sommerszeiten,  
 Dass es gilt, mit Stangen durch den Schlamm zu gleiten.

## 22.

Nah sieht man Órhalma, Testhalom noch näher  
 An dem Kenderbache, der ein Bächlein eher,  
 Niedrig ist der Hügel, wenig nur erhaben,  
 Sind auch tausend Türken unter ihm begraben.

Denn den Heiden wiesen siegreich hier die Zähne  
 Unter Gyóris Führung einst fünf Kapitäne :  
 Egri, Bakó, Torma, Csimadia, Jóthe  
 Jakab, er der Sonne Gyóris Morgenröte.

## 23.

Bethlen, Gábors Neffe, kann nicht ruhig bleiben,  
 Will vom Fürstenthron seinen Herrn vertreiben,  
 Ruft in's Land die Türken unter seine Fahnen,  
 Temesvár und Ofen senden viel Osmanen.

Rákóczy säumt hinter Élesd und erlegen  
 Ist das Heer Ibrányis drum den Türkenschlägen ;  
 Jetzt ersinnt Held Gyóri einen seiner Streiche ;  
 Ihn zu preisen bleibe nicht mein Sang der gleiche :

\* \* \*

Bei Szalonta gabs ein Treffen,  
 Blut bis Abends viel zu sehn ;  
 Flüchtig ist Ibrányis Mannschaft,  
 Bleibt bei Grosswardein erst stehen.

Gyóri Jakab, drob voll Ingrim,  
 Beisst sich selber in die Zunge,  
 Kleinst der Heidukenfóhrer,  
 Tapferster ist er, der Junge.

Sucht ein Türkentkleid, in Fülle  
 Hat das Schlachtfeld es geboten ;  
 Schlingt den bunten Linnenturban  
 Ueber seinen Fess, den roten.

Zwei Pistolen in dem Gürtel,  
 Der Handschar dazu, der lange,  
 Auf den Lippen Türkentworte,  
 Falsch das Geld, doch gut von Klange.

Geht in's Lager Pferde suchend  
 Mit dem Zaume, weit und weiter ;  
 Siebentausend, nicht geringer,  
 Schlägt er an die Heidenstreiter.

Siebentausend auf dreihundert,  
 Wie viel kommt davon auf Einen !  
 Soll man siegen, muss sich heute  
 List und aber List vereinen.

Dort der Kenderbach und diesseits  
 Sieht Testhaloms Haupt man ragen.  
 Unter ihm steht Serdar Alis  
 Lagerzelt stolz aufgeschlagen.

Nah dabei ein umgestürzter  
 Kahn, jetzt Feldbank, drauf mit Sinnen  
 Sitzung hält der weise Divan ;  
 Gyóri Jakab birgt sich drinnen.

Bethlen István, zweimal, zehnmal  
 Schwört bei seinem greisen Haupte,  
 Dass mit diesem Krieg Rákóczy  
 Alles Ruhms sich selbst beraubte.

Zweimal, zehnmal, dass ein Andrer  
 Soll den Fürstenthron besteigen ;  
 Serdar Ali zerzt am Turban,  
 Doch der Divan hütet Schweigen.

«Bald, fürwahr, wie hier die Fliege,  
 Will ich morgen ihn erschlagen :  
 Nur soll er in dieser Nacht nicht  
 Einen Angriff auf uns wagen.»

Jakab hört es, dass der bleiche  
 Schrecken über sie gekommen,  
 Schleicht zu Szalontas Heiduken,  
 Meldet, was er hat vernommen.

«Auf, Heiduken, tapfre Krieger!»  
 In der Nacht, der schläfrig stillen,  
 Hört man einzig die Rohrdommel  
 Auf den Wiesengründen brüllen.

Wenig Mondschein, mattes Sternlicht,  
 Dichter Nebel, Glut verstoben,  
 Unten lischt der Brand verglimmend,  
 Weil ihn Keiner nährt von oben.

«Auf! die Kriegslist muss gelingen;  
 Auf die Türken los, ihr Streiter!  
 Ich voran, ihr nach, als Schatten;  
 Jesus Christus unser Leiter!»

Dass sie tüchtig sind gelaufen,  
 Weiss ich aus der Alten Munde;  
 Durstig sog die junge Seele  
 Ein, wie Milch, die süsse Kunde.

Neun Ortschaften, jetzt nur Heide,  
 Rings in Szalontas Bezirke,  
 Oft ist draus das Volk geflohen,  
 Droh'n Tartaren, droht der Türke.

Keszi, Kéza, zwei Vásári,  
 Gyarek, Simonkerék, Wimer,  
 Kölcsér, Panasz, wo bekannt mir  
 Jedes Kirchturms weisser Schimmer.

Galt es Flucht, des Volkes Schätze:  
 Aexle, Hauen, Sensen, fanden  
 Bergung in des Schlosses Räumen,  
 Jetzt auch sind sie dort vorhanden.

Gyóri lässt auf vielen Wagen  
 Aexle laden, Sensen, Spaten,  
 Abseits fern vom Türkenglatzkopf:  
 Stumme Nacht hat nichts verraten.

Nasse Wiesen giebt es, Sümpfe,  
Die das Feindesheer umgeben ;  
Nach der Reihe mit den Sensen  
Werden ausgefüllt die Gräben.

Bald von scharfen Todeswaffen  
Ist das Röhricht voll gelegen ;  
Keiner fragt, was soll die Kriegslist ?  
Gyóri weiss allein, weswegen.

Mitternacht vergeht, der Morgen  
Graut, es schreien laut die Hähne ;  
Rittlings stehn im Hinterhalte  
Gyóri und fünf Kapitäne.

Rechts und links teilt sich der Haufe,  
Naht den Flügeln sich, den beiden,  
Hundertfünfzig Reiter, gleichviel  
Fussvolk dringen auf die Heiden.

Jetzt ertönt das Angriffszeichen,  
Trommelwirbel, Horngeschmetter,  
Wild, als brächen Erd' und Himmel  
Auseinander, tobt das Wetter.

«Auf und los!» so tönt es. «Vorwärts!  
Jesus, sei mit uns im Streite!»  
Finster ist's, die Handvoll Kämpfer  
Weichen keinen Schritt zur Seite.

Schwerter klirren, Flinten krachen,  
Wildes, lautes Kriegsgeheule ;  
Glatzkopf wird geweckt vom Gaule,  
Den er schlafend hielt am Seile.

«Allah, Allah, weh die Feinde,  
Rákóczy mit seinen Rotten!»  
Hört von hinten Wildgans, Kranich,  
Wie sie kreischen, wie sie spotten !

• Wohin fliehen ? wohin ziehen ?  
 Schwert im Trocknen, Schwert im Nassen !  
 Hat vom Himmel her Magyaren  
 Allah auf uns losgelassen ? •

Wie der Säemann streut die Körner,  
 Hüben diese, drüben jene,  
 Hauen drein geschaart und einzeln  
 Gyóri und fünf Kapitäne.

Auf den Inseln, Flächen, Bächen  
 Heute, morgen, wochenlange  
 Bleibt das Fischen, bleibt das Jagen  
 Todter, Lebender im Gange.

Keimend Gerstenkorn im Munde  
 Sind verhungert ganze Haufen ;  
 So ist das Heidukenstücklein  
 Von Szalonta abgelaufen.

✧ \* \*

24.

Bis zum Tod hat huldvoll sie der Fürst umfängen,  
 Fromm mit Fasten, Beten stets den Tag begangen,  
 Weil sie nicht der Herrschaft ihn berauben liessen,  
 Bis er mit dem Sultan konnte Frieden schliessen.

Neunmal gab er Lehen seinen braven Leuten,  
 Liess im Krieg sie plündernd reichen Schatz erbeuten,  
 Dass sie stolz des Schlosses starken Thurm erbauten,  
 Dessen Trümmer später noch die Wandrer schauten.

25.

Von den Steinen liesse sich so Manches sagen,  
 Die von Mező-Gyarak sie zum Bau getragen,  
 Trotz des Einspruchs Pethós, der es wollte wehren,  
 Bis sie eingebürgert später ihn mit Ehren.

Doch die Rede fände solcherart kein Ende,  
 Besser, dass des Liedes Gang sich wieder wende  
 Rückwärts, drei Jahrhundert und von Toldi sage,  
 Wie dem tapfern Helden flossen hin die Tage.



## 26.

Sass dort in der Heimat auf des Schlosses Zinnen,  
 Brachte seine Stunden zu mit dumpfem Sinnen,  
 Gleich dem alten Adler, wenn er weltverdrossen  
 Hinstarrt auf die Felsen, die ihn eingeschlossen.

Seine Burg, die starke, fassten ein vier Ecken,  
 Nach drei Seiten dehnten weit sich Waldesstrecken,  
 Flachland zog sich westwärts, nicht zu überschauen,  
 Tós schwärzliches Wasser feuchtete die Auen.

## 27.

Unten krümmt der Weg sich noch in diesen Tagen,  
 Wo einst längs dem Schlosse tiefe Gräben lagen ;  
 Jeder mag das stolze Viereck selbst beschauen,  
 Will er meiner Rede schenken kein Vertrauen.

Nebenan Szalonta, Toldis Sitz, wo endlich  
 Er auf schmalem Gute niederliess sich ländlich,  
 Achtundfünfzig Joche, die vom Bache Kender  
 Reichten bis nach Kölcsér, mass man aus die Länder.

## 28.

In den weiten Hallen, wo die Spinnen weben,  
 Schleppt von Langerweile Toldi dumpf umgeben  
 Sich und seinen Schatten lange, bange Tage,  
 Trüb der Schatten, trüber noch des Herzens Klage.

O wie fühlt er einsam sich, wenn unbegleitet  
 Er der Zimmer Reihe auf und nieder schreitet !  
 Dies die Frauenstube ! ruft er und erbittert  
 Schleudert er die Tür zu, dass die Angel zittert.

## 29.

Zu wird sie geschlossen und hinfort gemieden,  
 Wie man tut, wenn teure Menschen von uns schieden,  
 Dass man flieht die Stätte, wo die Todten liegen,  
 Während doch zum Grabe die Gedanken fliegen.

Schlaflos spät am Abend, wach am frühen Morgen,  
 Weilen bei Piroska seine Liebessorgen,  
 Tag für Tag vergrössert, gleich den Schneelavinen ;  
 Toldis starke Schulter krümmt sich unter ihnen.

## 30.

Ueberdies die langen, trägen Friedenszeiten,  
Gleich den trüben Nebeln, die von allen Seiten  
Tagelang die Gegend und das Schloss umgeben,  
Ohne sich zu senken, ohne sich zu heben!

Unerträglich! Arbeit, Arbeit will er haben,  
Nur daran zu denken, scheint ihn schon zu laben.  
Doch, wen sich zum Opfer banges Leid erkoren,  
Hat für alles Andre Augen nicht und Ohren.

## 31.

Rasch ans Niederreißen, Bauen wird geschritten,  
Nichts im Schloss am alten Platze mehr gelitten;  
Staunen fasst den Schlossvogt, was der Haushorr tue,  
Nicht ihm selber gönne die gewohnte Ruhe.

Hauen, bauen, graben muss der Inquiline;  
Keinen Beifall spendet des Gebieters Miene,  
Der, bevor vom Graben noch das Schloss umfriedet,  
Gleich dem Kind, auf halbem Wege schon ermüdet.

## 32.

Gestern Anfang'nes wird verworfen heute.  
Weil das launenhafte Herz des Kummers Beute,  
Dieses gleicht dem schwarzen Teppich, der zerfetzt ist,  
Draus der eingewebten Blumen Schmuck gewetzt ist.

Nun lockt ihn die Jagdlust, dass er sie verkoste,  
Wenn das Laub der Bäume dürr erscheint vom Froste,  
Denn in Patas Wildniss gilt es, gegen Bären,  
Auerochsen, Wölfe mannhafte sich zu wehren.

## 33.

Bald schafft auch das Waidwerk ihm nicht mehr Behagen,  
Freude findet schliesslich er nur an Gelagen,  
Wenn sich um ihn sammeln Schaaren wilder Zecher,  
Nicht mehr blos der Jagdfreund leert den vollen Becher.

Bis zur Nacht hin währt es, bis zur Morgenfrühe,  
Weicht auch nicht dem Mahnruf ernster Tagesmühe;  
Fackellicht bleicht Wangen, die von Scham gerötet,  
Wenn in frechem Tanze mau die Stunden tödtet.

## 34.

Denn es fehlt an Frauen nicht, an holden, jungen,  
 Kamen halb aus freiem Willen, halb gezwungen ;  
 Ach, der Schöpfung Perlen, werden sie, die schwachen,  
 Alles, was aus ihnen wir, die Starken, machen

Längs des ganzen Winters währ't das wüste Toben,  
 Nacht- und Tageswechsel scheinen aufgehoben,  
 Endlich hat der Zaub'rer Lenz sich eingefunden,  
 Aber keinen Balsam bringt er Toldis Wunden.

## 35.

Denn ihm gil't, von Liebe trunken und vom Weine,  
 Mehr als hundert Küsse, jener giftig eine ;  
 Will er fast vergehen im Genuss des Süßen,  
 Läßt ihn bittre Reue doppelt dafür büßen.

Während, dass durch wilde Lust er ihr entrinne,  
 Tobt er durch das ganze Haus in tollem Sinne ;  
 Nichts gilt ihm Gesundheit, Ehre, Sitte, Leben,  
 Selbst des ew'gen Richters Spruch macht ihn nicht beben.

## 36.

Als der Mutter drüben Solches ward berichtet,  
 Fühlt ihr Herz von schwerem Kummer sich vernichtet ;  
 Post auf Post erschüttert ihr Gemüt seit Wochen,  
 Als ob a'le Blätter aus dem Wald gesprochen.

Erst erhebt sie bittend ihre Liebesstimme,  
 Mahnend drauf und tadelnd mit gerechtem Grimme,  
 Stellt, warum er gar nicht komme ? dann die Frage,  
 Endlich spricht zu Benzze sie an einem Tage :

## 37.

•Angespannt! Szalonta liegt von hier nicht ferne,  
 Das Geschwätze höre länger ich nicht gerne ;  
 Habe doch geboren ihn und in der reinen  
 Gottesfurcht erzogen, früh von Kindesbeinen.

So war auch der Vater nicht ; es ist Erdichtung,  
 Keiner von den Toldis folgte solcher Richtung.  
 Möchte nur, wer also wagt, zu lügen, wissen.  
 Angespannt ! die Seele hat es mir zerrissen. •

## 38.

Unterdessen schwelgten drüben die Gesellen,  
 Bis vom Wein am Kopfe Toldis Adern schwellen,  
 Feucht erglänzt sein Auge, doch der Blick ist trübe,  
 Tanzt zu seinen Füßen frech die neue Liebe.

Da tritt plötzlich Benceze vor ihn hin, der junge,  
 Fast gelähmt vor Schrecken stammelt seine Zunge:  
 «Möge Gott mich strafen, wenn ich nicht gesehen  
 Ihre Gnaden draussen sammt dem Vater stehen!»

## 39.

Jäh fuhr auf der Ritter, als er Solches hörte;  
 Blickend durch das Fenster sieht er das Gefährte  
 Mit der greisen Mutter vor das Schloss gezogen,  
 Blitzschnell aus dem Kopfe war der Rausch verfliegen.  
 - Starre, finstre Blicke wirft er auf die Zecher,  
 Auf die Weineslachen, umgestürzten Becher,  
 Auf die trunknen Weiber, deren Tränen rannen,  
 Stürzt zur Hintertreppe schattengleich von dannen.

## 40.

Schnurgrad nach dem Stalle, hurtig auf den Rücken  
 Seines Gauls und ohne rechts und links zu blicken,  
 Ohne zu bedenken lang, wohin er reite,  
 Fieht er vor der Mutter in die Welt, die weite.

Benceze mit der edlen Frau steigt mittlerweile,  
 Um nichts zu versäumen, auf in aller Eile;  
 Gleich will sie ihn sehen schuldlos vor sich stehen,  
 Doch macht überflüssig, was sie hört, das Sehen.

## 41.

Denn schon fern von unten hört in allen Tönen  
 Sie der wüsten Schlemmer freche Lieder dröhnen;  
 In das tolle Lachen mischen sich die Flüche,  
 Auf der Treppe duften ecklen Tranks Gerüche.

Zögernd an der Schwelle wankt sie fast zurücke,  
 Ob sie auf die Klinke oder nicht drauf drücke;  
 Endlich hat der Unmut übermannt das Wehe,  
 Rasch stösst sie die Tür auf, dass sie hinfällt jähe.

## 42.

Bleich, im Trauerkleide, bleibt sie draussen stehen,  
Nur lässt sich ihr Schatten erst im Zimmer sehen  
Ach, sie sucht mit Schmerzen, findet nicht den Einen,  
Der nicht wagt, vor ihren Augen zu erscheinen.

Abscheu fühlt beim Anblick sie der Schaar, der frechen,  
Zorn erstickt die Träne, die hervor will brechen,  
Glühenden Gesichts und vor Wut erbebend,  
Bricht sie los, mit Dräuen ihren Arm erhebend :

## 43.

«Fort vom Schloss des Sohnes! Fort, schamlose Meute,  
Sein Besitz gehört nicht solcher Brut zur Beute!  
Ich, die Mutter, sage Allen, die hier drinnen,  
Ich befehle Jedem, packet Euch von hinnen!

Gottes Zorn verderbe Euch, ihr Gottverfluchten,  
Die mein Kind, das fromme, zu verderben suchten!  
Doch es hat ein Ende, Drohnenschaar! Ich treibe  
Fort dich, dass mir Keiner hier im Hause bleibe.»

## 44.

Einer gafft den Andern an, verstörte Mienen  
Ueberall, weil Toldi sich entzogen ihnen;  
Männer, Frauen drängen sich zur hintern Schwelle,  
Nasen rümpfend schaaren sie sich an der Stelle.

Einen sieht den Andern man zum Aufbruch treiben,  
Doch zuletzt hat Keiner Lust zurück zu bleiben;  
Bencze nur und Schlossvogt, die verborgen warten,  
Wie beim Kartenspiele letztverteilte Karten.

## 45.

Als der alte Bencze vor sich sieht den jungen,  
War ihm Stirn und Augen wie von Blut durchdrungen,  
Eilt den Stiel der Peitsche mit der Hand zu fassen,  
Um ihn auf des Sünders Rücken loszulassen :

«Trunkenbold, wer bist du? Taugenichts, wie heisst du?  
Meinen Herrn, den Guten, ins Verderben reiss't du?  
Kannst du nicht die Augen vorwärts, rückwärts kehren?  
Gab dein alter Vater je dir solche Lehren?»

## 46.

Traun, der Junge hübe drob jetzt an zu greinen,  
 Wie als er vor Zeiten zählte zu den Kleinen;  
 Nass ist kaum das Auge, doch der Nase Schnauben  
 Tönt zwar wortlos, aber hörbar selbst den Tauben.

Endlich legt des Vaters Zorn sich und nicht minder  
 Zeigt sich auch der Herrin strenger Sinn gelinder,  
 Als sie erst den Schlossvogt, dann den Diener fragte,  
 Was der Beiden Jeder ihr von Toldi sagte.

## 47.

Jetzt vom späten Abend bis zum frühen Morgen  
 Galt es, für des Hauses Säuberung zu sorgen;  
 Spülung jedes Bechers wurde vorgenommen,  
 Weil man hofft, der Flüchtling werde wiederkommen.

Aber als der erste, zweite Tag, ja sieben  
 Schwanden und er immer noch war ausgeblieben,  
 Gab Befehl die Mutter, dass man Alles hüte,  
 Und fuhr nach Nagyfalú, Trauer im Gemüte.

## 48.

Miklos irrt inzwischen, scheu die Mutter fliehend,  
 Ueber Bach und Rohrgrund in die Ferne ziehend,  
 Voll das Herz vom Glücke von vergang'nen Tagen,  
 Voll von Missbehagen, ach und Selbstanklagen.

Doch bei herbem Vorwurf ist auch Trotz zu sehen,  
 Soll er untergehen, mag es ganz geschehen.  
 Ehre und die Mutter, dran hängt seine Seele;  
 Ehrlos . . . ob der Mutter dann der Sohn noch fehle?

## 49.

Also zieht auf weiten Strecken er und Wegen,  
 Unverhofft winkt plötzlich Ofen ihm entgegen;  
 Führt der Trieb des Braunen, führen Zufalls Launen  
 Ihn zur Unvergessnen? Kurz, er muss erstaunen.

Wird er wohl sie sehen! darf er es begehren?  
 Von ihr hören? Schwerlich ist es abzuwehren.  
 Kunde, vollends schlimme, gleich der Luft, dem Winde,  
 Meide sie, doch folgen sie dir nach geschwinde.

## 50.

Von Piroska meldet sie, kaum sind es Lügen,  
 Dass sie ein Gerippe sei, noch schön von Zügen,  
 Lilie, gebrochen, und es geht die Sage,  
 Leise nur geflüstert: «dass ihr Mann sie schlage.»

Doch vielleicht erdichtet ist es nur von Jenen,  
 Die behaupten, Irrtum sei und leeres Wähnen,  
 Was in alten Zeiten manchmal sei geschehen,  
 Dass ein Herz im Leibe mag vor Gram vergehen.

## 51.

Tapfer hat die Seele mit sich selbst gerungen,  
 Alle Schreckensbilder mit Geduld bezwungen,  
 In geweihter Ruhe labt sie sich am Siege,  
 Ob der arme Körper auch in Trümmern liege.

Welk sind alle Blüten, jeder Reiz geschwunden,  
 Neues Leben bringen Jahre nicht, nicht Stunden;  
 Finstrer Schatten löscht jeden Freudenschimmer,  
 Mit gebroch'nem Fittig harrt sie doch noch immer:

## 52.

Toldi fühlt indessen, dass die Stunde schlage,  
 Spricht zum Schuster — Pfortner dies an einem Tage:  
 «Pfortner, zu Tar Lórinz sollst du, zu dem Helden,  
 Bringen diese Feder meines Helms und melden:

Dass er morgen frühe vor des Tages Grauen  
 Lasse sich in Eisen auf der Insel schauen,  
 Um auf Tod und Leben mit mir Kampf zu wagen,  
 Sonst gleich einem Hunde will ich ihn erschlagen.»

## 53.

Schrecken fährt dem Schuster drob in alle Knochen,  
 Doch hat dem Gebieter er nicht widersprochen;  
 Kitzlich, dass er solche Ritterbotschaft bringe,  
 Sinnt, wie er sich ziehe glücklich aus der Schlinge.

Schleicht im Sonntagsrocke leise auf den Zehen,  
 Auf die Fersen tretend wagt er nicht zu gehen;  
 Wiederholt am Wege, was ihm aufgetragen,  
 In's Gesicht dem Ritter mutig herzusagen.

## 54.

Lórinz spürt ein Jucken, den Patron am Kragen,  
Packend, von der Schwelle kurzweg fortzujagen,  
Aber, was draus folgen könnte, macht ihn beben,  
Läest drum vom Verstande bessern Rat sich geben.

Sinnend, wie der Unglimpf ihm zum Vorteil diene,  
Zeigt dem Mann er keine zornentbrannte Miene,  
Fragt, mit welchem Handwerk er sich mag befassen,  
Nach erhalt'ner Antwort spricht er dann gelassen :

## 55.

•Wack'rer Schuster, trage nur zurück die Feder,  
Dass dies nicht des Zweikampfs Sitte, weiss ein Jeder,  
Ritterregeln kennen Worte nicht, wie Deine,  
Nimm die Feder, melde, dass ich nicht erscheine.»

Mit der Meldung war der Pförtner heimgegangen,  
Aber Lórinz fühlte hinterdrein ein Bangen,  
Stets muss er vor Toldi's Rachgelüste beben,  
Nur an einem Haare hängt sein Jammerleben.

## 56.

Rasch birgt er ein Stahlhemd unter dem Gewande,  
Steht mit scheuen Blicken an dem Fensterrande,  
Wagt sich nicht vom Hause fort bei Nacht und Tage,  
Riegelt zu, dass Niemand einen Einbruch wage.

Doch, er will nicht länger sich in Angst verzehren,  
Die sich selbst zu nähren pflegt und zu vermehren.  
Gleich dem Durst, der Säufern Wassersucht bereitet;  
Dies macht, dass zum König er die Schritte leitet.

## 57.

Um die Brust den Panzer bricht er auf zur Stunde,  
Scharfer Dolch, zweischneidig, steckt im Gürtelbunde,  
Seiner Schwerter bestes hat er umgehungen,  
So geht er am Ufer hin nicht ohne Bangen.

Längs der Häuserreihe, mitten in dem Trosse,  
Klimmt er um sich schauend auf zum hohen Schlosse;  
Als sich ihm geöffnet des Palastes Pforte,  
Fällt er vor dem König nieder mit dem Worte :



58.

•Majestät, Vergebung, dass ich Waffen trage,  
 Mich verfolgt des Feindes Grimm am hellen Tage;  
 Toldi legt, der Ritter, überall mir Schlingen,  
 Will auf Tod und Leben mich zu kämpfen zwingen.

Einst bewog mit Arglist er mich und mit Bitten,  
 Dass er um Piroška hat für mich gestritten,  
 Mir ward sie zur Gattin, ihn erfasste Reue,  
 Nun in Liebe lodert er für sie auf's Neue. •

59.

Ludwig zieht die Stirne drob in düst're Falten,  
 Kann nicht solcher Torheit Toldi fähig halten,  
 Fordert, dass von Neuem haarklein Tar beginne,  
 Spricht, ihm Glauben schenkend, dann mit ernstem Sinne:

•Fortan dürft Ihr Beide nicht mehr Ritter heissen,  
 Eure Wappen wird man aus dem Buche reißen  
 Heute noch, weil Jeder seinen Stand entehrte;  
 Feigling, fort! der seiner schlechten Haut sich wehrte. •

60.

Flugs befiehlt dem Hauptmann d'rauf er von der Wache,  
 Dass er Jagd auf Toldi, wie nach Räubern mache,  
 Ihn gefangen nehme, dass an Hand und Füßen  
 Eisen, er im finstern Kerker möge büßen.

Aber Toldi merkend, was man führt im Schilde,  
 Säumt nicht, stürmt durch Wälder, wie der Stier, der wilde.  
 Der kein Rohr am Wege unzerstampft lässt bleiben,  
 Nicht kann ihn ein ganzes Dorf zu Paaren treiben.

61.

Oder wie der grimme Wolf in Wintertagen,  
 Wenn ringsum die Höhen starr vom Eise ragen,  
 Nirgends auf den Triften Rinderherden weiden,  
 Dass er bitterm Hungers Qualen muss erleiden,

Wütend in des Dorfes Gassen sich lässt sehen,  
 Frechen Mutes anfällt, die vorüber gehen,  
 Kinder aus der Wiege selbst sich holt zur Beute,  
 Bis mit Eisengabeln strömen zu die Leute:

## 62.

Also raste Toldi über Berg und Höhe,  
 Wollte nicht und konnte dämpfen nicht sein Wehe,  
 Eins beherrscht ihn, seiner Rache Durst zu stillen,  
 Alle Qualen duldet er um dessen willen,

Doch will sich die Blutgier nicht bemeistern lassen,  
 Schleicht er im Geheimen sich nach Ofen's Gassen,  
 Steht dort auf der Lauer an der Donaulände,  
 Ob ihm nicht geriete Lórinz in die Hände.

## 63.

Jetzt auch so. Vergebens jagen seinen Spuren  
 Königliche Häscher nach durch Wald und Fluren;  
 Siehe, da steigt Lórinz von dem Schlosse munter  
 Eben an der Donau Uferstrand herunter.

Dass er nicht mehr Ritter, macht ihm wenig Sorgen,  
 Fühlt nur Freude drüber, dass er nun geborgen,  
 Furcht vor Toldi's Rache nicht mehr dürfe hegen,  
 Summt sogar ein heit'res Lied im Mund deswegen.

## 64.

Da zeigt sich am Ecke Toldi seinem Blicke,  
 Dieser packt mit starker Faust ihn am Genicke:  
 •Fort zur Donauinsel, Dich mit mir zu schlagen,  
 Memmenblut! Dergleichen kann ich nicht vertragen. •

Schleppt ihn fort, ob Lórinz noch so sehr sich wehre,  
 Bald am Ufer ledig zeigt sich eine Fähre,  
 Wirft ihn einem Sacke gleich, hin auf die Stelle  
 Und durchfurcht mit kräft'gem Ruderschlag die Welle.

## 65.

Plötzlich, als sie waren mitten in den Wogen,  
 Wird der Kahn mit mächt'gem Ruck emporgebogen  
 Miklós forscht, gewendet, wie es mochte kommen,  
 Siehe, sein Gefang'ner hat ein Bad genommen.

•Nein! der Donau gönne nimmer ich die Rache,  
 Meine Hand sei's, welche dir den Garaus mache!  
 Sterben musst du! • hurtig tauchend in die Wogen,  
 Hat den Halbversunk'nen er herausgezogen.

## 66.

Kräftig, ob mit einem Arm auch nur, geschwommen,  
Ist sammt Tar zur Insel heil er angekommen,  
Legt ihn unter Bäumen sacht und sorglich nieder,  
Harrend, bis sich stärken dessen matte Glieder.

D'rauf: •Jetzt soll der Zweikampf unser Loos entscheiden,  
Einer von uns Beiden muss den Tod erleiden;  
Ich nur mit dem Schwerte, du mit allen Waffen,  
Also sei der Ausgleich zwischen uns beschaffen. •

## 67.

Tar starrt in das Wasser, blickt zum Himmel offen,  
Rettung ist von keiner Seite her zu hoffen,  
Flucht unmöglich, Toldi's Fuss und Schwert viel näher,  
Als der Strand, er stürbe, wenn er flieht, nur eher.

Trauer und Betrübniß bengen tief ihn nieder,  
Schamgefühl, das letzte, giebt ihm Fassung wieder;  
Spricht die Furcht, er werde heute sterben müssen,  
Flüstert Hoffnung: mutig, denn wer kann es wissen!

## 68.

Wacker mit dem Schwerte holt er aus zu Streichen,  
Weiss auch Stoss und Hieben glücklich auszuweichen;  
Toldi macht es stutzen, weil er mit der Rechten  
Ficht und sieht den Andern mit der Linken fechten.

Knirschend mit den Zähnen, dass die Luft erdröhnte,  
Greift er, der zu kämpfen rechts, wie links Gewöhnte,  
Plötzlich mit der Linken nach dem Schwert, die Schneide  
Trifft das Herz des Gegners unterm Panzerkleide.

## 69.

Tar ist todt. Doch Toldi macht es ernstlich bange,  
Wie er von der Insel schleunigst fortgelange;  
Grundlos war die Bangniß, weil den Kahn die Welle  
Trieb an's Land, dort lag er ruhig an der Stelle.

Rasch hinüber rudert er zum Ofner Strande,  
Nicht will er ein Opfer sein der Häscherbande,  
Ehe Berg und Wälder ihn geborgen hätten,  
Des gehetzten Wildes rauhe Heimatsstätten.

## 70.

Lórinz ward indessen von der Insel Nonnen,  
Die vielleicht dem Kampfe zusah, der begonnen,  
Aufgefunden, blutend aus der Todeswunde ;  
Schnell war voll ganz Ofen von der Schreckenskunde.

Königliche Wache kam vom Schloss geschwinde,  
Aber noch geschwinder Rozgonyi's Gesinde,  
Um den Herrn zum Schiffe, dann auf einem Schragen  
Nach des Hauses weitem Vorsaal fortzutragen.

## 71.

Nächsten Augenblickes öffnen sich die Thüren,  
Welche zu der Herrin Prunkgemächern führen,  
An der Schwelle stehend, sieht entsetzt die bleiche  
Gattin ihres Gatten blutbefleckte Leiche.

Grässlich tönt ihr Aufschrei durch die weiten Zimmer,  
Ausgelöscht, verdunkelt ist des Auges Schimmer,  
An den Busen greifend, schrecklich von Geberde,  
Stürzt in's Knie gesunken, todt sie hin zur Erde.

## 72.

In Rozgonyi's Hause herrscht an jenem Tage,  
Leicht begreift es Jeder, nichts als Weh' und Klage,  
Denn mit einem Male zwei geliebte Leichen,  
Müsste bis zu Tränen Fremde selbst erreichen.

Herrn sieht man und Diener an der Bahre stehen,  
Jedermann aus Ofen eilt herbei, zu sehen  
Stickerei mit Silber und mit Gold besäte,  
Rauchfass, Priesterschaaren murmelnd leis Gebete.

## 73.

Angelangt von Keszi war auch in drei Tagen  
Rozgonyi, kaum wollen ihn die Beine tragen,  
Nerven sind und Sehnen ganz erschlafft vom Jammer,  
Nur am Arme And'rer kommt er bis zur Kammer.

Aber unbeachtet bald herausgeschlichen  
Bricht er durch die Reihen, die zur Seite wichen,  
Stürzt sich mit dem Körper auf der Tochter Leiche,  
Schluchzt und netzt mit Tränen das Gesicht, das bleiche.

## 74.

Küsst ihr Mund und Augen, die der Tod geschlossen,  
 Auch die Stirn von eis'ger Kälte übergossen,  
 ichtet, soll der Träne Strom ihn nicht ersticken,  
 Auf sich und betrachtet sie mit starren Blicken,  
 Fällt auf sie dann wieder, schlingt um sie die Arme,  
 Ihre kalten Hände streichelt seine warme;  
 So vergeht der halbe, ganze Tag im Leide,  
 Weinen müsste drüber selbst ein rober Heide.

## 75.

Lang seh'n zu die Priester sammt den Hausgenossen,  
 Wagen nicht ein lautes Wörtlein auszustossen;  
 Doch, als es zu lange, mehr, denn nötig, währte,  
 Kam man, dass zum Essen man ihn fortbekehrte.  
 Aber unbeweglich hat er nichts vernommen,  
 Lässt auch nicht der Bibel Tröstung an sich kommen,  
 Bis man fortzureissen ihn zu müssen glaubte,  
 Da spricht er mit trotzig aufgehob'nem Haupte:

## 76.

•Lasst mich! Seht, ich tue mir ja nichts zu Leide,  
 Die geliebte Todte ist mir Augenweide,  
 Wonne, nichts als Wonne, wenn ich sie betrachte,  
 Lieblich, als ob Schlummer nur sie hold umnachtete.  
 Schön ist sie, ja schöner, als sie war lebendig,  
 Nicht ins Grab! denn bleiben soll sie hier beständig,  
 Gleich der Winterblume, mir das Haus zu schmücken;  
 Nicht sind Todesspuren an ihr zu erblicken. •

## 77.

Lächelnd sprach er also, doch die Tränen rannen,  
 Endlich führt am Arme man den Greis von dannen,  
 Bettet drauf die Tochter in den Sarg, sammt Schätzen,  
 Deren Wert wohl einem Dorfe gleich zu setzen.  
 Doch der Leichenfeier Pracht am andern Tage  
 Ist so schwer zu schildern, dass ich es nicht wage;  
 Eine Blocksberghöhle dient als Grab, mit grossen  
 Felsenstücken wurde zu dem Raum geschlossen.

## 78.

Bald geschah's zur Nachtzeit, dass zwei Schösser kamen,  
Hinz und Kunz, so hiessen der Gottlosen Namen,  
Mit dem Plane trugen sich die beiden Frechen,  
Räuberisch das frische Grabmal aufzubrechen.

Finster ist's, der falsche Schlüssel, den sie bringen,  
Lässt der vielen Schösser Oeffnung zwar gelingen,  
Doch nicht weicht das Felsstück; Hundert ihres Gleichen  
Würden d'rum des Grabes Eingang nicht erreichen.

## 79.

Während so die Beiden sich erfolglos plagen,  
Hören starken Fusstritt an das Ohr sie schlagen,  
Seh'n auch, wo das Dunkel weicht dem Mondenscheine,  
Deutlich und im Klaren war zumal der Eine.

Auf und fort! Sie haben Gutes nicht zu hoffen,  
Wenn bei solcher Arbeit Toldi sie getroffen;  
Er war es, kein And'rer, der hieher sich wagte,  
Dass er einen Abschiedsgruss der Teuren sagte.

## 80.

Als die Schulter kräftig drunter er geschoben,  
Ward das Riesenfelsstück leicht emporgehoben;  
Drinne glänzt ein schwaches Lämplein ihm entgegen,  
Aufgehängt der Ruhe der Entschlaf'nen wegen.

Sieht im düstern Lichte beide Särge winken,  
Tar lag rechts, die Gattin lag zu seiner Linken;  
Toldi hebt den Deckel ab und sinkt mit Stöhnen  
Nieder auf die Hülle der entseelten Schönen.

## 82.

•Endlich mein, du teures Kleinod! Dies die Stelle,  
Wo zu deinem Staube meiner sich geselle!•  
Mit gebroch'ner Stimme, in den Arm sie schliessend  
Spricht er schluchzend, reichen Tränenstrom vergiessend.

Freudig pochend nähert sich sein Herz dem ihren;  
Lebensglut den kalten Lippen zuzuführen,  
Küsst er sie mit heissen Küssen, bis erhebend  
Sich im Sarg, die Todte, starren Blickes, hebend

## 82.

Ruft: «Wo bin ich?» Toldi in den Tod erschrocken,  
Fühlt den Puls des Blutes in den Adern stocken,  
Wankt zurück, Entsetzen jegliche Geberde,  
Dass vom Kopf der Kalpag niederfällt zur Erde.

«Ist's vielleicht ein Traumbild», spricht er, «was ich sehe?  
Fortgeträumt! damit es mir nicht schnell vergehe!»  
Andere Gedanken drängt zurück der eine:  
«Wie, wenn sie nicht wirklich todt, nur todt zum Scheine?»

## 83.

Aufwärts sieht Piroska, links und rechts und nieder,  
Mit der Hand betastend ihre starren Glieder,  
Zerrnd an dem Bahrtuch, über sie gebreitet,  
Während tiefes Seufzen ihrer Brust entgleitet.

Doch als sie des zweiten Sargs geworden inne,  
Wacht Erinnerung schrecklich auf in ihrem Sinne,  
Ist auf Toldi starrend bleich, wie Wachs, zu schauen,  
«Wer ist dieser?» fragt sie jetzt ihn voller Grauen.

## 84.

In die Kniee brechen zitternd Toldi's Füße,  
Auf die Hand und Kleider drückt er tausend Küsse,  
Nennt sie Taube, Perle, seine Einzig eine,  
Seines Herzens Kleinod, seine Engelreine.

«Mein bist Du, die Meine! Hat Altar und Leben  
Dich auch einem Andern zu Besitz gegeben,  
Mir will Dich des Todes Hand zurück erstatten,  
Du bist mein und nimmer eines andern Gatten.

## 85.

Engel, komm! ich werde Dich zum Himmel tragen,  
Zu beglückter Liebe neuen, schönen Tagen;  
Für die Welt, die draussen, bleibe Du gestorben,  
Mit einander lebend ist uns Heil erworben.»

Als ob einer Schlange Zischen sie vernommen,  
War darob Piroska Schauer angekommen,  
Beide Hände dräunend auf gen Himmel hebend,  
Bricht sie aus in Worte, vor Entrüstung bebend:

## 86.

•Mörder meines Gatten, fort von mir für immer!  
 Deiner schuldbefleckten Liebe denke nimmer.  
 Blut ist, Toldi, zwischen uns, das muss uns scheiden;  
 Fluch dir und desgleichen mir, ja Fluch uns Beiden!•

Wie gelähmt vom Blitzstrahl, wirr an allen Sinnen,  
 Stürzt, gleich Berges Giessbach, Toldi wild von hinnen,  
 Während nach der Seele heftiger Bewegung  
 Leblos hin Piroska sinkt und ohne Regung.

## 87.

Als am andern Morgen Toldi sich ermannte,  
 Abermals zum Grabe seine Schritte wandte,  
 Dass er von dem Todten trennte sie, die lebe,  
 Dann Rozgonyi's Hause davon Kunde gebe,

Fand er es mit Schlössern abgesperrt; er fragte  
 Sich umsonst, wer war es, der hieher sich wagte?  
 Sass dann auf der Lauer durch des Tages Stunden;  
 Drauf war tief im Walde seine Spur verschwunden.

## 88.

Mittlerweile kehrte jenes Paar von Dieben,  
 Das die Furcht vom offnen Grabe fortgetrieben,  
 Als es sich nach allen Seiten umgesehen,  
 Wieder um, behutsam an der Gruft zu spähen,  
 Lauscht am Eingang; Alles still, es liegt die Leiche  
 Sanft und scheint erlegen ganz dem Todesstreiche.  
 Draussen lauert Einer, ob sich nahen Leute,  
 Drinnen macht der Andre rasch sich an die Beute.

## 89.

Rafft zusammen Alles, was ihm wertvoll dünkte,  
 Seidenen Brokatstoff, der vom Golde blinkte,  
 Piroska's ererbtes Muttergut, die Habe,  
 Welche sie zum Schmucke trug auch jetzt im Grabe;  
 Zieht ihr von den Armen ab die gold'nen Spangen,  
 Drauf viel Diamanten hell und Perlen prangen,  
 Unschätzbar von Werte, die zum Angedenken  
 Ihr die königliche Frau gerulit' zu schenken:



## 90.

Streift vom Finger Ringe, von dem Ha's die Kette,  
 Dran viel Edelsteine schimmern um die Wette,  
 Auch den gold'nen Kopfreif, Zier der Jugendjahre.  
 Teuer hat die Mutter einst gekauft die Waare.

Reisst vom Sarge schliesslich ab die Sammetdecke,  
 Dass er dies und alles Andre drin verstecke;  
 Drauf den Raub zu bergen, fliehen sie behende,  
 Sinnend, wie der Frevel glücklich sich vollende,

## 91.

Als der Raub geborgen sicher im Verstecke,  
 Wo des Spähers Auge ihn nicht leicht entdecke,  
 Stehen sie zur Nachtzeit pochend an der Pforte  
 Rozgonyi's und wecken Alle mit dem Worte:

•Euer Grab hat Toldi ausgeraubt; wir sahen  
 Ihn, das grosse Felsstück abzuwälzen, nahen.  
 Sind gekommen, flugs Euch Solches zu berichten,  
 Denn nicht anders fordern es die Christenpflichten. •

## 92.

Rozgonyi ruft: •Pferde schleunigst an den Wagen!  
 Diener müssen Fackeln vor in Menge tragen;  
 Gut nur, dass der Alte sie noch kann erreichen,  
 Schrecken macht sonst Manchen bis zum Tod erbleichen.

Er auch beb't, doch Freude hat er drob empfunden,  
 Als er seine Tochter sitzend aufgefunden;  
 Ob ihr Diebe Kleider auch und Schmuck entwandten,  
 Sie, sein Kind, gilt höher ihm, als Diamanten.

## 93.

Wie das Herz des Vaters, voll zum Ueberfliessen,  
 Sich in Wort und Blicken mochte jetzt ergiessen,  
 Will ich nicht erzählen, kann ich nicht beschreiben.  
 Mag es denn bei dieser kurzen Meldung bleiben.

Doch Piroska, traurig, hat kein Wort zu sagen,  
 Lässt sich als lebendig todt von hinnen tragen,  
 Seufzt nur, als den Wagen man mit ihr bestiegen:  
 •Ach, warum im Grabe liess man mich nicht liegen! •

## 94.

Als am andern Tage man dem König sagte,  
 Dass die Gruft zu plündern Toldi frevelnd wagte,  
 Vor Gericht die Räuber auch bezeugten Beide,  
 Dass es so geschehen, laut mit ihrem Eide :  
 Ist im ganzen Lande der Befehl ergangen,  
 Toldi nachzuspüren und ihn einzufangen,  
 Ihm, dem tollen Wolfe, an den Leib zu dringen,  
 Lebend ihn nach Ofen oder todt zu bringen.

## 95.

Gleichzeitig in allen Kirchendiöcesen  
 Ward der Fluch des Graner Erzbischofs verlesen :  
 Fluch auf jeden Bissen, dran sich Toldi nähre,  
 Fluch dem Haus, das sich'res Obdach ihm gewähre,  
 Jedem, der ihn aufnimmt, statt heraus zu geben,  
 Weiter ihn lässt ziehen heil an Leib und Leben !  
 Selbst ihn todt zu schlagen, ist Verdienst, nicht Sünde . . . .  
 Oeffne ihn, zu retten, Erde, deine Schlünde!

Uebersetzt von MOR. KOLBENHEYER.<sup>1</sup>

## KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— Ueber den Ursprung der Ministerverantwortlichkeit in der europäischen Verfassungsgeschichte. Unter diesem Titel besprach Julius Schwarcz in der am 4. December 1882 gehaltenen Sitzung der

<sup>1</sup> Der Verfasser dieser Uebertragung, evangelischer Pfarrer in Oedenburg, zur Zeit der Nestor aller Uebersetzer ungarischer Dichtungen, hat bereits im Jahre 1857 die bis dahin veröffentlichten beiden Stücke der Arany'schen Toldi-Tragödie ins Deutsche übersetzt: *Toldi, poetische Erzählung in zwölf Gesängen von Joh. Arany. Im Versmass des Originals übersetzt von M. Kolbenheyer. Mit einem Briefe von Friedrich Hebbel* (Pest, 1857, G. Heckenast) und *Toldi's Abend, poetische Erzählung in sechs Gesängen. Deutsch von M. K.* (daselbst). Nun hat Hr. Kolbenheyer auch das erst 1879 erschienene Mittelstück der herrlichen Trilogie, *Toldi's Liebe* ins Deutsche übersetzt und die obige Probe der demnächst erscheinenden Uebertragung uns für die *Ungarische Revue* überlassen, wofür wir ihm im eigenen wie im Namen unserer Leser besten Dank sagen. D. Red.

Akademie die ältesten Spuren des Minister-Verantwortlichkeits-Gedankens in der Verfassungsgeschichte derjenigen europäischen Monarchien, welche im Laufe des Mittelalters überhaupt als Vorkämpfer des modernen Staatsgedankens in den Vordergrund treten, (so Aragonien, Castilien, England, Schweden, Polen und Ungarn.) — Nach einigen kritischen Bemerkungen über so manche Verfassungsgeschichtsschreiber, welche — wie z. B. *Hallam* — trotzdem, dass dieselben sich so leicht einen Einblick in die stets in lateinischer Sprache abgefassten Urkunden der Verfassungsgeschichte des Königreichs Ungarn hätten verschaffen können, sogar die bedeutungsvollsten Momente der ungarischen Verfassungsgeschichte ganz einfach zu ignoriren vorzogen — entwickelt Schwarz die Ergebnisse seiner Forschungen. Nach seinen Ausführungen ist der Gedanke einer *politischen* Verantwortlichkeit der Minister weder dem sonst so frühzeitig üppigen Verfassungsleben *Aragoniens* und *Castiliens* entquollen, noch ist derselbe *zuerst* im englischen Verfassungsleben ans Tageslicht getreten: sondern hat dieser gewaltige Gedanke sich im ungarischen Verfassungsleben am allerfrühesten legislatorisch verkörpert, und zwar in dem Gesetz-Artikel 1298: 23 des Königs Andreas III., der dabei eine bekannte Staatseinrichtung der *Venezianischen Republik* als Vorbild befolgt hatte.

Die Entwicklung des aragonischen Verfassungslebens ist stets auf Grundlage solcher Staatseinrichtungen fortgeschritten, welche zwar unsere höchste Achtung verdienen, doch den Gedanken einer *politischen* Verantwortlichkeit der Räte des Königs — schon ihrer rechtlichen Natur nach — ausschliessen. Der Oberrichter Aragoniens, der *Justiza* (oder *Justicia*) war schon lange vor dem Ende des XIII. Jahrhunderts mit einem Rechtskreise bekleidet worden, welcher zwar virtuell die vielseitigsten Befugnisse zur Einführung und Befestigung einer Herrschaft der Gesetze involvirt, dasjenige Element jedoch entschieden fern hält, welches eben als der wahre Kern des Minister-Verantwortlichkeits-Gedankens dürfte betrachtet werden. Die Verantwortlichkeit des Justiza war lediglich eine *legale*, und zwar durchwiegend eine richterliche Verantwortlichkeit; zu einer politischen Verantwortlichkeit dieses staatsrechtlichen hohen Richters, der sogar in Streitigkeiten zwischen König und Ständen Urtheile zu fällen berechtigt war, fand sich kein Anlass vor; der König war von Verfassungswegen *blos* gehalten, dieses tatsächlich schon vor 1348 unabsetzbaren Ober-Richters Ratschläge in *Streitsachen* in Anspruch zu nehmen; auch war der Justiza nur befugt, vom Standpunkte der blossen *Gesetzmässigkeit* Einwendungen gegen die Regierungsacte des Königs zu erheben, und dem Gesetze zuwiderlaufenden Verordnungen die Vollziehung zu verweigern. Und doch ist ein *unerlässliches Element*

des Minister-Verantwortlichkeits-Gedankens: dass die rechtskräftige Giltigkeit der Regierungsacte des Königs von Fall zu Fall von einer Zustimmung seiner Räte bedingt sei. Dieses Element fehlte dem Rechtskreise des Justiza völlig, — ja dieses Element des Minister-Verantwortlichkeits-Gedankens fehlt noch der gesammten Verfassungsentwicklung Aragoniens. Die Prærogative der Könige dieser denkwürdigen Monarchie war allerdings eine höchst eingeschränkte; allein die aragonischen Könige übten diese ihre königliche Prærogative stets auf Grund eines *Régime Personnel*. Schroff standen da noch die Rechtskreise des Königs und der Stände einander gegenüber: an ein *Sicherheitsventil*, an eine *politische* Verantwortlichkeit der Räte des Königs dachte noch die aragonische Verfassungsentwicklung mit Nichten. Vergebens würden wir einem solchen Gedanken, einem solchen Sicherheitsventil in der Einrichtung des königlichen Rats innerhalb der gesammten aragonischen Verfassungsgeschichte nachspüren: ein solches würden wir weder in dem grossen Privilegium des Königs Pedro I. (1283), das doch sämmtliche Rechte, sowohl ältere als neuere Vorrechte und Privilegien der aragonischen Stände in Evidenz zu halten und zu vindiciren trachtete, zu finden vermögen, noch aber auch in dem Ratsprivilegium vom Jahre 1287, welches doch durch eine allmächtige Liga, durch die *Union* erpresst wurde. Ueberhaupt kann in Aragonien innerhalb des XIII. Jahrhunderts nicht einmal von einem Funken des Gedankens einer politischen Verantwortlichkeit der Räte des Königs die Rede sein.<sup>1</sup>

Die Quellen unserer Kunde von der Verfassungsgeschichte *Castiliens* sind zu mangelhaft und zu trübe, um uns ein so klares Bild von der Verfassungsentwicklung dieses Königreichs, wie von Aragonien, verschaffen zu können<sup>2</sup>; dessenungeachtet können wir es für unbezweifelbar dahinnehmen, dass von einer Bedingtheit der Rechtskraft der Regierungsacte des Königs durch eine Zustimmung seiner erwählten Räte auch die Verfassungsentwicklung Castiliens noch nichts wusste. Auch die castilischen Könige regierten auf Grundlage eines *Régime Personnel*, wie dies auch

<sup>1</sup> Vergl. Blancas: *Rerum Aragonensium Commentarii*. — Zurita: *Anales de Aragon*. — Fueros y Observancias del Reyno de Aragon. — Muñoz y Romero: *Coleccion de Fueros y Cartas Pueblas*. — *Coleccion de Fueros y Cartas Pueblas de España* por la Real Academia de la Historia. — Blasco de la Nuza: *Historias eccles. y secul. de Aragon 1556—1618*; (vgl. Muro y Martinez: *Códigos españoles 1881* und *Recopilacion histórica-critica 1881*.)

<sup>2</sup> Vgl. Marina: *Teoria de las Cortes*. — *Ensayo historico-critica sobre la antiqua legislacion y principales cuerpos legales delos reynos de Leon y Castilla, especialmente sobre el código de Don Alonso el Sabio, conocido con el nombre de las Siete Partidas 1808*.

wohl u. A. aus den «Las Siete Partidas» des weisen Alfons X. hervorleuchtet. Dieser hervorragende Denker auf dem Throne steht noch völlig unter dem Einflusse der aristotelischen «Politik»<sup>1</sup> und was auch der Stagirit sonst Alles im Voraus geahnt haben mochte, eins hat er sicher nicht vorausgesehen: jenes Sicherheitsventil, dessen Function in modernen constitutionellen Monarchien eben die politische Verantwortlichkeit zu erfüllen hat. Dieses Sicherheitsventil tritt in Alt-England im Jahre 1316 in den Stipulationen des Earl of Lancaster bereits mit feierlicher Deutlichkeit und nicht zu verkennender Verve hervor.<sup>2</sup> Bekannterweise enthalten diese Lancaster'schen Stipulationen bereits beide Elemente, welche zu einer politischen Verantwortlichkeit der Minister unerlässlich sind, — die bereits erwähnte Bedingtheit der Rechtskraft aller Regierungsacte des Königs von der Zustimmung seiner Räte und wohl auch das Befugniss des Parlaments, solche Räte des Königs, welche diesen schlecht beraten, zu entfernen und sogar zu bestrafen. Zwar ist dieses letztere Element in jenen Stipulationen noch nicht im modernen Style formulirt: so prägt sich doch in denselben das Vorspiel einer politischen Verantwortlichkeit der Minister bereits mit einer Schärfe aus, zu welcher bis zum Jahre 1316 und auch noch viel später die Verfassungsgeschichten der continentalen Monarchien kein Analogon zu bieten vermögen. All' das, was uns über das Verhältniss der Mitglieder des Rats des Königs zu König und zu Parlament aus dem XIII. Jahrhundert durch die Fasseleien des *Matthäus* von Paris berichtet, durch die Oxforder Provisionen (1258) zur Schau getragen wird, dürfte nach den durchdringenden Forschungen *Gneist's*, kaum je mehr als ein Beweis dessen, als ob der Gedanke der politischen Verantwortlichkeit der Räte des Monarchen in England älter sei als 1316, angeführt werden. Die legale Verantwortlichkeit derselben reicht in England unvergleichlich höher in die ersten Zeiten der Anfänge des Repräsentativ-Systems zurück: doch ist mit der legalen Verantwortlichkeit an sich für die obwaltende Frage noch nichts erreicht; die politische Verantwortlichkeit aber ist in England sicherlich nicht quellengemäss auf ein höheres Alter zurückzuführen, als die Stipulationen des Earl of Lancaster.

Und doch ist mindestens das eine Element der politischen Verantwortlichkeit der Minister auf dem Continente bedeutend älter als diese Stipulationen. Nicht etwa in Schweden, wo doch Selbstbesteuerungsrecht und richterliche Unabhängigkeit nahezu in das mythische Zeit-

<sup>1</sup> Las Siete Partidas: Das Gesetz: Tirano tanto quiere decir como señor cruel u. s. w.

<sup>2</sup> Vgl. Parl. Hist. I, 64; Parry p. 8, Todd II, 27. Vgl. *Gneist's* Verfg.

alter hinaufreichen, — ist diesem Elemente des Minister-Verantwortlichkeits-Gedankens in noch älteren Jahrhunderten als in England mit Erfolg nachzuspüren, — ist es ja doch Tatsache, dass eine Bedingtheit der Rechtskraft der Regierungsacte des Königs von der Zustimmung (hier allsogleich Directiven) des Reichsrats erst unter Albrecht von Mecklenburg, 1371, auftaucht und die Erklärung der schwedischen Stände<sup>1</sup> vom Jahre 1590 beweist zur Genüge, wie tiefgewurzelt stets in dem schwedischen Verfassungsgedanken noch im XVI. Jahrhundert die Prærogative des ein schroffes Régime Personnel ausübenden Schwedenkönigs sich festhielt; was aber Polen betrifft, so müssen wir anlässlich einer solchen Erörterung diese monarchisch-zugespitzte Republik schon aus dem Grunde ausser Acht lassen, weil wie Hüppe<sup>2</sup> ganz richtig bemerkt, noch durch die Constitution 1607 wurde dem Volke, das noch kein Gesetz über den Erwerb der Königswürde besass, der Modus vorgezeichnet, durch den es seinen König absetzen sollte. Also ging die polnische Verfassungsentwicklung nicht darauf aus, des Königs Räte, sondern vor Allem den König selbst verantwortlich zu machen.

Es ist in der älteren Verfassungsgeschichte der venezianischen Republik, wo wir das früheste Auftauchen jenes unerlässlichen Elementes der politischen Verantwortlichkeit der Minister zu suchen haben; von hier aus ist dieser Gedanke zuerst in die Verfassungsentwicklung der europäischen Monarchien hineingedrungen. Es ist wohl bekannt, dass schon nach der Umwälzung vom Jahre 1032, also noch zu einer Zeit, wo der Doge noch gewissermassen eine monarchische Gewaltenspitze der Republik in sich vereinigte, die Bedingtheit der Rechtskraft der Regierungsacte des Dogen von der Zustimmung seiner erwählten Räte von Verfassungswegen in diese Republik eingeführt ward; zuerst belief sich die Anzahl dieser stets auf kurzen Mandats-Termin erwählten Räte bloss auf 2, im Laufe der folgenden Jahrhunderte wurde sie auf 6 erhöht, woraus sich die 6 „Rossi“, gegenüber den 10 „Neri“ in der Signoria entwickelten.<sup>3</sup> Vor Ende des XIII. Jahrhunderts bestand diese Einrichtung in der venezianischen Republik als ein schon längst inveterirter integrierender Teil der Verfassung. Nun war es König Andreas III. von Ungarn, der den Grundgedanken dieser Einrichtung anlässlich seiner 1298-er Gesetzgebung zuerst unter den

<sup>1</sup> Nordenflycht: *Gesch. der schwed. Staatsverfassung* p. 119.

<sup>2</sup> Die *Verfass. der Republ. Polen*, p. 113.

<sup>3</sup> Vgl. Sebastiano Crotta: *Memorie storico civili delle successive forme del governo de' Veneziani*. — Soranzo: *Il governo dello Stato Veneto*. — Victor Sandi: *Storia civile Veneta*. — Vgl. Daru: *Hist. de la républ. de Venise* u. s. w.

europäischen Monarchen entlehnte und denselben den speciellen Verhältnissen eines Königreichs anzubequemen mit nicht zu verkennendem Geschick den Versuch machte. In der That lautet der Gesetz-Artikel 1298: 23 des Königs Andreas III. »Damit der Hof unseres Herrn Königs ehrenvoller geführt und das Königreich Ungarn besser verwaltet werden könne, haben wir (die Stände) verordnet, dass unser Herr König auf je drei Monate stets je zwei Bischöfe — einen von der Graner, einen von der Kalocsaer Archi-Diöcese, — so wie auch ebensoviele Edelleute — gleichsam in Vertretung der gesammten Edelleute des ganzen Königreichs — die wir anlässlich dieses so eben (bereits auch) erwählt haben, an seiner Seite halte und mit gebührendem Gehalte aus den königlichen Einkünften versorge — sollte indess unser selber Herr König dies zu tun unterlassen: so sollen alle seine Regierungsacte, welche unser Herr König sowohl in Bezug auf gewaltigere Donationen und Staatswürden-Verleihungen als auch in Bezug auf sonstige wichtige Staatsangelegenheiten ohne Zustimmung der ebenerwähnten ihm zur Seite stehen sollenden erwählten Räte ausübt, keine Rechtskraft erlangen.«<sup>1</sup> Dieser Gesetzartikel des König Andreas III. spricht beredter als was immer für eine historische Untersuchung dafür, dass die ungarische Gesetzgebung vom Jahre 1298 wenigstens das eine Element des Grundgedankens der politischen Verantwortlichkeit der Räte des Königs auf eine überraschende Weise formulirt, und auch das andere Element des Grundgedankens einer solchen Verantwortlichkeit mindestens angestrebt hatte. Jenes, die Bedingtheit der Rechtskraft der (wichtigeren) Regierungsacte des Königs von der Zustimmung seiner Räte ist, wie wir sehen, in diesem Gesetzartikel ganz klar ausgesprochen, — dieses, das Recht des Reichstags, die Räte des Königs fallen zu lassen, sobald diese dem König auf eine gemeinschädliche Weise — z. B. in Bezug auf die Staatswürden-Verleihungen — ihre Ratschläge erteilen — dieses zweite, unerlässliche Element des Grundgedankens einer politischen Verantwortlichkeit ist zwar noch auf eine ziemlich primitive Weise angestrebt worden: doch der Funke eines solchen Gedankens ist auch nicht zu verkennen.

<sup>1</sup> 1298: 23: Ita statuimus, ut Curia Domini Regis honorificentius regi possit, et regnum Hungariae decentius gubernari, Dominus noster Rex singulis tribus mensibus singulos duos Episcopos — unum de suffraganeis Strigonen-sis et alterum de suffraganeis Colocensis Ecclesiae, totidemque et quasi omnes Nobiles regni, quos ex nunc elegimus, secum habeat, congruis stipendiis de bono regio susteneat. — Et si idem Dominus Rex hoc facere omiserit, quidquid praeter consilium praedictorum sibi applicandorum in donationibus arduis et dignitatibus conferendis vel in aliis majoribus fecerit, non teneat. — Vgl. Kovachich: Supplem. I, 86—136; Bartal: Commentar. II, 211—228. — Ibid. II, 194—5, Not. 1.

Das Misstrauensvotum wird hier noch durch den allzukurzen Mandatstermin der gewählten Räte des Königs ersetzt. So wie in Lucca und in sonstigen italienischen Republiken des Mittelalters sollte eben ein solcher allzukurzer Mandatstermin dem Reichstag einen Modus gewähren, solche Räte des Königs, welche das Vertrauen der ponderativen Mehrheit der Stände verscherzt hatten, sobald als möglich zu entfernen, um an ihre Stelle solche Räte erwählen zu können, welche dieses Vertrauen besitzen.

Es ist dies ein unverkennbares Vorspiel des Ministerverantwortlichkeits-Gedankens. Wie kam es aber nach Ungarn? Auf diese Frage erteilt uns wohl die Lebensgeschichte des König Andreas III. den besten Bescheid. Seine Mutter war Tomasina Morosini, die Enkelin des Dogen Marino Morosini v. Venedig; König Andreas III. selbst wurde im mütterlichen Hause in Venedig unter der Aufsicht des hervorragenden Venezianers Alberto Morosini erzogen; in der Lagunenstadt hatte er die Liebe zur geistigen Cultur, Industrie und zur Sache des Städtewesens frühzeitig eingesogen: von hier hat wohl auch seine politische Denkweise den Funken zu jenem legislatorischen Acte gefangen, welcher in der Verfassungsgeschichte der gesammten europäischen Monarchien im XIII. Jahrhundert sondergleichen dasteht.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der sprachwissenschaftlichen Klasse am 5. März legte Prof. HERMANN VÁMBÉRY eine umfangreiche Arbeit über das der türkisch-tatarischen Völkerfamilie angehörige *Volk der Tschuwaschen* vor. Diese Arbeit bildet einen Teil jenes grossen Werkes, welches Prof. Vámbéry im Auftrage und mit Unterstützung der königl. Geographischen Gesellschaft in London schreibt und welches sämmtliche Turkenvölker vom ethnologischen und ethnographischen Gesichtspunkte behandeln soll. Der die Tschuwaschen betreffende, eben vorgelegte Teil ist die erste umfangreichere Monographie, welche über das Tschuwaschenvolk im nichtrussischen Europa erscheint. Der erste Abschnitt dieser Tschuwaschen-Monographie behandelt die Tschuwaschen für sich, der zweite Abschnitt die Momente ihrer Divergenz von den übrigen Turken.

Im ersten Abschnitte spricht Vámbéry von den heutigen Wohnsitzen der Tschuwaschen an der Wolga, welche den Russen erst um 1551 bekannt wurden; nach der Sage sassen sie ehemals an den Ufern des Pontus. Er beschreibt sodann ihre Physiognomie, ihre Kleidung, ihren Schmuck, ihre Art zu wohnen, ihre Speisen und Getränke, ihren Ackerbauer-Charakter, ihre socialen Verhältnisse, Lieder, Musik, Tanz, Hochzeit, Leichenbestattung etc. und ermangelt nicht, auf Aehnlich-



keiten mit den entsprechenden Zügen und Bräuchen der Magyaren hinzuweisen. So soll z. B. der Tanz der Tschuwaschen frappant dem ungarischen Csárdás ähneln. — Der zweite, die Divergenz der Tschuwaschen von den übrigen Turken behandelnde Abschnitt umfasst die Unterabschnitte: 1. Zeiteinteilung, 2. Sprache, 3. Religion. Die Tschuwaschen zählen nach Einigen nicht zwölf, sondern dreizehn, auch fünfzehn Monate. Ihre Sprache ist ganz verschieden von den übrigen Turksprachen; sie ist ein in verhältnissmässig neuer Zeit unter stark tscheremissischem, also ugrischem Einflusse entstandener türkischer Dialekt. Der Religion nach bekennen sich die Tschuwaschen heute theils zum Christentum, theils zum Islam, theils zu ihrem alten heidnischen Glauben. Dieser hat eine eigene Kosmogonie und Götterlehre. Die drei Kategorien göttlicher Wesen: 1. Himmelsgötter, 2. Erdengötter, 3. Böse Geister, sind äusserst zahlreich. Ihre Zahl wird dadurch natürlich noch vermehrt, dass jeder Tschuwaschengott auch eine Frau, und zwar eine recht fruchtbare Frau hat. Ein grosses Capitel ist der Besprechung der Opferfeste der Tschuwaschen gewidmet. Vámbéry konnte natürlich aus dem umfassenden Werke nur Einzelnes vorlesen; das Meiste las er aus dem grammatischen Teile. Er nahm in seiner Vorlesung häufig Bezug auf Rittich's Ethnographie des Guberniums Kasan, Zbojev über die Sitten der Tschuwaschen und Zolotaicki, Tschuwaschisches Wörterbuch mit Beilagen über Mythologie u. s. w.

— **Kisfaludy-Gesellschaft.** In der Feber-Sitzung las Professor Gustav Heinrich einen Vortrag: *Zur Theorie der Uebersetzungskunst*, der sich im Wesentlichen mit der Frage befasste, ob und inwiefern es gestattet sei, bei Uebersetzungen poetischer Werke die Form des Originals zu verändern. Heute ist diese Frage bei uns wie in Deutschland actuell, denn täglich mehreu sich die seltsamsten Uebersetzungsversuche, von denen besonders die Uebertragungen Homer's in gereimten Alexandrinern und der antiken Elegiker in modernen lyrischen Formen, aber auch die gewaltsamen Veränderungen bei der Uebersetzung moderner Dichtungen (z. B. des Nibelungen-Liedes in Stanzas) Erwähnung verdienen; — die Frage ist aber auch von grösster Wichtigkeit in ästhetischer Beziehung, da der Geschmack und das Stilgefühl des Publikums, ja auch der Originaldichter selbst durch die Uebersetzungen wesentlich beeinflusst wird. Als Franz Toldy vor eben 40 Jahren jener Art der Uebersetzung von Dichtwerken das Wort redete, we che zwar die poetische Form selbst nicht, wohl aber die Form des Originals aufgibt, also in Versen, aber nicht im Versmass des Originals übersetzt: da hatte er vor Allem die Schwierigkeit der fremden Formen im Auge:

in der That wäre es im Jahre 1843 schwer gewesen, *alle* Formen der Fremde in der vielfach noch ungefügigen Sprache wiederzugeben. Heute hat *dieser* Gesichtspunkt keine Bedeutung mehr. Auch die schwierigsten Formen sind im Ungarischen in Uebersetzungen und in Originalwerken heimisch geworden. Wer daher heute die Form der Originale opfert — und es ist dies besonders antiken Dichtungen gegenüber bereits zur Mode geworden —, der muss sein Vorgehen mit andern Gründen motiviren.

Bevor der Vortragende diese Gründe untersucht, wirft er einen Blick auf die historische Entwicklung der Uebersetzung. Er unterscheidet hier — bei den modernen Völkern, besonders bei den Deutschen, bei denen allein von einer zusammenhängenden Geschichte der Uebersetzungskunst gesprochen werden kann — im Grossen drei Perioden: das Mittelalter, welches nicht übersetzte, sondern bearbeitete, dessen Dichter sich den fremden Originalen gegenüber vollständig souverän fühlten und mit Stoff und Form derselben nach Belieben schalteten; — das XVII. Jahrhundert, welches die Dichtungen der Fremde nicht nur in seine Sprache, sondern auch in seinen Geschmack übersetzte, indem es naiver Weise alle Schätze der Fremde in die einförmigen Reimpaare des Alexandriners kleidete; — endlich die Neuzeit, welche den Begriff und die Aufgabe des Kunstübersetzers klärte: derselbe hat das Original in Stoff und Form, in Geist und Charakter, in Stil und Kolorit treu wiederzugeben, — so dass dasselbe auf den der fremden Sprache unkundigen Leser denselben Eindruck mache, wie das Original selbst auf Denjenigen, der die Sprache desselben versteht. Ein hoch gestecktes Ziel, — aber, wie die glänzenden Leistungen der Uebersetzungs-Literatur in unserem Vaterlande und in Deutschland beweisen, ein keineswegs unerreichbares Ziel, wenn der Uebersetzer nicht blos Sprachkenner und Gelehrter, sondern auch Dichter ist. Auch der Vortragende nimmt diesen Standpunkt ein, auch er hält die Modificirung der Form des Originals principiell für nicht gestattet, und dies um so weniger, da bei einer Veränderung der ursprünglichen Form der alte Inhalt und die neue Form meist einander widerstreiten und die Beseitigung der Originalform stets eine mehr oder minder fühlbare, aber durch nichts gerechtfertigte Modification des Inhalts mit sich bringt.

Professor Heinrich legt ein Hauptgewicht darauf, dass die Form gleichzeitig eine Hauptstütze des Stils sei, und behauptet daher, dass antike Dichtungen in moderner Form ihres ursprünglichen Stiles verlustig gehen, dass sie Zwittergeschöpfe werden, deren antiker Gehalt und modernes Reimgeklänge eine für den geläuterten Geschmack ungenießbare Disharmonie ergeben. Er behandelt von diesem Gesichts-

punkte aus eingehend und auf zahlreiche Beispiele Bezug nehmend, die von den Freunden der modernisirten Form vorgebrachten Argumente und weist die Haltlosigkeit derselben nach. Die Abneigung unseres Publikums vor den Dichtwerken der Antike wurzelt nicht in der altclassischen Form derselben, sondern in der Bildung unserer modernen Leser, die entweder nicht genug Vorkenntnisse besitzen, um einen Homer oder Aeschylus geniessen zu können, oder sich an Ponson du Terrail und Emil Zola die Empfänglichkeit für jede edlere Kost gründlich verderbt haben. Uebersetzungen lassen sich aus verschiedenen Gesichtspunkten und zu verschiedenen Zwecken verfassen; soll aber die Uebersetzung einer fremden Dichtung eine *künstlerische* Leistung sein und absoluten Wert haben, so muss sie das Original in Stoff und Form, in Charakter und Stil getreu wiedergeben. Nur der nationale Rhythmus, der in einer anderen Sprache nicht wiedergegeben werden kann, überhebt den Uebersetzer der Formtreue. — Uebersetzungen solcher Dichtungen erlangen aber auch selten wirklichen Kunstwert.

An diesen Vortrag knüpfte Karl Szász, der ausgezeichnete Uebersetzer Goethe's und Shakespeare's, Molières und des Nibelungen-Liedes einige Bemerkungen, welche die Veränderung des Original-Versmaasses bei Uebersetzungen in Schutz nehmen, falls hiedurch Geist und Charakter des Originals keinen Abbruch leiden.

— **Philologische Gesellschaft.** In der März-Sitzung las Professor Gustav Heinrich eine Abhandlung über das *Hildebrandslied*, dies älteste Denkmal der deutschen epischen Dichtung, welches sowohl in literaturals in sagengeschichtlicher Beziehung zu den interessantesten Werken des Mittelalters gehört. Der Vortragende handelte ausführlich über den Ursprung, die Sprache und die Form des Gedichtes und reflectirte auch auf die zahlreichen Hypothesen, zu denen dies vielfach räthelhafte Denkmal Veranlassung gab. Seinen Nachweisen zufolge ist das Gedicht hochdeutschen Ursprungs und wohl in Hessen oder Thüringen entstanden und später von niederdeutschen Mönchen in Fulda aus einer andern Handschrift abgeschrieben worden. Die Annahme, dasselbe sei der einzige Rest der durch Karl den Grossen veranstalteten Sammlung nationaler Heldenlieder hat Vieles für sich und lässt sich aus verschiedenen Gesichtspunkten wahrscheinlich machen.

Besonders ausführlich behandelte Prof. Heinrich den Stoff des Gedichtes, d. h. die in demselben bearbeitete Sage, wobei selbstverständlich die Frage nach dem Abschlusse der Handlung in den Vordergrund tritt. Das Gedicht behandelt den Zweikampf Hildebrand's und Hadubrand's, des Vaters und Sohnes; der Schluss des Gedichtes fehlt jedoch,

und die Ergänzung der Katastrophe bleibt dem Scharfsinn des Forschers vorbehalten. War dieselbe tragisch? und falls sie dies war, tragisch für den Vater oder für den Sohn? Oder schloss das Gedicht in friedlicher Weise? Die deutsche Sage von diesem Zweikampf des alten Hildebrand mit seinem Sohne ist in noch zwei Bearbeitungen vorhanden: in der *Vilkina-saga*, einer skandinavischen, aber auf deutschen Liedern und Erzählungen beruhenden prosaischen Darstellung der gesammten Dietrichsage aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts, — und in dem sogenannten jüngeren Hildebrandsliede, einer ziemlich wertlosen Reimerei, die in zahlreichen Varianten aus dem 14. und 15. Jahrhundert erhalten ist. In diesen beiden Darstellungen endet der Zweikampf damit, dass sich Vater und Sohn beizeiten erkennen und miteinander Frieden schliessen. Prof. Heinrich weist nun aus dem Ton und Charakter des alten Liedes, wie aus anderweitigen Quellen und Denkmälern nach, dass dies *nicht* die ursprüngliche Lösung des Knotens gewesen sein kann, dass der Zweikampf ursprünglich tragisch, und zwar mit dem Tode des Sohnes von der Hand des Vaters endete.

Von besonderem Interesse sind diesbezüglich die verwandten Darstellungen desselben Stoffes, wie wir solche auch bei anderen indogermanischen Völkern antreffen. Wir kennen die persische Sage von Rustem und Sohrab (in Firdusi's glänzendem Schahnameh), in welchem der alte Rustem seinen ihm unbekanntem Sohn erschlägt; eine keltische Sage von Conlach und Cuchullin, in welcher der alte Conlach ahnt, dass ihm sein Sohn gegenübersteht, diesen aber doch erschlägt, da der Jüngling sich weigert, seinen Namen zu nennen; endlich eine russische Sage von Ilja von Murom, in welcher ebenfalls der Sohn durch die Hand des Vaters fällt. Die Lage der Kämpfenden, ihr Verhältniss zu einander, die Motivation ihres Verhaltens ist in den verschiedenen Sagen, die ja aus verschiedenen Zeiten stammen und durch verschiedene nationale Anschauungen beeinflusst sind, verschieden; das Ergebniss des Zweikampfes ist aber überall dasselbe: der Vater erschlägt wider Wissen oder Willen den Sohn, der ihm trotzig gegenübersteht. Es ist nicht unbedingt notwendig, diese verschiedenen Darstellungen auf *eine* Quelle zurückzuführen, doch findet es Professor Heinrich wahrscheinlich, dass diese Erzählungen aus dem gemeinsamen uralten Sagenschatze der Indogermanen stammen und wohl in noch älteren Mythen derselben wurzeln, wenn es uns auch noch nicht gelingen will, den Kern oder die Bedeutung des zu Grunde liegenden Mythos zu erkennen und zu erklären.

In historischer Beziehung ist das Hildebrandslied das einzige Denkmal aus der älteren Blütenperiode des epischen Gesanges bei den Deutschen.

Schon im nächsten Jahrhundert folgte im Zusammenhange mit der Kaiserpolitik Karl's des Grossen und später der Ottonen eine frühe Renaissance des classischen Altertums, deren Einfluss in romanischen Bauwerken und lateinischen Dichtungen vorliegt. Erst nachdem die Kreuzzüge, das Aufblühen des Ritterstandes und der französische Geschmack den deutschen Geist neuerdings befruchtet hatten, entsteht eine neue epische Dichtung, welche aber, eben in Folge jener fremdartigen Einflüsse, bereits Vieles von ihrer nationalen Ursprünglichkeit verloren hat. — Das grossartigste Denkmal dieser neuen epischen National-Dichtung ist das Nibelungenlied, ein Volksepos, das nach Inhalt und Form, Stil und Darstellung den Einfluss der Kunstdichtung verrät. So sind das Hildebrandslied und das Nibelungenlied die Hauptrepräsentanten zweier Epochen, zwischen denen der Kampf fremder und nationaler Elemente tobte, bis endlich die ersteren den Sieg errangen. Ueber die Entwicklung der epischen Dichtung vom Hildebrandslied bis zu den Nibelungen wissen wir so viel wie nichts; nur das wissen wir, dass das Volk auch in dieser Zeit an seiner nationalen Heldensage festhielt, dass es aber zugleich den mythischen Gehalt derselben immer mehr verflüchtigte und den Einflüssen des Auslandes sich immer williger ergab.

Hierauf las Dr. Jakob Krauss eine Studie über den *Einfluss des Alexandrinismus auf die römische Literatur*, vor Allem auf die Dichtkunst, in welcher er besonders die ungünstigen Seiten dieses Einflusses eingehend behandelte. In der kurzen *Debatte*, welche sich an diesen Vortrag knüpfte, wurde einestheils die überaus ungünstige Auffassung der lateinischen Kunstdichtung von Seiten des Vortragenden als übertrieben bezeichnet, andererseits aber darauf hingewiesen, dass viele Auswüchse im moralischen und intellectuellen Verhalten der Römer in der Kaiserzeit nicht dem Alexandrinismus, oder doch gewiss nicht diesem allein entstammen.

## VERMISCHTES.

— **Journalistik Ungarns im Jahre 1883.** Unsere Mittheilungen über den Stand der ungarischen Journalistik im Jahre 1883 (siehe diese *Revue*, März-Heft S. 234) ergänzen wir noch mit folgenden Daten:

Die erste Zeitung in ungarischer Sprache erschien am 1. Januar 1780 in Pressburg. Seitdem sind in ungarischer Sprache 1948 (in der Hauptstadt 1050, in der Provinz 898) Zeitungen und Zeitschriften, zusammen in 6822 Jahrgängen erschienen.

Ausserdem erscheinen in Ungarn 136 *deutsche* (+ 32), 53 *slawische* (+ 11), 21 *rumänische* (+ 1), 4 *italienische* (— 1), 2 *hebraische* (+ 1) und

3 französische (+ 1), zusammen 219 (+ 45) Zeitungen und Zeitschriften in fremden Sprachen — mit den ungarischen Blättern zusammen insgesamt 646 Journale (im Jahre 1882: 586, also + 60.)

Die Zahl der Blätter im Verhältniss zu der entsprechenden Bevölkerung, entfällt auf je 14,370 ungarisch sprechende Individuen je ein ungarisches Blatt, auf 15,223 deutsch sprechende je ein deutsches, auf 33,782 slavisch sprechende je ein slavisches, auf 110,656 rumänisch sprechende je ein rumänisches Blatt.

Von den gesammten 646 Zeitungen und Zeitschriften, die gegenwärtig in Ungarn erscheinen, entfällt auf 21,215 Einwohner je ein Blatt.

— **Neue Zeitschriften.** Im Verlage von L. Aigner in Budapest erscheint seit 1882 eine philosophische Zeitschrift unter dem Titel *Magyar Philosophiai Szemle* (Ungarische philosophische Revue), herausgegeben von den Professoren FRANZ BARÁTH und KARL BÖHM. Die Zeitschrift erscheint vorläufig in zweimonatlichen Heften und der soeben abgeschlossene erste Jahrgang beweist, dass die ungarische Literatur in diesem Journal ein vorzügliches, reichhaltiges Fachblatt besitzt, welches sich besonders durch eingehende und sachkundige Besprechung der philosophischen Bestrebungen des Auslandes grosse Verdienste erwirbt. — Unter dem Titel *Vegytemi Lapok* (Chemische Blätter) hat Professor RUDOLF FABINY in Klausenburg soeben ein neues Fachblatt ins Leben gerufen, welches monatlich einmal erscheinen und das Gesamtgebiet der theoretischen und angewandten Chemie umfassen soll.

— **Calderon's „Richter von Zalamea“** ging am 26. März in Wilhelm Gyóry's inhaltlich wie formell vollendeter Uebersetzung über die Bretter des ungarischen Nationaltheaters und errang, zum nicht geringen Theile durch die vorzügliche Darstellung einen durchschlagenden Erfolg. — Das berühmte Schauspiel Calderon's war auch schon am 30. September und 19. December 1842 in Josef Gaál's Bearbeitung einer deutschen Uebersetzung des Stückes gegeben worden. Zur Charakteristik der vormärzlichen Verhältnisse mag erwähnt werden, dass die Einnahmen des Theaters an diesen zwei Abenden 227 fl. und 129 fl. betragen.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE. <sup>1</sup>

*Andrassy G. graf, Az otthont mentesítő törvények* (Die Homestead-Exemptions-Gesetze von Graf Viktor Andrassy). Budapest, 1883, Grill, 67 S.

*Csiky Gergely színművei, V.* (Gregor Csiky's Schauspiele. Fünfter Band: Der Kaviar, Posse in drei Acten). Budapest, 1882, Athenäum, 142 S.

*Bartók L., Újabb költemények* (Neuere Gedichte v. Ludwig Bartók). Budapest 1883, Franklin, 133 S.

*Bécsics G., Kemény Zsigmond, a forradalom és a kiegyezés* (Sigmund Kemény, die Revolution und der Ausgleich, von Gustav Bécsics). Budapest, 1883, Athenäum, 291 S.

*Calderon, A zalameai bíró* (Der Richter von Zalamea, Schauspiel in drei Acten von Calderon de la Barca. Aus dem Spanischen in's Ungarische übersetzt von Wilhelm Györy). Budapest, 1883, Athenäum, 156 S.

*Fraknoi Vilmos, Magyarország es a cambrayi liga* (Ungarn und die Liga von Cambray, 1509–1511, von Dr. Wilhelm Fraknoi). Budapest, 1883, Ráth, 87 S.

*Ferenczy J., Garay Janos életrajza* (Johann Garay's, des Dichters Leben, von Josef Ferenczy). Budapest, 1883, Franklin, 237 S. u. Porträt.

*Greguss Agost, Mondások* (Aphorismen aus dem Buche des Lebens von August Greguss). Budapest, 1883, Franklin, 64 S.

*Gyárfás I., A Petrarca-kodex kun nyelve* (Die kumanische Sprache des Petrarca-Codex von St. Gyárfás). Budapest, 1882, Akademie, 95 S.

*Hunfalvy P., Ugor vagy török-tatar eredetű-e a magyar nemzet?* (Ist die ungarische Nation türkisch-tatarischen oder ugrischen Ursprunges? Von Paul Hunfalvy). Budapest, 1883, Akademie, 39 S.

*Jokai Maurus, Ein Spieler der gewinnt.* Roman aus dem Ungarischen. Zwei Bände. Budapest, 1883, Révai, 134 u. 157 S.

*Mocsary S., A magyar fauna feldarabjai* (Chrysididae faunae hungaricae. Von der ungar. Akademie gekrönte Preisschrift von Alexander Mocsary). Budapest, 1882, Akademie, 94 S. u. 3 Tabellen.

*Pawlowski Ede, Miksa császár mexikói expedíciója* (Die mexikanische Expedition des Kaisers Max, mit besonderer Rücksicht auf die siebenjährige Belagerung Queretaro's von Ed. Pawlowski). Budapest, 1883, Szűts, 200 S.

*Orosz invázió veszélye* (Die Gefahr einer russischen Invasion). Budapest, 1883, 192 S.

*Petőfi Alexander, Buch des Lebens. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer, herausgegeben von Ludwig Aigner* (Petőfi's poetische Werke, II. B.). Budapest, 1883, Aigner, 40 S. u. Porträt.

*Régi magyar költők tára* (Sammlung altungarischer Dichter und Dichtungen, im Auftrage der ungarischen Akademie herausgegeben von Aron Szilády. IV. Band, 1540–1575). Budapest, 1883, 460 S.

*Schwarz Gyula, A miniszteri felelősség eredete* (Ueber den Ursprung der Ministerverantwortlichkeit in der europäischen Verfassungsgeschichte von Dr. Julius Schwarz). Budapest, 1883, Akademie, 35 S.

<sup>1</sup> Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

## BEZIEHUNGEN NAPOLEON I. ZU UNGARN.<sup>1</sup>

Es gehörte in das System der Politik Napoleons, jene Nationen, von denen er annahm, dass sie noch nicht ganz die Erinnerung an die einstige Unabhängigkeit verschmerzt hätten, als mächtige Waffe gegen die Staaten zu gebrauchen, die er bekriegen wollte. Selbst ein Kind der Revolution, kannte er wie kein Anderer die Macht und den Einfluss, welchen die Idee der Freiheit auf die Menschen ausübt, und deswegen säumte er keinen Augenblick, sobald seine Zwecke es erforderten, den Nationen zu verkünden, er komme, um ihnen Freiheit und Selbständigkeit wiederzugeben. Wenig kümmerte ihn freilich die Enttäuschung, die er später den durch seine Versprechungen geblendeten und irregeleiteten Völkern bereitete; er liess sie fallen, sobald sie ihre Mission erfüllt. Zwei Völker waren es vor Allem, welche in dieser Nationalitätenpolitik Napoleons eine hervorragende Rolle spielten: Ungarn und Polen. Ihnen wies Napoleon die Aufgabe zu, durch ihre Erhebung die Kräfte Russlands und Oesterreichs zu lähmen.

Für Napoleon war es bei seinen Plänen von der höchsten Bedeutung, auf's genaueste von den Intentionen und der Denkungs-

<sup>1</sup> Auf Grundlage ungedruckter Quellen, wie sie sich teils in den französischen Archiven, in dem ungarischen Landesarchive, teils aber unter den Handschriften des Nationalmuseums und der ungarischen Akademie der Wissenschaften befinden. Mit Vergnügen sage ich den Vorständen dieser Institute meinen wärmsten Dank für die Freundlichkeit, mit der sie meine Studien unterstützten.



art der ungarischen Nation unterrichtet zu sein. Diplomaten wie Emissäre hatten daher die Verpflichtung,, ausführliche Berichte über Ungarn, dessen Geist, dessen Lage und Zustand nach Paris zu senden.

Diejenigen, welche Ungarn kurz nach dem Luneviller Frieden bereisten, waren einig darin, dass die Nation, noch immer unter dem Eindrucke der Executionen von 1795, nicht mehr erfüllt sei von jenem Geiste der Revolution, der nach Selbständigkeit ringe und nach dem Abfall vom Hause Habsburg strebe. Die Rákóczy und Tököly, meint ein Emissär, sind unter der lebenden Generation nicht mehr zu finden. Die Magnaten sind zu Stützen des Trones geworden und der grösste Teil der Ungarn wird nicht mehr durch die Leidenschaft, sondern durch die Berechnung des eigenen Vorteiles geleitet. «Der Name Ungarns» — versichert dieser Emissär — «gibt jenen, welche es von ferne sehen, die Idee eines Landes in fortwährender Empörung; die Stürme auf den Landtagen scheinen ein Land anzukündigen, welches leicht zu entflammen ist. Aber gerade diese Stürme hindern den Ausbruch; es sind künstliche Stürme, die, weit entfernt, eine Revolution vorzubereiten, vielmehr Anlass zur Verflüchtigung der überaus grossen Hitze der Geister geben.»<sup>1</sup>

Gleichwie dieser Emissär der Ansicht ist, dass Bonaparte in Ungarn keinen Stoff zu einer Revolution finden würde, ebenso äussert sich 1802 auch ein französischer Diplomat, der sich des besonderen Vertrauens Napoleons erfreute und einige Zeit der französischen Gesandtschaft in Wien zugeteilt war. Auch dieser Diplomat gibt zu, dass die ungarische Opposition schwach sei, dass die meisten Grossen in Wien leben, angezogen von den Vergnügungen des Hofes und der Stadt, und dass viele der Magnaten nicht mehr die Sprache ihres Landes verstehen. Die ihnen gebührenden Stellen sind einfachen Edelleuten übertragen, die aufgehört haben die Feinde ihres Königs zu sein, und sein Ansehen

<sup>1</sup> Rapport d'Adrien Lezay sur la Hongrie, Wien, 18. October 1802. Archives nationales A F IV. 1677. Autriche.

bei der oberen Tafel vermehren. Während man zu den Stützen des Thrones auch die Geistlichkeit zählen darf, haben sich die Vernünftigeren jener Opponenten, welche einsehen, wie unnützlich ihre Anstrengungen sind, gänzlich zurückgezogen. So besteht denn die patriotische Partei im Landtage nur aus einigen wenigen exaltirten jungen Leuten, die von fünf bis sechs Ehrgeizigen geleitet werden.<sup>1</sup> Eine Hauptstütze des Kaisers in Ungarn findet jedoch der Franzose in dem Palatin Erzherzog Joseph. «Der Kaiser» — so schildert er ihn — «hat von dem gegenwärtigen Palatin nichts zu fürchten, er ist ohne Ambition und vollkommen seinem Bruder ergeben. Seine Mässigung und sein versöhnlicher Geist haben ihn in Ungarn reussiren lassen. — — Er wusste den Ungarn zu schmeicheln, indem er ihnen von ihrer Unabhängigkeit sprach, seine Eröffnungsrede war in dieser Hinsicht bemerkenswert. — Der Kaiser ist mein Bruder — sagte er — aber wenn er je das geringste Eurer Rechte verletzen wollte, so würde ich die Bande des Blutes vergessen, um mich zu erinnern, dass ich Euer Palatin bin.»<sup>2</sup>

Aber derselbe französische Diplomat, der im Jahre 1802 in solcher Weise über die Ungarn urtheilte, hat im Jahre 1805, kurz vor dem Ausbruche des Krieges mit Frankreich, eine ganz andere, für Oesterreich weniger günstige Ansicht von dem Geiste und der Denkart der Nation, und in dieser Hinsicht stimmt er mit dem Palatin überein, der am Schlusse eines längeren Vortrages folgende Bemerkung macht: «Aus diesen einzelnen Daten kann man nun das Resultat der allgemeinen Stimmung ziehen und mit Grund behaupten, dass selbe grösstenteils nicht gut, und nur einzelne, meist die kleinste Zahl ausmachende Classen der Staatsbürger mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden sind»<sup>3</sup>. Mit Rücksicht auf diese Verhältnisse gibt der französische Diplomat immer

<sup>1</sup> Lacuée an Bourienne, 10. Messidor an 10 (29. Juni 1802). Archives nationales A F IV. 1675.

<sup>2</sup> Ibid.

<sup>3</sup> Vortrag des Erzherzogs Joseph 1806. Geh. Palat. Archiv.

mehr dem Gedanken an eine Revolutionirung Ungarns Raum. Und im Zusammenhange damit ist er erfüllt davon, dass man Oesterreich den schwersten Schlag beibringe, wenn man Ungarn zur Empörung verleiten könnte. «Der Verlust Ungarns und die Organisation desselben in ein unabhängiges Königreich» — schreibt er 1805 — «scheinen mir notwendig zu sein, um das Haus Oesterreich für immer zu einer Null in Deutschland herabzubringen, und zu jenem Grade von Schwäche, der unerlässlich ist für die Projecte Sr. Majestät.» Indem sich der Franzose für den Erfolg einer Unternehmung in Ungarn verbürgt, ruft er voll Begeisterung aus: «Man würde da ein kriegerisches Volk finden und Männer, fähig es zu führen. Die Künste der Civilisation sind hier noch nicht eingedrungen, um die Charaktere zu entnerven. Die Magnaten leben auf ihren Schlössern, die Adelligen auf ihren Gütern; sie sind immer bewaffnet, immer zu Pferde; Körperübungen bilden ihr Amusement; ihr Leben, ihr Geschmack, ihre Lectüre, ihre Unterhaltung, Alles weist sie auf den Krieg.»<sup>1</sup> Und indem er damals Ungarn bereiste, gelangte er zu der Ueberzeugung, dass es möglich sei, das Land zum Abfalle von Oesterreich zu bewegen. Wenn eine französische Armee eindrange, und ein General von weisem Charakter und hohem Ansehen die Hoffnung auf ein unabhängiges Reich in Aussicht stellte, dann zweifelt er keinen Augenblick, dass die Ungarn in Menge herbeieilen würden, um sich unter dessen Fahnen zu sammeln.<sup>2</sup> Napoleon hat denn auch, theils auf Grundlage solcher Berichte, theils veranlasst durch einen Missgriff des Generals der ungarischen Insurrection, des Grafen Pálffy, den Ungarn im Jahre 1805 glänzende Aussichten eröffnen lassen. Es ist jedoch für heute nicht meine Absicht, mich mit diesen Anschlägen Napoleons aus dem Jahre 1805 zu beschäftigen, sondern ich will mir erlauben, Ihre Aufmerksamkeit auf jene Vorgänge zu lenken, welche mit der berühmten Procla-

<sup>1</sup> Lacuée an Bourienne, 19. Thermidor am 13. (7. August 1805.) Archives nationales.

<sup>2</sup> Ibid.

mation des Kaisers an die Ungarn vom 15. Mai 1809 in Verbindung stehen, wie auf die noch ungelöste Frage, wer eigentlich der Uebersetzer dieser Proclamation gewesen.

Die Berichte des französischen Gesandten Grafen Andréossy über den Landtag von 1807 zeigten die Ungarn im Lichte grösster Unzufriedenheit mit dem Wiener Hofe. Sie liessen die Hoffnung durchschimmern, als würde Ungarn im Falle eines Krieges mit Frankreich nur ungerne das Schwert für seinen König ziehen. Ja, man wollte auf das Bestimmteste wissen, dass die öffentliche Meinung in diesem Lande jeden Krieg mit Frankreich missbillige. Was war daher natürlicher, als dass Napoleon, der Nah- und Fernliegendes in den Kreis seiner Combinationen zog, auch diesmal auf eine Erhebung der Ungarn dachte, als erwünschtes Mittel, Oesterreichs Hilfsquellen zu schwächen? «Es ist von Interesse für dieses Kaiserreich» — heisst es in einer für Napoleon ausgearbeiteten Denkschrift — «mit Sorgfalt die politischen Streitigkeiten in Ungarn zu nähren.»<sup>1</sup> In der That durchzogen bald nach dem Pressburger Frieden französische Emissäre Ungarn, die kein Mittel unversucht liessen, um durch bitteren Tadel, falsche Vorstellungen und die verschiedensten Ränke die Gemüther der Regierung zu entfremden, Misstrauen und Feindseligkeit zu säen.<sup>2</sup> Während man in Wien von dem erfolgreichen Wirken dieser Emissäre überzeugt war, liess man es in Paris nicht an Aeusserungen der Sympathie für Ungarn fehlen. Ein junger Ungar, der im Jahre 1808 von einer Reise aus Paris zurückkehrte, wusste seinen Landsleuten von der grossen Teilnahme zu erzählen, die man in der Hauptstadt Frankreichs für sie hege. Als er einem Franzosen, der ihn fragte, welcher Nation er angehöre, antwortete: «Ich bin Oesterreicher», entgegnete dieser: «Was, Sie schämen sich nicht

<sup>1</sup> France et divers états. 1806—1808. 291. Band. Aperçu de la situation politique de l'Europe. Il est de l'intérêt de cet empire d'entretenir avec soin les dissensions politiques en Hongrie. Archives du ministère d'affaires étrangères.

<sup>2</sup> Kaiser Franz an Erzherzog Joseph. Laxenburg, 19. September 1806. Geheimes Palatinal-Archiv. Landes-Archiv.

ein Oesterreicher zu sein?» Erst als er ihm sagte, er sei eigentlich ein Ungar, rief der Franzose aus: «Ah! das ist etwas Anderes. Wir haben alle Hochachtung für Ihr Vaterland.»<sup>1</sup>

Es lässt sich jedoch nicht nachweisen, dass Napoleon schon vor Beginn des Krieges bestimmte Verbindungen mit einigen Magnaten unterhalten habe. Zwar soll er später in zornigem Tone wider die Ungarn geeifert haben, weil sie seiner Aufforderung zum Aufstande nicht Folge geleistet hatten; auch soll er Schmähreden gegen die Pálffy, Batthyány und Zichy geäußert haben,<sup>2</sup> — aber all dies beweist noch immer nicht, dass er von vorneherein auf deren Mitwirkung hoffen durfte. Vielmehr ist es höchst wahrscheinlich, dass Napoleon, dem man die Ungarn als äusserst unzufrieden schilderte, von der Ueberzeugung ausging, er brauche nur die Worte: «Selbständigkeit und Unabhängigkeit» auszusprechen, und sofort werde sich die ganze Nation wie ein Mann gegen Habsburg erheben. Von dieser Ansicht geleitet, erliess er von Schönbrunn aus, am 15. Mai 1809, seine berühmte Proclamation, in welcher er die Ungarn mit den Worten apostrophirt: «Ungarn! Der Moment ist gekommen, um Eure Unabhängigkeit wieder zu erlangen. Ich biete Euch den Frieden und die Unverletzbarkeit Eures Gebietes, Eurer Freiheit und Eurer Constitution.»

Wenn man behauptet hat, dass die Versuchungen Napoleons an dem gesunden Sinne der Ungarn scheiterten, so ist dies nur bis zu einem gewissen Grade wahr. Es ist unleugbar, dass die Stimmung des Landes für den König günstig war. Der Enthusiasmus, mit dem aller Orten an der Aufstellung der Insurrection gearbeitet wurde, ist ein lautredender Zeuge für die Opferwilligkeit der Ungarn.<sup>3</sup> Es gab Leute, die Napoleon nicht anders als das Hurenkind nannten und ein Hitzkopf, wie der Zempliner Obergespan rief aus: «Er sei bereit tausendmal zu sterben, wenn

<sup>1</sup> Kazinczy an Rumy. 27. October 1808. Handschriften der ung. Akademie d. Wissenschaften. M. irod. Nr. 208.

<sup>2</sup> Kazinczy an Rumy. 6. Nov. 1809. Ungar. Akademie.

<sup>3</sup> Briefwechsel Dessewfy's mit Kazinczy.

er Napoleon nur zwei Stunden lang vorhalten könnte, er sei ein Hundsfoth.<sup>1</sup> Trotz dieser hochgehenden Wogen der Begeisterung gibt es unverkennbare Spuren, die darauf hinweisen, dass es Napoleon, wenn er tiefer nach Ungarn gedrungen wäre, vielleicht gelingen hätte können, wenigstens einen Teil des Landes durch das Angebot eines selbständigen nationalen Königs in Aufruhr zu versetzen. Sogar in solchen Gegenden, wohin die Kunde der Proclamation gar nicht dringen konnte, erregte schon das Herannahen der französischen Heere den Gedanken an eine Erhebung.

Vor Allem waren es französische Streifcommandos, welche die Proclamation in vielen Tausenden von Exemplaren unter die Bewohner des Königreiches zu bringen trachteten. Aber es ist gewiss, dass man es nicht einfach dabei bewenden liess. Bei dem ausgezeichneten Spionirsystem, welches Napoleon überall eingeführt hatte, versuchte er alle Mittel und Wege, um mit seinen Absichten bis in die entferntesten Gegenden Ungarns vorzudringen. Als besonders brauchbare Werkzeuge erwiesen sich aus der Gefangenschaft zurückgekehrte Insurrections-Officiere, wie auch andere gebildete Leute, die mit Frankreich sympathisirten. Ein Arzt, der schon zur Zeit des Martinovics sich als ein Gegner des Kaiserhauses gezeigt hatte, rühmte sich seiner Verbindungen mit den Franzosen. In einer Gesellschaft sagte er: Möchte doch nur der Franzose kommen; er wird den Ungarn ein Erlöser, ein Christus sein. Eine Hauptrolle in der Verbreitung der Proclamation spielte ein gewisser Tóth.<sup>2</sup> Er war ein ehemaliger Táblabiró des Temesvárer Comitates. Er war der Einzige, von dem man mit Bestimmtheit weiss, dass er von den Franzosen beauftragt wurde, Briefschaften und Proclamationen in allen Gegenden des Landes zu verbreiten.

<sup>1</sup> Kazinczy an Rummy. 22. März 1810. Ung. Akademie.

<sup>2</sup> Die hierauf bezüglichen Documente im Geheimen Palatinal-Archiv: Acta ad politiam et internam regni Hungariae securitatem respicientia 1807, 8, 9. Ueber denselben Gegenstand schrieb Armin Sasvári in seiner I. Napoleon kiáltványa a magyarokhoz (Napoleons Proclamation an die Ungarn) betitelten Doctordissertation. Nur mit Mühe ist jedoch ein Exemplar davon aufzutreiben.

Noch ehe er jedoch seine Absicht ausführen konnte, wurde er ertappt. Aus bisher nicht aufgeklärten Ursachen warf er die ihm anvertrauten Schriften schon an der Grenze, in Prellenkirchen, in einen Brunnen. Man eilte ihm nach. Im Wieselburger Comitate wurde er ergriffen und nach Raab zu General Mecsery geführt. Als er in Begleitung von sechs Mann Insurrectionstruppen zu den Raaber Schanzen kam, erregte sein Erscheinen ungeheueres Aufsehen; sofort sammelten sich Volksmassen um ihn, ja, als auf die sich stetig wiederholende Frage: Wer ist er, wer ist er? einer aus Ernst oder Mutwillen «Bonaparte» rief, wurde das Gedränge so dicht, dass der Gefangene nur mit Mühe sich vorwärts bewegen konnte. Man eignete der ganzen Geschichte eine grosse Wichtigkeit zu und der Kaiser selbst ordnete strenge Untersuchung an.<sup>1</sup> In derselben behauptete Tóth, nur aus Zwang der Uebernahme des Auftrages gefolgt zu sein. Er war Geschäfte halber nach Wien gekommen, wo er bis zum Einrücken der Franzosen blieb. — Im «weissen Wolf», wo er wohnte, war auch ein französischer General einquartiert worden, dessen Leute zumeist Ungarn waren. Mit diesen kam er alsbald in ein Gespräch. Kurze Zeit darauf besuchte ihn ein hessischer Major, der ihn fragte, ob er ein Ungar sei. Auf seine Bejahung erwiderte jener: Es sei gut, man werde ihn brauchen, um durch ihn gewisse Dinge verrichten zu lassen. Kaum hatte ihn der Major verlassen, so kam der Secretär Maret's und führte ihn zu diesem. Hier traf er auch Andréossy. Dieser, Maret und der Secretär besprachen sich unter einander, worauf Maret näher trat und zu Tóth sagte: «Benissime, benissime, domine spectabilis», Andréossy aber in schlechtem Deutsch hinzufügte: «Monsieur Jean Tóth, gut Mann.» Maret liess nun dem Tóth durch einen Dolmetsch sagen: man werde ihm etliche versiegelte Briefe geben, die er den betreffenden Ober- und Vicegespännern zukommen lassen möge, zugleich solle er jedoch die Proclamation aller Orten austreuen. Auf Befehl Andréossy's wurde

<sup>1</sup> Franz an Erzherzog Joseph. 28. Mai 1809. Geheimes Palatinal-Archiv.

ihm ein regelrechter Pass ausgefertigt. Tóth behauptet nun, er habe sich sofort zu dem Regierungspräsidenten Graf Bissingen, dem Polizeidirector v. Scbilller und dem Erzbischofe von Wien begeben, um sie von dem Anschläge der Franzosen in Kenntniss zu setzen. Allein diese drei Herren, entsetzt über seine Mittheilungen, rieten ihm aus Angst vor den Franzosen, gar nicht mehr zu ihnen zu kommen, er würde sie sonst in's Unglück stürzen. Sie sprachen ihm lebhaft zu, die Documente dem Kaiser oder Erzherzog Carl zu übergeben; der Erzbischof von Wien wollte, dass er die Schriften einfach verbrenne.<sup>1</sup>

Der Vice-Polizeidirector Haager, welcher Tóth vernahm, bezweifelte stark die Wahrheit dieser Aussagen, hielt sie einfach für eine Erdichtung, um sich auf diese Weise aus der Klemme zu ziehen.<sup>2</sup> Wie dem auch sei, so viel ist gewiss, dass er in Prellenkirchen ein Packet in den Brunnen warf, das höchst interessante Briefe eines gewissen Georg Kállay de Nagy-Káló an Baron Niklas Wesselényi in Siebenbürgen enthielt. In diesen Briefen fordert Kállay, welchen Haager für einen der Haupträdelsführer im französischen Lager hält,<sup>3</sup> den Baron Wesselényi auf, zur Erfüllung der Absichten Napoleons in Siebenbürgen ebenso zu wirken, wie er, Kállay, es in Ungarn und Kroatien gethan. Neben anderen Briefen an die verschiedenen Ober- und Vicegespáne wurde in diesem Packete auch die aufrührerische Schrift: «Nobilis Hungarus ad Hungaros» gefunden, welche gleichsam als ein populärer Commentar zur Proclamation Napoleons anzusehen ist. In aufreizendem Tone legt der Verfasser dieser Schrift es den Ungarn als eine traurige Tatsache an's Herz, wie alle Aemter in ihrem Vaterlande von Fremden besetzt seien, dass sie von Oesterreich niemals etwas zu hoffen hätten und nun endlich die Zeit gekommen sei, um das verhasste Joch abzuschütteln. «Napoleon der

<sup>1</sup> Tóth's Aussage. Geheim. Palatinal-Archiv.

<sup>2</sup> Haager's Bericht an Erzherzog Joseph, Ofen, 30. Mai 1809. G. Palatinal-Archiv.

<sup>3</sup> Haager's Bericht, 30. Mai 1809, — — welcher in dieser Sache im französischen Gefolge die Hauptrolle zu spielen scheint.



Grosse ist da\* — heisst es an einer Stelle — «er bietet uns Frieden und Unabhängigkeit unseres Reiches an, ein zweiter Vater und Hersteller der Freiheit, beabsichtigt er die Zeiten des Mathias Corvinus wieder in Ungarn aufleben zu machen.» Mit eindringlichen Worten werden die Ungarn haranguirt, diesen günstigen Moment nicht ungenützt zu lassen, sonst zwingen sie Napoleon, ihr Land als Feind zu betreten. Diese Schrift, von welcher Kazinczy gehört haben will, dass Batsányi sie verfasst habe,<sup>1</sup> wurde später, im November, mit noch anderen Flugschriften nach Ofen gebracht, und zwar in dem kritischen Momente, da in Folge der erlittenen Niederlagen die Gesinnungen der Ungarn in grosser Gährung begriffen waren. Haager glaubte damals einem Zusammenhange zwischen den Anhängern Frankreichs in Ungarn und Wien auf der Spur zu sein.<sup>2</sup> Er wurde in seiner Furcht, dass etwas Grosses geplant werde, bestärkt durch die Nachricht, dass ein gewisser Abt Galonthay in Begleitung eines der ungarischen Sprache kundigen Secretärs aus Russisch-Polen im Dienste Frankreichs nach Ungarn reise, um daselbst eine Revolution zu erregen. Man musste vor der aufrührerischen Tätigkeit dieses Geistlichen um so mehr auf der Hut sein, da er als ein Mann von viel Geist, grossen Kenntnissen und einer rücksichtslosen, fast grausamen Energie gerühmt wird.<sup>3</sup>

Auch wenn es also der Vice-Polizeipräsident v. Haager nicht ausdrücklich hervorheben würde, dass ihm viele Daten bekannt seien, die auf ein revolutionäres Streben der Franzosen in Ungarn hindeuten, so sprechen ja schon die angeführten Tatsachen für diese Miniarbeit. War jedoch ein grosser Teil der Nation, unzufrieden mit dem österreichischen System, dieser revolutionären Ten-

<sup>1</sup> Kazinczy an Romy. 25. Febr. 1810. Ung. Akademie.

<sup>2</sup> Haager's Bericht, 13. Nov. 1809. Geh. Pal.-Archiv, — — indem ich einen Zusammenhang zwischen den Anhängern und Söldlingen Frankreichs in Ungarn mit jenen, welche in Wien sich befinden, nicht ohne Grund vermuthete, und es mir zur besonderen Pflicht gemacht ist, diese Fäden fortwährend zu verfolgen.

<sup>3</sup> Haager's Bericht. Ofen, 30. September 1809. Geh. Pal.-Archiv.

denz nicht abgeneigt, so ist es nichtsdestoweniger gewiss, dass eben dieser Teil der Nation kein Vertrauen zu Napoleon hatte. Der Ungar fürchtete, dass der französische Kaiser sein Wort nicht halten und ihn Preis geben werde, sobald sein egoistisches Interesse eine andere Politik erheischen würde.

Wie wenig es unter solchen Verhältnissen gestattet sei, auf den Lockruf der Verführung zu hören, dies drückt der Dichter Kazinczy in einem Briefe an einen Freund in folgenden Worten aus: «Einmal» — sagt er — «ist das nicht *erlaubt*, nicht *moralisch*; zweitens wäre es auch zu nichts Anderem, als das Land ganz *unglücklich zu machen*. Ungarn kann stolz sein, dass wir Verkannte, durch Oesterreicher, die uns so viel zu danken haben, so oft Misshandelte, nichts getan haben, was unsere Neider und Feinde vielleicht erwartet haben.»<sup>1</sup> Besonnene Köpfe scheuten jedes Abenteuer, dessen Folgen nicht abzusehen waren. In die Reihe dieser ruhig und nüchtern denkenden Menschen gehörte auch der Gelehrte Stephan Horváth, dessen Gespräche mit seinen Freunden in dieser Angelegenheit wir von Tag zu Tag belauschen können.<sup>2</sup> Horváth war mit seinem Freunde Benedikt Virág einig darin, dass es für Ungarn die grösste Wohltat wäre, wenn Napoleon sein Vaterland von der Herrschaft Oesterreichs befreien würde. Er ist sogar der Ansicht, dass es vortrefflich sein könnte, an Napoleon eine Gesandtschaft zu schicken, um von ihm einen König zu verlangen. Ueberzeugt davon, dass der französische Kaiser mit Vergnügen einen solchen Wunsch erfüllen würde, schwelgte Horváth schon in der Freude, dass mit Hilfe Napoleons Ungarn wieder gross und mächtig erblühen werde, dass es gelingen könnte, Serbien, Bosnien, Dalmatien und Bulgarien der ungarischen Krone einzuverleiben und einen blühenden ungarischen Handel auf dem schwarzen Meere und der Adria in's Leben zu rufen. Obwohl er nun durch solche Zukunftsgebilde seiner Phan-

<sup>1</sup> Kazinczy an Ruiny, 8. Dez. 1809. Ung. Akademie.

<sup>2</sup> Horváth István Mindennapija (Tagebuch des Horváth.) Handschriften des Ung. Nationalmuseums. 466. Quart. hung.

tasie sich hinreissen lässt, so besitzt er dennoch genug Gewalt über dieselbe, um sie zu zähmen durch die weise Einsicht, dass ein Gebilde keine feste Gestalt annehmen könne, welches die Ungunst der Verhältnisse nicht gestatte in die raue Wirklichkeit zu übertragen. Deshalb hält er seine Freunde, die eine geheime Gesellschaft organisiren wollen, von jedem unbedachten Schritte, der sie unfehlbar der lauenden Polizei überliefern müsse, zurück. Eindringlich predigte er seinen Freunden Kultsár und Virág, auf günstigere Zeiten die Ausführung ihrer Pläne zu verschieben. Wiederholt und wiederholt hält er es ihnen vor, dass selbst für den Fall, als Oesterreich gänzlich geschlagen würde, keine Erlösung zu erwarten sei. Denn Napoleon werde entweder aus Grossmut oder aus Rücksicht für den russischen Kaiser Alexander, oder in Folge der politischen Nothwendigkeit, zwischen Russland und Frankreich ein Mittelreich bestehen zu lassen, sich mit Oesterreich aussöhnen und den Sitz der Habsburger nach Ungarn verlegen. «Was würde alsdann» — ruft er aus — «das Los der ungarischen Schriftsteller sein, wenn Kaiser Franz erführe, dass gerade diese es waren, welche Hass gegen ihn erregt haben.» Horváth bedenkt sogar die Möglichkeit, dass sich Kaiser Franz unter den Schutz Napoleons begeben, ein Mitglied des rheinischen Bundes werden, und um die Freundschaft noch inniger zu schliessen, irgend einem der Napoleoniden seine Tochter zur Frau anbieten könnte. Vollends aber wird das Misstrauen Horváth's durch die Proclamation selbst hervorgerufen, indem, wie er sagt, in derselben nicht stehen soll, — er kannte also gar nicht die Proclamation — dass die Dynastie der Habsburger überhaupt zu existiren aufgehört habe. Es ist eigentümlich, dass die Proclamation nach keiner Weise hin zu befriedigen wusste. Narbonne, der französische Befehlshaber von Raab, berichtet hierüber an Berthier: <sup>1</sup> Er versuchte es mit seinem schlechten Deutsch und seinem noch schlechteren Latein die Gesinnung der Bewohner des von ihm be-

<sup>1</sup> Narbonne an Berthier. Copie. Handschriften der Kisfaludy-Gesellschaft.

setzten Theiles von Ungarn auszuforschen. Da konnte er denn vernehmen, wie der kleine Adel ganz rückhaltlos die Proclamation tadelte, weil sie dem niedern Volke zu wenig verspreche; er konnte es hören, dass mit Rücksicht auf die Sklaverei, in welcher die Bauern durch die Magnaten gehalten werden, es leicht gewesen wäre, durch einen Appell an jene, einen Volksaufstand zu organisiren. Freilich, meint Narbonne, und er dürfte damit das Richtige getroffen haben, dass nur der Hass des kleinen Adels gegen die Grossen sie so sprechen lasse. Bedenkt man jedoch, dass der Zustand der damaligen ungarischen Bauern erbarmungsvoll und elend genug war, dass der niedere Adel die besitzloseste und deshalb unruhigste Classe in ganz Ungarn war, in stetem Verkehre und fast auf gleicher Stufe mit dem Bauernstand, so ist es wirklich nicht abzusehen, wohin es geführt hätte, wenn Napoleon sich direct mit seinem Aufrufe an den armen Mann gewandt hätte.

Sollen wir jedoch dem Berichte eines unbekanntes, aber jedenfalls sich in hoher Stellung befindlichen französischen Staatsmannes Glauben schenken, so hätte Napoleon, wenn er richtig vorgegangen wäre, nicht allein in den tieferen Schichten der ungarischen Gesellschaft Sympathie und Anklang gefunden, sondern selbst bei einem Manne, der den höchsten Kreisen der ungarischen Aristokratie angehörte.<sup>1</sup> Diese Person soll, angestachelt von Ambition, nach der Würde eines nationalen Königs gestrebt haben. «Wir haben» — sagte dieser Magnat unmittelbar nach dem Frieden von Schönbrunn zu dem Franzosen — «so wenig vom Hause Habsburg und den commandirenden Generalen zu erwarten, dass Napoleon an dem Tage, wo er mit einer starken Armee ungarischen Boden betritt, reussiren wird. Er braucht nur zwei Massregeln zu gleicher Zeit anzuwenden. Einmal müsse er Ungarn einen nationalen König anbieten, wovon in der That in der Proclamation nicht die Rede war, — und damit zugleich die

<sup>1</sup> Correspondance d'Autriche. 1809. Archives du ministère d'affaires étrangères.

Drohung verbinden, dass er alle jene ungarischen Familien, die Widerstand leisten wollten, ihrer Güter berauben werde.

Wenn es jedoch als eine sichere Tatsache angenommen werden darf, dass Napoleon für den Fall eines Krieges die Revolution in Ungarn in Aussicht nahm, so muss anderseits bezweifelt werden, dass er von vorneherein über die Mittel, welche zur Erreichung dieses Zweckes anzuwenden seien, im Klaren gewesen wäre. Napoleon liebte es zu sehr, nachdem der grosse Plan feststand, auf dem Schauplatze selbst, je nach der Lage der Dinge, über die einzelnen Anordnungen Verfügungen zu treffen. Es musste seinem Ehrgeize ganz besonders schmeicheln, von dem kaiserlichen Lustschlosse Schönbrunn aus die Proclamation als das Losungswort zum Aufstande unter die Ungarn zu schleudern. Wie wenig man sich gerade zu diesem entschiedenen Schritte, eine Proclamation an die Ungarn zu erlassen, vorbereitet hatte, beweist der Umstand, dass man erst in Wien förmlich nach einem Ungarn fahnden musste, der fähig sei, das französische Original in's Ungarische zu übertragen, und es kann daher keinem Zweifel unterliegen, dass diese erst in Wien verfasst wurde.

Bis zum heutigen Tage ist es nicht möglich, mit zweifelloser Sicherheit anzugeben, wer eigentlich der Uebersetzer der Proclamation gewesen. All' diejenigen, die genannt wurden, haben es gelehnet, dass sie die Proclamation in's Ungarische übertragen hätten. Dem Beispiele Franz v. Kazinczy's folgend, hält man nunmehr allgemein den Dichter Batsányi für denjenigen, der den Aufruf Napoleons an die Ungarn übersetzt hätte. Es sei mir gestattet, hier noch einmal nach den hinterlassenen Aufzeichnungen Kazinczy's den Vorgang zu erzählen, wie Batsányi dazu kam, die Proclamation zu übersetzen.

Kazinczy gibt an <sup>1</sup>, dass der französische Staatssecretär Maret vom Wiener Magistrate einen Ungar verlangte, der im Stande sei ein französisches Actenstück in's Ungarische zu übertragen. Man

<sup>1</sup> Kazinczy, *historiai jegyzések* (historische Aufzeichnungen.) Handschriften der Ung. Akademie. Tört. 142<sup>a</sup> p. 123 u. ff.

wies die Franzosen an Dr. Décsi, der sich aber mit Krankheit entschuldigte. Dr. Décsi nannte seinen Feind Josef Márton, denselben, der schon 1805 die Uebersetzung der Proclamation an die Ungarn besorgt hatte. Auch dieser suchte unter allen möglichen Ausflüchten sich der unangenehmen Aufgabe zu entziehen. Maret wurde durch diese Weigerungen erzürnt, und nun fiel es ihm erst ein zu fragen, ob sich nicht ein gewisser Batsányi in Wien befände, der früher in der Festung Kufstein als Gefangener sein Zellennachbar gewesen. Márton, erfreut über diesen Einfall des französischen Staatsmannes, führte die ihn drängenden Franzosen zu Batsányi, der mit dem grössten Vergnügen Hand an das verlangte Werk legte und nun auf öffentlicher Strasse und in allen Kaffeehäusern aus voller Seele die österreichische Regierung beschimpfte.

Aber Batsányi selbst hat später die Behauptung, dass er der Uebersetzer sei, mit Entrüstung zurückgewiesen und sie als ein schändliches Gewebe von Lügen, Verdrehungen und schnöden, perfiden Verleumdungen bezeichnet.<sup>1</sup> Er ist so sehr von seiner Schuldlosigkeit durchdrungen, dass er in spätern Jahren, unter dem Eindrucke qualvoller Verfolgung, folgende Worte an seine Frau, die Wiener Dichterin Gabriele Baumberger, richtet: «Wer so gelebt hat, wie wir, und wessen Geschichte so vielen, edlen, guten und gerechten Menschen im In- und Auslande bekannt ist, wie die meinige, der hat jenes endliche Urtheil und die gänzliche Unterdrückung der Wahrheit (die früher oder später triumphiren muss) nicht zu fürchten; der kann sein Haupt getrost zur Ruhe legen und versichert sein, dass er einst auch noch im Grabe werde seine Verteidiger finden und geehrt werden.»<sup>2</sup>

Es ist dies ein förmlicher Appell an die Nachwelt, er fordert dieselbe geradezu auf, noch einmal über ihn und seine Tat zu Gericht zu sitzen. Batsányi hat sein ganzes ferneres Dasein, von

<sup>1</sup> Batsányi's hinterlassene Schriften fasc. I. Handschriften der ungar. Akademie d. Wissenschaften. Siehe auch daselbst die von Kantz handschriftlich hinterlassene Lebensbeschreibung Batsányi's.

<sup>2</sup> Batsányi an seine Frau. 9. Febr. 1816. Ungar. Akademie.

1809 angefangen bis zum Schlusse, unter dem Verdachte, dass er der Uebersetzer gewesen, zu leiden gehabt, er wurde verfolgt, endlich freigesprochen, mit der Beschränkung, sein weiteres Leben zu Linz unter polizeilicher Aufsicht zu verbringen.

Wenn Batsányi auch nicht mit so eindringlichen Worten eine Revision dieser ganzen Angelegenheit forderte, so ist selbe so geheimnissvoll, so durch und durch von Widersprüchen erfüllt, dass es als eine Pflicht der Gerechtigkeit erscheint, noch einmal zu prüfen, ob er wirklich der Uebersetzer der Proclamation gewesen.

Vor Allem muss hier daran erinnert werden, dass Kazinczy ein entschiedener Gegner Batsányi's war, dass er ihn einmal als Spion der österreichischen Regierung, ein andermal wieder als Spion Napoleons hinstellt, kurz, ihn in Allem und Jedem zu verdächtigen sucht.<sup>1</sup> Auch weiss Kazinczy die ganze Geschichte, die wir eben nach seiner Angabe erzählt, nur vom Hörensagen; er hat sie erst im November von einem aus Wien heimkehrenden Medicus vernommen und schreibt noch im Februar 1810 darüber: «Batsányi soll Napoleons Proclamation übersetzt haben.»<sup>2</sup> Es verdient ferner Beachtung, wie so es kam, dass Maret, der Batsányi ja schon von früher her kannte, erst so spät sich auf ihn besann, und es ist ebenso auffallend, dass Batsányi, der ja damals in Wien lebte, sich nicht gleich von selbst den Franzosen zur Verfügung stellte.

Sprechen alle diese Momente zu Gunsten Batsányi's, so gibt es dagegen andere, die geradezu den Verdacht zu bestätigen scheinen. Warum musste er in der grössten Eile, nachdem die Franzosen Wien räumten, diese Stadt verlassen? warum begab er sich gerade nach Paris, wo er eine französische Staatspension erhielt? warum durfte er in sein Vaterland nicht zurückkehren? und warum wurde er im Jahre 1815, beim Einzuge der Allirten in Paris, in dieser Stadt verhaftet, nach Brünn geschleppt und endlich in Linz internirt?

<sup>1</sup> Kazinczy, *historiai jegyzések* (hist. Aufzeichnungen). Handschriften der ung. Akademie. Tört. 142a

<sup>2</sup> Kazinczy an Romy, 25. Febr. 1810. Ung. Akademie.

Ohne hoffen zu dürfen das Dunkel, welches über dieser Angelegenheit schwebt, ganz zerstreuen zu können, wollen wir es dennoch versuchen, einiges Licht in diese Geschichte zu bringen, auf Grundlage von ungedruckten Briefschaften Batsányi's, wie sie im Archive der ungar. Akademie der Wissenschaften aufbewahrt werden.

Als Napoleon die famose Proclamation erliess, diente Batsányi als Hof-Concipist beim Bancozettel-Amte in Wien. Nachdem er die Residenz verlassen, forderte er von Paris aus am 1. November 1810 seine Entlassung aus dem österreichischen Staatsdienste. Ist es aber je vorgekommen, dass man einem sogenannten Landesverräter seine Entlassung mit der Anerkennung des «bewährten Fleisses, Diensteyfers und Moralität» bescheinigt?<sup>1</sup> Und doch hat der Finanzminister Odonell mit diesen Worten Batsányi's Austritt aus dem Staatsdienste bestätigt. Wir dürfen wohl ferner fragen, ist es denkbar, dass der Kaiser zur Frau eines Landesverrätters sagen konnte: «Gehen Sie zu Baron Sedlnitzky, und sagen Sie ihm, er möge ein Lebenszeugniss ausstellen, dass man dem Mann nichts zur Last legen kann als die Auswanderung»?<sup>2</sup>

Diese Auswanderung, das plötzliche Verlassen Wiens, das jedoch Kaiser Franz nicht zu hindern scheint, Batsányi ein gutes Leumundszeugniss von Seite der Polizei ausstellen zu lassen, würde als das gravirendste Moment in den Vordergrund treten, wenn es wahr wäre, dass Batsányi, wie Kazinzy angibt, seine Frau unter dem Vorwande, in einigen Tagen wieder nach Wien zurückzukehren, verlassen und sich im Einverständniss mit Maret nach Paris begeben hätte. Aber Batsányi ist von Wien nicht ohne Wissen seiner Frau abgereist. Vielmehr war sie es selbst, die ihn, nach ihrer eigenen Aussage, notigte, Wien so rasch als möglich den Rücken zu kehren.<sup>3</sup> Warum dies geschah, warum überhaupt diese Eile vonnöten war, bleibt in

<sup>1</sup> Batsányi's hinterlassene Schriften fasc. I. Ung. Akademie.

<sup>2</sup> Gabriele Batsányi an ihren Mann. 16. Januar 1817. Ung. Akademie. M. irod. 236.

<sup>3</sup> Frau Batsányi an einen, dem Namen nach unbekanntem k. k. Hofrat, 25. Nov. 1815. Ung. Akademie. M. irod. 236.



tiefes Dunkel gehüllt. Das Geheimnißvolle der ganzen Geschichte wird nur noch mehr erhöht, wenn wir vernehmen, dass Frau Batsányi von verschiedenen Seiten bestürmt wurde, ihren Mann, bei ihrer Liebe zu ihm, zu bereden, dass er trachte aus Wien fortzukommen. Niemand anderer als der damalige Statthalter Graf Saurau gehörte mit zu denjenigen, die Frau Batsányi in dieser Weise zu beeinflussen suchten. Sie gab ihm zur Antwort: Wenn ihr Mann nicht gutwillig gegangen wäre, würde sie es wie die Weiber von Weinsberg gemacht und ihn davongetragen haben.<sup>1</sup> Batsányi hat es später versucht, sich dem in Paris weilenden Metternich zu nähern, um ihn über die Beweggründe seiner Entfernung aus Wien aufzuklären. Der Kaiser war sogar bereit ihm die Rückkehr in seine Staaten zu gestatten. und sagte im Jahre 1815 zur Frau desselben: «Schreiben Sie Ihrem Manne, dass er komme.» Es ist unleugbar, dass Batsányi irgend etwas getan haben musste, weshalb er die österreichische Monarchie nicht wieder ohne Erlaubniß des Kaisers betreten durfte. Aber man muss zugleich gestehen, dass das Benehmen des Kaisers und der Ministerien nicht ein solches war, wie es gegenüber einem Manne sein müsste, der die Proclamation übersetzt, der die aufreizende Schrift: «Nobilis Hungarus ad Hungaros» verfasst, kurz, der ein tätiges Werkzeug in den Händen Napoleons gewesen, um Ungarn zu revolutioniren. Man steht vor einem Rätsel, das noch verwickelter wird durch die plötzlich erfolgte Gefangennahme Batsányi's. Er war eben im Begriffe, Metternich, der mit den alliirten Fürsten in Paris weilte, aufzusuchen; da er ihn nicht zu Hause getroffen, nahm er sich vor, am 6. August 1815 seinen Besuch zu erneuern. Diesen Vorsatz sollte er jedoch nicht mehr ausführen. Denn am 5. August wurde er plötzlich verhaftet, in ein so elendes Kasernengefängniß geworfen, dass er daselbst bald verhungert wäre, ohne jedoch, wie er beteuert, zu wissen, warum all dies geschehe.<sup>2</sup> Am 8. August

<sup>1</sup> Ibid.

<sup>2</sup> Batsányi an seine Frau. Paris, 8. Aug. 1815. Ung. Akademie. M. irod. Nr. 236. — — wo ich bald den Hungerstod gestorben wäre, ohne auch zu wissen, warum man mit mir so verfare.

erschien endlich ein Stabsoffizier bei ihm. Dessen Mitteilungen waren nicht geeignet, ihn zu beruhigen. Er konnte ihm nur sagen, dass seine Verhaftung auf eine jener odiosen Beschuldigungen zurückzuführen sei, worüber ihm schon vor Jahren ein sogenannter guter Freund Winke erteilt habe. Etwas mehr Licht verbreitet über diese Verhaftung und die Ursache der Emigration im Jahre 1809 die Verteidigungsschrift, die Batsányi Metternich überreichte.<sup>1</sup> Soll man seinen Aussagen Glauben schenken, so hatte er nur aus Vorsicht vor einer mächtigen Partei, die ihn mit hämischen Angriffen verfolgte, Wien verlassen. Diese Erzählung wird allerdings durch seine Frau bestätigt, indem sie alle Verfolgungen auf die Rachsucht eines ausgeschlagenen Freiers zurückführt, der jetzt als mächtiger Polizei-Hofrat durch Quälereien ihres Mannes sie zu kränken trachte. Wenn nun Batsányi nur allein aus Vorsicht die Reise nach Paris angetreten haben will, so protestirt er gleichzeitig in diesem Sendschreiben an Metternich dagegen, dass er seinen Monarchen und dessen Minister beschimpft hätte, welche ungerechte Beschuldigung einzig und allein seine Verhaftung herbeigeführt haben soll. Ja, mit einem Anfluge von Ent-rüstung ruft er dem Staatskanzler zu, dass man ihn gerade zu einer Zeit so grausam behandle, wo er eher Anspruch auf Erkenntlichkeit und ehrenvolle Belohnung für seine «patriotischen Bemühungen» hätte erwarten dürfen. Gewiss trägt es nicht zur Aufhellung der Tatsachen bei, wenn Graf Thurn, der bei der Verhaftung mitgewirkt, in einem Schreiben an Hammer-Purgstall erklärt, dass alle Batsányi's Inhaftnahme betreffenden Papiere durch seine Hände gegangen seien und er in Folge dessen die Ueberzeugung gewonnen habe, dass jenem Unrecht geschehen sei.<sup>2</sup>

Man könnte noch als ein sehr erschwerendes Belastungsmoment anführen, dass Batsányi sofort nach seiner Emigration vom französischen Staate eine Pension erhalten habe. Batsányi selbst hat diese Unterstützung als eine seinem Talente und seinen

<sup>1</sup> Batsányi an Metternich. Ung. Akademie. Magy. irod. Nr. 237.

<sup>2</sup> Hammer-Purgstall an Frau Batsányi. 16. April 1817. Ung. Akademie. M. irod. Nr. 236.

Kenntnissen zu Teil gewordene Auszeichnung hingestellt. Es ist aber gewiss, dass es seinen Feinden gelungen ist, sie dem Kaiser Franz in einem ganz anderen Lichte zu zeigen, und dessen Verdacht zu erregen. Allein auch diese Angelegenheit ist nicht darnach beschaffen, um ihn verurteilen zu können. Batsányi hat diese Subvention nicht nur von Napoleon, sondern auch von Ludwig XVIII. erhalten, ja, als selbe in Folge seiner Gefangennahme 1815 und Transportirung in die österreichischen Erblande einige Zeit ausblieb, war es Niemand anderer als der Staatskanzler Fürst Metternich selbst, der sich für die Wiederauszahlung derselben beim französischen Hofe verwendete.<sup>1</sup> Jedenfalls ein Beweis mehr dafür, dass man diese Subvention in der Staatskanzlei nicht als einen Lohn für begangene Verrätereı betrachtete.

Fasst man alle hier vorgebrachten Momente zusammen und würdigt sie einer unbefangenen Beurteilung, so muss man sagen, dass man nicht mit der Bestimmtheit, wie es bisher geschehen, Batsányi als den Uebersetzer der Proclamation bezeichnen darf. Damit ist jedoch noch nicht gesagt, wer es denn gewesen sei. So lange nicht positivere Angaben zur Verfügung stehen, wird diese Frage überhaupt eine offene Frage bleiben müssen. Eines scheint jedoch festzustehen, dass Batsányi's Feinde sofort den Verdacht auf ihn zu lenken wussten<sup>2</sup>, was dann gute Freunde veranlasst haben mochte, auf seine eilige Abreise von Wien zu dringen. Es geht dies weiter daraus hervor, dass Gabriele Batsányi im Jahre 1815 dem referirenden Hofrath, der eben jener ausgeschlagene Freier gewesen sein soll, zurief: «Sie sprechen immer von Anno 9, und vergessen, dass wir schon 15 schreiben. Er müsse doch einsehen, dass alle Beschuldigungen, die er ihrem Manne zur Last lege, durch 20jährige Leiden längst aufgewogen seien. Warum — fährt sie fort — aus dem Schutte der Vorzeit noch einen Eckstein

<sup>1</sup> Gabriele Batsányi an ihren Mann. 16. Jan. 1817. Ung. Akademie.

<sup>2</sup> Gabriele Batsányi an ihren Mann. 13. Aug. 1816. Ung. Akademie. M. irod. Nr. 236 — — dessen Genuss man dem Kaiser unter so zweideutigen Ansichten geschildert haben mag.

herauswählen, der den Ausschlag zu seinem Nachtheile geben soll.\* Sie beschwört den Hofrat, die Sache dem Kaiser in gerechter Weise darzulegen und erwartet, dass der Missgriff des «dienstfertigen Dämons», der sich durch die gewaltsame Verhaftung Batsányi's vielleicht einen Orden zu erwerben hoffte, endlich gut gemacht werde.<sup>1</sup>

Indem ich auf Grundlage des mir zur Verfügung stehenden Materiales es versuchte darzulegen, dass man Batsányi nicht mehr mit derselben Bestimmtheit, wie bisher, als den Uebersetzer der Proclamation bezeichnen darf, so kann ich mich dennoch nicht der Ueberzeugung verschliessen, dass es nur dann möglich sein wird über die hier ventilirte Schuldfrage ein endgiltiges Urteil zu fällen, wenn man sich entschliessen wird, die Processacten Batsányi's, wie sie im Archive der ehemaligen «Obersten Polizeihofstelle» aufbewahrt werden, nicht länger dem Auge des Forschers vorzuenthalten. Im Interesse der heimischen Geschichte wäre es zu wünschen, dass die sieben Siegel, welche das erwähnte Archiv noch immer verschliessen, endlich fallen gelassen würden.

EDUARD WERTHEIMER.

## ZUR UNGARISCHEN KRIEGSGESCHICHTE IM ZEITALTER DER HERZOGE.<sup>2</sup>

### I.

#### Die Folgerungen der literarischen Kritik.

Historiker — vaterländische und ausländische — begehen manchmal bei Würdigung ihrer Quellen den Fehler, dass sie die Gleichheit vor dem Gesetze behaupten. Sie schätzen die Aussagen der Zeugen der Vergangenheit mit einem zu gleichen Maasse, und suchen sie auch dort zu vergleichen, wo sie einander völlig wider-

<sup>1</sup> Gabriele Batsányi an einen, dem Namen nach unbekanntem k. k. Hofrat. Ung. Akademie.

<sup>2</sup> Mit Zustimmung des Herrn Verfassers bearbeitet.

sprechen. Meiner Meinung nach ist die aristokratische Rechtspflege, dass die Zeugenaussage eines geistig Vornehmen mehr als die von zehn Geistesarmen gelten soll, sehr häufig am Platz. Sonst wird der Historiker oft ein unrichtiges Urteil aussprechen. Indem er gegen Jeden gerecht sein will, wird er ungerecht gegen Denjenigen, der am verlässlichsten ist.

Eine ähnliche Ungerechtigkeit lässt fast die ganze Weltliteratur dem Kaiser Leo dem Weisen widerfahren. Es ist eine himmel-schreiende Ungerechtigkeit, einige seiner Werke den Werken irgend eines andern byzantinischen, italienischen oder deutschen Chronisten nahezu gleichzustellen. Und doch geht die Ungerechtigkeit gegen ihn noch weiter. Besonders die deutsche Wissenschaft, welche unter Anderen auch den byzantinischen Schriftstellern grosse Aufmerksamkeit schenkte, schweigt von Kaiser Leo und beseitigt ihn. — In der aus zahlreichen Bänden bestehenden Bonner Ausgabe der byzantinischen Schriftsteller fanden die leersten und trockensten Chronisten eine Stelle, Rang und Auszeichnung. Aber es blieb kein Raum, keine Zeit übrig, oder vielmehr fand sich kein Mensch dazu, das über die Taktik geschriebene Buch Kaiser Leo's wenigstens in jener sehr gemischten Gesellschaft in einer neuen, verbesserten Auflage zu besorgen.

Und doch erklärt dieses Buch einige hundert Jahre der deutschen Geschichte gründlicher, als selbst jene deutschen Klosterchroniken, deren einseitige und in weltlichen Dingen meistens grobe Ignoranz verratende Schriften die «*Monumenta*» von Pertz mit einer bis zur Pietät gehenden Sorgfalt in einer neuen Ausgabe mitteilen.

Jenes eine Blatt im Werke Kaiser Leo's, wo er von der deutschen Kriegsorganisation spricht, kommt nicht nur in Betreff der Glaubwürdigkeit, sondern auch der Charakteristik der ganzen Arbeit mehrerer Chronikenschreiber gleich. Wie wahr Kaiser Leo von den Deutschen spricht, das beweisen die Ereignisse und all das, was wir diesbezüglich aus anderen originellen Urkunden schöpfen können.

Wir Ungarn haben die Werke Kaiser Leo's, auch die seines

Sohnes Konstantins des Porphyrogeneten besser zu schätzen gewusst. — Gestehen wir es ein, wohl darum, weil das, was sie schreiben, unserem Stammvater Árpád und dem organisirenden Talente der alten Magyaren zu sehr grosser Ehre gereicht. Obzwar sie im vorigen Jahrhunderte Kollar und im gegenwärtigen Karl Szabó eingehender würdigten, hat noch Niemand meines Wissens ausgesprochen, was man aussprechen und vor Augen halten muss, dass vom Jahre 890 bis 1000 für die alte Zeit der ganzen ungarischen Geschichte unsere Chroniken bei weitem nicht so glaubwürdig sind, als Leo und Konstantin der Porphyrogenet.

Nicht nur das ist ihr Vorteil, dass sie gleichzeitige Dinge behandeln, indem sie die Ungarn zur Zeit der Herzoge schildern. Die Hauptsache ist: sie sind von diplomatischer Glaubwürdigkeit. Im Mittelalter, so lange es nicht auf diesem Gebiete Venedig übertraf, war das griechische das einzige diplomatische Volk, ein solches, welches in der Diplomatie eine Hauptwurzel seines staatlichen Daseins gesucht und gefunden hat. Es war ihm ein Lebensinteresse, die fremden Nationen genau zu kennen, wenigstens diejenigen, welche mit ihm in Verbindung treten konnten. Das volle Maass der Objectivität ist es, was die Werke Leo's und Konstantins von den Chroniken des Mittelalters, welchen es so sehr an Objectivität wie an Sachkenntniss fehlt, auffallend unterscheidet. Selbst mit dem besten Willen könnten sie nicht wahr sein; aber es ist ihr allgemeiner Charakterzug, dass sie nicht immer und nicht in Allem es gewollt haben. Die physiologische Unmöglichkeit, dass der Ungar Blut und zwar *Menschenblut* trinkt, haben die Regino aus Leidenschaft geschrieben, der bornirte Anonymus schreibt es (ihnen) aus Dummheit nach. In Kaiser Leo finden wir die Tendenzen der Leidenschaft nicht. Eine fast unerhörte Ausnahme bei einem Schriftsteller des Mittelalters. Aber auch in der Erkenntniss der Völker und Menschen steht er höher, als es jene Chronikenschreiber pflegen, denn sein Werk ist ganz zum *praktischen Gebrauch* des damaligen Lebens und nicht zur Belustigung der Zeitgenossen oder zur Irreführung der Nachwelt geschrieben, wie z. B. die beinahe gleichzeitigen Aufzeichnungen eines Liutprand.

Deshalb ist es zu bedauern, dass man ihn in der Bonner Sammlung nicht durch eine kritische Ausgabe geehrt hat. Noch immer müssen wir mit der mangelhaften Florentiner Ausgabe von 1745 ausreichen.

Wie ich mich selbst überzeugt habe, könnten die Codices der Wiener kais. Bibliothek correctere Varianten nicht nur zu einer neuen Ausgabe, sondern auch zum gründlicheren Ordnen der sehr verworrenen Lami'schen Ausgabe bieten. Ausserdem sind in München und anderwärts ohne Zweifel zu diesem Zwecke verwendbare Codices zu finden, welche durch die früheren Verleger nicht benutzt wurden. Ein Landeskind, das auf Aneiferung und mit Unterstützung der Akademie das Ordnen einer neuen Ausgabe über sich nehmen möchte, würde eine wertvolle Arbeit vollführen nicht nur für die ungarische, sondern auch für die europäische Wissenschaft, welche letztere jene, «Taktika» betitelten Werke bis jetzt nicht ihrem Verdienste nach zu würdigen schien.

Auch die Entstehungsweise der Werke betreffend lassen uns die bisherigen Forschungen im Dunkel. Diesen wesentlichen Punkt betreffend, haben mich die literarische Kritik und nicht unmittelbare, directe Daten zu folgenden Bemerkungen veranlasst.

In demselben sechsten Bande der Ausgabe von Meursius' Werken, in welchem die Taktik Leo's enthalten ist, hat Lamius auch die Taktik Kaiser Konstantin's des Porphyrogeneten herausgegeben. Letztere ist zwar nicht in mit Titeln versehene Capiteln und Abschnitte geteilt, wie die Kaiser Leo's, auch ist sie lückenhafter als letztere, aber in ihrem Wesen eben dasselbe. Konstantin schrieb das Werk seines Vaters Leo's des Weisen ab und gab es für sein eigenes aus. Und Leo hat eine frühere Taktik überschrieben — und gab sie für seine eigene Weisheit aus — hierauf deutet der Schein, dies scheint die Welt zu glauben.

Diese Uebereinstimmung der Texte haben Gibbon und seitdem Andere meiner Ansicht nach fehlerhaft erklärt. Ihr Gesichtspunkt ist ganz verfehlt, bei einem Werke, das sich zum Ziele setzt Kriegsleuten eine Anleitung zum practischen Gebrauche zu geben, das schriftstellerische Talent zu bekritteln.

Meiner Meinung nach kann man daraus, dass die beiden Kaiser, Vater und Sohn, ihren Feldherren so übereinstimmende Weisungen geben, auch eine andere Folgerung ziehen, nämlich diejenige, dass diese «Taktiken», da nicht nur ein Kaiser, sondern mehrere für das Kriegsheer übereinstimmende Instructionen schrieben oder vielmehr schreiben liessen, nicht literarische Privatergötzungen des betreffenden Kaisers sind, sondern, was man heutzutage die «Reglements» nennt, obwohl sie in einem anderen Stile gehalten sind, als es diese zu sein pflegen. Der Herrscher lässt sie durch seine Sachverständigen in den Bureaux verfertigen, sie gingen jedoch unter und in seinem eigenen Namen aus und im Heere von Hand zu Hand.

Für die Wahrscheinlichkeit dieser Ansicht spricht, dass dasselbe im IX. Jahrhundert auch in andern Fächern gebräuchlich war. Kaiser Basilius sammelte den Codex Justinian's und Theodosius', und gab ihn mit zeitgemässen Modificirungen heraus. Es ist kaum glaublich, dass er das Buch eigenhändig geschrieben hätte, obwohl es mit dem Titel «Basilikon» genannt wurde und wird. Zur Ergänzung dieses Basilikon trugen auch Leo und Konstantin bei. Ein solches Verhältniss mag wohl auch zwischen den verschiedenen Taktiken bestehen. Nur ist die Taktik Kaiser Basilius' unter diesem Namen noch nicht bekannt.

Die Taktik Konstantins erschien zwar nur in Fragmenten, da aber das, was wir daraus besitzen, einigermassen eine Abschrift der Taktik Kaiser Leo's ist, kann man an ihrer Identität gar nicht zweifeln.

Meiner Meinung nach ist also die Taktik Leo's und Konstantins ein *Staatsdocument*, wie auch das aus dem X. Jahrhunderte durch Kaiser Nikephoros über die Heerstreifereien geschriebene Buch, welches in der Bonner Ausgabe erschien, wo der verdienstvolle Herausgeber bekennt, dass er es den Kriegsmännern überlässt, zu beurteilen, ob es irgend einen Wert habe.

Ausser den erwähnten zwei übereinstimmenden Taktiken ist noch eine dritte erschienen, welche in unserer Literatur noch nicht als Geschichtsquelle benutzt wurde.



Diese führt den Titel: «Maurikion Stratégikon». Sie wurde von Johann Scheffer im Jahre 1664 in Upsala, zusammengebunden mit Arrian's Taktik, herausgegeben.

Obwohl es der Verleger Scheffer nicht glaubt, dass dieses Stratégikon ein Werk des Kaisers Maurikios sei, scheint dieser Irrtum des XVII. Jahrhunderts noch nicht aufgegeben zu sein. Um nicht Andere zu erwähnen, sagt der Engländer Antony Rich in seinem gründlichen und brauchbaren archäologischen Wörterbuche, dass die Römer keinen Sattel und folglich auch keinen Steigbügel benützten. Sattel und Bügel kamen im VI. Jahrhundert in Gebrauch. Zum Beweis dieser Behauptung beruft sich Rich auf Maurikios, als einen Schriftsteller aus dem VI. Jahrhunderte. (Siehe das Wörterbuch Rich's unter dem Worte «Scala».)

Kaiser Maurikios starb im Jahre 602 n. Chr. Wenn er das Stratégikon geschrieben, wäre dieses um 300 Jahre älter als die Taktik Kaiser Leo's. Da das Werk Leo's ungefähr die Erweiterung dieses Stratégikon ist, würde der den Beinamen des Weisen führende Kaiser in dem bedauernswerten Lichte erscheinen, dass er auf die seit 300 Jahren sehr veränderten Verhältnisse die verjährten Verordnungen anwendet. Und wirklich hat auch diese willkürliche Annahme der Glaubwürdigkeit seines Buches geschadet.

Aber es gibt kein einziges authentisches Datum, demzufolge jenes Werk dem Kaiser Maurikios zugeschrieben, oder überhaupt auch nur dessen Entstehungszeit auf eine positive Weise bestimmt werden könnte.

Zu Scheffer's Ausgabe wurden die Einleitung und die Titel der Capitel aus dem Medici'schen Codex genommen. Dort führt die Einleitung den Namen nicht des Maurikios, sondern eines gewissen Urbikios.

Demnach herrscht schon den Namen des Verfassers oder Sammlers betreffend eine Ungewissheit.

Der Leser erlässt mir diesmal den ausführlicheren Beweis jener meiner Meinung, dass das Werk des sogenannten Maurikios keinesfalls viel älter als die Taktik Kaiser Leo's sein kann. Aus

der nahen Verwandtschaft und an manchen Stellen Identität des Inhaltes folgere ich nicht den knechtischen Sinn Kaiser Leo's, sondern es scheint viel berechtigter anzunehmen, dass die beiden Werke in einem nahen Zeitraume entstanden sein können.

Wenn wir diesen Taktiken nicht einen literarischen, sondern einen amtlichen Charakter zuschreiben, kann es keine Verwirrung verursachen, ob jener kaiserliche Schreiber, der sie zusammenordnete oder compilirte, Maurikios oder Urbikios hiess.

Eigentümlich ist, dass das Buch des Maurikios an allen den Stellen, wo Leo's Buch *Bulgaren* und Turken erwähnt, *Avaren* und Turken nennet. (Turken = Ungarn.) Avaren und Ungarn beisammen zu erwähnen, ist ein Anachronismus. Wenn Jemand aus der Erwähnung des avarischen Namens auf eine vor dem IX. Jahrhundert datirte Zeit folgern möchte, könnten wir dem gegenüber bemerken, dass ein griechisches Buch, welches von Turken oder Ungarn spricht, nicht vor dem IX. Jahrhunderte entstehen konnte. Also ist Maurikios nicht älter als das IX. Jahrhundert.

Dass er von Avaren spricht, das hat auch mehrere Erklärungen. Wenn auch das avarische Volk wirklich verschwunden wäre (was eine Uebertreibung ist), sein Andenken war noch lebendig. Aber es ist die andere Erklärung wahrscheinlicher, nämlich die, dass man in den Amtsschriften, welche in der Oeffentlichkeit herumkamen, die Bulgaren, welche Christen und die nächsten Nachbarn waren, nicht als Feinde erscheinen lassen wollte. Kaiser Leo selbst hebt es an den betreffenden Stellen sehr hervor, dass er von den Bulgaren das, was er schreibt, nicht etwa darum schreibt, als ob er damit dieses Christenvolk kränken wollte. Und doch stand Leo mit Simon, dem Fürsten der Bulgaren, in fortwährender Fehde. Aber schon Konstantin der Porphyrogennet erwähnt dem Scheine nach mit einem Anachronismus *Avaren* an der Stelle, wo Leo *Bulgaren* schrieb. Und doch konnte Niemand die Bulgaren von Angesicht zu Angesicht besser kennen, als Konstantin, und Niemand wusste es besser, was die *Avaren* waren.

Dieser Anachronismus beweist nichts Anderes, als dass Konstantin aus älteren Werken mit Modificirungen eine Compilation

verfertigte — und vielleicht tat auch Leo dasselbe. Wenn in der Zeitfolge die Taktik des Maurikios die erste, ihr die Kaiser Leo's folgt und Konstantin's die letzte ist, ist es auffallend, dass die letzte im Gebrauche des avarischen Namens mit der ältesten übereinstimmt und von der ihr nächststehenden abweicht.

Ebenso wie Leo der Weise, der Sohn und Konstantin, der Enkel Basilius' die im Basilikon enthaltenen Civilgesetze erweiterten, konnten auch eben dieselben die jetzt unter dem Namen des Maurikios bekannte Taktik erweitern.

Was ich hervorzuheben für wichtig halte, ist, dass der ganze Inhalt des Buches selbst viel mehr, als der zweifelhafte Name des Maurikios für meine Ansicht beweiset. Dieser Inhalt aber ist aus einem Stamme mit der Taktik Leo's und Konstantin's entsprossen, obwohl die Einrichtung eine andere ist, und in ihnen hie und da unwesentliche Abweichungen vorkommen. Für's erste habe ich einerseits den amtlichen Charakter dieser Schriften hervorheben, andererseits schon im Voraus, wenigstens im Grossen motiviren wollen, dass ich mir weiter unten die Freiheit nehmen werde, den Maurikios als Ergänzung und Erklärung zum Werke Kaiser Leo's zu benützen. (Es sei mir gestattet, die angenommenen Verfasser-Namen zu benützen.)

## II.

Mein Werk ist vorzüglich eine Quellenstudie, und der Leser wünscht mit Recht eine umständlichere Aufklärung vom Verfasser der Quellen und von den Schriften selbst.

Im ersten Abschnitte, wo ich vielmehr nur die amtliche Glaubwürdigkeit der Texte hervorhob, habe ich deren Beziehungen zu einander nicht weitläufiger erörtert. Meine Abhandlung, der das oben Angeführte als Basis dient, ist von Anfang bis ans Ende ein fast ununterbrochener Beweis von jener Einheit.

Demnach dient schon selbst die objective Kritik zur Orientirung der engen Verhältnisse der Taktiken zu einander.

Aber es ist nicht überflüssig, das Verhältniss jener Texte, auch abgesehen von der sachlichen Analyse, zu documentiren.

Zuerst werde ich von der unter dem Namen Kaiser Konstantin's des Porphyrogenneten bekannten Taktik beweisen, dass nicht dieser Kaiser sie geschrieben hat.

Der Vater dieses Konstantin war Kaiser Leo der Weise. Der Vater Leo's Kaiser Basilius. Basil bestieg den Tron im Jahre 867; dessen Sohn Leo im Jahre 886; dessen Sohn Konstantin im Jahre 911. Demnach war Basilius der Grossvater Konstantins des Porphyrogenneten, der in den ersten Jahren des X. Jahrhunderts im Purpursaale des kaiserlichen Schlosses geboren ist. Und dennoch nennt der Verfasser der unter dem Namen des Letzteren bekannten Taktik Kaiser Basilius seinen *Vater*.

Der Konstantin'sche Text gibt dem Feldherrn den Rath, persönlich mitzugehen, wenn das Heer gefährliche Plätze überschreiten muss. *Denn dieses tat auch mein Vater, der Kaiser*, als er sein Heer in Syrien den Fluss Paradisus hinüber setzen musste.<sup>1</sup>

Auch bei Leo lesen wir aber, nur im Wortlaut ein wenig verschieden, dasselbe: «Denn ich erinnere mich — sagt Leo — dass mein herrlicher Vater, der Kaiser Basileios, als er sein Heer in Syrien über den Fluss Paradisus hinüberführte, ebenso handelte» etc.<sup>2</sup>

Aber es gibt im Konstantin'schen Texte auch andere Stellen, die ebenso in die Feder Leo's passen.

Konstantin schreibt: «Setze über das Gebirge Taurus . . . . so wie mein mächtiger Vater, der Römer Kaiser es tat.» (S. 1401.)

Leo sagt: «Ueber den Berg Taurus veranstalte deinen Angriff auf die Saracenen . . . wie mein ruhmvoller und mächtiger Vater Basileios, der Römer Kaiser.» (S. 818.)

An einer anderen Stelle empfiehlt Konstantin: man soll, um den Feind zu täuschen, die Wachfeuer im Feldlager brennen

<sup>1</sup> Τοῦτο γὰρ καὶ ὁ ἡμέτερος πατήρ καὶ Βασιλεὺς ἐποίησεν (Meursius VI. S. 1237.)

<sup>2</sup> Τοῦτο γὰρ καὶ τὸν ἡμέτερον ἀειμνήστον πατέρα καὶ βασιλεῖα Βασιλείου πεποιθέναι γινώσκωμεν. (Leo cap. IX. §. 13.) Meursius VI. S. 625. Im Konstantin'schen Text ist Basileios weggeblieben.

lassen und mit dem Heere von dort sich entfernen, «denn dieses tat unser Feldherr Niképhoros, als er mit einem grossen Heere nach Syrien geschickt wurde» etc. (S. 1261.)

Und Leo (das Brennenlassen der Feuer empfehlend): «denn wir wissen, dies hat unser Feldherr Niképhoros getan, als wir ihn mit einer zahlreichen Heerschaar nach Syrien schickten.» — (S. 652.)<sup>1</sup>

Das Obige habe ich aus dem Hauptteil des Konstantin'schen Textes citirt (denn er hat auch einen besonderen Appendix).

Und dieser Hauptteil, den Meursius aus dem Codex im Archive des Kurfürsten von der Pfalz abgeschrieben und Lamius aus dem Veronesischen Maffei'schen mangelhaften Codex ergänzt hat, ist nicht so vollständig und noch minder präcis, als der den Namen Leo's führende Codex.<sup>2</sup>

Aus dem ersten der obigen Citate können wir folgern: Den Hauptteil konnte durchaus nicht Kaiser Konstantin im X. Jahrhundert geschrieben haben, der es am besten wissen konnte, dass Basilius nicht sein Vater, sondern sein Grossvater gewesen. Also ist dieses entweder auch ein Werk Kaiser Leo's, oder eines Konstantins, der wirklich Basil's Sohn war. Dem letzten Citate nach, in welchem die Heerführerschaft des Niképhoros erwähnt wird, müssen wir wenigstens den betreffenden Teil des Textes bestimmt Leo zueignen. Der Titel des Hauptteiles des Textes zeigt dennoch einen Konstantin als den Verfasser des Werkes.<sup>3</sup> Der griechische Titel sagt, dass jener Kaiser Konstantin der Sammler des Werkes war, welcher ein Sohn des Romanos gewesen. Und wir wissen doch, dass dieser Sohn des Romanos zur Zeit des heiligen Stephan im Jahre 1025, also mehr als hundert Jahre nach dem

<sup>1</sup> Dass Nikephoros (Phokas der Aeltere) wirklich der Feldherr Leo's war, siehe des Kaisers Nikephoros (Phokas) des jüngeren Werk von der «Streiferei.» Corp. Scr. Byzantinorum. Bonn. Th. XI. S. 243.

<sup>2</sup> Meursius VI. S. 1209.

<sup>3</sup> ΒΙΒΛΙΟΝ ΤΑΚΤΙΚΟΝ.....ΟΠΕΡ ΞΙΓΜΕΓΡΑΦΕ ΚΟΝΣΤΑΝΤΙΝΟΣ ΒΑΣΙΛΕΥΣ Ο ΤΟΥ ΡΟΜΑΝΟΥ ΓΙΟΥΣ. (Ein Buch von der Taktik . . . welches Kaiser Konstantin, des Romanos Sohn zusammenschrieb.)

Tode Leo's des Weisen, auf den Tron gelangte. Aber dieser hat Basilius noch weniger seinen Vater nennen können, als der um das Jahr 950 herrschende Porphyrogennete. Die Copisten haben aus Unverständniss, so muss es sein, den griechischen Titel, so wie auch sehr viele Stellen des Textes, verstümmelt. Sie dürften wohl Romanos gelesen haben, wo jedoch vom römischen Kaiser die Rede war, wie sie schon in einem früheren Citate den Personennamen des Basilius ausgelassen haben, indem sie das ganz ähnlich klingende Wort «Basileus», d. i. Kaiser, einmal zu schreiben für genügend hielten.

Nur in dieser Bedeutung kann im Texte der Name Konstantin bleiben, und nur so können wir vermeiden, die Forscher und Copisten der Codexe einer heutzutage schon fast beispiellosen Gewissenlosigkeit und der absichtlichen Täuschung zu beschuldigen.<sup>1</sup>

Wenn wir bei diesem Namen bleiben, ist der Verfasser des Konstantin'schen Textes kein Anderer, als der älteste unter den vier Söhnen des Kaisers Basilius Macedo, den sein Vater noch in seinem Leben, im Jahre 868, zum kaiserlichen Range erhob. Viele Gesetze führen den Namen des Basilius und Konstantin's. Dieser Konstantin hat auch als Feldherr in einem syrischen und wahrscheinlich auch in anderen Feldzügen eine Rolle gespielt. Basilius hatte den Konstantin, der noch vor seinem Vater, in der Blüte seiner Jugend im Jahre 878 zum unaussprechlichen Schmerze desselben gestorben ist, besonders lieb. Da einst vor Kaiser Basilius in seinem wachen Traume das Bild seines Lieblings wie eine Vision erschien, liess er zu dessen Andenken in jenem Teile der Hauptstadt die heil. Konstantins-Kirche erbauen.

Basilius, der aus niederem Stande zum kaiserlichen Tron sich erhob, hatte im Anfange der Literatur wenig Aufmerksamkeit ge-

<sup>1</sup> Jedenfalls taten Meursius und Lamius unrecht, dass sie anstatt der Uebersetzung des griechischen Textes des Titels, in diesen den Namen Konstantins des Porphyrogenneten hineinfügten. Zu ihrer Entschuldigung dient blos, dass sie es selbst für einen Unsinn hielten, dass der Sammler ein Sohn des Romanos gewesen sei.

schenkt; aber in der späteren, grösseren Hälfte seiner Regierung pflegte er die Künste und Wissenschaften mit einer ausserordentlichen Vorliebe. Er verschönerte Constantinopel mit zahlreichen monumentalen Gebäuden. Unter Andern liess er im kaiserlichen Schlosse eine glänzende Basilika errichten, welche besonders das Wohlwollen seiner Familie und deren Vorliebe für Wissenschaft und Kunst weit und breit verkünden sollte. Hier waren in der Gruppe eines grossen Gemäldes alle Mitglieder der kaiserlichen Familie vereinigt. Ein jedes, sogar die weiblichen Mitglieder der Familie, war mit einem Buche in der Hand abgebildet.<sup>1</sup> — Sein Biograph Porphyrogenneta, sein Enkel, hebt hervor, dass Basilius einem jeden seiner Kinder eine wissenschaftliche Erziehung geben liess.<sup>2</sup>

Der besonders begünstigte Liebling eines solchen Kaisers konnte nur der Sohn sein, der mit ihm die Vorliebe für Cultur und Literatur theilte. — Darum spricht eine grosse, innere Wahrscheinlichkeit dafür, dass der Sammler der fraglichen Taktik der schon mit dem Kaisertitel bekleidete Sohn Basils war; der einzige von den Söhnen, der die Alleinregierung nicht erlebt hat.

Das aber, dass der Text im Haupttheile den Feldherrn Niképhoros, der doch positiv in die Regierungszeit Leo's gehört, erwähnt, können wir nur so erklären, dass spätere Copisten die mit einander fast identischen Fragmente des Leo'schen und Constantin'schen Textes verwirrten.

Der Unterschied zwischen beiden Texten ist hauptsächlich, dass aus dem Constantin'schen das Vorwort und die, bei Leo eine so vorzügliche Recapitulation bildenden Capitel am Ende des Werkes fehlen. Er ist verstümmelt am Anfang und am Ende — und auch die Mitte ist sehr lückenhaft.

Endlich ist ein äusserlicher Unterschied; nämlich, dass der Constantin'sche Text nicht wie der des Leo in Capitel geteilt ist,

<sup>1</sup> *Historiae Byzantinae Scriptores*, von Cambefisius. (Post Theophanem) 1685. S. 164., 205., 212.

<sup>2</sup> Ebendasselbst.

wo diese besondere Titel führen und sogar in Paragraphe zusammengefasst sind.

Bei genauem Vergleiche des Konstantin'schen Textes mit dem Leo'schen können wir den einen nur als Varianten des andern betrachten.

Der erstgenannte Text hat aber ausser dem Haupttheile auch einen Appendix, welcher eben den für uns wichtigsten Gegenstand, die Kriegssitten der fremden Völker behandelt. Dessen besonderer Titel ist auch nach einem besonderen fragmentarischen Manuscripte der Medici'schen Bibliothek missverstanden: «Konstantin's, des in Christus verherrlichten römischen Kaisers Strategikon von den Sitten verschiedener Nationen»<sup>1</sup> — anstatt: «Konstantin's (Sohnes) des in Christ verherrlichten Kaisers Basileos, römischen Kaisers Strategikon von den Sitten verschiedener Nationen» etc.

Der Anhang ist unter seinem besonderen Titel ebenfalls in Capitel geteilt; aber über die persischen und ungarischen Sitten reicht er nicht bis zur Beschreibung der Sitten der Slaven und Franken, und sogar die der Ungarn beendigt er nicht ganz. — Uebrigens, wie wir in einzelnen Beispielen sehen werden, ist auch dieses nur eine Variante, und zwar an mehreren Stellen eine mangelhafte Variante des Leo'schen Textes.

Die Einheit und ich könnte sagen Identität besteht der Sache nach in einem solchen Maasse, dass die Unterscheidung der Verfasser fast überflüssig scheinen sollte, wenn nicht drei Umstände der Distinction eine Wichtigkeit verleihen würden. Der eine ist, dass die Verfasserschaft Konstantins bestätigt, dass die Taktiken auch unter mehreren Kaisern herausgegeben wurden; wir gewinnen ein neues Argument für ihren amtlichen Charakter.

<sup>1</sup> Meursius VI. S. 1409. «Κωνσταντίνου ἐν Χριστῷ Βασιλέϊ αἰωνίου Βασιλεως ῥωμαίων στρατηγικὸν περὶ ἐθνῶν διαφόρων ἐθνῶν.» etc. — Hier kann auch, wie oben, die Verwechslung des Personnamens Basilus mit dem Titel basileus und die Weglassung von υἱός (Sohn) — (was im Titel des Haupttheiles steht) das Missverständniss verursacht haben. (S. Bonner Ausgabe S. 164.)



Der andere Umstand ist, dass das Datum der Taktiken auf diese Art — indem wir sie in das IX. Jahrhundert versetzen, näher bestimmt werden kann. Der dritte ist der, dass, wenn wir den Hauptteil des Konstantin'schen Textes mit dem des Leo sachlich als Eins nehmen können, der Appendix des Textes vielmehr mit dem des Maurikios eins ist; denn beide beschreiben die Kriegssitten auch der Perser, während sich Leo auf diese nicht ausdehnt. Ferner wo Leo Bulgaren und Turken benennt, erwähnen die Texte K.-s, wie des Maurikios gleichmässig Avaren und Turken. So ist der K.-sche Text ungefähr ein verbindendes Kettenglied zwischen dem Texte des Leo und des Maurikios.

Sehen wir jetzt Leo's Text.

Ich habe früher erwähnt, dass die byzantinischen Taktiken einen amtlichen Charakter besitzen. Vom Texte Kaiser Leo's ist dieses bestimmt. Leo sagt im Vorworte des Werkes ausführlich Folgendes:

Er hat aus ältern und neuern strategischen und taktischen Arbeiten und (aus) geschichtlichen Werken gesammelt, was ihm brauchbar schien. Was er aus Erfahrung gelernt und für nützlich hielt, das gab er hinzu. Dies gibt er nun möglichst kurz gefasst (?) als *eine fertige Gesetzformel*, ungefähr als eine Einleitung der Kriegslehre für seine Unterfeldherrn weiter.<sup>1</sup> Er sucht lieber in dem Gegenstande als in Worten die Zierde. Er schreibt einfach, damit ihn auch diejenigen, die einen höheren Rang erstreben wollen, verstehen. Hieraus folgt, dass er anstatt der griechischen Ausdrücke so viel lateinische Kunstwörter braucht, welche im Gebrauch waren. Er liess weg, was ihm aus dem Gesichtspunkte der Brauchbarkeit überflüssig dünkte.

Wie aus diesem Auszuge sichtbar ist, ist die Taktik Kaiser Leo's wirklich eine Gattung von Dienstreglement, zum Gebrauche höherer Offiziere. Da die Einleitung des K.-schen Textes fehlt, wissen wir nicht, wie sie lauten mochte.

<sup>1</sup> Ἐχόντα προχείρου τάξιόντων παραδιδόμενῃ. Leo Meursius VI. S. 537. Er kann auch das meinen, dass er es in Capitel und Paragraphe sammelte.

Aus dem Vorworte Leo's leuchtet hervor, dass er nur in einem beschränkten Sinne der Verfasser des unter seinem Namen bekannten Werkes oder Gesetzes ist. Seine eigenen Erfahrungen, so scheint es mir, waren auch nur auf die Beglaubigung der Schriften Anderer beschränkt. Er benützte alte und neuere strategische und taktische Arbeiten. Und zwar die alten, wie uns der Inhalt seines Werkes überzeugt, in einem sehr kleinen Maasse. Demnach sammelte er oder liess er den grössten Teil seines Werkes, unter anderen auch das die Sitten der fremden Völker behandelnde XVIII. Capitel, aus den Schriften über Kriegslehre aus dem ihm nahe stehenden Zeitalter sammeln.

Es ist charakteristisch, dass die als kaiserliches Gesetz herausgegebene Leo'sche Taktik nicht im Tone des Befehles, sondern der väterlichen Mahnung gehalten ist. Dieses ist einer von den Zügen, in denen Osman's Nachfolger den Nachfolgern Konstantin's des Grossen überraschend ähnlich sind! — Im Texte Leo's ist der Ton der Mahnung so sanft, dass die Anrede «oh Feldherr» sehr häufig vorkommt. — Im Vorworte finden wir einen nicht sehr befehlerischen und der Feder eines gesetzgebenden Kaisers nicht einmal passenden bescheidenen Schlusssatz, in welchem er beinah' um Verzeihung bittet, dass er keiner besseren Arbeit fähig war, und seine Kriegsmänner, wenn einer bei Gelegenheit etwas Besseres zu erfinden weiss, dies anzuwenden bevollmächtigt.

Kaiser Leo's «Taktika» ist aus drei besonderen Codexen zusammengestellt, so, wie wir sie im VI. Bande von Meursius sämtlichen Werken unter dem Namen Leo's finden. Der eine war in der französischen, königlichen, der andere in der pfälzischen kurfürstlichen Bibliothek, der dritte im Besitze von Johann Pistorius. Der Pariser Codex war am Anfange und Ende, der pfälzische in der Mitte und am Ende, der Pistorius'sche nur in der Mitte verstümmelt.

Jetzt muss ich noch von der Einleitung des dritten Textes, des Maurikios'schen reden, in welcher wir unter anderem das Folgende lesen :

Die Kenntniss der Kriegslehre — sagt er — wurde lange Zeiten hindurch vernachlässigt. Die Soldaten sind ungeübt, die Heerführer unerfahren. Daher hat er dieses sein Werk aus den Schriften der Alten und aus seinen eigenen Erfahrungen gesammelt — und zwar möglichst kurz gefasst — vielmehr im Gegenstande als in den Wörtern die Zierde suchend. Er benutzte die Alten, anstatt ihrer Kunstwörter schrieb er lateinische Ausdrücke, damit das Werk allgemein verstanden werden und es denjenigen, die einen höhern Rang erstreben wollen, von Nutzen sein könne. Er hat zu den Belehrungen der alten Schriftsteller vieles hinzugefügt, was in seinem Zeitalter nützlich ist, jedoch von den Alten nicht beachtet wurde. So stellt er zusammen, was denen, die sich dem *Kriegsfache* widmen, zur Einleitung dienen kann. «So viel Nützlichendes in dem Werke enthalten ist, Gott sei dafür gelobt, dass er das Verständniss dazu gegeben. Weiss aber der Feldherr aus eigener Erfahrung was Besseres aufzufinden, auch dafür sei Gott gelobt» etc.<sup>1</sup>

Wenn wir nun diese Einleitung des Maurikios'schen Textes mit der oben citirten Einleitung Leo's vergleichen, ersehen wir, dass, obwohl der Satzbau verschieden ist, doch selbst die Wörter übereinstimmen. Auch hier werden wir von ihrem gemeinsamen Ursprung überzeugt. Aber auch hier ist ein Unterschied. Die Maurikios'sche Einleitung sagt mit keinem einzigen Worte, dass diese Schrift eine Gesetzeskraft besässe, und wo Leo seine eigenen Unterfeldherrn erwähnt, schreibt Maurikios nur Feldherrn.

Von neuem sehen wir, was in vielen Citaten meiner Abhandlung klar erscheinen wird, dass die zwei Texte nichts Anderes sind, als der eine des andern Variation. Aber eben darum lässt uns der Maurikios'sche Text, wenn er auch nicht, wie der Leo's sagt, dass das Werk eine Weisung für die Feldherrn sei, dieses in seinen Schlussworten ahnen. — Ferner überzeugt uns diese Einleitung

<sup>1</sup> Auch auf der 289. Seite der Ausgabe Scheffer's sagt der Maurikios'sche Text: «Dies alles haben wir aus unserer eigenen Erfahrung und nach den Worten der Alten, wie wir es nur konnten, für diejenigen, die es benötigen könnten, geschrieben.»

davon, dass dieses Werk ein Mann, der sich praktische Kenntnisse gesammelt, zusammengestellt hat; aber dieser Mann war nicht Kaiser Leo selbst. — Wer denn mag es wohl gewesen sein?

Ich habe schon früher erwähnt, dass der Maurikios'sche Text Kaiser Maurikios selbst zugeeignet und deshalb für eine am Ende des VI. Jahrhunderts entstandene Arbeit gehalten wird. Untersuchen wir die Basis.

Der Herausgeber des Textes, Johann Scheffer, sagt:

«Dieser Schriftsteller wird von Meursius, Rigaltius und Anderen, die dessen alten Codex citiren, Maurikios genannt. Am Anfange meines Codexes ist er auch nicht anders genannt. . . . *Wer aber dieser unser Maurikios war und wann er wohl gelebt hat, ist unbestimmt. Doch sehe ich ihn allgemein Kaiser nennen.*<sup>1</sup>

«Wenn wir dies zugeben würden, wäre kein Zweifel, dass er um 582 gelebt hat. Aber in keinem alten Buche ist ihm der Kaisertitel gegeben. . . . Es könnte Jemand auch auf den Gedanken kommen, dass es nur eines Privatmannes Werk sei.»<sup>2</sup>

Auf so unsicherem Grunde steht die Annahme, welche den Text für die Arbeit eines Kaisers aus dem VI. Jahrhunderte hält. — D. h. die seit zweihundert Jahren durchgehends herrschende Ansicht hat nicht die geringste Basis. Scheffer kann des Fehlers geziehen werden, dass er, die willkürliche Annahme nicht bestimmt zurückweisend, die gelehrte Welt zweihundert Jahre hindurch in einem grossen Irrtum gelassen.<sup>3</sup> Aber auch das wissenschaftliche «vulgus» trägt die Schuld, denn diesmal hat es sich selbst gutwillig getäuscht und es war betreffs seiner richtig, dass «mundus vult decipi.» Denn Scheffer könnte sich wenigstens reinwaschen, indem er doch gar nicht bestärkte, dass ein Kaiser, dass Kaiser Maurikios aus dem VI. Jahrhunderte den Text geschrieben, dem Leser sogar gestattete zu glauben, wenn er will, dass ein Privatmann der Verfasser sei. Er räumte die Möglichkeit des kaiserli-

<sup>1</sup> Video cum «vulgo» nominari Imperatorem.

<sup>2</sup> Scheffer's Ausgabe. S. 383 und 384.

<sup>3</sup> Siehe noch Büdinger österr. Geschichte. I.

chen Ursprunges nur deswegen ein, damit die Abstammung seiner Arbeit aus einem je höhern Range und aus einer je ältern Zeit ihr eine grössere Verbreitung sichere. Denn jener kaiserliche Titel zeigt das Werk ausser der grösseren Glaubwürdigkeit mit ungefähr dreihundert Jahren älter, als wenn wir es in Leo's Jahrhundert versetzen. Das Ganze ist eine kleine archæologische Reclame.

Es ist im Texte kein einziger Buchstabe, aus welchem seine Herstammung aus dem VI. Jahrhunderte bewiesen werden könnte, hingegen liefert er Beweise, dass das Werk jünger ist, als jenes Jahrhundert. — In den oben citirten Beziehungen, in denen der Verfasser seine Quellen benennt, sind die alten Schriftsteller und eigene Erfahrung erwähnt. Und schon der Text selbst lässt uns in seinem neun-zehntel Teile das byzantinische Heer und die Kriegssitten eben so, wie Leo's Text: in einem galvanoplastischen Austausch mit der Kriegsorganisation und den Kriegssitten der nördlichen Reitervölker, erscheinen; sein eigener Stil ist auch saturirt mit lateinischen Wörtern und Barbarismen, — sonst würden ihn die Kriegsmänner seiner Zeit nicht verstehen. Im VI. Jahrhundert wären die Neuesten der alten Schriftsteller: Arrian, Vegetius, Onosander u. A. gewesen, von deren Taktik jedoch fast ein jedes Teilchen des Maurikios'schen Textes verschieden ist.

Indess ist es hinlänglich, wenn ich wiederhole, dass es keinerlei, weder äusserlichen, noch innern Beweis gibt dafür, dass das Werk eine Arbeit Kaiser Maurikios' gewesen, dass es in das Ende des VI. oder in den Anfang des VII. Jahrhunderts zu versetzen wäre. Es war dies eine eben solche Andichtung, wie die den Namen eines Konstantin des X. Jahrhunderts auf einen Konstantin des IX. Jahrhunderts zu verfälschen. Wenn die Gewissenlosigkeit der Copisten trotz offener Protestationen des Textes den Verfasser zu verläugnen im Stande war, um wie viel mehr hat sie sich den Maurikios'schen Text betreffend anmassen können, wo die Widerlegung nicht so handgreiflich sein kann!

Da wir im Verfahren der Copisten solch eine Charlatanerie erfahren, sind wir berechtigt zu sagen: jetzt läugnen wir nicht nur, dass Kaiser Maurikios den betreffenden Text geschrieben, sondern

wir läugnen auch, dass man den Schreiber desselben Maurikios genannt hatte, und wir läugnen, dass die betreffenden Gelehrten, in deren Händen sich die Codexe befanden, gute Gründe gehabt hätten, ihn bei irgend einem Namen zu nennen. Auch Scheffer sagt, er behalte nur darum diesen Namen, weil auch andere frühere Codexforscher, wie Meursius, Rigaltius «und Andere» unter diesem Namen aus dem Texte citiren. — Die Wissenschaft hält ein solches Argument für ganz wertlos, besonders eben in dieser Frage, wo sie solch ein leichtsinniges Verfahren beobachtet.

Scheffer hat die Codexe nicht einmal gesehen. In seiner Empfehlung an den Leser sagt er Folgendes :

«Für den Mauricius — freundlicher Leser — sage dem hochberühmten und derweil er lebte gelehrtesten Manne, dem Herrn Lukas Holstenius Dank ! Er war es, der, ihn aus vier handschriftlichen Codexen, von denen zwei in der Barberini'schen, der dritte in der Medici'schen, und der vierte in der Farnese'schen Bibliothek liegen, zusammenstellend und die Lücken des griechischen Textes ausfüllend und schön ergänzend, mir ihn in den vergangenen Jahren freiwillig und unerwartet überschickte, *sammt dem mit der Handschrift vereinbarten Codexe Leo's.*»

Somit war der Zusammensteller des Maurikios'schen Textes Holstenius, und nicht der Verleger Scheffer, der den Fehler begeht, dass er es nicht einmal sagt, was die Meinung des Lukas Holstenius, jenes ungeheuren Gelehrten war, und ob er überhaupt eine Meinung hatte, denn Scheffer hat keine, und wenn er auch eine hätte, würde sie ohne Gewicht sein. Auch das ist ein Fehler, dass er nicht hervorhebt, worin Holstenius den Text Leo's mit dem Maurikios'schen vereinbart hat.

Indess hatte Holstenius ohne Zweifel den Scheffer aufmerksam gemacht, dass nicht ein jeder der vier benützten Codexe den Namen des Maurikios führt. Der eine ist der Medici'sche, dieser trägt den Namen des Ourbikios, der sich auch wirklich im XII., d. i. letzten Buche des Maurikios'schen Textes mit dem Namen nennt, und sogar hersagt, dass er, Ourbikios, unter Kaiser Anastasius (d. i. nach dem Jahre 494), schreibt. — Aber richtig bemerkt

es Scheffer, dass sich der einstige Copist des Medici-Codexes geirrt habe, indem er für den Verfasser des ganzen Werkes den hält, von dem er nur eine kleine und in Wichtigkeit untergeordnete Stelle in den umfassenden Text aufgenommen vorfindet. Und der Text sagt doch, dass in ihm auch ältere Schriften benützt sind.

Aber dieser Irrtum des Medici-Codexes verhilft uns dennoch einigermaßen zur Klärung der Wirklichkeit. Wir sehen, dass es auch die alten Copisten nicht für eine Tatsache angenommen haben, als wäre Maurikios der Verfasser des Textes gewesen. Und wir sehen zugleich in einem neuen Beispiele die Oberflächlichkeit ihres Verfahrens im Namengeben der Verfasser.

Nach dem Allen: was sollen wir von dem Maurikios'schen Texte halten?

*Erstens* das, dass ihn keinesfalls Kaiser Maurikios geschrieben hat, und er also nicht eine Schrift aus dem VI. Jahrhunderte ist. *Zweitens*, dass auf ihn nicht einmal der Maurikios'sche Verfassername passt; so lange der Name nicht mehr Berechtigung, als bisher besitzt, können wir das Werk für anonym annehmen. Daraus, dass wir in jenen Jahrhunderten ausser dem Kaiser keinen Feldherrn mit dem Namen Maurikios finden, der sich auf seine Erfahrungen berufen könnte, folgt nicht, dass ihn der Kaiser dieses Namens schrieb, sondern es kann (vielmehr) folgen, dass der Verfasser nicht einmal Maurikios hiess. *Drittens*, dass, nachdem trotz der Einleitung und den Abweichungen die sachliche und auch stilistische Einheit des Textes mit dem Texte aus Basilius und Leo's Zeit so unzweifelhaft ist, der anonyme Text jedenfalls aus dem IX. Jahrhunderte sein muss. *Viertens*, wenn wir uns über die Person des anonymen Verfassers wenigstens in einem auf Wahrscheinlichkeit beruhenden Glauben Beruhigung schaffen wollen, ist es, bis nicht fernere Daten zum Vorschein kommen, am natürlichsten dabei zu verharren, dass auch dieser Text eine Schrift aus der Zeit des Kaiser Basilius ist — wie man annehmen kann eine andere, ebenfalls unvollständige Compilation aus dem Werke des jungen Konstantin. *Fünftens*, zu dem Namen Maurikios kann er ebenso gekommen sein, wie zu dem Namen Ourbikios: Es kann

aus irgend einem alten Codex ein Stück von einem Maurikios, als »ältern« Schriftsteller, übernommen worden sein, nach dem das Ganze getauft wurde. *Sechstens*, der, unserer Meinung nach, anonyme, nach der Meinung Anderer Maurikios'sche Text scheint älter zu sein, als der Text Leo's, nachdem er Avaren erwähnt; aber er ist nicht notwendig älter, als der des Konstantin, welcher ebenfalls diese erwähnt. Aber, wenn er auch älter ist, als Leo's Text, ist dieser doch kein Auszug des griechischen anonymen Textes; denn der Text Leo's ist viel umfassender.<sup>1</sup> Und bei Alldem, dass dieser umfassender ist, sagt dennoch der den Namen des Maurikios führende Text mehrerseits Vieles, was die übrigen Texte weglassen.

Welcher mag wohl der ursprüngliche, der Grundtext sein? — Ich glaube, keiner ist's, der Grundtext ist unbekannt. Die, welche bekannt sind, sind parallele Texte, einer ist in Einem, der andere in etwas Anderem ausführlicher, von dem Einen fehlt dies, vom Anderen jenes. Sie ergänzen sich gegenseitig.

Die Holstenius und die Meursius haben sogar die verschiedenen Fragmente, so wie sie im Druck erschienen, an zahlreichen Stellen sehr leicht verwirren können. Wenn sie im Stande waren, in den Text Konstantins Stellen, die offenbar in den Text Leo's gehören, einzuschalten, wie vielerlei Verwirrungen mögen dann wohl geschehen sein jene Stellen betreffend, welche keinerlei chronologische Beziehungen enthalten?

Und meiner Meinung nach war dieses kein Fehler. Nicht dort haben die Zusammensteller gefehlt, wo sie die Texte verwirrten, sondern, wo sie von einander unterscheiden und durch Jahre und Jahrhunderte trennen wollten, was ein und dasselbe ist.

Ohne Zweifel haben schon Copisten früherer Jahrhunderte in den Codexen, welche in die Hände der Verleger aus dem XVII. u. XVIII. Jahrhunderte gerieten, den Gegenstand sattsam verwirrt.

<sup>1</sup> Wenn wir den Text Leo's, wie ihn Meursius mitteilt, auf 500,000 Buchstaben annehmen, ist die Buchstabenzahl des Maurikios'schen Textes nur beiläufig 300,000 in Scheffer's Ausgabe.



Schon damals können im Texte Leo's die vielen Wiederholungen, (wie z. B. diejenige, dass der Anfang des VI. Capitels ganz von Neuem beginnt, was schon am Anfang des V. mit einiger Variation ausführlich erzählt wurde) geschehen sein.

Wir können es sogar für gewiss annehmen, dass Konstantin, Leo und auch der gewisse Maurikios grösstenteils solche Zusammensteller, Compileroren waren, wie selbst Herr Holstenius, der bescheidene Palæograph.

Jedoch, wenn sich weder Konstantin, noch sein jüngerer Bruder Leo einer schriftstellerischen Originalität rühmen können, besiegeln die beiden Kaisernamen und vorzüglich der Name des Letztern, welcher der Arbeit eine Gesetzeskraft zuschreibt, nur desto nachdrücklicher ihre Glaubwürdigkeit.

Die Verschiedenheiten der drei Texte überzeugen uns davon, dass sie nicht Einer aus dem Andern, sondern alle drei aus einer gemeinsamen Quelle geschöpft sind. Es könnte also ein gemeinsamer Urquell, ein Grundtext, angenommen werden. Und es ist nötig einen solchen, nicht als historische Wirklichkeit, sondern als eine vereinigende Idee — also einen idealen Text — anzunehmen. Hätte es einen tatsächlichen Grundtext gegeben, würde doch wahrscheinlich sein Andenken in irgend einer bisher bekannten Compilation bestehen. Als historische Wahrheit können wir diesbezüglich annehmen, dass es im IX. Jahrhunderte im kaiserlichen Archive Konstantinopels eine ganze Sammlung gab, teils bearbeitet, teils nur aus trockenen Daten bestehend, welche den bekannten Taktiken den Stoff geliefert hat. Von den drei gedruckten Texten hat der eine das Eine, der andere Anderes benützt; der eine hat es so, der andere anders zusammen geordnet; und sie sind einigermassen verschieden stilisirt. Keiner aber ist vollständig.

Jetzt, nach tausend Jahren, könnte der ideale Text zusammengestellt werden.

Eigentlich bin ich im ganzen Laufe dieser meiner Arbeit so verfahren, dass ich die drei Texte für einen nehmend, den einen aus dem Anderen in dem, was sich von nah' oder ferne auf die

Kriegssitten der Ungarn und der nachbarlichen Völker bezogen hat, ergänzt habe. Und ich hoffe, der Leser wird sich überzeugen, dass dies keine künstliche Vereinbarung, sondern das natürlichste innere Verhältniss ist, welches selbst schon laut für die Einheit der angenommenen Texte spricht.

Ich glaube, bei dieser Auffassung würde sich ein neuerer Forscher dieser Codexe mit viel überflüssigem Grübeln und unfruchtbaren Forschungen verschonen können. Das Durchforschen, Zusammenstellen und eine correctere Ausgabe sind schon ein lang empfundenes Bedürfniss.

Dass ich mich nicht dazu entschliesse, dessen eine Ursache ist, dass es mich sehr weit und abseits vom gewöhnlichen Wege meiner Studien und anderwärtigen Berufes führen würde, die Städte Italiens und Deutschlands, Constantinopel, London, Paris und alle die Plätze zu bereisen, wo ich Codexe byzantinischer Taktiken zu finden hoffen würde. Dann müsste ich mich auch einem besondern, speciellen Studium — dem der griechischen Literatur, widmen, in der man zu einer solchen Unternehmung viel mehr bewandert sein muss, als ich mich dessen rühmen kann. Dies überlasse ich Andern, als eine besondere wissenschaftliche Profession. Und sollte ich aus den drei gedruckten Texten Einen zusammenstellen, wäre dieser ohne die Untersuchung der Manuscripte ebenfalls mangelhaft.

Zur Klärung mancher Ideen — was mein Hauptzweck in diesem Vorworte war — waren, glaube ich, die drei bekannten Texte auch von Nutzen.

## II.

### Die ungarische Schlachtordnung nach der griechischen Auffassung.

Und jetzt blicken wir von den todtten Buchstaben der Codexe in das lebendige Leben. Den Staub nur noch hie und da abwischend, benützen wir sie als eine Fensterscheibe, um die Wirklichkeit aus ihnen hindurch sehen zu können.

Das Werk Kaiser Leo's, als Ganzes genommen, schliesst uns eine interessante Metamorphose der griechischrömischen Welt auf. — Das griechische Kriegsheer, dessen Organisation und Kriegsgewohnheiten er beschreibt, gleicht der Phalanx der Hellenen und auch der Legion der Römer. Die Anhänglichkeit an die Traditionen verursacht es hauptsächlich, dass das griechisch-römische Ostrreich der einzige sesshafte Staat in Europa ist, welcher ein *Kriegsheer*, und zwar ein geregeltes *Kriegsheer* und eine unvergleichlich bessere Taktik besitzt, als das damalige Italien, Deutschland und Frankreich, deren Kriegsverfahren zur Zeit des Einbruches der Ungarn so primitiv war, dass es kaum den Namen «Taktik» verdient.

Dem griechischen Heere hingegen verleiht trotz seiner zahlreichen Niederlagen seine zwar grösstenteils verjährte Ordnung, der sogenannte Schlendrian, eine gewisse Zähigkeit.

Dieses System und das Hängen am Alten waren mit viel Nachteil verbunden; aber sie waren eine zweite Wurzel des von so viel Gewittern bestürmten alten Reiches. Sobald ein guter Führer kam, bewährte es sich als lebenskräftig.

Neben den Traditionen lernte das griechische Kriegsheer im X. Jahrhundert auch von seinen Feinden viel. Es ist interessant, dass es von den sogenannten Scythenvölkern Waffen, Bügel, Sattel und anderes und grossenteils auch eine Taktik borgte. Zur Zeit Leo's ist das griechische fast ganz ein Reiterheer, da doch die ehemaligen römischen Heere, auch noch unter den ersten Kaisern, Infanterieheere waren. Als Reitervolk benützten sie viele Jahrhunderte hindurch meistens die barbarischen Bundesgenossen und die Gallier. Von Hunnen, Bulgaren und Avarn lernten sie an ihrem eigenen Schaden. — Während bei den Römern und Griechen der Pfeil keine Kriegswaffe, sondern ein Jagd- und Spielzeug war, ist er zur Zeit Leo's im griechischen Heere, so zu sagen, der König der Waffen. Zwei Dritteile des Heeres sind Bogenschützen, und nur ein Drittel behält den alten griechischen «Kontos» oder die Lanze.

Selbst hieraus, die taktischen Kniffe bei Seite lassend, er-

hellt, dass sich viel mehr Teile des Buches Kaiser Leo's mittelbar auf die Gewohnheiten der nomadischen Reitervölker beziehen, als wo er Ungarn und Bulgaren deutlich erwähnt.

Aber man kann auch die von den Ungarn handelnden Abschnitte nur dann genug deutlich verstehen, wenn man aus den über die Griechen geschriebenen Capiteln die eigentümliche Auffassung des Schriftstellers genau kennen lernt.

Die kurzen Abschnitte von der Beschreibung der ungarischen Schlachtordnung, welche am meisten charakteristisch sind, erhalten durch Vergleichung mit der griechischen Schlachtordnung eine äusserst interessante Illustration. Sehen wir einen der wichtigsten Abschnitte.

Ich lasse vorangehen, dass die zu citirende Stelle bei Leo und Maurikios, und in den zwei handschriftlichen Codexen, welche ich in der Wiener kaiserl. Bibliothek gelesen habe, ganz identisch ist.<sup>1</sup>

Von den Ungarn schreibt Kaiser Leo Folgendes: «In der Schlacht ordnen sie sich nicht wie die Römer in drei Teile, sondern sie stellen sich nach Regimentern in verschiedenen Schaaren zusammen, und die Schaaren stehen in einer so kleinen Distanz von einander, dass die ganze Kriegsordnung als Eins erscheint.»

Was bedeutet es, dass die Ungarn ihr Heer nicht in drei Teile teilen, wie die Griechen? Dieses kann zu dem Glauben führen, und es hat auch Manche dahin geführt, als hätte das griechische Heer regelmässig aus einem Centrum, aus rechtem und linkem Flügel bestanden — während gleiche Ordnung bei den Ungarn nicht herrschte. — Aber, wie wir sehen werden, ist hier von etwas ganz Anderem, nicht von Flügeln die Rede.

Kaiser Leo nennt die Heer-Abteilungen, von denen hier die Rede ist, *μσρῆ*, und gebraucht manchmal als Synonyme auch das Wort *turma*. Und dieses ist in der damaligen Organisation des griechischen Heeres nicht von derselben Bedeutung, wie der heutige rechte oder linke Flügel.

Wo immer Leo und Konstantin die Schlachtordnung entweder

<sup>1</sup> Maurikios, Scheffer's Ausgabe S. 263.

der griechischen Cavallerie oder der Infanterie beschreiben, sagen sie, das ganze Heer ist in drei Hauptteile zu teilen. Der eine ist der mittlere, der andere der rechte, der dritte der linke *μερὸς*. Diese lassen auf dem Schlachtfelde, so lange der Feind noch nicht in Schussweite steht, zwischen einander Oeffnungen, damit während des Marsches kein Gedränge entstehe. In dem Augenblicke aber, da das Treffen beginnt, schliessen sie sich sofort vollständig.

Also das ganze griechische Heer ist in eine Phalanx gepresst, ohne jeden Zwischenraum. Hier ist weder von einem rechten, noch von einem linken Flügel die Rede, sondern vom Kern, vom Centrum des Heeres, welches in eine compacte Masse vereinigt kämpft.

Man hat dies zu Leo's Zeiten für nötig gehalten, damit die Befehle des Obercommandanten leicht weiter gegeben werden können. Nicht Flügeladjutanten und Ordonnanzen haben, wie heutzutage, die Befehle getragen, sondern der Feldherr nahm seine Stellung<sup>d</sup> im mittleren *μερὸς* selbst oder unmittelbar hinter ihm ein. Hierin ist einigermassen die Furcht einer centralistischen Macht vor jedweder Selbständigkeit der Untergeordneten zu bemerken. Sie hingen so steif an dieser Concentration, dass ihnen ein aus 30,000 Mann bestehendes Heer schon zu gross war. Ein aus 18—24,000 bestehendes nannten sie ein grosses Heer. Die Feldherren waren unfähig, ein grösseres anzuführen; sechs und zwölftausend Mann war das *gewöhnliche*. — Zum Zwecke der unmittelbaren Aufsicht des Feldherrn kann auch geschehen sein, dass man selbst das Reiterheer trotz der sogar von Leo eingestandenen Unzweckmässigkeit in acht bis zehn Mann Tiefe reihen liess, damit die Fronte des Heeres nicht breit sei.

Ein aus 18 Tausend Mann bestehendes Heer teilt Leo folgendermassen ein: drei *Meré* oder *Turma*, was ich oben nach Karl Szabó mit *Teil* übersetzte. Eine jede besteht aus 6000 Mann und nicht mehr. Jedes *Meros* besteht aus zwei *Drungos*. Anstatt diesem Worte gebraucht Leo manchmal das griechische *Moirá*. Ein *Drungos* und auch eine *Moirá* ist also ein 3000 Mann starkes Regi-

ment. In einem Drungos oder in einer Moira sind zehn sogenannte Banden — d. h.: eine Bande besteht aus 300 Mann, ist also eine recht starke Compagnie, deren Commandanten Leo «comes» nennt.

Aber man muss wohl bemerken, dass, gleichwie das Heer nicht immer aus 18,000 Mann, sondern gewöhnlich aus weniger bestand, ebenso auch die Moira schwächer war als 3000, und die Bande als 300 Mann. Wie bei der alten Phalanx, wo die Quadratform herrschte und welche nach den Potenzen der 16er Zahl zusammengestellt wurde, und gleichwie im westlichen Europa im XVI., d. i. im Descartes-Jahrhundert, da man, um die Zahl der Mitglieder einer «acies» bestimmen zu können, aus der Seelenzahl eines Heeres zuerst die Quadratwurzel ziehen musste, so hielten sich bei den Griechen des IX. Jahrhunderts die Traditionen der Phalanx auch darin aufrecht, dass nicht die Seelenzahl der kleineren taktischen Einheiten beständig und aus deren *Multiplikation*, wie heutzutage, die Seelenzahl des Heeres zu bestimmen war, sondern man nahm umgekehrt zuerst die Seelenzahl des gesammten Heeres, und aus dieser machte man bei Beginn des Feldzuges durch Teilungen auf gleiche Teile die kleineren taktischen Einheiten: die Schaar, das Regiment, die Escadron. Damit aber dennoch die kleineren taktischen Einheiten nicht sehr variiren sollen, bestand das griechische Heer im IX. Jahrhunderte aus 30-, 24-, 18-, 12- und 6000 Mann, aus den Multiplen der 6-er Zahl. 18,000 als die normale Zahl annehmend, herrschte auch in der Einteilung eines 6000 Mann starken Heeres Regelmässigkeit — indem sich jede Unterabteilung auf ein Drittel so starke Seelenzahl verminderte; aber die Seelenzahl selbst war dennoch verschieden. Bei 6000 Mann bestand eine Bande aus 100 Mann. Aus dieser Erklärung ist deutlich, dass die taktischen Einheiten der griechischen Schlachtordnung nicht in absoluten Zahlen, sondern nur *relativ* zum Ganzen zu nehmen sind, *und unter jeder sind je einander völlig gleiche Teile zu verstehen.*

Aber im Augenblicke der Schlacht schlossen sich alle diese Abteilungen in eine Masse.

Also ist es klar, dass die griechische *Meré* nicht entfernt irgend eine besondere Masse, noch weniger einen Flügel bedeuteten, sondern sie waren gleichsam ideale Teile der unzertrennbar zusammenhängenden Masse. — Sie glichen nicht den Extremitäten, sondern den Seiten des Vogels.

So war die Gesichtslinie des griechischen Heeres in der Schlacht.

Die Ungarn bildeten ihre Schlachtreihe, nach der Aussage Leo's, nicht auf eine solche Art. Sie stellten sich in Regimentern oder *moiren*weise auf, zwischen einer jeden solchen Abteilung irgend einen nicht grossen Zwischenraum lassend.<sup>1</sup> Die wirkliche Bedeutung ist, dass sich die Ungarn nicht in einer Masse in die Schlachtordnung stellen, sondern die Kerntruppe, von welcher hier die Rede ist, auch in mehr als drei Massen verteilen. — (Von den übrigen Abteilungen schreibt der Kaiser in besonderen Abschnitten.) Unter den *Drungen* oder *Moiren*, in welche die Ungarn ihr Hauptheer teilten, können, wie gesagt, nicht unveränderlich 3000 Mann verstanden werden. Es ist sogar wahrscheinlich, dass die Abteilung, welche Leo Regiment nennt, nicht einmal grösser war, als eine starke *Escadorn*. — Wenn die Ungarn, wie es auch wirklich war, in dünnen Reihen standen, nahmen sie einen viel breiteren Raum ein, als die entsprechende Zahl des griechischen Heeres. Die Griechen stellten ihr Heer auf je zehn Mann Tiefe auf; wenn sich die Ungarn vielleicht je zwei aufstellten, bildeten 300 Mann eine Fronte von 150 Mann. Bei den Griechen sind bei derselben Breite 1500 Mann nötig. Dieses mag die Ursache sein, weshalb Kaiser Leo die Einheiten des ungarischen Heeres *Moiren* oder *Regimenter* nennt, welche aber auch nur *Escadronen* gewesen sein konnten.

Indess, aus wie viel Reitern immer die einzelnen *Escadronen* der Ungarn bestanden, das Wort «*Moria*» deutet auf regelmässige, gleichzählige Teile der Schaar hin.

<sup>1</sup> *Moirai* ist, wie es bei Leo aus dem 42. §. des IV. Caput erhellt, dasselbe, was *Drungos*.

Auch an einer anderen Stelle hebt es der in der Symmetrie bis zur Pedanterie gehende Grieche nachdrücklich hervor, dass die Schlachtreihe der Skythenvölker unbestimmt, ungeregelt ist, jedoch bilden unter ihnen Ungarn und Bulgaren eine Ausnahme, die eine systematische «*Parataxis*» haben.

Dies bedeutet mehr, als dass sich diese in gerader, gedrängter Schlachtlinie stellen. Das Letztere bemerkt Leo auch von den Deutschen und Italienern, aber er nennt ihre Parataxe noch bei weitem nicht eine geregelte, sondern er behauptet von ihnen das gerade Gegenteil. (Fortsetz. folgt.)

FRANZ SALAMON.

## JOHANNES MEZERZIUS, DER BEGRÜNDER DER DACISCHEN EPIGRAPHIK.

Als Johannes Vitéz und Janus Pannonius die humanistischen Studien aus Italien nach Ungarn verpflanzten und am Hofe des Königs Matthias und der bedeutenderen Kirchenfürsten einbürgerten, standen in Italien fast alle Zweige des Humanismus schon in prächtigster Blüte, und war es daher ganz natürlich, dass in Ungarn das Interesse für die verschiedenen Denkmäler des Altertums nicht erst in langen Zwischenräumen unter dem Einflusse der verschiedenartigsten Umstände erweckt werden musste, sondern sich wie mit einem Schlage alldem zuwandte, was auf dem klassischen Boden Italiens die Geister in Bewegung hielt. So finden wir auch den Sinn für Antiquitäten, besonders für Inschriften, der in Italien eigentlich erst durch Poggio und Ciriaco von Ancona erweckt worden war, am Hofe des Königs Matthias, dem Brennpunkte des geistigen Lebens in Ungarn, schon ziemlich früh ausgebildet. Der König selbst fand besonders an alten Münzen und Inschriften Gefallen; um die königliche Burg zu Ofen mit diesen interessanten Zeugen des ehrwürdigen Altertums zu schmücken, liess er sogar aus dem fernen Siebenbürgen römische Inschriften herbeischaffen, und dass die an seinem Hofe versammelten Gelehrten recht wohl den Wert derselben erkannten, beweist der



Umstand, dass der Italiener Bonfini sie für seine Geschichte Ungarns verwertete und dass die erste Sammlung meist Pannonischer Inschriften von einem Ungenannten doch wohl am Hofe des Königs Matthias entstanden ist. — Für das etwas entlegene Siebenbürgen begann die eigentliche gelehrte Arbeit erst einige Jahre nach dem Abschluss dieser Sammlung des anonymen «Antiquissimus» und nach dem Tode des Königs Matthias; erst im letzten Decennium des XV. Jahrhunderts scheint der eigentliche Begründer der dacischen Epigraphik, Johannes Mezerzius, zur Sammlung römischer Inschriften in Dacien geschritten zu sein. Es kann nicht Zweck dieser Zeilen sein, seine diesbezüglichen Verdienste auseinanderzusetzen, hat sie doch Mommsen in der Sylloge dacischer Inschriften (C. I. L. III. p. 155) vollauf gewürdigt; unsere Absicht geht bloß dahin, einige dunkle Punkte in der Lebensgeschichte dieses bedeutenden Mannes aufzuklären. Auch über diesen Gegenstand sind wir durch Mommsen's Arbeiten am gründlichsten unterrichtet. Aus der Stauromachie des 1519 verstorbenen Weissenburger Domherrn Stephan Taurinus (Stieröchsel) erfahren wir, dass der erste Sammler Dacischer Inschriften Johannes Mezerzius geheissen habe, und erst Weissenburger Domherr, dann Erzdechant von Kolos gewesen; der Schematismus der Siebenbürgischen katholischen Kirche führt ihn unter dem Namen Johannes de Megeriche als Koloser Erzdechanten von 1504 bis 1516 an; schliesslich kommt sein Name in unedirten Documenten aus 1509, 1515 und 1517 vor, deren Kenntniss Mommsen den Klausenburger Professoren Heinrich Finály und Karl Szabó verdankte. Letztere Urkunde vom 22. April 1517 handelt von der Hinterlassenschaft des Mezerzius, und da wir aus seiner Sammlung Dacischer Inschriften wissen, dass er noch im Sept. 1516 sich mit dem Copiren von Inschriften befasste, musste sein Tod zwischen diese beiden Daten, nach Mommsen noch in das Jahr 1516 fallen, in welchem der Schematismus zuletzt seiner erwähnt. Ausserdem wird Mezerzius nach Ackner und Müller's Angabe (Die römischen Inschriften von Dacien. Wien, 1865 p. IV.) von dem Talmatscher und Budaker Pfarrer Johann Lebel († 1566) ein berühmter Zeitgenosse des Bischofs

Franz von Warda (1514—1526) genannt und wissen wir aus dem Codex Amicinus Fol. 65, dass «Joh. de Megretze 1499 Secretär des Bischofs Ladislaus Geréb gewesen.» Genauer sind wir über die epigraphische Tätigkeit unseres Mezerzius unterrichtet; die von ihm gesammelten Inschriften reden auch in dieser Beziehung eine sehr deutliche Sprache. Am 7. September 1495 copirte er die Algyógyer Inschrift Nr. 1395<sup>1</sup>, im Monat September 1516 die Várhelyer Inschrift Nr. 1423, mithin erstreckt sich seine epigraphische Tätigkeit auf einen Zeitraum von mehr als zwei Decennien. Ueber das Terrain, auf welches Mezerzius seine Forschungen ausdehnte, geben uns seine kurzen Angaben über den Fundort in den meisten Fällen sehr genaue Auskunft; — obgleich auch bei einigen nicht von ihm selbst copirten interpolirten Inschriften die Fundorte genau angegeben sind, werden wir doch nicht fehl gehen, wenn wir bei den echten Inschriften in dieser Genauigkeit des Locats einen Beweis dafür finden, dass sie von dem eifrigen Sammler an Ort und Stelle aufgefunden und copirt, nicht aus anderer Leute Nachrichten in die Sylloge aufgenommen wurden. Wir finden darin Inschriften aus kleineren Orten des Hunyader (Algyógy, Felgyógy, Hátszeg, Várhely) und Unter-Weissenburger Comitats (Nagy-Enyed, Oláh-Boros-Bocsárd, Burgberg, Abrudbánya, Zalatna, Tótfalu, Alvincz), ferner aus Torda, Broos, Mühlbach, Klausenburg und Weissenburg und Umgebung, kurz wenn auch nicht aus fast ganz Siebenbürgen, wie Mommsen zu des Mezerzius Lobe nachsagt, so doch aus demjenigen Teile Siebenbürgens, welchen er als Koloser Erzdechant am ehesten Gelegenheit hatte zu durchmustern. Schliesslich finden wir ausserhalb Siebenbürgens Inschriften aus Karánsebes, Turnseverin, Fünfkirchen, Raab, Örkény, Stuhlweissenburg und Ofen, und bei allen diesen Copien können wir dieselbe Genauigkeit und Gewissenhaftigkeit der Abschrift nicht nur bezüglich des Inhaltes, sondern auch bezüglich

<sup>1</sup> Vielleicht hat er auch die Inschrift Nr. 1181 (Albae Juliae sub aedícula in horto archidiaconi Colossensis) zu einer Zeit copirt, als er noch nicht Erzdechant von Kolos war.

der Form der Buchstaben und der Zeilenabteilung bewundern; von den wenigen, nicht einmal ein Dutzend, interpolirten oder ganz falschen Inschriften, die sich in seiner Sammlung von über 130 Inscriptionen finden, hat Mommsen, trotzdem sie aus Gegenden herrühren, die Mezerzius selbst Gelegenheit hatte zu durchforschen, fast zur Evidenz nachgewiesen, dass Mezerzius sie nicht selbst gefälscht, sondern aus fremden Mittheilungen bona fide übernommen hat. Auch war es mehr als blosser Neugierde, welche Mezerzius antrieb, sich der nicht unbeschwerlichen Arbeit des Inschriftensammelns zu widmen; darauf lässt wenigstens die wenn auch in noch so bescheidenem Tone gehaltene Bemerkung zu Nr. 1452 schliessen, dass er der erste (*absit verbo invidia*) sei, welcher die Lage des alten Sarmizegethusa und der Colonia Ulpia Augusta auf Grund der von ihm entdeckten Inschriften in die Gegend des heutigen Várhely versetzte. — Es dürfte sich also doch wohl der Mühe lohnen den Spuren nachzugehen, durch welche wir uns eine genauere Kenntniss der Lebensumstände dieses so bedeutenden Mannes verschaffen können. Es hat zwar Karl Fabritius schon vor längerer Zeit (1872) auf die diesbezüglichen Hauptquellen kurz hingewiesen (Archiv des Vereins für Siebenbürgische Landeskunde X. p. 375), doch scheint seine kurze und den Gegenstand bei weitem nicht erschöpfende Notiz in Fachkreisen ganz unbemerkt geblieben zu sein; auch dem Unterzeichneten wurde sie erst bekannt, nachdem er schon von selbst den zuerst von Fabritius betretenen Pfad wieder entdeckt und bis zu Ende durchwandert hatte.

Dass Mezerzius Secretär des Siebenbürger Bischofs Ladislaus Geréb von Vingárt<sup>1</sup>, «seines um ihn hochverdienten Gönners»

<sup>1</sup> Auch Mommsen setzt seinen Tod p. 155 in das Jahr 1503; vgl. jedoch die wahrscheinlich von Mezerzius herrührende Notiz in dem jetzt zu Gran aufbewahrten Graner Missale vom J. 1498 (bei Knauz, Libri Missales etc. p. 20): «Jul. 26. Hoc die in ortu luciferi Rmus. in Xo pater D. Ladislaus Geréb de Vyngarth Regis Matthiae consobrinus Ep̄us Transsylv. ad ecclesiam Colocensem munificencia Wladislai II. Regis Vngariae Postulatus: cum Viginti et Septem Annis ecclesiam Transsylv. magna mansuetudine et mira

gewesen, der sich, wie einer Bemerkung des Mezerzius zur Inschrift Nr. 1070 zu entnehmen ist, auch für Inscriptionen interessirte, erhellt ausser der von Ackner und Müller aus dem Jahre 1499 erwähnten Notiz auch aus einem von Joannes de Negereche (so?) ausgestellten Document des Bischofs Geréb vom 26. Juli 1497 (datum Albe in die Sancte Anne Matris Marie Anno Domini millesimo quadringentesimo nonagesimo septimo Joannes de Negereche Secretarius (so?) bei Anton Szeredai, *Series Antiquorum et Recentiorum Episcoporum Transilvaniae*. Karlsburg 1790 p. 173). Damals war Mezerzius auch schon Weissenburger Canonicus; in einer Urkunde<sup>1</sup> aus dem Jahre 1496, welches die Einkünfte der Weissenburger Domherren verzeichnet, lesen wir, dass der Magister «Joannes de Megereche» die Nutzniessung von Fejéregyháza (jetzt Veiszkirch) gehabt hat, einem gegenwärtig unbewohnten, aus Feldern und Wiesen bestehendem Prädium im Reuszmärkter sächsischen Stuhl, zu dem Markte Szeredahely gehörig<sup>2</sup>. Vielleicht ist auch der «Venerabilis et Egregius Magister Joannes de Megyer Canonicus Eccl. Transilvaniae», der im Jahre 1498 zu Ofen am Hofe des Königs Vladislaus erschien und für das Weissenburger Kapitel ein Geschenk im Werte von 100 Gulden erwirkte,<sup>3</sup> mit unserem Johannes de Megereche identisch; sollte darunter jener Joannes gemeint sein, den der Schematismus aus 1493—1499 als Canonicus Cantor erwähnt, so wäre es jedenfalls auffallend, dass dieser

in subditos pietate moderatus fuisset: adepto Patris Patriae vocabulo: in pago haereditario Comitatu Bachien. Telek nuncupato diem obiit: post LV. annum suae aetatis. Sepultus est sub. Ar. haereditaria Athya in Claustro fratrum S. F. inter duos Fratres Petrum Regni Vngariae Palatinum et Matthiam Dalmaciae Croaciae et Slavoniae Banum. O quanta gloria modico in puluere. 1.5.0.2.

<sup>1</sup> Bei Anton Szeredai, *Notitia Veteris et Novi Capituli Ecclesiae Albensis Transilvaniae. Albae Carolinae 1791.* p. 116.

<sup>2</sup> Vgl. Ignaz Lenk von Treuenfeld, *Siebenbürgens geographisch-topographisch-statistisch-hydrographisch- und orographisches Lexicon.* Wien. 1839. IV. p. 397, und die mangelhafte Note bei Ferdinand Baumann, *Die Erbgrafen des Unterwalds, Hermannstadt.* 1868 p. 11, Note 55.

<sup>3</sup> Anton Szeredai, *Notitia Veteris et Novi Capituli Ecclesiae Albensis Transilvaniae. Albae Carolinae. 1791.* p. 117.

Joannes mit dem blossen Taufnamen ohne jede nähere Bezeichnung angeführt wird.

Die wichtigsten Nachrichten haben wir jedoch für den Schluss unserer Mitteilung aufgespart, die Nachrichten über das Geburts- und Todesjahr und über den eigentlichen Namen und die Abstammung des Mezerzius.

In dem jetzt zu Gran aufbewahrten Exemplar des im J. 1498 zu Venedig auf Kosten des Ofner Buchhändlers Johannes Paep, von Johann Emerich von Spira gedruckten Graner Missale lesen wir auf dem Titelblatte folgende Aufzeichnung (bei Knauz, *Libri Missales ac Breviaria Ecclesiae Hungaricae*. Gran 1870 p. 19): «*Missale Divo Andreae Dicatum Studio Jo. de Megereche. Ar. Col. Eius Aræ Rectoris. M. D. V.*» Darauf von anderer Hand: «*Obijt avtem Jo. de Megereche (so?) Die XV. Mensis Aprilis Anno Domini M. D. XVII. Vir. Opt. M. (optime meritus?) Qvi per omnis Aetatis Gradus. Ab omnibus Successoribus Bona Verba et Pias Orationes.*» Da dieses Missale offenbar aus Siebenbürgen, vielleicht aus Weissenburg, wo Mezerzius Altarist in der Kirche des h. Andreas gewesen sein mochte, nach Gran gekommen ist,— darauf weisen wenigstens andere handschriftliche Aufzeichnungen über Ladislaus Geréb Bischof von Siebenbürgen und über Klausenburger Kirchen (aus dem Jahre 1529) hin,— so haben wir keinen Grund an der Richtigkeit der gleichzeitigen Notiz zu zweifeln, nach welcher Mezerzius nicht im J. 1516, wie Mommsen annahm, sondern am 15. April 1517 das Zeitliche segnete, mit welcher Angabe die bei Mommsen angeführte Urkunde vom 22. April 1517, in welchem der Hinterlassenschaft des Mezerzius gedacht wird, auf das schönste übereinstimmt.

Viel Kopfzerbrechen hat den Forschern auf dem Gebiete der ungarischen Kulturgeschichte die Grabschrift eines ungarischen Humanisten bereitet, welche noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts im Weissenburger Dom links vom Eingange auf einer schwarzen Marmortafel zu sehen war. In derselben teilt der namenlose Dichter dem Leser mit, dass er, ein naher Verwandter des Janus Pannonius und Petrus Garázda, gleich ihnen in der

Drauegend geboren wurde und diese Grabschrift im Alter von siebenunddreissig Jahren im Jahre 1507 selbst verfasst habe. Diese metrische Grabschrift wurde zum ersten Male von Franz Fasching in seiner «Nova Dacia» (Klausenburg 1743 p. 55)<sup>1</sup>, dann nach andern Abschriften vom Grafen Teleki in der Utrechter Janus Pannonius-Ausgabe (1784. II. p. 178) und von Franz Kazinczy in seinen Briefen aus Siebenbürgen (p. 355 in der Ausgabe vom J. 1880) veröffentlicht. Die Aufschrift des Epitaphs, welches übrigens bei Kazinczy nicht an der Spitze, sondern am Ende steht, lautet bei Fasching «Megerechen Ar. Co. De se ad lectorem,» bei Teleki «Mechanechen de se ad lectorem,» bei Kazinczy «....Megenechen arco....». Im übrigen waren die Forscher, auch Kazinczy, Toldy, Iván Nagy und Fraknói darin einig, dass dieser Dichter, dessen Name entweder seine Bescheidenheit oder die Ungunst der Zeit uns vorenthalten hat, der Familie der Garázda angehört habe; Kazinczy glaubte sogar in dem *Megenechen* der Inschrift das Prädikat *de Mecsenicze* (oder *de Mecsinicze*) der Familie Garázda zu erkennen, während Toldy wohl mit Rücksicht auf diese Hypothese in dem *arco* der Kazinczy'schen Mitteilung zweifelnd einen sonst nirgends bezeugten *Arnoldus* de Garázda vermutete. Lässt sich jetzt auch nur einen Augenblick daran zweifeln, dass dieser «Megerechen Ar. Co.», wie man bei Fasching liest, identisch ist mit Mezerzius, der sich in der vorher erwähnten Bücheraufschrift «Jo. de Megereche Ar. Col.» schreibt, und von dem wir wissen, dass er um die Zeit der Abfassung des Epitaphs Koloser Archidiakon war? Doch hören wir erst den Wortlaut der interessanten Grabschrift<sup>2</sup>.

<sup>1</sup> Bei Anton Szeredai «Collectio continens tabulas vetustorum ac recentiorum monumentorum quae in Templo Alba-olim Juliensi, nunc Carolinensi in Transilvania sunt iueruntque locata» (Albae Carolinae 1791) findet sich diese Inschrift nicht vor.

<sup>2</sup> Einige Varianten dieser Inschrift wurden schon erwähnt; sonst liest man bei Fasching Z. 3 claro, 4 quos, 5 proprias, 19 faustissima; bei Kazinczy Z. 4 Pannoniam... almus, 17 aethereis; Teleky führt aus einem älteren Druck, wie es scheint, die Varianten: claris (Z. 2), coelo (Z. 19) und Hic fit

Megerechen Ar. Co.

De se ad lectorem.

- Quem non livor edax alienaque gloria torquet,  
 Perlegat haec Latiis carmina caesa notis.  
*Tres fuimus clari cognato sanguine vates,  
 Pannonicam Dravus qua rigat altus humum.*
- 5 *Unus erat Janus, patrias qui primus ad oras  
 Duxit laurigeras ex Helicone Deas.  
 Alter erat Petrus, genitus de stirpe Garázda,  
 Qui tulit Aoniae plectra sonora lyrae.  
 Ultimus hos ego sum cognata e gente secutus,*
- 10 *Tertia doctarum gloria Pieridum.*  
 Strigonia Petrus requiescit in arce, Joannem  
 Ipsa suum sedes Pontificalis habet.  
 Hic mea, si dederit sors, ossa recondite, si non,  
 Nil nostra, iaceant, quolibet illa loco.
- 15 Spiritus aethereas postquam resolutus ad auras  
 Evolat, haud magni membra caduca facit:  
 Celsus ab aethereo demissus Patre revertit,  
 At corpus de qua fingitur, intrat humum.  
 Caelum divinae est requies certissima mentis,
- 20 *Parvula corrupti corporis illa domus.*  
 Ne longum lector damnes in marmore carmen,  
 Sreipsimus ignotis ista legenda viris.  
 Vivens scripsi A. D. 1507. Vixi annis 37.  
 Quid ais? tace! Zoile tace!

Dieses Epitaph, welches augenscheinlich mit Benützung der Grabschrift des Petrus Garázda verfasst wurde:

Germanus Jani, patrium qui primus ad Istrum  
 Duxit laurigeras ex Helicone Deas,  
 Sum situs hoc tumulo Petrus de stirpe Garázdae,  
 Altera Pieridum gloria iure fui,

gibt uns über manche wichtige Fragen höchst wünschenswerte Aufschlüsse. Vor allem lernen wir, dass Mezerzius im Alter von 47 Jahren (1517) starb, folglich im J. 1470 geboren wurde, dann, dass wir jetzt noch weniger Grund als früher haben, an dem einzig und allein bei Taurinus vorkommenden latinisirten und ver-

(statt *Parvula*, Z. 20) an; übrigens liest Teleki Z. 3 *cognato e sanguine*, und hat auch er Z. 5 das kaum richtige *proprias*.

ballhornten Namen Johannes *Mezerzius* statt dem *Johannes de Megereche* festzuhalten. Mommsen selbst führt aus den Urkunden die Namensformen Megyeriche, Megyerechy, Megyereczi, Megerechi, Megerechy, de Megerech an; in den von uns erwähnten kaum richtig gelesenen Documenten kommt er als Jo. de Megritze (?), Megerethe (?) und Negereche (?) vor; den Ausschlag gibt aber seine eigenhändige Aufzeichnung auf dem erwähnten Graner Missale, seine Grabschrift und schliesslich der Umstand, dass der Ortsname *Megereche* (Megeriche) in Slavonien urkundlich bezeugt ist. Denn daran ist wohl auch nicht mehr zu zweifeln, dass die bisherigen Vermutungen über die Abstammung des Mezerzius alle nicht das Richtige trafen.

Obwohl Mommsen's Klausenburger Gewährsmänner den Namen *de Megereche*, den sie nach der jetzigen Orthographie *Megyericsei* transscribirten, von dem im Komorner Comitate gelegenen Orte *Megyercs* ableiteten, welchem wir in einem Documente vom J. 1268 in der Form *Megerech* begegnen und Mommsen an dieser Ableitung nichts aussetzen konnte, bezeichnete er ihn doch ohne irgend welche Begründung kurzwegs als «Saxo Transilvanus», als Siebenbürger Sachsen; Ackner und Müller hielten ihn gar für einen Mährer und verdeutschten den Namen *Mezerzius* (Mesericius) mit Johann v. *Meseritsch*. Alle diese Hypothesen werden durch die Angabe des Epitaphs über den Haufen geworfen, dass Janus Pannonius, Petrus Garázda und Johannes v. Megereche aus der Draugegend herkommen, wodurch wir erst im Stande sind, diesem bis jetzt so isolirt dastehenden Gelehrten seinen Platz in der Geschichte des ungarischen Humanismus anzuweisen. In der Draugegend haben wir also den Geburtsort des Mezerzius zu suchen. Es bieten sich uns hier der Namen mehrere dar: Medjurič oder Megyurič in der slavonischen Militärgrenze, Medjudrazje in der kroatischen Militärgrenze, schliesslich das nicht ganz 800 Einwohner zählende *Megjurača*<sup>1</sup> ehemals im Kreuzer, jetzt im Belovarer Comitats des

<sup>1</sup> Pesty (A magyarországi várispánságok története, 1882. p. 418) glaubt das Dorf «Megyuracha» in der 1251 erwähnten *Terra Mezzurechia* zu erkennen.



ehemaligen Slavonien unweit Severin. Aus letzterem Orte stammte aller Wahrscheinlichkeit nach Johannes von Megereche her. König Béla IV. dehnte das Eigentumsrecht des Edelsitzes *Megeriza*, der im J. 1245 als Besitz des Comes Hudina noch unter dem ungarischen Namen Vizkuz (Vizköz) vorkommt (Medjurieče = Vizköz) auf die Verwandten des Hudina aus<sup>1</sup>. Im September 1280 verfügte der Tavernicus der Königin, Moys auf testamentarischem Wege über den Besitz der «*possessio Megeriche*» in Slavonien<sup>2</sup>, im J. 1299 wurde die *possessio Megeriche* dem Agramer Bischof Michael übergeben<sup>3</sup>; und ist dieselbe wahrscheinlich mit der 1317 erwähnten Ortschaft und Kastell *Megeryucha* identisch<sup>4</sup>. Schliesslich erwähnen wir noch, dass in der noch unedirten Matrikel der Wiener Universität im Oktober-Semester 1421 ein Thomas *Megechee* vorkommt, und dass im Jahre 1358 ein gewisser Johannes Sohn des *Mych* die Besetzung *Farkasföldé* im Kreuzer Comitate seinem Bruder *Georgius*, Sohn des *Mych de Megeriche*, dem Protototar des verstorbenen Herzogs Stephan, Bruders des Königs Ludwig des Grossen, sowie seiner Gattin, der edlen Frau *Catharina* und ihren Nachkommen zum Besitze überliess<sup>5</sup>. Es steht somit fest, dass «*Mezerzius*» aus der Ortschaft *Megeriche* im Kreuzer Comitate stammte; mithin hat das ohnehin falsch gelesene «*Megenechen*» seiner Grabschrift nichts mit dem Prädikat *de Meesenice* der Familie *Garázda* zu tun und hätte man ihn auch schon deswegen nicht für ein Mitglied der Familie *Garázda* halten sollen, da er selbst angibt, er sei mit *Janus Pannonius* und *Petrus Garázda cognata e gente*, nicht aber aus derselben Familie entsprossen. Bekanntlich war die Mutter des Primas *Johannes Vitéz* und der Mutter des *Janus Pannonius* eine *Garázda*, auch *Johannes de Megereche* mochte von mütterlicher Seite mit den *Garázda's* und *Vitéz'* verwandt gewesen sein. Nahe genug waren die Stammsitze dieser

<sup>1</sup> Pesty, Az eltűnt régi vármegyék, II. p. 173.

<sup>2</sup> Hazai okmánytár, VI. (1876) p. 259.

<sup>3</sup> Tkalčić, Mon. Ep. Zagrab. I. 240.

<sup>4</sup> Pesty, Eltűnt régi vármegyék, II. p. 253.

<sup>5</sup> Fejér, Cod. Dipl. IX. 2. p. 748.

Familien gelegen; Janus Pannonius (Johannes de Chesmicze) war aus Csázma gebürtig, Johannes von Megereche aus dem etwas nordöstlich gelegenen Megjurača, und das benachbarte Keresztúr am Velikeffluss wird wohl dasselbe sein, von welchem die Familie der Garázda das Prädikat *Keresztúri* hernahm. In dem Kreuzer Comitats haben wir also den eigentlichen Ausgangspunkt der spätern humanistischen Bestrebungen in Ungarn zu suchen. Dem Johannes Vitéz von Zredna, der seine Standesgenossen und seinen König für die neue Offenbarung zu gewinnen wusste, verdankten Janus Pannonius aus Csázma und Petrus Garázda aus Keresztúr(?) ihre humanistische Ausbildung, und ihrem Beispiele folgend widmete sich Johannes von Megereche dem Studium des Altertums. Leider wissen wir von letzterem, den Taurinus doch einen *«vir multi nominis multarumque literarum peritus»* nennt, nur allzuwenig. Schmerzlich empfinden wir, dass uns das neidische Schicksal seine lateinischen Gedichte, auf welche der sonst so bescheidene Mann sich so viel zu Gute tat, vorenthalten hat; doch können wir uns wenigstens dessen freuen, dass ein so ausgezeichnetes, vom Verfasser freilich gering geachtetes Werk, wie seine Sammlung dacischer Inschriften seinen Namen der Nachwelt überliefert hat.

EUGEN ÁBEL.

## UNGARISCHE CHRISTUS-MÄRCHEN.

### 1.

Als Jesus Christus mit dem heiligen Petrus reiste, überraschte sie einmal in einem Dorfe der Abend; er schickte also den Jünger in ein Haus, für die Nacht Unterkunft zu erbitten.

— Ich kann euch keine geben, lieber, guter Freund, — sagte der Hauswirt, denn meine Frau erwartet stündlich ihre Niederkunft.

— Um so besser, gerade da wird man meiner bedürfen, — versetzte Christus, und quartierte sich richtig mit Petrus dort ein.

Gegen Mitternacht wird die schwangere Frau von schrecklichen Wehen ergriffen. Als Petrus die Qualen der Frau sah, sagte er zu Christus:

— Mein Herr Jesus, erbarm' dich doch ihrer, lass ihr's glücklich geschehen.

— Gut, Petrus, geh' erst hinaus, schau' dich um, was du da siehst?

Der Jünger geht hinaus und schaut auf zum Himmel; da sieht er, dass am Himmel zwischen den Sternen ein feuriges Schwert ist; er geht in's Haus und erzählt, was er gesehen hat.

— 'S ist noch nicht möglich, — sagte Christus darauf, — sie muss noch ein wenig warten.

Nach einiger Zeit wird die Frau wieder von den Wehen ergriffen, und wohl um siebenmal heftiger, als vorher. Petrus fleht wieder zu Jesus:

— Mein Herr Jesus, erbarm' dich doch ihrer, lass' ihr's glücklich geschehen.

— Gut, Petrus, geh' erst hinaus, schau' dich um, was du da siehst?

Der Jünger geht hinaus, schaut auf zum Himmel, und da sieht er, dass zwischen den Sternen ein feuriger Galgen steht; er geht in's Haus und erzählt, was er gesehen hat.

— 'S ist noch nicht möglich, — sagte Christus darauf, — sie muss noch ein wenig warten.

Auch zum dritten Male wird die Frau ergriffen, und wohl noch um siebenmal heftiger, als vorher. Der heilige Petrus war von den Qualen der Aechzenden gerührt, und wieder fleht er zu Christus:

— Mein Herr Jesus, erbarm' Dich doch ihrer, lass ihr's glücklich geschehen.

— Gut, Petrus, geh' erst hinaus, schau' dich um, was du da siehst?

Der Jünger geht hinaus, schaut auf zum Himmel, und ging bald wieder hinein.

— Herr, ich sehe nichts anderes, als drei Fruchtbären!

— Gut, Petrus, jetzt ist's möglich.

Die Frau hatte bereits in diesem Augenblicke glücklich entbunden. Das Kind blieb am Leben, erreichte ein Menschenalter, und mit der Zeit wurde solch' ein wackerer Mann aus ihm, dass noch tausende von Menschen seinen verwesenden Staub in seiner letzten Ruhestätte gesegnet haben.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> In einer Variante unseres Märchens werden die ersteren beiden Zeichen zugleich gedeutet: würde das Kind unter dem Zeichen des Schwerter (oder zweier Schwerter) geboren, so müsste es später im Kampfe zu

## II.

Unser Herr Christus wanderte einst mit Petrus durch das Alföld.<sup>1</sup> Auf dem Wege wurde es Abend, und sie kehrten in eine Haideschenke am Wege ein, um zu übernachten. Sie hatten kein Bett, und legten sich nur auf eine Matte auf die Erde, und zwar so, dass innen an der Wand Christus lag, aussen aber Petrus.

Als sie bereits anfangen zu schlummern, verschlugen sich umherirrende Huszaren in die Haideschenke, die da anfangen zu jubeln, zu trinken und zu tanzen, und während des Tanzes immer den heil. Petrus stiessen. Der heil. Petrus ertrug dies eine Zeit lang, doch endlich dachte er, dass es für ihn besser wäre, innen zu liegen, und Christus aussen zu lassen, dann würde er ruhig schlafen können. Er stand nun schön auf, sah, dass Christus tief schlafe, fasste die Matte, zog sie sammt dem schlafenden Christus etwas hervor, und legte sich innen an der Wand nieder.

Die Huszaren hatten diesen Tausch nicht bemerkt, doch als sie wieder anfangen zu tanzen, sagte der Eine :

— Liebe Kameraden, wir haben nun schon genug den einen armen Teufel herumgestossen, der da aussen liegt; lasst uns nun auch den anderen stossen, mag der auch etwas bekommen.

Die anderen versprachen es und stiessen neuerdings den Petrus an der Wand, indess Christus ruhig bis zum Morgen schlief.<sup>2</sup>

## III.

Als Christus einmal zu Esel nach Bethlehem ging, wurde der Esel sehr hungrig, erblickte am Wege ein Schilf, und biss in das Blatt. Christus aber hatte Eile und konnte nicht warten. Der Esel konnte also das Schilfblatt nicht abbeissen, doch sieht man seitdem an jedem Schilfblatte die Spuren seiner drei Zähne.<sup>3</sup>

Grunde gehen; das zweite Zeichen, der Galgen (oder zwei Totenköpfe) deutet auf ein böses Leben und ein böses Ende. Nach dem dritten Zeichen (drei Aehren oder ein Rosenstrauch) wird der Säugling ein ruhiger und glücklicher Landmann.

<sup>1</sup> Das ungarische Tiefland. *Al-Föld* d. h. Nieder-Land.

<sup>2</sup> Verwandt, aber weniger gelungen sind ein siebenbürgisch-deutsches Christus-Märchen bei Josef Haltrich, *Deutsche Volksmärchen aus dem Sachsenlande in Siebenbürgen* (Berlin, 1856), Nr. 18, — und ein slavisches bei Wenzig, *West-Slavischer Märchenschatz* (Leipzig, 1866), S. 87.

<sup>3</sup> Der Tendenz nach — Erläuterung einer Eigentümlichkeit eines Thieres oder einer Pflanze — verwandt ist das Märchen Nr. 148 in der Sammlung der Brüder Grimm.

## IV.

Auf seinen weiten irdischen Wanderungen wandelte einst Jesus Christus mit dem heiligen Petrus. Wie sie so gehen, sagt Petrus zu Jesus Christus :

— Es ist doch schön, Gott zu sein.

— Warum, Petrus ? — fragt ihn Christus.

— Den Witwen und Waisen zu helfen, die Mühe der Guten zu belohnen, die Bösen zu bestrafen. Bei Gott ! ich weiss gewiss, wenn ich es sein könnte, gäb' es keinen einzigen schlechten Menschen auf dem ganzen Erdenrund !

Kaum hat Petrus seine Rede beendet, da schaut Christus um, und sieht auf jungem Gezweige einen Bienenschwarm ; er sagt nun zu Petrus :

— Geh, Petrus, fang diesen Schwarm in deinem Hute auf, nehmen wir ihn mit ; wer weiss, ob er uns nicht von Nutzen sein kann ?

Petrus geht unter den kleinen Baum und streicht den Schwarm in seinen Hut ; weil der Schwarm aber sehr reich war, setzte sich ein Teil auf seiner Hand an.

Dann trug er sammt seinem Hute den Schwarm. Auf einmal sticht eine Biene ihren Stachel in seine Hand, worauf Petrus jämmerlich aufschrie, und das Ganze zur Erde warf.

— Was ist dir, Petrus ? fragt ihn Jesus Christus. Was hast du getan ?

— Dass doch diesen ganzen Schwarm . . . ! Wie hat mich doch so eine Biene in die Hand gestochen !

— Warum hast du denn nicht die Biene ausgesucht, die dich gestochen hat ?

— Ja ! wenn ich das hätte wissen können ! sagt Petrus, wo doch alle so gleich sind, wie eine Linse und noch eine Linse.

— Siehst du, Petrus ! sagt ihm darauf Jesus Christus, wenn du Gott wärest, würdest du auch so handeln ; wenn dich ein Mensch beleidigen würde, wärest du geneigt, seinethalben an den übrigen Unschuldigen Rache zu üben.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Es gibt bekanntlich zahlreiche Märchen, in denen Petrus Gott sein möchte und von Christus belehrt wird, dass er dazu nicht taugt. Das bekannteste (besonders in Hans Sachs' poetischer Bearbeitung) ist die Geschichte von St. Peter und der Geiss, welche auch als ungarisches Volksmärchen vorkommt.

## KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** 1. In der Sitzung der zweiten Classe am 12. März las Professor JULIUS KAUTZ einen Vortrag über *die Idee der Staatswirtschaft und die Anfänge einer socialistischen Finanz-Theorie.*

Professor KAUTZ weist vor Allem auf jene beinahe revolutionär zu nennenden neuen Strömungen und Richtungen hin, welche in ganz Europa auf dem Gebiete der socialen und volkswirtschaftlichen Wissenschaften wahrnehmbar sind. Eine dieser Richtungen zielt auch dahin, sowohl das praktische System als auch die Theorie der Staatswirtschaft und des Finanzwesens wesentlich umzugestalten und namentlich den in unseren Tagen in mehreren Richtungen zu herrschen beginnenden, sogenannten staatssocialistischen Aufgaben und Bestrebungen entsprechend zu entwickeln. Da die eingehendere und kritische Analyse dieser neuen Richtungen die Aufgabe seines Vortrages bildet, bemüht sich Vortragender in erster Linie die Idee der Staatswirtschaft dem gegenwärtigen Entwicklungsstadium der Wissenschaft entsprechend festzustellen. Er weist namentlich die Grundlagen, den Organismus und die Unentbehrlichkeit des Staatshaushaltes, als einer grossen selbstständigen Wirtschafts-Art nach. Er deutet insbesondere darauf hin, wie im Leben civilisirter Völker aus der vereinten Kraft des Staates und der Einzelnen eine grosse Gesamtwirtschaft entsteht, welche die Staatsgewalt als eine grosse wirtschaftende Persönlichkeit erscheinen lässt, die gleichsam als Vertreter und Collectiv-Organ der die Gemeinschaft bildenden Einzelnen figurirt.

Die Idee und Auffassung der Staatswirtschaft anbelangend, ziehen, nach der Ansicht des Vortragenden, neuestens insbesondere einige in den obenbezeichneten neuen Richtungen wurzelnde Lehren die Aufmerksamkeit auf sich. Nach einer dieser Lehren wird das Finanzwesen ganz in materialistischem Sinne eine Production von öffentlichen Gütern und Dienstleistungen genannt. Nach einer anderen Lehre wird als eine Hauptaufgabe der Staatswirtschaft, resp. Finanzwissenschaft bezeichnet, dass sie in der sogenannten socialpolitischen Richtung eine Sanirung der socialen Missstände durch finanzielle Institutionen und besonders Steuernmassregeln anstrebe. Die dritte Lehre will das in den civilisirten Staaten ausnahmslos bestehende Staatshaushalts-System derart reformiren, dass sie der sogenannten eigenen Wirtschaft des Staates den grösstmöglichen Umfang gewährt, ganze Gruppen von Industrie- und Verkehrsgattungen geradezu zum Staatsgeschäft machen will, mit

einem Worte: die Verwirklichung des so oft erwähnten Staats-Socialismus im Bereiche der Finanzen predigt.

Hierauf geht Vortragender ausführlicher auf die Beleuchtung und Kritik der eben angedeuteten Lehren ein. Er weist namentlich nach, wie unrichtig jene Auffassung sei, welche den Staat und seine Functionen unterschiedslos als wirtschaftliche und Unternehmungs-Functionen betrachtet, die politischen und socialen Institutionen der Gemeinschaft mit den Kategorien der Production, des Tausches, des Verkehrs und Consums parallelisirt, ja identificirt, ferner der verkehrten Ansicht Ausdruck gibt, als ob die gesammte Staatsverwaltung und staatliche Geschäftsgebarung in den Finanzen und durch die Finanzen bestehe und erschöpft werde; als ob das Finanzwesen ein absoluter Zweck und nicht ein Mittel, der Staat selbst aber eine blossе Wirtchaft, eine riesige wirtschaftliche Unternehmung wäre.

Bezüglich der obenbezeichneten zweiten oder sogenannten socialpolitischen Lehre weist Vortragender darauf hin, diese Auffassung sei vor Allem deshalb unstatthaft und irrig, weil sie die Berufs- und Rechtssphäre des Staates so weit ausdehnen will, wie sie ohne Gefährdung der individuellen und bürgerlichen Freiheit, ja ohne Schädigung der richtig aufgefassten Staatsinteressen selbst nicht ausgedehnt werden kann. Ferner darauf, dass sie die socialen Missstände beinahe ausschliesslich der Institution der Concurrenzfreiheit beimisst, und jene zahllosen anderen, mit der gesammten neuzeitlichen Societäts- und Cultur-Entwicklung Hand in Hand gehenden Factoren ignorirt, welche in ihrem gleichzeitigen Aufeinanderwirken jene Gestaltungen hervorgebracht haben, welche wie zugestanden werden kann, in einer und der anderen Richtung verkehrt und der Heilung bedürftig sind. Nach der Ansicht des Vortragenden gibt es und kann es Fälle geben, in welchen der Staat durch seine Steuer- und Finanzmassregeln auf die socialen Zustände einen grossen modificirenden Einfluss ausübt: aber die in Rede stehende neue oder socialpolitische Doctrin hält nicht diesen eigentlich nur mittelbaren und frei wirksamen Einfluss vor Augen und für genügend, sondern will unmittelbar und mit Zwangsmassregeln in die gesammte bestehende Besitz- und Einkommen-Verteilungs-Ordnung reformirend und umgestaltend eingreifen.

In seiner kritischen Zergliederung wirft Vortragender weiters unter Anderm die Frage auf, ob es möglich, statthaft und richtig sei, die Sphäre des Verfügungsrechtes der Staatsgewalt in dem Maasse auszudehnen? Wo eventuell die in dieser Richtung einmal begonnene Reformbewegung Halt machen würde? Wer die bürgerliche Gesellschaft gegen jene zahllosen Missbräuche sicherzustellen vermöchte, welche aus dem

Walten einer mit so ausserordentlichen Rechten bekleideten Staatsgewalt hervorgehen könnten? Die Scheidelinie zwischen Socialpolitik und Socialismus würden bei einem solchen System nicht mehr scharf gezogen; sociales und socialistisches Finanzsystem würde nicht mehr unterschieden werden können. Schliesslich fragt Vortragender hier: ob nicht sehr ernst erwogen werden müsse, welche Folgen es haben könne, wenn in den unteren Classen nie erfüllbare Hoffnungen und Wünsche erregt werden und wenn die wirkliche socialistische Idee — dass die Besitz- und Einkommen-Verteilung ebenso wie die Verteilung der politischen Gewalten durch Staats-Institutionen geregelt werden können — an allen Ecken und Enden verkündigt wird?

Auf den dritten und wichtigsten Punkt — nämlich auf die, die Umgestaltung des Finanzwesens auf staatsocialistischer Grundlage anstrebende Lehre — übergehend, sucht Vortragender vor Allem zu beweisen, dass die Verwirklichung der in Rede stehenden Idee, abstrakt betrachtet, in dreierlei Formen denkbar wäre, nämlich in communistischer, in socialistischer und in halbsocialistischer Form. Vortragender legt den Schwerpunkt seiner Argumentationen auf die beiden letzteren von diesen drei Formen. Er weist unter Anderem darauf hin, dass die Verkündiger der betreffenden Lehre, wie sehr sie auch ihre Pläne beschönigen, die Anklage doch nicht widerlegen können, dass die leitenden Gedanken ihres Finanzsystems den Lehren der Socialisten entlehnt seien; dass als notwendige Folge einer derart formulirten Finanzwirtschafts-Reform niemals die Grenzlinie bezeichnet werden könnte, bis zu welcher die omnipotent gemachte Staatsgewalt nicht gehen dürfte, und dass es kaum eine Art der Beschäftigung geben würde, welche davor gesichert wäre, dass sie nicht in den Zauberkreis des Alles an sich ziehenden Verstaatlichungs-Processes hineingezogen würde. Im Zusammenhange damit weist Vortragender auch darauf hin, wie schwer mit den Rücksichten auf Freiheit und Constitutionalismus jene hochgradige Unabhängigkeit der Staatsgewalt vom Volke vereinbart werden könnte, welche eine natürliche Folge eines derart beschaffenen Finanzsystems sein würde und wie leicht auf dieser Basis die schönste Institution der politischen Freiheit ihrer Wirksamkeit beraubt, vielleicht selbst gefälscht werden könnte.

Hierauf geht Vortragender zur Zusammenfassung des Ergebnisses über. Er hält auch seinerseits die bestehenden staatswirtschaftlichen und finanziellen Zustände nicht für befriedigend. Er erkennt einigen Ideen und Wünschen im Bereiche der von ihm kritisirten Auffassung nach Raum und Zeit einige Berechtigung zu. Er erkennt auch an, dass die grossen Schöpfungen des Individualismus und der freien Concurrenz



der Ergänzung durch das Princip der Solidarität und der Socialität bedürfen. Ferner, dass die Staatsgewalt in grösserem als dem bisherigen Maasse berufen sei, zur Erleichterung der materiellen Lage der unteren Classen eine schöpferische Tätigkeit zu entfalten. Aber andererseits betont er auch stark, dass er die neue Richtung als Ganzes, als System für unstatthaft, verkehrt und verfehlt halte. Der ganze neue Ideenkreis sei, näher betrachtet, eigentlich nichts Anderes, als ein Gemisch volkstümlicher und absolutistischer, feudaler und demokratischer, liberaler und reactionärer Ideen und Tendenzen, dessen Gefährlichkeit und Verkehrt-heit auch darin bestehe, dass sie uns die der modernen Menschheit vom Liberalismus im edleren Sinne geleisteten grossen Dienste vergessen machen will, und vielleicht auch wider Willen zu einem fördernden Element jener grossen retrograden Bewegung wird, welche in unseren Tagen so viele und ausgezeichnete Geister zum Wanken bringend, der civilisirten Menschheit die grössten Errungenschaften des neunzehnten Jahrhunderts entwinden will und im Solde der geschwornen Feinde der Freiheit und des menschlichen Fortschritts tätig ist.

2. In der Sitzung der ersten Classe am 9. April las Professor JOSEF BUDENZ eine Abhandlung über den sprachwissenschaftlichen Teil des Vámbéry'schen Werkes: «Der Ursprung der Magyaren.» Budenz macht im ersten Teile seiner «sprachwissenschaftlichen Bemerkungen» Vámbéry den Vorwurf, dass dieser das angebliche negative Resultat des Budenz'schen magyarisch-ugrischen vergleichenden Wörterbuchs durch ein Kunststück zuwege bringe, indem er die seiner Kritik unterzogenen magyarisch-ugrischen Wortvergleichen ohne gehörige Motivation in vier Kategorien gruppire (1. sowohl ugrisch als auch türkisch richtig; 2. nur ugrisch richtig; 3. ugrisch unrichtig, türkisch richtig; 4. weder ugrisch, noch türkisch richtig), sodann diese geschiedenen Kategorien seinem jeweiligen Zwecke entsprechend zusammenfasse, und unter Anderem eine ganze Classe von richtigen (d. h. selbst von Vámbéry als richtig anerkannten) Vergleichen mit den von ihm für bedingt oder unbedingt falsch erklärten in einen Topf werfe.

Als ein zweites ähnliches Kunststück behandelt sodann Budenz die von Vámbéry ausgeführte Bilanz, nach welcher die Benennungen der Körperteile im Magyarischen in gleichem Verhältnisse ugrisch und türkisch sein sollen (16:16) und demnach ein entscheidendes Zeugnis dieser Wörtergruppe für die ugrische Verwandtschaft des Magyarischen geleugnet werden müsste. Budenz weist nach, dass wenn Vámbéry bei dieser Untersuchung sich der durch ihn selbst geforderten Objektivität in grösserem Maasse beflissen hätte, das Verhältniss der magyarischen

Körperteil-Benennungen ugrischen Ursprungs zu denjenigen türkischen Ursprungs sich wie 5 : 1 gestaltet haben würde. Im zweiten Teile seiner Bemerkungen schildert Budenz eine in Vámbéry's türkischen Sprachbelegen ausgiebig zu Tage tretende «türkische Sprachreform», eine eigens für seine sprachvergleichenden Zwecke vorgenommene «Präparation des türkischen Sprachmaterials», welche teils in grösseren oder kleineren Veränderungen des Lautkörpers, teils in Erweiterungen, Wendungen oder geradezu Umkehrungen der Bedeutung besteht und ihm so ein grossenteils selbstgemachtes Beweismaterial für die von ihm prätendirte, vorwiegend türkische Sprachenverwandtschaft des Magyarischen liefert.

Im letzten Teile seiner Bemerkungen kommt Budenz auf seinen vor Jahren über Vámbéry's erste sprachvergleichende Arbeit («Türkisch-tartarische Wortvergleiche») im Auftrage der Akademie verfassten Bericht zurück, in welchem er bereits den Anfang dieser Kunst der Sprachbelegpräparation constatirt, dieselbe ungalanterweise als Falschmünzerei bezeichnet und darauf hingewiesen habe, dass ein solches Verfahren Vámbéry's umso bedauerlicher sei, da er durch dasselbe den Credit seiner linguistischen Mitteilungen ernstlich gefährde. In Vámbéry's Werk über den Ursprung der Magyaren sei nun diese Kunst der türkischen Sprachpräparation reicher aufgeblüht. Diese Blüte nimmt nun Budenz in mehreren Abschnitten (Form — Bedeutung — Neubildungen) unter sein sprachwissenschaftliches Sezirmesser, teilte jedoch vorläufig von den voluminösen Ergebnissen dieser Untersuchung nur einige charakteristische Proben mit.

3. In der Sitzung der zweiten Classe am 16. April hielt das ordentliche Mitglied Professor KARL TORMA einen Vortrag über *Daciens Heerstrassen und Lagerstationen*. Nachdem er in der Einleitung die Verdienste des frühverstorbenen Archäologen Karl Gooss, sowie diejenigen Mommson's um die bezügliche Forschung hervorgehoben, gibt Torma eine kurze Geschichte der Eroberung Daciens durch Trajan, der politischen und militärischen Einrichtung dieser römischen Provinz unter den verschiedenen Kaisern bis zu deren Ende unter Gallienus und zur Uebersiedlung der römischen Bevölkerung nach Obermösien durch Aurelianus. Er zählt sodann die Quellen für die Bestimmung der Heerstrassen und Castrastativa auf, nebst der Peutinger'schen Tafel besonders Jordanis und den Anonymus von Ravenna hervorhebend. Hierauf wies er sowohl auf der Peutinger'schen Tafel als auch auf seiner eigenen, den Ergebnissen seiner Forschungen entsprechend angefertigten Karte die römischen Heerstrassen und Heerstationen nach. Nach besonderer Schilderung einiger grösserer Castrastativa (desjenigen von Viminacium,

42 und desjenigen von Bersovia, 35 Joch gross) gab er noch eine Aufzählung der Standorte der Legionen nach den alten Quellen.

Hierauf hielt MICHAEL ZSILINSZKY einen Vortrag *Zur Geschichte des 1681-er Oedenburger Landtages*. Nach einer kurzen Charakteristik der vorausgegangenen Trauerepoche, erzählt der Vortragende auf Grund gleichzeitiger Diarien und Original-Urkunden die am Beginn des notgedrungen zusammenberufenen Landtages vorgefallenen Vorgänge. König Leopold, der seit 1662 keinen Landtag gehalten, Wesselényi's Conspiration der Nation zur Last gelegt und demzufolge ein in unserer Geschichte beispielloses absolutistisches Regime eingeführt hatte, erschien, um der Nation sein Wohlwollen zu beweisen, persönlich und in Begleitung seiner Gemahlin beim Landtag. Zsilinszky beschreibt eingehend den vom ritterlichen Geist der Stände zeugenden glänzenden Empfang des Herrscherpaares. Sodann bespricht er den die Palatinwahl betreffenden Teil der Landtagsverhandlungen. Die Wiener Regierung wollte durchaus, dass der Erzbischof Szelepcsényi königlicher Statthalter bleibe. Die Vertreter der Comitate und Städte hatten aber die Instruction, als oberste Garantie für die Wiederherstellung der Verfassung vor Allem die Palatinwahl zu fordern. Demzufolge begannen die bezüglichen Verhandlungen einerseits zwischen Ober- und Unterhaus, andererseits zwischen Landtag und Regierung. Als es feststand, dass die Palatinwahl weder umgangen noch aufgeschoben werden könne, trachtete Szelepcsényi, der ungern resignirte, nur dahin, dass der Wille Sr. Majestät entscheidend sei, dass aus der bezüglichen Adresse nicht irgendwie eine zwingende Forderung hervorblicke, sondern blos die untertänige Bitte herausklinge. Er wollte, dass dem König und ihm Gelegenheit geboten werde, der Nation gegenüber Gnade zu üben. Demnach verstanden sich die Stände dazu, ihm, seinem Wunsche gemäss, ein besonderes Memorandum, worin sie ihn um seine Protection bitten, zu überreichen, die er denn der Angelegenheit auch angedeihen liess. Die Regierung ergab sich. Der König stellte am 10. Juni als Candidaten folgende auf: Nikolaus Erdődy, Ban von Kroatien, Paul Esterházy, Ulrich Kolonich und Andre's Zay. Vor der Abstimmung erklärte Szelepcsényi, um den Erfolg zu sichern, dass Erdődy als Ban das Palatinalamt nicht bekleiden könne, es seines Wissens auch nicht annehmen würde, und empfahl Esterházy, der denn fast einhellig sogleich gewählt, auch noch am selben Tage den Eid ablegte und von den Ständen begeistert als Palatin begrüsst wurde.

— Die ungarische historische Gesellschaft hielt am 5. April ihre regelmässige Monatsitzung. Dieselbe gewann durch zwei Anträge ein

besonderes Interesse, von denen der eine, von Josef Bánó gestellte, die Ausschreibung eines grossen Nationalpreises für eine Geschichte der ungarischen Nation, der andere, von Koloman Thaly eingebrachte, die zweihundertjährige Jubelfeier der am 2. September 1686 erfolgten Wiedereroberung Ofens von den Türken betrifft. Josef Bánó motivirte seinen Antrag in einem längeren Vortrag. Bei der Lektüre der Geschichte Ungarns springt uns ein seit tausend Jahren sich häufig wiederholender sehr merkwürdiger Umstand in die Augen. Die wichtigeren Ereignisse der ungarischen Geschichte sind meist zugleich Lebensfragen für die ungarische Race. Aber wie bei den Helden der Märchen und Legenden, wenn sie tausend Gefahren die Stirne bieten, im Augenblicke der grössten Not der rettende Engel erscheint: so lag auch für die Ungarn oft in der einen Waagschale das Leben, in der andern der Tod; oft glaubte die Welt, ja vielleicht die Nation selbst, dass sie bereits dem Tode verfallen sei, aber siehe da, die Waage entschied stets für ihr Leben. Dies kann einmal, zweimal, ja mehrmal das Spiel des Zufalls, besonderer Schicksalsgunst sein; aber tausend Jahre hindurch fortwährend consequent wiederkehrend, kann es weder Glücksgunst, noch Zufall sein. Es muss eine tiefere, eine psychologische Ursache haben. Auf Grund der bisherigen Daten suchen wir jedoch vergebens die Lösung des Rätsels. Demgemäss ist Antragsteller zu der Ueberzeugung gelangt, dass allerdings die Geschichte Ungarns, des ungarischen Staates, der ungarischen Könige, der ungarischen Verfassung bereits geschrieben, dagegen die Geschichte der magyarischen Nation, der magyarischen Race, als eines lebenden Organismus, sozusagen die Physiologie der magyarischen Race, noch ungeschrieben sei. Und der Gegenstand sei nicht blos von wissenschaftlichem und ethnologischem Gesichtspunkte höchst interessant, sondern könne für die ungarische Race selbst von vitalem Interesse sein.

Vortragender führt darauf in einem Abriss der ungarischen Geschichte alle jene Factoren vor, welche während eines Jahrtausends das Dasein der ungarischen Race bedrohten, und dem nationalen Dichter den Ausspruch entlockten: •Ein Wunder Gottes, dass noch da dies Land!• In der Geschichte gäbe es jedoch keine Wunder Gottes, denn dieselbe sei nichts Anderes, als die Motivirung der Begebenheiten. Er fragt demnach: wodurch? durch welche Mittel? von welcher mysteriösen Macht unterstützt, hat diese Nation den schweren Kampf ums Dasein tausend Jahre hindurch sieghaft bestanden? Unsere Geschichte gibt auf diese Frage keine Antwort. Zehn, fünfzehn Jahre trennen uns noch von der Feier des tausendjährigen europäischen Bestandes der Nation. Bei einem so wichtigen Wendepunkt ist es wünschenswert, die

tausendjährige Geschichte klar überblicken zu können. Darum stellt Vortragender den Antrag:

«Es soll ein Preis im Betrage von mindestens 15—20,000 fl für ein grosses geschichtliches, ethnographisches und ethnologisches Werk über die ungarische Nation ausgeschrieben werden. Die Hauptaufgabe dieses Werkes soll sein: auf Grund der genauesten urkundlichen Forschung die Geschichte der ungarischen Nation und Race als eines lebenden Organismus zu schreiben, ihren Charakter, ihre Eigenschaften, ihre Lebensbedingungen, ihren Einfluss auf die jederzeitlichen Ereignisse zu schildern; insbesondere die Gründe darzulegen, vermöge welcher dieselbe sich fortwährend erhalten und ihren entscheidenden Einfluss geltend gemacht hat. Der Preis soll nur einem Werke von absolutem Werte gelegentlich der tausendjährigen Feier des europäischen Bestandes der Nation zuerkannt werden.» Im Falle der Annahme dieses Antrages seien zwei Eventualitäten möglich: Entweder fügt die Legislative selbst diesen Antrag ihrem Programm ein und dann sorgt das Land auch für die Ausschreibung und Beschaffung des Preises; oder die Gesetzgebung tut dies nicht, und dann genügen 10—15 Jahre, um den Preis auf dem Wege freiwilliger Spenden zu beschaffen. Nachdem Antragsteller seinen Antrag hierauf noch in weitläufigerer Motivation zur Annahme empfohlen, beschliesst die Gesellschaft auf Vorschlag des Vorsitzenden Franz Pulszky die Zuweisung dieses gross angelegten Antrages zur Meinungsabgabe an eine Fachcommission, welche unter dem Vorsitze Paul Hunfalvy's aus noch folgenden zehn Mitgliedern: Josef Bánó, Wolfgang Deák, Ladislaus Kóváry, Fürst Arthur Odescalchi, Julius Pauler, Friedrich Pesty, Karl Pulszky, Alexander Szilágyi, Ludwig Thallóczy und Koloman Thaly bestehen soll.

Koloman Thaly weist darauf hin, dass Wien in diesem Jahre die zweihundertjährige Jubelfeier der Entsetzung Wiens von den Türken begehe, und stellt den Antrag, die Ungarische Historische Gesellschaft möge den Anstoss dazu geben, dass am 2. September 1886 in Budapest die zweihundertjährige Jubelfeier der Wiedereroberung Ofens von den Türken gefeiert werde, sie möge für die Abfassung einer Monographie über dieses hochwichtige historische Ereigniss sorgen und vor Allem die hauptstädtische Commune zur Inszenirung dieser patriotischen Feier auffordern. Nachdem der Antragsteller seinen Antrag mit bekannter Eloquenz zur Annahme empfohlen, beschliesst die Gesellschaft auf Vorschlag des Vorsitzenden, dass ein unter dem Vorsitze des Vereins-Secretärs Alexander Szilágyi aus den weiteren drei Ausschuss-Mitgliedern Béla Mailáth, Julius Pauler und Koloman Thaly bestehender Ausschuss

die Aufforderung der Commune besorgen und über die Beteiligung der Gesellschaft bei der Ausführung des Antrages beraten soll.

Zwischen diese zwei Anträge fiel ein Vortrag Johann Szendrey's unter dem Titel: *Komitatsleben, Steuer- und Preisverhältnisse im 16. und 17. Jahrhundert im Borsoder Komitate*, welcher nach einer längeren historischen Einleitung manches interessante Detail enthielt.

## VERMISCHTES.

— **Statistisches vom Nationaltheater.** Im letzten Theaterjahre (1. April 1882 bis 31. März 1883) fanden im Nationaltheater an 299 Abenden Vorstellungen statt und zwar 171 Schauspiel- und 128 Opern- (und Ballet-)Vorstellungen.

An den 171 Schauspielabenden gelangten insgesamt 109 Dramen zur Darstellung und zwar:

37 Originalstücke insgesamt	...	...	...	70-mal
23 Classische Dramen insgesamt	...	...	...	29 "
49 Fremde moderne Stücke insgesamt	...	...	...	115 "

Von diesen 109 Dramen füllten 132 Stücke den ganzen Abend; je zwei Stücke füllten 35, je drei Stücke 4 Abende.

Von diesen 109 Dramen waren:

Tragödien	14	und	zwar	5	Originale,	9	Uebersetzungen
Schauspiele	26	"	"	12	"	14	"
Lustspiele	46	"	"	15	"	31	"
Einakter	23	"	"	5	"	18	"

Von den Uebersetzungen entfielen 33 auf die französische, 9 auf die deutsche, 3 auf die englische, 2 auf die polnische, 1 auf die serbische Literatur.

Premiären gab es 14, und zwar:

7 Dramen, nämlich	3	Originale	und	4	Uebersetzungen
3 Lustspiele,	"	1	"	"	2
4 Einakter,	"	2	"	"	2

Neu einstudirt gelangten 16 lange nicht dargestellte Stücke auf die Bühne, u. zwar:

3 Tragödien, nämlich	1	Original	und	2	Uebersetzungen
3 Dramen,	"	1	"	"	2
7 Lustspiele,	"	4	"	"	3
3 Einakter,	"	3	"	"	—

Am öftersten wurden gegeben:

Die Prinzessin von Bagdad (Dumas)	...	...	...	10-mal	(im ganzen Jahr)
Die Familie Stomfay (Gregor Csiky)	...	...	...	9 "	(in 5 Monaten)
Marthe Bozóti (derselbe)	...	...	...	8 "	(in 1 Mon.)
Serge Panine (Ohnet)	...	...	...	7 "	(in 8 Mon.)
Die Rantzau (Erkman-Chatrian)	...	...	...	7 "	(in 6 Mon.) u.s.w.

Die höchste Einnahme («Tete de Lionette») betrug (im Abon. susp.) 1437 fl. 70 kr., im Abonnement («Prinzessin von Bagdad») 980 fl. 20 kr.

An den 128 Opernabenden wurden insgesamt 43 Opern und 7 Ballets zur Darstellung gebracht.

Als Novitäten gelangten zur Darstellung 3 Opern (Boito's «Mephistopheles», Massenet's «Herodias» und Gluck's «Orpheus») und 2 Ballets («Satanella» und «Renaissance»).

Die höchste Einnahme erzielte Erkel's «Bánk bán»: 1920 fl. 70 kr.

Neu einstudirt wurden sechs Opern gegeben: Mozart's «Don Juan» und «Figaro's Hochzeit», Verdi's «Traviata», Beethoven's «Fidelio», Weber's «Freischütz» und Erkel's «Bánk bán.»

— **Wie die Csángó nach der Bukowina kamen.** Unter diesem Titel veröffentlichte GEORG VON MARCZIÁNYI jüngst einen grösseren Artikel, welchem wir, da derselbe durch die Rück-Colonisation eines Theiles der Csángó von actuellem Interesse ist, die folgenden wesentlichen Teile entnehmen.

Feldmarschall Graf Andreas Hadik<sup>1</sup> war es, der die Colonisation der Csángó-Magyaren zuerst in Anregung und dieselbe auch zur Durchführung brachte.

Die im gräflich Hadik'schen Archiv zu Kaschau aufbewahrten, hierauf bezüglichen Acten, deren Einsichtnahme wir der Freundlichkeit des gegenwärtigen Familien-Oberhauptes, des Contre-Admirals Grafen Béla Hadik verdanken, geben hierüber folgenden Aufschluss:

Nach der ersten Teilung Polens im Jahre 1772 erhielt Feldzeugmeister Graf Andreas Hadik den Auftrag, als kaiserlich königlicher Commissär mit entsprechendem Gefolge über die Karpaten zu ziehen, um die neuerworbenen, gleichzeitig zu Königreichen erhobenen zwei Provinzen Galizien und Lodomerien in der Kaiserin-Königin Namen in Besitz und dieselben gleichzeitig unter seine militärische Verwaltung zu nehmen, zu welchem Zwecke er mit dem Range eines Zivil- und Militär-Gubernators installirt wurde.

Während dieser seiner Wirksamkeit hatte er vollauf Gelegenheit, nicht nur die galizischen Landes- und Volkszustände, sondern auch jene der benachbarten Moldau, und besonders der einige Jahre später unter dem Namen «Bukowina» dem Kaiserstaate einverleibten Landesstriche, die er in Gesellschaft des commandirenden Generals von Siebenbürgen (später auch der Bukowina) Baron von Bukow im geheimen Auftrage der Regierung wiederholt bereiste, gründlich kennen zu lernen.

<sup>1</sup> Es ist dies derselbe Mann, der im October des Jahres 1757 im Rücken der in Böhmen operirenden Armee Friedrich des Grossen, mit zweitausend ungarischen und böhmischen Reitern, dreitausend Mann Fussvolk und einer Geschütz-Batterie den kühnen, wenn auch etwas abenteuerlichen Handstreich auf Berlin ausführte, bei welcher Gelegenheit er die königliche Familie beinahe gefangen nahm, die preussische Hauptstadt einnahm und brandschatzte und sich selbst, in ritterlicher Art, eine fürstliche Braut (Prinzessin Lichnowsky) erwarb.

Die Annectirung dieses Landstriches war schon damals durch die österreichische Regierung geplant, und entstand in Hadik<sup>1</sup> bereits zu jener Zeit der Gedanke, nach durchgeführter Einverleibung die erwähnte Provinz, die schon damals äusserst dünn bevölkert und von einem durch den Druck und die Sorglosigkeit der moldauischen Regierung geistig und materiell verlotterten Volksstamm bewohnt war, durch ungarische Einwanderer zu heben. Im Jahre 1774 avancirte Graf Hadik zum Feldmarschall und wurde er gleichzeitig zum Präsidenten des Hofkriegs-Rates ernannt.

Da der im Jahre 1776 an Oesterreich abgetretene Teil der türkischen Provinz Moldau unter dem Namen «Bukowina» eine ausschliesslich militärische Verwaltung erhielt (bis 1786), so wurde dieser neue Reichsteil selbstverständlich dem k. k. Hofkriegs-Rat untergeordnet und ward zum Civil- und Militär-Gouverneur dieser Provinz der ehemalige Commandirende von Siebenbürgen Baron v. Bukow (daher der Name derselben) bestellt. In dieser Zeit (1777—1780) entstanden in der Bukowina die auch heute noch existirenden ungarischen Colonien, die sich grösstenteils zufolge der Einwanderung der früher in den Csángó-Dörfern in der Moldau wohnenden Székler-Familien bildeten.

Was suchte der Ungar in der Bukowina? Wieso kam es, dass er es vorzog, dem theuren Vaterlande den Rücken zu kehren und sich in einem fremden, ungestlichen Lande niederzulassen? Ist denn das eigene Vaterland so stiefmütterlich, dass es seine liebsten Söhne vom väterlichen Herde verstösst? Die Geschichte, speciell die Geschichte der österreichischen Heeres-Verfassung gibt uns hierauf die Antwort, indem sie erzählt, dass der bereits genannte General Baron v. Bukow, der im Jahre 1772 Militär-Gouverneur von Siebenbürgen war, die vor dem Schreckgespenst der lebenslanglich währenden Militärdienstpflicht entsetzten Siebenbürger Székler gelegentlich der damals durchgeführten Organisation der Székler-Militärgrenze derartig chikanirte und mit selben auf eine so tyrannische Weise verfuhr, dass zahlreiche Széklerfamilien gezwungen waren, sich vor den Nachstellungen und Bedrückungen der Militärbehörden in die benachbarte Moldau zu flüchten, woselbst sie sich hauptsächlich an den Ufern der Flüsse Tatos und Taszlo niederliessen. Dies taten jedoch blos die Mindergefährdeten, während die durch General v. Bukow zum Tode verurteilten Militärflüchtlinge sich sammt ihren Familien bis in das Innere der Moldau flüchteten. So flüchteten sich denn auch zu jener Zeit, und zwar hauptsächlich in Folge der Mádéfalvaer Unruhen und Schrecknisse die Ahnen der jetzigen Bukowinaer Csángó-Magyaren aus dem Széklerlande in die Moldau, wo sie mehrere Jahre lang unstät umherirrten.

Den Bitten und überzeugenden Gründen des Präsidenten des Hof-Kriegs-rates FM. Grafen Hadik gelang es endlich, die ihm bekanntlich äusserst wohl-

<sup>1</sup> Unter der Ueberschrift «Memoranda» befinden sich im Hadik'schen Archiv mehrere diesbezügliche Aufzeichnungen ddo. 1772/73 von der eigenen Hand des Feldmarschalls.



türflüchtigen Széklerfamilien eine General-Amnestie erteilte, jedoch unter der neigte Kaiserin-Königin Maria Theresia dahin zu bewegen, dass sie den militärischen Bedingung, dass sie ihr früheres Vaterland nie wieder betreten dürfen, sondern in die neuerworbene, dürrftig bevölkerte Bukowina auszuwandern haben, allwo sie Grundstücke und Baugründe zur Colonisation erhalten würden. Die so hart bedrängten Széklerfamilien waren gezwungen, diesen mit so schweren Bedingungen verknüpften »General-Pardon« anzunehmen, wollten sie nicht ihr erbärmliches Flüchtlingsleben fortsetzen und die Sklavenketten der türkisch-moldanischen Tyrannenherrschaft für immer auf sich nehmen. Sie übersiedelten daher aus der Moldau in die nach dem Namen ihres ersten Militär-Gubernators getaufte neue österreichische Provinz Bukowina, wo sich bereits einige Jahrzehnte früher eine kleine Anzahl Ungarn niedergelassen hatte, und zwar Ueberbleibsel der zur Zeit der Kuruzzenkriege mit Franz Rákóczi II. nach Polen übertretenen Zempliner, Sároser und Ungher Heerschaaren, die aus verschiedenen Gründen das verlorene Vaterland nicht wieder aufsuchen konnten.<sup>1</sup> Diese kleinen Colonien vereinigten sich nun mit den massenhaft einwandernden Székclern und gründeten zuerst vier Dörfer und ebensoviel Gemeinwesen. FM. Graf Andreas Hadik, der sich der Colonisation auf das Wärmste annahm, und dieselbe in ihren grösseren Umrissen persönlich leitend, längere Zeit in der neuen Hauptstadt der Bukowina, Czernowitz, residirte, brachte auch aus seinem eigenen Vermögen grosse materielle Opfer zu Gunsten der Colonisation. Er beteiligte sich in hervorragender Weise am Aufbau der nach ihm getauften Dörfer Hadikfalva und Andrásfalva,<sup>2</sup> indem er denselben grösstentheils aus eigenen Mitteln bestritt, jedem derselben eine ebenfalls von ihm dotirte ungarische Volksschule beigab, und die Gemeinden mit eigenen ungarischen Seelsorgern versah.

FM. Graf Hadik wurde im Jahre 1776 zum Obergespan des Bácszer Komitats ernannt. Im ungarischen Nationalmuseum wird auch heute noch das Manuscript jener Rede aufbewahrt, welche der Graf bei seiner Installation als Obergespan hielt. Diese Rede ist deshalb bemerkenswert, da sie unter Anderem auch die Colonisation der militärflüchtigen Csángó-Magyarern in die Bukowina eingehend bespricht, sowie auch aus dem Grunde, dass es die erste Rede war, die bei ähnlichen Gelegenheiten nicht, wie bis dahin üblich gewesen, in lateinischer, sondern in ungarischer Sprache gehalten wurde.

<sup>1</sup> Aehnliche Ueberreste der Franz Rákóczi'schen Emigration nach Polen sind auch jetzt noch in Gestalt von einzelnen ungarischen Familien, die ihr Ungartum und ihre ungarische Muttersprache bis auf den heutigen Tag erhalten haben, in der Gegend von Bochnia, Tarnow und Wadowice bei Krakau anzutreffen. So werden beispielsweise in das durchaus polnische Infanterie-Regiment Nr. 56, das seinen Ergänzungsbezirk in der Gegend von Krakau hat, alljährlich mehrere rein ungarische Rekruten aus jener Gegend assentirt.

<sup>2</sup> D. h. Hadiksdorf und Andreasdorf.

— **Emerich von Fest** †. Am 11. März ist E. von Fest, einer der verdienstvollsten ungarischen Patrioten und Staatsmänner, der sich auch als Uebersetzer ungarischer Dichter Verdienste erworben, gestorben. Fest war am 3. November 1817 in dem Zipser Städtchen Kirchdrauf geboren, vollendete seine juristischen Studien in Debreczin und Pest und widmete sich hierauf in seiner engeren Heimat der Förderung des Montan-Wesens. Im Jahre 1841 wählte ihn die oberungarische Montan-Bürgerschaft zu ihrem Schriftführer und als solcher gelangte er in den 1843/44-er Reichstag, auf welchem er an der Ausarbeitung des neuen Montangesetzes lebhaften Anteil nahm. Auch im Jahre 1848 wählten ihn das Zipser Comitath und die sechzehn Zipser Städte in den Reichstag. Nach dem traurigen Ende des Freiheitskampfes widmete er sich vollständig der Hebung der materiellen Interessen des Landes und suchte besonders die heimische Eisenproduction zu heben und deren Concurrenzfähigkeit gegenüber den ausländischen Fabrikaten zu begründen. Im Jahre 1861 wählte ihn das Zipser Comitath zu seinem Vizegespan, doch machte das Provisorium seiner kaum einjährigen Amtstätigkeit ein rasches Ende. Wieder wendete er sich seiner früheren Wirksamkeit zu und trachtete vor Allem, um die Producte der Eisenwerke Oberungarns dem Weltmarkte näher zu bringen, dieselben mit dem Eisenbahnnetze in Verbindung zu setzen. Das Zustandekommen der Kaschau-Oderberger Bahn ist zum nicht geringen Theil seiner rastlosen Tätigkeit in dieser Richtung zu danken. Seit dem Jahre 1863 wohnte Fest in der Hauptstadt und war seit 1865 abermals Mitglied des Reichstages. Als das erste ungarische Ministerium zu Stande kam, trat Fest als Staatssecretär in das Handelsressort desselben ein. Doch legte er sein Amt bald nieder und lebte zurückgezogen seinen Studien, bis er im Jahre 1878 zum ungarischen Vize-Gouverneur der Oesterreichisch-Ungarischen Bank ernannt wurde. Der Tod des liebenswürdigen, allgemein hochgeachteten Mannes erfolgte plötzlich, in Folge eines Schlagflusses.

Fest hat auch als Schriftsteller, besonders im volkswirtschaftlichen Fache, wenn auch meist nur in der Tagespresse, eine reiche Wirksamkeit entfaltet. Das bevorzugte Gebiet seiner Laune und seines Talentes war jedoch die Uebertragung ungarischer Dichter ins Deutsche. *Fest hat Alexander Petöfi's sämtliche Gedichte übersetzt*, — es ist dies die einzige vollständige Uebersetzung des grossen ungarischen Lyrikers. Bisher sind jedoch nur einzelne Proben dieser Uebersetzung im Druck erschienen. In den letzten Jahren arbeitete der rüstige und kerngesunde Mann, dessen nahes Ende Niemand ahnen konnte, an einer *Uebersetzung von Johann Arany's Toldi-Trilogie*, doch dürfte er kaum die Uebertragung des ersten Theiles dieser schönen Dichtung vollendet haben. Fest übersetzte sehr getreu, ohne wesentliche Schönheiten des Originals zu opfern oder der deutschen Sprache Gewalt anzuthun. Es wäre sehr zu bedauern, wenn seine Uebersetzungen nicht veröffentlicht würden.

— **Johann Mircse** †. Am 21. Januar starb in Venedig Johann Mircse von Barátos, ein Mann, der sich um die ungarische Geschichtsforschung

wesentliche Verdienste erworben hat. Mircse war im Jahre 1834 in Barátos, im Háronszéker Comitate Siebenbürgens, von Székler Eltern geboren. Eben hatte er seine Studien im Jahre 1848 beendet, als ihm der Freiheitskampf zu den Fahnen rief. Nach dem Freiheitskriege lebte er kurze Zeit in Bukarest und in Konstantinopel und schloss sich später an Garibaldi an. Als das italienische Königreich begründet war, liess er sich dauernd in Modena nieder und widmete sich ausschliesslich historischen Studien und Forschungen. Bald betraute ihn die ungarische Akademie mit geschichtlichen Arbeiten und Mircse durchforschte für dieselbe die Archive von Modena, Florenz und Genua und bearbeitete die auf die Correspondenz des Königs Mathias Corvinus mit dem Hause der Sforza bezüglichen Documente, welche sofort in den Editionen der Akademie veröffentlicht wurden. Die letzten Jahre seines Lebens widmete er ausschliesslich den Forschungen in venezianischen Archiven, deren Schätze er auch für andere Institute, z. B. für die wissenschaftlichen Akademien von Brüssel und Warschau, verwertete. Mircse war es auch, der das Testament des Herzogs Stefan Posthumus (1271) entdeckte und der ungarischen Akademie vorlegte.<sup>1</sup> Seit langem sammelte der überaus fleissige Mann Material zu einer *Geschichte der ungarischen Industrie*, welche er aber nicht mehr ausarbeiten sollte. Seine wertvolle Bücher- und Handschriftensammlung hat die ungarische Akademie der Wissenschaften käuflich an sich gebracht. Im Drucke sind von Mircse Abhandlungen über die Canonisation des Johann Capistran, über die goldene Bulle, über Mathias Corvinus (im Archiv für österreichische Geschichte), über das Verhältniss Ungarns und Venedigs unter den Königen aus den Häusern Arpád und Anjou und zahlreiche kleinere archivalische Mittheilungen erschienen.

— **Julius Bulyovszky** †. Der Gatte der auch in Deutschland rühmlichst bekannten dramatischen Künstlerin Lilla Bulyovszky ist am 17. April, 54 Jahre alt, in Budapest nach langem Leiden gestorben. Bulyovszky trat schon in den vierziger Jahren in der Literatur au; später entfaltete er als Redacteur und Mitarbeiter mehrerer Zeitungen und Zeitschriften eine rege Wirksamkeit und war besonders als Feuilletonist schönwissenschaftlicher und Mode-Blätter ein Lieblingsschriftsteller der Damenwelt. Die von ihm begründete belletristische Zeitschrift *Nefelets (Vergissmeinnicht)* war einst sehr verbreitet. Schon im Jahre 1844 erzielte er mit dem Lustspiel *Pest bei Nacht* einen Erfolg und auch später kehrte er wiederholt zur dramatischen Muse zurück, aber stets nur mit halbem Erfolg. Sein letztes Theaterstück, *Die Fusion*, hat ebenfalls nur geringen Erfolg gehabt. Sein eigensten Feld war das Feuilleton, das er mit Geist und Geschmack beherrschte. Für das Nationaltheater hat Bulyovszky auch Schillers *Jungfrau von Orleans* und Gutzkows *Uriel Acosta* übersetzt.

<sup>1</sup> Vgl. das diesjährige Januarheft der *Ungarischen Revue* S. 63.

— Ein ruthenisch-ungarisches Wörterbuch, welches in Folge einer Preisaufgabe der Akademie entstand, ist soeben im Verlage des ungarischen Staates erschienen. Der Verfasser des Werkes ist LADISLAUS CSOFEY, der sich schon früher durch einige tüchtige sprachwissenschaftliche Arbeiten und zahlreiche Uebersetzungen aus dem Russischen bekannt gemacht. Dem 446 S. starken Wörterbuche geht eine ausführliche Einleitung voraus, in welcher der Verfasser die Laut- und Formenlehre der ruthenischen Sprache behandelt und besonders die allgemein verbreitete Auffassung, als ob das Ruthenische bloß ein Dialect des Russischen wäre, widerlegt. Wenn man bedenkt, dass die Zahl der Ruthenen in Ungarn 342,000 beträgt, wird man dem wissenschaftlich sehr erwünschten Werke auch eine gewisse politische Bedeutung nicht absprechen können. Preis desselben steif gebunden 2 fl. 20 kr.

— Von L. Aigner's vollständiger Petöfi-Uebersetzung ist soeben der zweite Band erschienen: *Buch des Lebens, Gedichte von Alexander Petöfi. Mit Beiträgen namhafter Uebersetzer herausgegeben von LUDWIG AIGNER.* (Budapest, 1883. L. Aigner). Indem wir uns die eingehendere Besprechung des Bandes vorbehalten, teilen wir zur Probe folgende zwei Gedichte aus Petöfi's letzten Tagen mit:

### I. Europa schweigt.

(Debrecin, 1849.)

Europa schweigt, es schweigt aufs Neue,  
Des Aufruhrs Donner sind verklungen . . .  
O Schmach, dass es verharrt im Schweigen  
Und sich die Freiheit nicht errungen!

Die Völker, all die feigen Völker  
Sind unsres Kampfes müßge Zeugen:  
Wir schwingen hoch die scharfen Schwerter,  
Derweil sie tief ins Joch sich beugen.

Und sollen deshalb wir verzagen?  
Verzweifeln und vor Angst erbeben?  
Im Gegenteile, all dies, o Ungar,  
Soll dich beleben, dich erheben!

Das soll die Seele dir beschwingen,  
Dass dich die Welt als Lampe kenne,  
Die, während alle Andren schlafen,  
In finst'rer Nacht helleuchtend brenne.

Denn strahlten nimmer wir als Leuchte  
 In dieser ewgen Nacht voll Bangen,  
 So glaubten sie im Himmel oben,  
 Die Welt sei längst zu Grund gegangen.

O Freiheit, blick auf deine Streiter,  
 Erkenn' dein Volk in solchen Tagen:  
 Wir opfern Blut dir, während Andre  
 Um dich kaum eine Träne wagen.

Bedarfs noch mehr, dass deines Segens  
 Wir wohlverdient uns endlich freuen . . .  
 In diesen ungetreuen Zeiten  
 Sind wir die einzigen Getreuen!

MAX FARKAS.

## II. Die Székler.

(Karausebes, 1849.)

Nicht ruf ich: Vorwärts Székler! denn mit Macht,  
 Ihr Braven, dringt ihr vorwärts ohnehin;  
 Dort wo am wildesten erbraust die Schlacht,  
 Will jeder von euch kämpfen mitten drin.  
 Rein blieb das Széklerblut und unversehrt,  
 Und eine Perl' ist jeder Tropfen wert!

Wie Andre ziehn zum frohen Hochzeitsschmaus,  
 So froh dem Tode ihr entgegen zieht;  
 Den Hut geschmückt mit einem Blumenstrauss,  
 Begrüsset ihr die Schlacht mit einem Lied.  
 Rein blieb das Széklerblut und unversehrt,  
 Und eine Perl' ist jeder Tropfen wert!

Wer wags und leistet ihnen Widerstand?  
 Wer trägt im Herzen solche Kühnheit, wer?  
 Sie stürmen, fliegen . . . Wie der Wind den Sand,  
 So treiben sie die Feinde vor sich her!  
 Rein blieb das Széklerblut und unversehrt,  
 Und eine Perl' ist jeder Tropfen wert!

LUDWIG AIGNER.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.<sup>1</sup>

*Ábrányi Kornél, Egy ferj philosophiaja* (Die Philosophie eines Ehemannes, Original-Roman von Cornelius Ábrányi). Budapest, 1883, Wilkens, 172 S.

*Asbóth János, A Zahivatól az Arabáig* (Von der Sahara bis zur Arabah. Reisen in Egypten und Palästina von Johann von Asbóth). Budapest, 1883, 310 S. und eine Illustration.

*Arany J., Összes munkái* (Johann Arany's sämtliche Werke. Vollständige Gesamtausgabe). Budapest, 1883. M. Ráth. Erstes Heft.

Die Ausgabe ist auf acht Bände berechnet, denen sich die handschriftlich hinterlassenen Dichtungen und der reiche Briefwechsel Arany's anschließen sollen. Die Ausstattung ist eine überaus elegante.

*Deák F., Egy magyar főúr a XVII. században* (Ein ungarischer Magnat im XVII. Jahrhundert. Graf Stefan Csáky's Leben. Von der ungarischen Akademie gekrönte Preisschrift von Wolfgang Deák). Budapest, 1883, 351 S.

Der Held dieses Werkes, Graf Stefan Csáky (1603—1662) war ein Liebhaber der Katharina v. Brandenburg, der Gattin des Fürsten Gabriel Bethlen von Siebenbürgen. Sein Leben ist ein überaus bewegtes und gibt dem Verfasser Gelegenheit, ein umfassendes und lebendiges Bild des ganzen Zeitalters zu entwerfen.

*Ercsey Sándor, Arany J. életéből* (Aus dem Leben Johann Arany's von seinem Schwager Alexander Ercsey). Budapest, 1883. M. Ráth. 211 S.

Das Werk ist besonders durch die zahlreichen Briefe des grossen Dichters, die hier zum ersten Male veröffentlicht werden, von Wert. Eine ausgezeichnete Vorarbeit für eine umfassende Biographie Johann Arany's.

*Fáy András összes beszédei* (Sämtliche Erzählungen von Andreas Fáy). Budapest, 1883. Franklin, 3 Bände, 391, 391 und 375 S.

Andreas Fáy ist einer der älteren und besten ungarischen Novellisten. Er war geboren im Jahre 1786 und starb 1864. Die vorliegende Sammlung, deren ältestes Stück (Das seltsame Testament) aus dem Jahre 1818 stammt, ist die erste vollständige Gesamtausgabe seiner novellistischen Werke. Fáy hat auch Wieland's «Grazien» ins Ungarische übersetzt.

*Gesetz-Artikel 1883: XX. Ueber das Jagdwesen.* Mit Anmerkungen, Parallelstellen und Erläuterungen. Deutsche Ausgabe. Budapest, 1883. M. Ráth, 17 S.

*Mestreszek könyvtára.* (Bibliothek der Handwerke, herausgegeben von Johann Freeskai. Zweiter Band: die Bautischlerei). Budapest, 1883. Athenaeum, 147 S. und 142 Illustrationen.

*Monumenta comitialia regni Hungariae* (Ungarische Reichstagsacten mit ungarischen historischen Einleitungen, im Auftrage der Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Wilhelm Fraknói). VIII. Band (1588—1597). Budapest, 1883. Akademie, 563 S.

— — *regni Transsylvaniae* (Siebenbürger Reichstagsacten mit ungar. historischen Einleitungen, im Auftrage der Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Alexander Szilágyi). VIII. Band (1621—1629). Budapest, 1883. Akademie, 514 S.

*Simonyi Zs., A magyar kötőszók* (Die ungarischen Bindewörter,

<sup>1</sup> Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

zugleich: eine Theorie des zusammengesetzten Satzes, von Dr. Sigmund Simonyi. II. Bd. Die unterordnenden Bindewörter). Budapest, 1883, Akademie, 192 S.

*Szinnyei J., A magyar nyelv rokonai* (Die Verwandten der ungarischen Sprache, für das grosse Publikum, von Dr. Josef Szinnyei). Budapest, 1883, Franklin, 48 S.

— — *A magyar nyelv eredete* (Der Ursprung der ungarischen Sprache. Eine Kritik des Vámbéry'schen Werkes über den Ursprung der Magyaren, von Dr. Josef Szinnyei). Budapest, 1883, Knoll, 67 S.

*Telcki S. gróf, Garibaldi alatt 1859-ben* (Unter Garibaldi im Jahre 1859, von Alexander Graf Teleki). Budapest, 1883, Révai, 109 S.

*Schiller Frigyes, W. Tell* (Schillers Schauspiel «Wilhelm Tell», mit ungarischer historischer und literarhistorischer Einleitung und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Gustav Heinrich). Budapest 1883, Franklin, 207 S. und eine Karte der Urkantone.

*Schmidt Jozsef, Jozzagaink rendezese.* (Ueber die wichtigsten Fragen zur Regelung unseres Grundbesitzes. Gekrönte Preisschrift von Josef Schmidt). Budapest, 1883, Athenaeum, 224 S.

*Toth Mike, Magyarorszag ásványai* (Die Mineralien Ungarn's, mit besonderer Rücksicht auf ihre Fundorte, von Nikolaus Tóth). Budapest, 1883, Kilian, 565 S.

*Toth S., A jó erdelyiek.* (Die guten Siebenbürger. Erzählungen und Skizzen von Alexander Tóth). Budapest, 1883, Révai, 210 S.

*Vutkovich S., Töredékek Petőfi S. életéből* (Bruchstücke aus Alexander Petőfi's Leben von Dr. Alexander Vutkovich). Pressburg, 1883, Stampfel, 96 S.

*Villám Arn., A harmadik sereg s Budapest katonai fontossága.* (Die dritte Armee und die militärische Bedeutung Budapests von Arnold Villám). Budapest, 1883, Grill, 83 S.

*Vaisz Ign., Masolino művei.* (Die Werke des italienischen Malers Masolino. Beiträge zur ungarischen Kunstgeschichte von Ignaz Vaisz). Budapest, 1883 Akademie, 20 S.

*Wertheimer Ede, Franciaország magatartása II. Jozsef s II. Frigyesel szemben* (Frankreichs Verhalten gegenüber der Begegnung Kaiser Josefs II. mit König Friedrich II. Auf Grund pnedirter Documente von Eduard Wertheimer). Budapest, 1883, Akademie, 34 S.

*Wohl Stefanie, Egy szerelem eletrajza* (Die Biographie einer Liebe. Roman von Stefanie Wohl). Budapest, 1883, Révai, 316 S.

## DIE MAGYARISCHEN ORTSNAMEN UND HERR PROF. KIEPERT.

Ein geistreicher deutscher Staatsmann lenkte die auswärtigen Angelegenheiten der österreichisch-ungarischen Monarchie, als Deutschland sich zum Kriege gegen Frankreich rüstete; der deutsche Staatsmann hatte nicht übel Lust, ein Bündniss mit Frankreich zu schliessen; es war ein «Halbasiat», ein magyarischer Staatsmann, der seine Pläne durchkreuzte. Wer vermag es zu sagen, wie die Würfel des Krieges gefallen wären, wenn Graf Beust sein Vorhaben durchgesetzt hätte? Vielleicht wäre das deutsche Reich auch heute noch nur ein *pium desiderium*, ein Traum-bild einiger schwärmerischen Patrioten! — Der «allophyle» Halbasiat wurde dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten und als solcher brachte er es dahin, dass zwischen unserer Monarchie und dem deutschen Reiche ein Freundschaftsbündniss geschlossen wurde. Seit einer Reihe von Jahren herrschen tiefer Frieden und nachbarliche Freundschaft zwischen Deutschland und der österreichisch-ungarischen Monarchie. Aber dieser Friede und diese Freundschaft wollen einigen sächsischen Pastoren und Professoren in Siebenbürgen nicht behagen, weil dieselben sich auch auf die östliche Hälfte der Monarchie, auf Ungarn erstrecken, wo der «magyarische Hochmut» herrscht. Sie setzen Himmel und Hölle in Bewegung, um diesen Hochmut zu brechen, um den ungarischen Staat zu zertrümmern, sollten sie dabei auch selbst zu Grunde gehen. Sie hielten Umschau und suchten fremde Hilfe. In Wien gab es dieses Mal keine Kamarilla, die walachische



Waffenbrüderschaft — — nun diese dürfte sie selbst am meisten bedrohen — — da entstand zur rechten Zeit der «deutsche Schulverein,» der eines «anständigen» Wirkungskreises bedurfte. In Posen bleibt für ihn wahrscheinlich nichts mehr zu tun übrig, in Elsass-Lotringen und Schleswig-Holstein dürfte es nicht ratsam sein, die Zirkel des allmächtigen Reichskanzlers zu stören. Höchst erwünscht musste also den Männern des deutschen Schulvereins der Schmerzensschrei der siebenbürgischen Sachsen kommen. Sie hatten nun das Object des Angriffs gefunden. Wie einst die edlen Ritter gegen die slavischen Barbaren an der Weichsel und gegen die allophylen Unholde in den baltischen Provinzen auszogen, um sie mit Kind und Kegel auszurotten, und «germanische Cultur» zu verbreiten: so ziehen jetzt die Mannen des deutschen Schulvereins auf die hunnischen Magyaren los. Mitten im Frieden zwischen beiden Reichen findet dieser glorreiche Feldzug statt, und die Herren Dr. Heinze, Bunsen u. s. w. haben sich darin bereits unvergängliche Verdienste erworben.

Prof. Dr. H. Kiepert war seit zehn Jahren Ehrenmitglied der ungarischen Geographischen Gesellschaft, am 31. März l. J. fiel es ihm plötzlich ein, dass er Mitglied des deutschen Schulvereins sei, und dass es ihm als solchem und als potencieirtem Repräsentanten der arisch-germanischen Rasse nicht gezieme, Mitglied einer Gesellschaft zu bleiben, die zu dem halbasiatischen Magyarenvolk gehört. Auch mochte er die Lorbern eines Heinze und Bunsen beneiden. Flugs rief er aus: «Sofortigen Abbruch aller persönlichen Beziehungen» und eilte in die Redaction der Berliner Nationalzeitung, um Teil zu nehmen an dem glorreichen Kreuzzuge.

Was hat nun aber diesen übrigens so besonnenen und hochgelehrten Professor in einen solchen geharnischten Zorn versetzt?

Wir können nicht anders, als mit seinen eigenen Worten diese Frage beantworten. «Die Veranlassung dazu ist von geradezu komischer Harmlosigkeit.» — Im diesjährigen Feberhefte der Mitteilungen der ungarischen Geographischen Gesellschaft befindet sich eine Note, in welcher der Redacteur des französischen Resumé's

eines statistischen Artikels über die ungarischen Städte behauptet, dass während der absolutistischen Wiener Regierung mehreren ungarischen Ortsnamen durch Abänderungen oder willkürliche Uebersetzungen ein deutscher Klang gegeben wurde, und dass die deutschen Kartographen und Verleger diese gefälschten und nicht üblichen Benennungen mit Eigensinn noch immer verbreiten. Herr Kiepert findet in dieser Note «ein Gemisch von Verleumdung und Unwissenheit.» Also die altherwürdigen Namen der Städte — so ruft er aus, — welche in dem barbarischen und verwüsteten Grenzlande seit dem XIII. Jahrhundert von den deutschen «Kulturträgern» gegründet wurden, . . . Namen wie diese und die der deutschen Städte Siebenbürgens und der im oberungarischen Berglande von deutschen Ansiedlern gegründeten Städte sollen absolut falsch und im Lande ungebräuchlich sein. . . Alle diese Namen sollen moderne «Germanisationen» sein und die Schuld der Weiterverbreitung dieser Fälschungen, des Betruges gegen die erst von Budapest her zu erleuchtenden Engländer, Franzosen, Italiener u. s. w. wird einfach dem Eigensinn der deutschen Geographen und Kartographen zugeschoben. Einem solchen Unterfangen gegenüber, das von dem officiellen Organ der wissenschaftlichen Gesellschaft ausgeht, giebt es nur eine Antwort; sofortigen Abbruch aller persönlichen Beziehungen. Der so allgemein gegen alle deutschen Geographen und Verleger ausgesprochene Vorwurf absichtlicher Fälschungen, gerade auf einem Felde, wo deutsche Gewissenhaftigkeit nur um treue Bewahrung des historischen Rechts auch der Nomenclatur bemüht ist und wo auf der andern Seite der Uebermut eines noch halbasiatischen Volkes allem historischen Rechte ins Gesicht schlägt, muss schliesslich auch deutsche Langmut empören, und meiner Meinung nach wäre es nur Anstandspflicht jedes wissenschaftlichen Vereins in Deutschland, auf den bisher etwa gepflogenen Verkehr mit einer solchen Gesellschaft mit Vergnügen zu verzichten.»

Auf diese eine förmliche Kriegserklärung enthaltenden Enunciationen des Herrn Prof. Kiepert müssen wir vor Allem bemerken, dass es keine Akademie und keine wissenschaftliche

Gesellschaft gibt, die als solche für jeden einzelnen Artikel, der in ihrem Organe erscheint, die Verantwortung übernimmt; auf jedem Hefte der Publicationen der ungarischen Geographischen Gesellschaft steht auch ausdrücklich Folgendes: A Közleményekben megjelölő czikkek tartalmaért a társaság felelősséget nem vállal, d. h. zu deutsch: für den Inhalt der in den Mitteilungen erscheinenden Artikel übernimmt die Gesellschaft keine Verantwortung. — Für den Inhalt jeder Abhandlung ist in erster Linie der Verfasser selbst und in zweiter Linie der Redacteur verantwortlich. Die Note, um deren Inhalt es sich hier handelt, ist von der Redaction unterfertigt, folglich ist für dieselbe einzig und allein der Redacteur verantwortlich. Das hätte Herr Kiepert wohl selbst einsehen können.

Ferner müssen wir bemerken, dass die betreffende Note die Wiener absolute Regierung, nicht aber die deutschen Kartographen und Verleger dessen beschuldigt, dass sie mehreren ungarischen Ortsnamen einen deutschen Klang gegeben habe; den letzteren macht sie blos den Vorwurf, dass sie die so veränderten oder gefälschten Namen noch immer beibehalten und in ihren Büchern und Kartenwerken verbreiten. Nur die sonderbare Auffassung des Herrn Kiepert konnte in der Note einen «allgemein gegen alle deutschen Geographen und Verleger ausgesprochenen Vorwurf absichtlicher Fälschungen und Betrug» finden.

Wir wollen rückhaltlos zugeben und es offen gestehen, dass die Note des Redacteurs an der betreffenden Stelle nicht zutreffend, auch nicht genug präcis formulirt sei, und füglich hätte wegbleiben können. Wir gestehen es, dass die deutschen Städtenamen, welche in dem bezogenen Artikel vorkommen, durchaus nicht neue Erfindungen der Wiener Bureaukratie seien und in der That auch von den deutschen Landesbewohnern gebraucht werden. Wir wollen dieses Alles zugeben, dennoch aber bleibt uns Herrn Kieperts Zornausbruch und förmliche Kriegserklärung durchaus unbegreiflich. Ist es ja doch eine unleugbare Tatsache, dass die «Wiener Bureaukratie» mehrere ungarische Ortsnamen willkürlich veränderte, ins Deutsche übersetzte oder solche deutsche Namen hervor-

suchte, die schon längst verschollen waren und gegenwärtig an Ort und Stelle den Bewohnern dieser Orte selbst unbekannt sind. Es ist aber auch eine unleugbare Tatsache, dass die deutschen Geographen und Kartographen noch immer mit Vorliebe, ja oft ausschliesslich diese im Lande nicht üblichen deutschen Namen anwenden. Wir finden z. B. folgende Ortsnamen: Gross Steffelsdorf für Rimaszombat, Grabendorf für Magyar-Igen, Gross-Astendorf für Nagyág, Siebkreuz für Szitás-Keresztur, nicht nur in dem 1857 in Wien erschienenen Buche: das Kaisertum Oesterreich, etc., begonnen von Dr. Ad. Schmidl, fortgesetzt von Professor W. F. Warhanek, sondern auch noch in Dr. H. Ad. Daniel's Handbuch der Geographie, neu bearbeitet von Prof. Dr. Otto Delitsch, fünfte, vielfach vermehrte Auflage, Leipzig 1882. Dieses Handbuch der Geographie gilt als eines der besten geographischen Werke in Deutschland, der neue Bearbeiter desselben Dr. Otto Delitsch war einer der tüchtigsten Professoren der Geographie in Deutschland. Und dennoch enthält der Abschnitt, welcher das Königreich Ungarn behandelt, eine Fülle der Unrichtigkeiten, der Fälschungen und Fehler, so dass das Buch ganz unbrauchbar wäre, wenn die anderen Abschnitte eben so fehlerhaft wären.<sup>1</sup> Wenn wir einen Blick auf das Namensverzeichniss werfen, so finden wir, dass fast alle ungarischen Namen falsch geschrieben sind. Die ungarischen Namen sind in Klammern eingeschlossen, die deutschen Benennungen gelten als die Hauptnamen, und darunter finden wir auch solche, die an Ort und Stelle ganz unbekannt sind. Folgende mögen als Beispiele dienen: Langwiesen für Krasznahorka-Váralja, Gross-Rauschenbach für Nagy-Röcze, Jelschau für Jólsva, Hausdorf für Hanusfalva in Sáros, Ungarisch-Salzburg für Sónvár, Frauenstadt, Neustadt für Nagybánya im Szatmárer Komitat,

<sup>1</sup> Schon die vielen Druckfehler müssen dem Kenner ein Lächeln entlocken: Dasko (Adlerberg) für Saskő, Bacz für Vác, Aquineum für Aquineum, Etalvas für Etelvár, u. s. w. Delitsch weiss es ganz bestimmt, dass sich an der Stelle Aquineum's später Etalvas, ein vermeinter Sitz Attila's erhob. Nicht einmal den so allgemein bekannten Namen Rákóczy schreibt er richtig, er macht daraus Ragozky!

Zillenmarkt für Zilah, Schoncolmarkt für Szilágy-Somlyó, Trestenberg für Tasnád, Plintenburg für Visegrad, Gross-Astdorf für Nagyág, Eisenmarkt für Vajda-Hunyad, Hötzing für Hátszeg, Gross-Schlatten für Abrudbánya, Torenburg für Torda, Neumarkt für Maros-Vásárhely. In Torda wissen es wohl wenig Einwohner, dass ihre Stadt eigentlich Torenburg heisst, und die Székler haben gewiss keine Ahnung davon, dass ihre Hauptstadt eigentlich Neumarkt und nicht Maros-Vásárhely ist. Trotzdem figuriren diese deutschen «Hauptnamen» auch in Kieper's Handatlas und zwar mit recht grossen und fetten Lettern, während die in Klammern eingeschlossenen ungarischen «Nebennamen» kaum leserlich sind! Herr Delitsch macht aus dem Comitát Torda-Aranyos ein Torenburger Comitát.

Herr Kiepert verwundert sich darüber, dass es dem magyarischen Chauvinismus und Uebermut in Budapest noch nicht eingefallen ist, für Fiume einen magyarischen Namen zu erfinden, und dass dieser italienische Namen «unter dem vollen Hundert magyarischer oder magyarisirter Namen» auch im ungarischen Urtexte des Artikels stehen blieb. Im Mittelalter — meint Kiepert — führte diese Stadt den deutschen Namen *St. Veit am Flaum*, und vielleicht würde er sich mit der ungarischen geographischen Gesellschaft wieder versöhnen, wenn sie diesen deutschen Namen adoptiren möchte. Es ist aber weder in Fiume noch in Budapest jemand vom Veitstanz ergriffen, und da das deutsche Flaum auch nichts anderes ist als eine corrumpirte Form für Flumen, so wird wohl die Stadt auch in Zukunft, sollte sie auch wirklich ein «Weltemporium» werden, als welches sie Herr Kiepert in spöttischer Weise bezeichnet, ihren jetzigen italienischen Namen behalten. Die «Budapester Patrioten» haben keinen magyarischen oder magyarisirten Ortsnamen in der Gegenwart erfunden; unseres Wissens ist in der jüngsten Zeit bloß ein einziges Städtchen umgetauft worden, nämlich die Ortschaft Wagendrüssel in Zipsen. Sie bekam den ungarischen Namen Merény und Herr Delitsch hätte ihn ebenfalls anführen sollen. Jedoch ging auch diese Magyarisirung nicht von den Budapester Patrioten aus, sondern die Gemeinde selbst gab

sich diesen Namen und bat um die offizielle Bestätigung desselben. Es ist wahr, dass manche ehemaligen deutschen Nebennamen mit der Zeit ausser Brauch gekommen sind, z. B. Kundert für Hernald, aber noch viel mehr magyarische Ortsnamen sind in Vergessenheit geraten in solchen Gegenden, die ehemals von Ungarn bewohnt waren, jetzt aber von Rumänen, Serben oder Slaven bewohnt sind. Dass aber die Magyaren, wie Herr Delitsch in einer Note (Handbuch der Geographie II. B. pagina 210) schreibt, sich jetzt bemühen, alle deutschen Namen zu tilgen, das ist eine schulvereinliche Verleumdung. Von einer Vertilgung der fremden Ortsnamen ist keine Rede, die «althehrwürdigen» magyarischen Städtenamen werden wir aber weder Kiepert, noch Delitsch, noch den übrigen deutschen Geographen zu liebe aufgeben. Um das historische Recht auch der geographischen Nomenclatur treu zu bewahren, dazu sind wir bei weitem mehr befugt, als die «deutsche Gewissenhaftigkeit» des Herrn Kiepert. Hätte er die auf Ungarn bezüglichen geschichtlichen Urkunden studirt, so würde er sich sehr bald überzeugt haben, dass die meisten, ja fast alle Ortsnamen in Ungarn und Siebenbürgen ursprünglich einen magyarischen oder slavischen Klang hatten. Aus der Römerzeit hat sich kaum ein einziger Name erhalten; die deutschen Namen aber sind erst viel später entstanden. In den ältesten lateinischen Urkunden, kraft welcher den siebenbürgischen Sachsen ihre Ländereien angewiesen wurden, sind die meisten Orte schon mit magyarischen Namen bezeichnet. Wir wollen hiefür blos einige Beispiele anführen. In der Urkunde des Königs Ladislaus, kraft deren er den Talmácscher Stuhl den Sachsen übergibt, heisst es: «Nostra percepit serenitas, quomodo castra regalia *Thalmacs* et *Lotorvár* ac *Turris Veres Torony* vocata in Comitatu Albensi» etc. Das deutsche Landskron für Talmács, Lauterburg für Lotorvár, roter Turm für Veres torony entstand also später, das Recht der historischen Priorität gehört demnach den magyarischen Namen, sie sind die Hauptnamen, während die deutschen blos übersetzte Nebennamen sind. — Ladislaus war jedoch von Geburt ein Ungar, Sigismund aber war ein Deutscher und er war zugleich Kaiser von

Deutschland. In einer seiner lateinischen Urkunden vom Jahre 1419 wird der sächsische Marktflecken *Keyssd* und die Stadt *Schässburg* mehrmals erwähnt. «Man traut seinen Augen kaum», würde Herr Kiepert ausrufen, wenn er diese Urkunde eines deutschen Kaisers und ungarischen Königs zu Gesicht bekäme; der sächsische Marktflecken *Keyssd* wird darin immer *Szász-Kiszd* und die echt deutsche Stadt Schässburg wird *Segesvár* genannt! Also war Kaiser Sigismund bereits im XV. Jahrhundert ein magyarischer Chauvinist. (Herr Kiepert kann die betreffende Urkunde im 2. Bande der Geographie des Grossfürstentums Siebenbürgen von Lucas J. Marienburg lesen). Ja sogar König Albert, der Oesterreicher, war ein magyarischer Chauvinist, denn in einer Urkunde, die ebenfalls Marienburg erwähnt, lesen wir Folgendes: Nos Albertus, Dei Gratia Romanorum Rex, Dux Austriae etc. memoriam commendamus . . . quod veniens in conspectum Nostrae serenitatis fidelis noster, Magister Joannes Sachs de *Enyed*, alias de Szent-János-Hegye, Comes nostrae civitatis ac sedis *Szász-Sebes*, etc. Der magyarische Uebermut eines Herzogs von Oesterreich und Königs der Römer schlug allem historischen Recht ins Gesicht und magyarisirte den deutschen althehrwürdigen Namen *Mühlbach* in *Szász-Sebes*!

Herr Kiepert kämpft mit «deutscher Gewissenhaftigkeit» für das historische Recht der deutschen Nomenclatur, und scheint keine Ahnung davon zu haben, dass auch Mediasch, Kronstadt und Hermannstadt verhältnissmässig moderne «Erfindungen» seien. In den ältesten Urkunden wird Mediasch immer *Medjes* genannt. In Bezug auf Kronstadt schreibt der sächsische Geograph Marienburg: «Kronstadt (kronstädtisch-sächsisch: Kruhen, hermannstädtisch-sächsisch: Krünen), Corona, in alten Urkunden Brassovia, auch Brassov und Brascho, Barasso.» — In einer Note fügt er hinzu: «In allen Urkunden, die mir bis jetzt noch zu Gesichte gekommen sind, finde ich die Stadt Brassovia benannt bis zum Jahre 1355, wo eine im hiesigen Capitulararchiv befindliche Urkunde sie Corona nennt, doch geben ihr andere spätere Urkunden häufig noch den Namen Brassovia.» — Hermannstadt

erhielt den Namen vom Flusse, an welchem die Stadt gebaut wurde, und hiess demnach ursprünglich Cibinium, ungarisch Szeben, erst später wurde sie Villa Hermanni genannt, auch der walachische Name Sibin ist dem lateinischen und ungarischen nachgebildet.

Ebenso verhält es sich mit den meisten Namen der ungarischen Städte. Pressburg heisst ungarisch Pozsony, lateinisch Posonium, auch Pisonium; man wollte den Namen vom See Pelso oder Peiso, oder auch vom römischen Geschlechte Piso ableiten, woher er auch immer entstanden sein mag, so viel ist sicher, dass ihm die historische Priorität vor dem deutschen Pressburg gebührt. — Die Stadt Oedenburg heisst im Ungarischen Sopron, lateinisch Sopronium. Ob dieser Name von Sempronium entstanden sei, mag zweifelhaft sein, jedenfalls ist er aber älter, als die deutsche Benennung. — Steinamanger hat allenfalls von den im Felde zerstreuten Ueberbleibseln der römischen Colonie Sabaria den Namen erhalten, etymologisch hängt er mit Sabaria ebenso wenig zusammen wie der ungarische Name Szombathely. Auch die Stadt Raab hat ihren deutschen Namen nicht direct von der römischen Stadt Arrabona erhalten, diese Stadt war lange vor der Ankunft der Magyaren und Deutschen verschwunden, der Name aber haftete am Fluss, der auch im Ungarischen Rába heisst. Der Name des Flusses wurde dann von den Deutschen auch auf die Stadt übertragen, während sie im Ungarischen Győr und im Lateinischen Jaurinum oder Jaurium heisst. Die ungarische und lateinische Benennung sind etymologisch verwandt, und älter als das deutsche Raab.

Herr Kiepert beruft sich auch auf die oberungarischen Bergstädte. Ob Kremnitz, Schemnitz, Pukanz u. s. w. ursprünglich deutsche Wörter sind und was sie bedeuten, das wissen wir nicht, jedenfalls haben die ungarischen Namen Körmöcz, Selmeçz, Baka denselben Ursprung. Auch das deutsche «Sohl» ist dasselbe was das ungarische Zólyom, für Neusohl aber ist im Ungarischen das ursprünglich slavische Besztercze (Bistritz) gebräuchlich geworden, was jedenfalls älter ist als das deutsche «Neusohl».



Dass im Mittelalter die geographische Nomenclatur in Ungarn magyarisch oder latinisirt war, dafür liefert auch das Werk des Spaniers Juan Villeda de Aldana: *Expedicion del mæstre de campo Bernardo de Aldana a Hungria en 1548*, einen eclatanten Beweis. Das Original-Manuscript dieses Buches stammt aus dem Mittelalter und befindet sich in der königlichen Bibliothek zu Madrid. Aldana hatte an den Feldzügen gegen die Türken teilgenommen und kämpfte oft an der Seite von deutschen Kriegersleuten. Aus seinem Bericht geht hervor, dass er der magyarischen Sprache nicht kundig war, er schreibt die Orts- und Personennamen mit spanischer Orthographie. Niemals führt er einen deutschen Städtenamen an, sondern gebraucht stets nur die magyarischen oder lateinischen Benennungen. So schreibt er Pusonia und nicht Pressburg, Tiscia und nicht Theiss, Buda und nicht Ofen, Albaregal nicht aber Stuhlweissenburg, Alba Julia nicht aber Karlsburg — dieser Name kam erst seit Karl III. (VI.) in Gebrauch — Solnoc, Besquerec (Beeskerek), Beche (Becse), Temesbar (Temesvár), Lipa, Solmos, Losonz, Papa, Mohache. u. s. w.<sup>1</sup>

Im Allgemeinen kann man also mit ganzer Entschiedenheit behaupten, dass in Ungarn und Siebenbürgen alle deutschen Ortsnamen jünger sind als die rein magyarischen oder aus dem Slavischen magyarisirten. Daher kam es, dass im ganzen Mittelalter und bis in die neuere Zeit, nämlich die ganze Zeit hindurch, in welcher die lateinische Sprache die officiële Landessprache war, die latinisirten Ortsnamen durchaus den ungarischen Benennungen nachgebildet wurden. Die ungarischen Namen hatten nämlich stets eine allgemeine Geltung, während die deutschen Namen bloß eine lokale Bedeutung und keine officiële Giltigkeit hatten. Wer sich davon überzeugen will, braucht ja nur Lipssky's Repertorium, oder auch bloß Korabinsky's Geographisch-historisches und Producten-Lexikon zu durchblättern. Wir wollen nur

<sup>1</sup> Auf dieses in historischer und geographischer Beziehung interessante Werk lenkte Herr G. B. die Aufmerksamkeit in der Nummer vom 6. April der Zeitschrift „Neuzet.“

einige Beispiele anführen. Comitatus Mosoniensis, Soproniensis, Poseniensis, Jaurinensis, Nitriensis, Aba-Ujvariensis, Békésiensis; Sedes Maros, Sedes Cibiniensis, Sedes Sebesiensis, Sedes Mercuriensis (Szerdahely Szék) u. s. w. Nur sehr wenige Ausnahmen kommen vor, wie z. B. Sedes Schæsburgiensis. Aber niemals sagte man Comitatus Pressburgensis, Wieselburgensis, Oedenburgensis, etc.

Nachdem in allen europäischen Staaten dasjenige Volk, welches den betreffenden Staat begründet hat, an die Stelle der lateinischen Sprache, die im Mittelalter überall die Sprache der Cultur, der Kirche und des Staates war, seine eigene Volkssprache zur officiellen Landessprache erhoben hatte, so musste sich ja endlich auch das magyarische Volk der lateinischen Fesseln entledigen und seine Sprache zur officiellen Sprache jenes Staates machen, welcher von demselben begründet und fast schon tausend Jahre hindurch erhalten und behauptet wurde. Jede staatsbildende und staatserhaltende Nation hat das Recht ihr eigenes «Idiom anspruchsvoll» vorzudrängen, und sie wird sich diese Befugniss nicht erst von Herrn Kiepert erbitten. Er mag das einen «unpractischen Nationalstolz» nennen, aber kein noch so «isolirtes» Volk wird ihm zulieb seine staatlich begründete und historisch berechnete Nationalität verleugnen. Die Dänen und Magyaren haben ebensogut das Recht, ihre Sprache in ihrem eigenen Lande zur officiellen Staatssprache, zum Vehikel ihrer Cultur zu machen, wie es die Deutschen in ihrem Lande gethan haben.

Gegenwärtig also ist die magyarische Sprache die officielle Landessprache in Ungarn, und es ist ganz natürlich, dass im amtlichen Verkehr bloß die allgemein giltigen magyarischen Ortsnamen gebraucht werden. Herr Kiepert tadelt es, dass in den Mittheilungen der ungarischen Geographischen Gesellschaft im ungarischen Text bloß die magyarischen Ortsnamen angeführt werden, und auch das genügt ihm nicht, dass im französischen Resumé nur «die uns Abendländern allbekanntesten deutschen Nebennamen, welche historisch betrachtet eigentlich die Hauptnamen sind, in Parenthese beigefügt sind.» Er tadelt es, dass die «fast eben so

zahlreichen slavischen und rumänischen\* Ortsnamen nicht ebenfalls beigefügt sind, wie sich «das für ein so vielsprachiges Land geziemt hätte.» Ein solches Gerede ist denn doch ein wahres Gemisch von Albernheit und Unwissenheit. Oder wie soll man die Forderung nennen, dass man im magyarischen Text eines statistischen Artikels ausser den allgemein bekannten diplomatischen Namen auch die deutschen, rumänischen, slavischen Namen anführe, die doch bloß eine lokale Geltung haben? Die «Abendländer» lesen ja, wie Kiepert selbst mit hoher Befriedigung constatirt, den magyarischen Text ohnehin nicht, ausserdem dürften ihnen aber auch die slavischen, rumänischen u. s. w. Namen ebenso unbekannt sein, wie die magyarischen.

Uns Magyaren sind die Städte Breslau als Boroszló, Leipzig als Lipcse, Wien als Bécs bekannt, und dennoch führen die statistischen Ausweise in Berlin und Wien diese Namen nicht an. Ja die Berliner statistischen Tafeln enthalten nicht einmal die polnischen Namen der Städte in den ehemaligen polnischen Provinzen, obgleich sie historisch betrachtet eigentlich die Hauptnamen sind. Auch bei Aachen sollten die deutschen statistischen Ausweise die französische Benennung Aix-la-Chapelle nicht vergessen, und der ausgezeichnete italienische Statistiker Herr Bodio versündigt sich in gröblicher Weise gegen die deutsche und englische Nation, indem er in seinen statistischen Arbeiten bei Firenze niemals den deutschen Namen Florenz und bei Livorno niemals den englischen Namen Leghorn erwähnt! — —

Die Post- und Telegraphen-Stempel können natürlich keine historisch-geographisch-philologische Ortslexika sein, sie müssen sich mit einem einzigen Ortsnamen begnügen. Da nun die magyarische Sprache die officielle und diplomatische Landessprache ist und da es eine absolute Unmöglichkeit ist, in einem Staate acht bis zehn verschiedene Idiome zur officiellen Sprache zu machen: so blieb nichts anderes übrig, als die im ganzen Lande üblichen, allgemein geltigen magyarischen Ortsnamen bei den Post- und Telegraphen-Stempeln einzuführen. Ob in Posen, Schlesien, Preussen, in Schleswig-Holstein und in Elsass-Lothringen neben den

deutschen Ortsnamen auch die polnischen, dänischen und französischen Namen auf den Post- und Telegraphen-Stempeln eingravirt sind, das möchten wir wohl nicht ohne Grund bezweifeln. — Herr Kiepert möge uns darüber aufklären. In Ungarn enthalten die Stempel die ungarischen Ortsnamen, das ist eine unleugbare Tatsache. Aber eine verleumderische Lüge ist die kecke Behauptung Herrn Kiepert's, dass kein magyarischer Beamter in einem Telegramm die Namen Hermannstadt, Schässburg, Kronstadt bei Strafe der Dienstentlassung gebrauchen dürfte. Jeder magyarische Beamte ist verpflichtet, die deutsch, französisch etc. verfassten Telegramme eben so gut zu befördern, wie die magyarischen. Der magyarische Chauvinismus ist in dieser Beziehung bei Weitem liberaler, als es z. B. die Wiener absolute Regierung war, deren Beamte keine magyarisch verfassten Telegramme beförderten.

Wenn, wie Herr Kiepert behauptet, den Redactionen grosser Berliner Zeitungen die Namen Nagy-Szeben, Segesvár und Brassó, als sie von dort officiell datirte Telegramme brachten, wirklich unbekannt waren, so wirft das eben kein sehr günstiges Licht auf die geographische Gründlichkeit derselben, und sie hätten ja blos ein Ortslexikon, oder auch nur Daniel's Handbuch aufzuschlagen gebraucht, um daraus die erforderliche Aufklärung zu schöpfen.

In Specialwerken, besonders in encyclopädischen Werken und geographischen Ortslexikons ist es nützlich, ja notwendig, neben den officiellen und allgemein giltigen Ortsnamen auch diejenigen anzuführen, die als Nebennamen bei einem oder dem andern Volksstamm factisch im Gebrauch sind und eine locale Geltung haben. Ob auch der Kartograph dieses zu tun im Stande sei, und ob es möglich und nützlich sei, besonders auf Generalkarten mit sehr kleinem Massstabe zwei, drei Ortsnamen anzubringen, das möge Herr Kiepert selbst entscheiden. Dass aber der allgemein giltige officielle Ortsname auf keiner Karte fehlen sollte, das steht wohl ausser aller Frage. Und wenn die deutschen Kartographen und Geographen es für nützlich und notwendig erachten, auch diejenigen deutschen Ortsnamen zu gebrauchen, die niemals im Gebrauch waren oder bereits verschollen sind, so haben wir im

Grunde dagegen nichts einzuwenden; ob aber die französischen, englischen, italienischen u. s. w. Geographen und Kartographen dieses Beispiel befolgen sollen, das ist schon eine andere Frage. Das französische, englische, italienische Publikum versteht im Allgemeinen die deutschen Namen ebensowenig wie die magyarischen, in der Regel wird es dieselben auch eben so falsch lesen, wie die letzteren. Wenn der Engländer den magyarischen Ortsnamen Debreczen nach seiner Leseart Dibreksn ausspricht, so wird er den auf deutsche Art geschriebenen Namen Debreczin, oder gar Debreczyn wie Delitsch schreibt, auch nicht anders lesen. Auch der Deutsche liest wahrscheinlich den Namen unrichtig, denn nach seiner Orthographie sollte er Debrezen oder Debretzen geschrieben werden. Die französischen, englischen und italienischen Kartographen handeln also jedenfalls vernünftiger, wenn sie die officiellen Ortsnamen allein gebrauchen. Auch die «Times» würden eine bessere Kenntniss verraten, wenn sie z. B. den ungarischen Ministerpräsidenten nicht «Herr Tisza» nennen möchten, denn so nennen ihn bloß die deutschen Zeitungen, im ungarischen Parlamente wird er nie so genannt; wollen die «Times» das englische «Sir» auf ihn nicht anwenden, so sollen sie «Tisza úr» sagen. Das «Herr Tisza» ist bloß eine gedanken- und sinnlose Nachäfferei des deutschen Ausdrucks.

Herr Kiepert meint, dass die deutschen Namen sich ein unzweifelhaftes historisches Recht natürlich auch bei den anderen europäischen Völkern erworben haben, «weil sie von jeher ihre Kunde von Ungarn aus deutschen Schriften geschöpft haben.» — Wenn das in der That so ist, so haben die «anderen europäischen Völker» oft aus sehr trüben Quellen geschöpft, und wir möchten ihnen dringend raten, die Schriften deutscher Autoren über Ungarn stets nur mit der grössten Behutsamkeit und mit strengster Kritik zu gebrauchen. Die deutschen Schriftsteller glauben zwar, wie auch Herr Kiepert, ein ausschliessliches Privilegium der echten Gelehrsamkeit, Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu besitzen. Es ist auch möglich, dass sie über die politischen und ethnographischen Verhältnisse Afrika's, Asiens, Australiens die er-

schöpferndsten und gründlichsten Kenntnisse besitzen; dass sie aber von Ungarn, das in ihrer nächsten Nachbarschaft liegt, kaum mehr wissen, als der berüchtigte französische Tourist Tissot, das beweist unter Anderem auch die fünfte vermehrte und verbesserte Auflage von Daniel's Handbuch der Geographie. Wir wollen nur einige Probchen germanischer Wissenschaftlichkeit aus diesem Handbuche mittheilen.

Im II. Bande dieses Handbuches lesen wir auf pagina 188 Folgendes: «Am 17. Februar 1867 wurde ein ungarisches Sonderministerium berufen . . . Der Reichstag von 1868 brachte die innere Gesetzgebung zum Abschluss . . . Aber den exaltirten Magyaren war das bisher Gewährleistete nur Abschlagszahlung auf das noch zu Gewährnde. Die Magyaren begehren einen eigenen magyarischen Staat: wie sie mit bitterem Hass alles Deutsche feindselig verwerfen und entfernen, so wollen sie alle slavischen, rumänischen und deutschen Volkselemente in ihrem Lande magyarisiren; wie ihr unzweideutiges Endziel ist, die deutsche Herrschaft, *die von aussen kommt*, abzuschütteln, so wollen sie über die fremden Elemente im eigenen Staate — und diese bilden die bedeutende Mehrzahl! — herrschen. Ja, die Magyaren träumen von einer Ausdehnung ihrer Herrschaft nach Südosten, von einer civilisatorischen Aufgabe, die ihre Grenzen zunächst in Konstantinopel findet; sie fassen es nicht, dass ihre eigene Cultur versinkt, wenn die geistige Brücke, die ihnen bisher die Culturelemente zuführte, die *deutsche Sprache*, abgebrochen wird.»

«Unter dem Ministerpräsidenten Tisza wurde 1876 Siebenbürgen seiner bisherigen Rechte beraubt, das bisher selbstständige Land in eine ungarische Provinz verwandelt und in ungarische Comitate eingeteilt, welche derart begrenzt sind, dass die deutsche Bevölkerung überall in die Minorität gebracht ist. Von allen ungarischen Eisenbahnen wurden die Beamten rücksichtslos verjagt; die nationale Bewegung in den slavischen Comitaten mit Strenge niedergedrückt. Wie im deutsch-französ. Kriege mit den Franzosen, so sympathisirten im russisch-türkischen Kriege die Ungarn unverholen mit den Türken . . . Am 28. Juni 1878 kam

der sogenannte Ausgleich mit Oesterreich zu Stande . . . Im Volksleben ist die deutsche Sprache, welche ein Abgeordneter im Reichstage zu Budapest als «Sprache der Hausknechte» bezeichnete, beseitigt worden; auch Hausknechte, Kellner, Ladendiener müssen jetzt magyarisch reden, wenn sie nicht die Kundschaft verlieren wollen. Auf den Strassen findet man keine deutschen Firmen, auf den Landkarten keine deutschen Namen mehr . . . Die deutschen Theater hat man geschlossen, und nur bedingungsweise ist das bedeutendste in Budapest wieder erlaubt worden. Dabei geht die Zahl der Volksschulen und der Schüler in denselben rückwärts; gemeinnützige Arbeiten, früher von der österreichischen Regierung in Angriff genommen, sind liegen geblieben; auch das Unglück von Szegedin hat die notwendige Weiterführung der Theissregulierung nicht zu fördern vermocht . . .»

Das ist in der Tat ein gar arges Sündenregister, welches Herr Delitsch, der Vermehrer und Verbesserer des Daniel'schen Handbuchs, den Magyaren vorhält. Freilich ist dasselbe nichts Anderes als ein Gemisch von Unwahrheiten und Absurditäten. Wahr ist es, die Magyaren begehren einen eigenen ungarischen Staat, ja, sie begehren ihn nicht blos, sondern sie besitzen ihn bereits tatsächlich und rechtlich. Rechtlich hat Ungarn stets einen eigenen Staat gebildet, und die Einverleibung desselben in einen anderen Staat ist niemals gelungen. Die Staatsverfassung des Landes wurde zwar einigemal mit Gewalt suspendirt, musste jedoch stets wieder hergestellt werden. Wahr ist es auch, dass die Magyaren die deutsche Herrschaft, die von aussen kam, stets abzuschütteln bestrebt waren und eine solche Herrschaft auch in Zukunft abschütteln würden. Aber nur blinder Hass oder krasse Unwissenheit kann es behaupten, dass die Magyaren alles Deutsche feindselig verwerfen, und dass sie die geistige Brücke, die deutsche Sprache, abbrechen wollen. In allen Mittelschulen des Landes, ohne Ausnahme, ist die deutsche Sprache und Literatur ein obligater Lehrgegenstand, in keinem nicht-deutschen Lande finden die deutschen Bücher einen verhältnissmässig grösseren Absatz als in Ungarn. Und selbst die Torheiten des deutschen Schulvereins werden es

nicht dahinbringen, dass man die deutsche Sprache aus den Mittelschulen entferne. Dass auf magyarischen Landkarten keine deutschen Namen vorkommen, das versteht sich von selbst, aber dass es auf den Strassen keine deutschen Firmen mehr geben sollte, das weiss bloß Herr Delitsch; hier in Budapest finden wir in jeder Gasse eine Menge deutscher, französischer, serbischer, rumänischer etc. Firmen. Selbst in den rein ungarischen Städten, wie in Debreczin, gibt es deutsche Firmen genug. Dagegen soll es in Agram wirklich keine deutschen, sondern bloß kroatische Firmen geben, das haben aber nicht die Magyaren verschuldet. Dass die Hausknechte, Kellner, Ladendiener auch magyarisch reden, das ist ja doch ebenso natürlich, wie es natürlich ist, dass dieselben Leute in Leipzig und Berlin auch deutsch reden. Ob es wahr ist, dass ein Abgeordneter im Reichstage zu Budapest die deutsche Sprache als «Sprache der Hausknechte» bezeichnete, das wissen wir nicht, — übrigens behauptet man von Kaiser Karl V., dass er von der deutschen Sprache eine noch geringere Meinung ausgesprochen hätte, — dass aber die deutsche Sprache *im Volksleben beseitigt worden* wäre, das kann eben nur ein Mitglied des deutschen Schulvereins behaupten. Das deutsche Theater in Budapest wurde wirklich geschlossen, weil es *feuergefährlich* und *baufällig* war; nachdem die notwendigsten Reparaturen und Umgestaltungen von den Betreffenden durchgeführt waren, wurde es wieder geöffnet, und die deutschen Vorstellungen finden darin ungehindert statt. Wäre das Theater eingestürzt oder abgebrannt, und wären dabei, wie in Wien, ein paar Hundert Menschen zu Grunde gegangen, so hätte gewiss Niemand ärger auf die magyarische Missregierung geschimpft, wie der deutsche Schulverein. Von der Schliessung eines anderen deutschen Theaters im Lande wissen wir nichts, nur das Daniel'sche Handbuch weiss es, dass man alle deutschen Theater geschlossen und nur das bedeutendste in Budapest bedingungsweise wieder erlaubt habe. Eben so begründet ist seine Behauptung in Bezug auf den Rückgang der Zahl der Volksschulen und der Schüler in denselben. Nicht minder ist es eine unverschämte Lüge, dass man von allen ungarischen Eisen-



bahnen die Beamten rücksichtslos verjagt habe. Man forderte von denselben blos, dass sie sich die magyarische Sprache aneignen mögen und gab ihnen dazu eine genügende Zeitfrist, und es gibt auch gegenwärtig fremde Eisenbahnbeamte, die ihre Stellen beibehalten haben. Elsass-Lothringen und Schleswig-Holstein sind neu annektirte Provinzen des deutschen Reiches, wie viele Eisenbahnbeamten hat man in diesen Provinzen beibehalten, die der deutschen Sprache nicht kundig waren? Oder gilt es auch hier: Quod licet Jovi non licet bovi?

«Unter dem Ministerpräsidenten Tisza wurde 1876 Siebenbürgen seiner bisherigen Rechte beraubt und in ungarische Comitate eingeteilt.» Das ist wieder ein Pröbchen echter germanischer Wissenschaftlichkeit. — Im Mittelalter gab es nirgends einen einheitlichen Staat im modernen Sinne, Siebenbürgen hatte also im Mittelalter eine gewisse Autonomie, es bildete aber dennoch immer eine «ungarische Provinz». Nach der Schlacht bei Mohács wurde der ungarische Staat zertrümmert, ein Teil kam unter die Herrschaft der Türken, ein Teil bildete das Fürstentum Siebenbürgen und der Rest war das von der österreichischen Dynastie beherrschte Ungarn. Die österreichischen Regenten hatten als rechtmässige Erben der ungarischen Krone ein unverjährbares Recht sowohl auf die von den Türken eroberten Landstriche, wie auch auf das Fürstentum Siebenbürgen. Gesetzlich hätten beide Teile des Landes mit dem ungarischen Staate vereinigt werden sollen, sobald sie in den Besitz der Träger der ungarischen Krone kamen. Factisch wurde Siebenbürgen mit Ungarn nicht vereint, und erst im Jahre 1848 wurde die Union Siebenbürgens mit Ungarn in gesetzlicher Weise ausgesprochen und durchgeführt. Die absolutistische Regierung hob dieses gesetzliche Verhältniss wieder auf, der Reichstag von 1867/8 aber stellte die Union wieder her. Also nicht Tisza machte Siebenbürgen zur ungarischen Provinz. Dies geschah schon zum Teil unter König Stephan I. und zum Teil unter Ladislaus I.

Im Jahre 1876 wurde blos eine neue administrative Einteilung des Landes eingeführt; früher gab es in Siebenbürgen unga-

rische Comitate im Lande der Ungarn, székler- und sächsische Stühle im Lande der Székler und Sachsen. Diese Einteilung war eine höchst verworrene und complicirte. Die Comitate und Stühle waren sehr ungleich und hatten eine Menge von Enclaven und Exclaven. Die österreichische absolute Regierung war es, die in Siebenbürgen eine durchgreifende Veränderung einführte, indem sie das Land ohne die mindeste Rücksicht auf die frühere Einteilung nach den drei Nationen und ohne Rücksicht auf die privilegierte Stellung der Sachsen in zehn Kreise und 79 Bezirke einteilte. Die Sachsen verloren damals ihre Autonomie so gut wie die Magyaren, dennoch wagten sie es nicht die Welt mit ihren Wehklagen zu erfüllen. In keinem Kreise bildeten die Deutschen die Majorität, dennoch war in jedem Kreise und in jedem Bezirke die deutsche Sprache als ausschliessliche Amtssprache eingeführt. Die Magyaren haben in der Tat unklug gehandelt, als sie bei der Reactivirung des constitutionellen Lebens die veraltete und schon längst unhaltbar gewordene administrative Einteilung wiederherstellten, die dann doch wieder beseitigt werden musste. Man hätte die Bach'sche Einteilung beibehalten sollen, um den Sachsen den Vorwand zur Verunglimpfung zu benehmen. Die Sachsen bilden auch auf dem so sehr zerstückelten Königsboden in dem ehemaligen Sachsenlande nirgends die Majorität. Nicht die neue Begrenzung der Comitate hat dies verschuldet, sondern ihr eigenes Gebaren, und dass sie überhaupt ihre Religion und Sprache noch nicht eingebüsst haben, das haben sie einzig und allein den Magyaren zu verdanken.

Ein eclatanter Beweis der germanischen Gründlichkeit liegt auch in der Behauptung, dass die Magyaren von einer Ausdehnung nach Südosten träumen, von einer civilisatorischen Aufgabe, die ihre Grenzen zunächst in Konstantinopel findet! Das ist wohl der goldene Traum der Deutschen, den Magyaren dagegen ist er ganz und gar fremd. Sie haben genug in ihrem eigenen Lande zu schaffen: darum sympathisirten sie im russisch-türkischen Kriege mit den Türken, und darum erregte auch die Occupation Bosniens bei ihnen starken Widerspruch. Ob die Weisheit der Diplomatie,

der erst nach dem Friedensschlusse von San Stephano die Schuppen von den Augen fielen und die hinterher zu Berlin das repariren wollte, was sie früher verdorben oder versäumt hatte, die Umstände richtiger beurtheilte als die kindliche Einfalt der Magyaren, das wird erst die Zukunft lehren. — —

Wir müssten fast jeden Satz des Daniel'schen Handbues anführen und zergliedern, wollten wir alle Ungereimtheiten und Unrichtigkeiten rectificiren. Köstlich ist besonders auch die Charakteristik der Magyaren und die der Zigeuner!

«Im südlichen Ungarn — sagt das Handbuch — näht man auch zwei Säcke von größtem Segeltuch zusammen — die Hosen: ein grösserer Sack und zwei kleinere bilden den Rock . . . Die weibliche Tracht entspricht ganz dem Charakter der männlichen, und ist ihr überhaupt viel ähnlicher, als das bei unseren Trachten der Fall ist.» — Welche Sachkenntniss! — —

Auch an Widersprüchen fehlt es nicht. Einerseits wird die magyarische Bedrückung mit den stärksten Farben geschildert, andererseits heisst es wieder auf pagina 190: «Alle diese Völkerschaften wohnen unter und neben einander in demselben Lande, und doch so als wohnten sie in ganz verschiedenen Ländergebieten; sie haben, was so sehr merkwürdig ist, sich durchaus nicht gemischt und ihre Nationalitäten abgeschliffen, sondern sich so rein und frisch in ihrer ursprünglichen Eigentümlichkeit erhalten, als wären sie so eben erst eingewandert.» — Nun, wie reimt sich denn das mit der Tyrannei des herrschenden Volkes der Magyaren?

Auch die historischen Notizen aus der älteren und jüngsten Zeit enthalten viel Falsches. Auf pagina 187 lesen wir: «Der von drei Ständen gefasste Beschluss war auch für den vierten bindend», als ob man im ungarischen Landtag vor 1848 nach den einzelnen Ständen, wie ehemals in Schweden, Beschlüsse gefasst hätte. «Die meisten Bauern — heisst es weiter — waren leibeigen, mussten der Kirche den Zehnten, dem Edelmann den Neunten, dem Staate die Abgaben zahlen, und mehr als hundert Tage für den Gutsherrn arbeiten.» — Freilich in Deutschland hat derglei-

chen niemals stattgefunden; die Magyaren haben den Zehnten und Neunten erfunden! — Die Bauern mussten jedem Edelmann den Neunten zahlen, für ihren eigenen Gutsherrn aber mehr als hundert Tage arbeiten! — Davon weiss das Handbuch nichts, dass die Arbeitsleistung, die Robott, je nach der Grösse des bäuerlichen Besitztums gesetzlich geregelt und bemessen war.

Ein anderer deutscher Professor, G. vom Rath, schildert die Bedrückung der rumänischen Bauern in Siebenbürgen mit noch viel düsterern Farben. «Wenn jemals ein Volk sich aus Not und Erniedrigung emporgearbeitet hat, so die Rumänen», sagt der genannte Herr Professor der Geologie<sup>1</sup>. «Wenn ein Volk — fährt er fort — seinen Genius hätte, welcher aussprechen und klagen könnte die erduldeten Unmenschlichkeiten, welches herzerschütternde Klagelied würden wir vom Genius des rumänischen Volkes hören. Verwunderlich ist es fürwahr, dass ein so gequältes Volk nicht verzweifelte an der Zukunft, sondern in kinderreichen Ehen sein leidensvolles Geschlecht fortpflanzte durch die Jahrhunderte.» — So Herr vom Rath. — Die unmenschlichen Quälgeister und Peiniger waren natürlich einzig und allein die magyarischen Grundbesitzer. Und nur die rumänischen Bauern mussten solche Qualen und Bedrückungen erdulden; die magyarischen Bauern dagegen hatten den Himmel voll Geigen; sie waren von allem Ungemach sowohl in Ungarn als auch in Siebenbürgen gänzlich befreit! — In Siebenbürgen hatten aber auch die sächsischen Städte rumänische Untertanen, warum schildert denn Herr vom Rath nicht auch die Zustände dieser Untertanen? Er hätte es an Ort und Stelle aus Documenten und vollkommen glaubwürdigen Zeugnissen erfahren können, dass sich die rumänischen Bauern der sächsischen Städte oft zu den magyarischen Grundbesitzern flüchteten, weil sie von den letztern meistens glimpflicher behandelt wurden, als von den sächsischen Bürgern.

Herr vom Rath hat auch Italien bereist, er kennt speciell auch

<sup>1</sup> Siehe «Siebenbürgen, Reisebeobachtungen und Studien» von Prof. G. vom Rath, Heidelberg 1880.

die Verhältnisse in Calabrien. Wo war und wo ist auch gegenwärtig noch das Loos der Bauern schlimmer, in Ungarn und Siebenbürgen oder in Italien? Und kennen die hochgelehrten deutschen Professoren die Hörigkeitsverhältnisse in den Ostseeprovinzen? Wo gab und gibt es ein Land, in welchem das Loos der Bauern ein härteres war und zum Teil noch ist als in jenen Provinzen? Und waren es nicht deutsche Edelleute, die dort das Volk unterjochten und fürwahr in unmenschlicher Weise bedrückten?

Herr vom Rath und die anderen deutschen Professoren, die von der magyarischen Tyrannei so viel zu erzählen wissen, mögen uns ferner ein Land bezeichnen, in welchem der Adel, «in dessen Hand alle Macht lag», so freiwillig und grossmütig allen Privilegien entsagte, wie es der magyarische Adel im Jahre 1848 getan hat! Wo wurde ohne Revolution, ohne äussern Zwang die Befreiung der Bauern von allen grundherrlichen Lasten in solcher Weise durchgeführt wie in Ungarn?

Freilich, der magyarische Adel durfte seine Privilegien abschaffen, er durfte die vollständige Rechtsgleichheit ohne Rücksicht auf jeglichen Unterschied der Stände und Nationalitäten decretiren, jedoch die «verbrieften Privilegien der siebenbürgischen Sachsen» sollten unangetastet bleiben. Das übrige Ungarn und Siebenbürgen mochte sich wohl in einen modernen Staat umgestalten, aber der Sachsenboden, das Land der Culturträger, der Sachsen, sollte als ehrwürdiges Denkmal des Mittelalters fortbestehen! Und dennoch wagte es Herr Tisza sie ihrer bisherigen Rechte zu berauben, Herr Trefort aber hatte sogar die Frechheit, ihren Kindern die Gelegenheit, sich die magyarische Staatsprache anzueignen, darbiehen zu wollen! Ein culturträgerisches sächsisches Kind soll seinen Mund durch Aussprache eines magyarischen Wortes verunreinigen! Welch unerhörte Tyrannei!

Doch kehren wir noch einmal zum Daniel'schen Handbuch zurück. Wir wollen nur noch einige Fragen stellen: Darf man in der Topographie Ungarns auch gegenwärtig noch von «Serbien mit dem Temeser Banat» reden? Welche natürliche oder topographische Momente erfordern es, dass in der topographischen Be-

schreibung «die altgeschichtliche Einteilung von Siebenbürgen in drei Lande» beibehalten werde? Heisst es in Ritters Geiste die Geographie behandeln, wenn man z. B. Zimmermann's absurde Anekdote mitteilt, deren Gegenstand die Einwohner des Liptóer Comitats sind? — —

Nun, wir haben eines der gediegensten deutschen Handbücher der Geographie angeführt; sollen die Engländer, Franzosen und Italiener ihre Kenntnisse über Ungarn aus diesem Handbuche schöpfen? Oder sollen sie etwa die geographischen Werke, namentlich «die Erde und ihre Völker» von Hellwald zu Rate ziehen? Handeln sie nicht viel vernünftiger, wenn sie sich «von Budapest aus erleuchten» lassen? Hätte nicht selbst Herr Kiepert klüger gehandelt, wenn er den Artikel über die östlichen Karpathen, der in demselben Hefte sich befindet, in welchem die verpönte Note steht, seiner hohen Aufmerksamkeit gewürdigt hätte?

Doch nein, Herr Kiepert braucht derlei Dinge nicht zu lesen; er weiss es, auch ohne die Mitteilungen der ungar. Geographischen Gesellschaft gelesen zu haben, dass die «Dürftigkeit des Inhalts» derselben recht fühlbar ist. — Die ersten zehn Jahre hindurch erschienen die Mitteilungen blos in magyarischer Sprache. Herr Kiepert konnte sie also nicht lesen, selbst wenn er es gewollt hätte. Dennoch weiss er, dass deren Inhalt ein höchst dürftiger sei; er weiss es, dass es darin «nicht an Abschweifungen auf das politische Gebiet fehlt» und dass darin «die einschlägigen, ungleich gehaltreicheren Arbeiten siebenbürgischer Deutschen in ein ungünstiges Licht gestellt werden.» Alles das und noch viel Anderes weiss Herr Kiepert, ohne davon etwas gelesen zu haben! Ist er nicht ein staunenswertes Portentum, ein Ausbund aller Weisheit und Wissenschaftlichkeit, ja streift er nicht an die Allwissenheit Gottes?

Wir möchten ihn aber dennoch in aller Demut und Bescheidenheit fragen, in welchem Hefte und in welchem Jahrgange der geographischen Mitteilungen Abschweifungen auf das politische Gebiet vorkommen? Ferner, in welchem Hefte oder Jahrgange die ungleich gehaltreicheren Arbeiten siebenbürgischer Deutschen in ein ungünstiges Licht gestellt werden?

Oder geschah dies letztere etwa dadurch, dass in keinem Hefte der Mittheilungen die hyper-deutsch-patriotischen Toaste erwähnt wurden, mit welchen einige Mitglieder des sächsischen Karpathen-Vereins ihre Huldigung den Gästen aus der deutschen Heimat auf dem Gipfel des Surul ausdrückten? —

Zehn Jahre hindurch hatte es Herr Kiepert geduldet, dass sein ehrlicher deutscher Name unter den Ehrenmitgliedern einer aus dem halbasiatischen Barbarenvolke hervorgegangenen Gesellschaft figurirte, aber schliesslich musste der Faden seiner deutschen Langmut zerreißen. Er sendete das Ehrendiplom zurück und verlangte die Streichung seines Namens. Die Gesellschaft erfüllte natürlich sein Begehren; zwar vermag sie in der Art und Weise, wie er sein Begehren motivirte, durchaus nicht einen besonderen Beweis der arischen oder germanischen Urbanität und Bildung zu erblicken, dennoch hegt sie die volle Zuversicht, dass seinem Beispiele allenfalls bloß ein oder das andere Mitglied des deutschen Schulvereins folgen werde, dass aber die wissenschaftlichen Vereine ohne Ausnahme so viel Anstandsgefühl haben werden, um seine Insinuation einfach zu ignoriren.

Prof. Dr. JOHANN HUNFALVY,  
Präsident der ungar. Geographischen Gesellschaft.

---

## UNGARN AN DEN GRENZEN DES ORIENTS UND DES OCCIDENTS.

Gelesen in der XLIII. feierlichen Jabressitzung der ungarischen Akademie der  
Wissenschaften.

Zwei alte Türme ragen an den Ufern des Bosphorus empor, der eine am asiatischen, der andere am europäischen Gestade. Der erstere ist von den Türken Anatoli-Hissar, der letztere Rumili-Hissar genannt; jene Benennung entstammt dem Griechischen und bedeutet «Aufgang», Orient; diese ist aus dem Namen der ewigen Roma gebildet. Es scheint, als ob hier von der einen Seite der Geist des Orientes, von der anderen unter dem verballhornten

Namen Roms der Geist des westlichen Europa einander gegenüber Wache hielten. Aber das ist eben nur Schein. Zwischen Asien und Europa, insoferne man unter diesen beiden Begriffen die gegensätzlichen Richtungen orientalischer und occidentalischer Entwicklung versteht, bildet nicht der Bosphorus die Grenzscheide.

In der That, der Orient beginnt in Wirklichkeit nicht an den asiatischen Gestaden. Durch Europa zieht sich — tief hineinragend in diesen Erdteil — jene Grenze, welche den Occident vom Oriente scheidet. Jene eigenartige, die Völker des Westens so fremd anmutende Gesamtheit der Sitten, des Empfindens, der Denkungsart und der Weltanschauungen, welche wir unter der Bezeichnung «der Orient» begreifen und welche aus den Wogen des stillen Meeres aufzutauchen scheint, zieht sich — äusserlich zwar in wechselnden Formen, in der Wesenheit aber einheitlichen Charakters — durch ganz Asien und schwindet gänzlich erst an den Küsten des baltischen Meeres, in den östlichen Hängen der Karpaten, dem Laufe der unteren Donau entlang und an den Gestaden der Adria, erlahmt und gebrochen durch das Ringen mit dem gewaltig andrängenden Geiste des Westens.

Dieser europäische Orient und Dasjenige, was wir mit diesem zusammen von asiatischem und afrikanischem Gebiete die Levante im engeren Sinne des Wortes zu nennen pflegen, diese Lande sind es, die in ununterbrochener und unmittelbarer Berührung mit der Civilisation des Westens stehen; in ihrem Bereiche offenbart sich am kraftvollsten die Wechselwirkung der zwei grossen Richtungen der Entwicklung der Menschheit aufeinander. Es kann sonach nicht Wunder nehmen, dass Europa jedwede Erscheinung auf dem Gebiete dieses Orientes im engeren Sinne mit so reger Aufmerksamkeit, mit so gespanntem Interesse verfolgt, während die ferner liegenden grossen Reiche und Gebiete Asiens für uns selbst heute noch mehr weniger sagenhafte Lande sind.

Orient und Occident: welch' gegensätzliche zwei Begriffe in der That! Worin liegen denn nun aber, worin manifestiren sich die Gegensätze, welche diesen Unterschied begründen? Ist da eine Ausgleichung, oder doch eine Wechselberührung möglich?



Und im bejahenden Falle: Wer ist zu der Rolle des Mittlers berufen?

### I.

Die Feenmärchen üben zweifelsohne deshalb einen so tiefen Eindruck auf die Kinderseele aus, weil sie derselben eine vollkommen unbekannte, eigenartige Welt erschliessen. Aus demselben Grunde wirken nicht nur auf die Phantasie der westlichen Völker, sondern rufen auch in hohem Maasse deren Interesse wach die Erzählungen und Schilderungen, welche den Orient behandeln, wo Alles so fremdartig, so ungewohnt und so verschieden von dem ist, was der Westen bietet. Wir wähen, es breite sich vor uns das Land der Märchen aus, doch haben wir das Bewusstsein, dass all' das, was so wunderbar erscheint, zugleich auch in der Wirklichkeit existirt. Aus dieser Verschmelzung von Phantasie und Wirklichkeit entsteht die Sehnsucht, die uns nach dem Oriente zieht. Und erfüllt sich diese Sehnsucht, gelangen wir nach dem Osten, dann fühlen wir erst recht, wie sich Natur und Menschen, und Alles, was diese beiden geschaffen, von Allem unterscheiden, was wir bisher gesehen und gekannt.

Aehnliche Eindrücke können wir wohl oft auch im Westen empfangen. Die altertümlichen Bauten Nürnbergs, eine stille Gasse in manchem bretonischen Städtchen, oder die holländische Insel, wo Lebensweise und Gewohnheiten sich seit Jahrhunderten nicht geändert: sie versetzen uns wie durch Zauber in eine längst verschwundene, heute völlig unbekannte Zeit. Auch hier wirkt das Sonderbare und Fremdartige auf uns ein. Doch ist die Wirkung von ganz anderer Art, als jene, die der Orient auf uns übt. Wenn wir auf einem Punkte West-Europa's inmitten des Lebens der Neuzeit plötzlich den Ueberresten vergangener Zeiten begegnen, ist es uns, als stiegen in unserer Seele die Erinnerungen unseres eigenen früheren Lebens wieder auf, ganz so, als blättern wir mit ergraumtem Haare in den vergilbten Briefen aus unserer Jugendzeit. Wir haben die Empfindung, dass unsere Ahnen da gelebt und dass das, was äusserlich ungewöhnlich und über-

raschend erscheint, in engem Zusammenhange mit uns steht und bloß eine frühere Phase jener allgemeinen Entwicklung bedeutet, die auch für uns die Richtung des Fortschritts bezeichnet.

Anders im Orient. Nicht als isolirte Erinnerung an die Vergangenheit erscheint uns hier das Ungewohnte und Fremdartige. Wir treten in eine durchaus eigenartige Welt, deren Charakter sowohl in der Vergangenheit, wie in der Gegenwart sich sehr wesentlich von den Verhältnissen des Westens unterscheidet. Dabei finden wir die auffallendsten Abweichungen keineswegs in den äusseren Eindrücken, obgleich vermöge ihrer Unmittelbarkeit sich gerade in diesen die Gegensätze scheinbar am stärksten äussern. Wer, wenn auch nur flüchtig eine orientalische Stadt gesehen mit ihren weithinausragenden Moscheen und Minarets, durch die gewundenen schmalen Gässchen geirrt, wo Alles so ruhig und geheimnissvoll ist, oder die lärmende Bewegung eines Hafens beobachtet hat; wer auch nur einmal im Leben auf der alten Brücke des Goldenen Horns gestanden, wo in der summenden, fortwährend auf und ab flutenden Menge binnen weniger Stunden alle Gestalten des Orients an dem Auge vorüberziehen: der Grossvezir mit seinem glänzenden Gefolge, der nackte Bettler, der griechische oder armenische Patriarch, der bärtige katholische Bischof und der tanzende Derwisch; der stolze Tscherkessen-Häuptling und der demütige jüdische Händler; der muskulöse kurdische Lastträger und der hagere bulgarische Gärtner; und wer das unverständliche Brausen der vielerlei Sprachen gehört — der wird die Eindrücke, welche sich seiner Erinnerung untilgbar einprägen, nie vergessen.

Wenn wir aber auch nur etwas länger im Orient verweilen, werden wir alsbald wahrnehmen, dass stärker und tiefer als die Eindrücke der Aussenwelt der Eindruck ist, welchen die inneren Momente des individuellen, gesellschaftlichen und staatlichen Lebens auf uns ausüben. In der Denkweise, Auffassung und Anschauung Einzelner und ganzer Völker finden wir den auffallendsten und überraschendsten Unterschied zwischen dem Osten und Westen. Hierin, und nicht eigentlich in den äusseren Erschei-

nungen zeigen sich die trennenden Gegensätze, welche unzweifelhaft beweisen, dass die Gesellschaft im Orient und im Occident das Product zweier weit auseinander gehender Entwicklungsrichtungen der Menschheit ist. In diesem Umstande finden wir die Erklärung der Tatsache, dass wir uns von den Gewohnheiten, Bestrebungen und Institutionen, also eigentlich von dem ganzen Leben der abendländischen Völker selbst in der Ferne ziemlich richtige Vorstellungen bilden können, während betreffs des Orients auch die eingehendste unmittelbare Beobachtung nicht immer zu richtiger Erkenntniss führt. Wenn wir all das, was über irgend ein Land Westeuropa's in Zeitungen und Büchern geschrieben wird, uns verschaffen und die gesammelten Daten unbefangen und aufmerksam sichten und studiren, so werden wir im Ganzen, ja auch in den Details, ein ziemlich getreues Bild der gesammten Verhältnisse jenes Landes gewinnen, ohne dass wir auch nur unser Arbeitszimmer verlassen hätten. Allerdings hat gegenwärtig nahezu jeder einzelne Zweig des geistigen und materiellen Lebens der gebildeten Nationen ein besonderes Organ, in welchem wir nicht nur die gesammten Resultate grösserer Perioden, sondern auch die kleinsten, Tag für Tag auftauchenden Erscheinungen und Schattirungen genau verzeichnet finden. Allein nicht so sehr dieser riesige Reichtum an Daten, als vielmehr die Gleichartigkeit des allgemeinen Entwicklungs-Charakters der gesammten abendländischen Völker ist es, was uns die richtige Auffassung der Verhältnisse des Occidents erleichtert. Der Geist, welcher die westeuropäische Civilisation durchdringt und belebt, ist im Wesentlichen überall der gleiche und weil wir in demselben aufgewachsen sind, verstehen wir auch die wo immer und in welcher Form immer auftretenden äusseren Erscheinungen leichter und rascher. Dagegen, wenn wir all das sorgfältig studirt haben, was über den Orient geschrieben wurde, können wir uns vielleicht annähernd richtige Vorstellungen von den äusseren Lebensverhältnissen bilden, aber wir vermögen in die für uns so wichtigen Eigentümlichkeiten des fremden Geistes nicht einzudringen. Daher kommt es, dass in Europa so zahlreiche irrige Anschauungen über den

Orient herrschen. Aber auch auf dem Schauplatze selbst können wir nur nach langer und mühseliger Beobachtung zu richtiger Erkenntniss gelangen. Nur wenn wir im Stande sind, uns in das Leben jener Völker zu versenken, ihre Denkweise uns anzueignen, ihre Gefühle durchzufühlen und insbesondere zu folgern, wie sie folgern, eröffnet sich uns in seiner ganzen Wirklichkeit der wunderbare Ideen- und Anschauungskreis, den wir den Orient nennen.

Der Reisende, der aus eigenen Erfahrungen das orientalische Leben kennen zu lernen wünscht, kommt alsbald zu der Ansicht, dass all' Dasjenige, was darin als Besonderheit und von den westlichen Verhältnissen abweichend erscheint, sich am befriedigendsten vielleicht aus der eigenartigen Entwicklungs-Richtung der mohamedanischen Welt erklären lasse. Die Betrachtung der äusseren Erscheinungen führt von selbst zu der Voraussetzung, dass die mohamedanisch-türkische Race kraft der seit Jahrhunderten ausschliesslich geübten Herrschaft den Stempel ihrer Individualität sämtlichen Völkern des vielsprachigen und confessionell verschieden gearteten Reiches aufgedrückt hat. Allerdings sind die unterworfenen Christen nie zu einer einheitlichen politischen Nation mit der herrschenden Race verschmolzen. Sie bewahrten ihre Religion und Sprache, ihre Erinnerungen an die Zeit vor der Unterwerfung und die Hoffnung auf die Befreiung in der Zukunft. Bis auf den heutigen Tag blieben also die unausgeglichene Gegensätze zwischen den Siegern und Besiegten bestehen. Gleichwohl weisen die allgemeinen Begriffe des Lebens und der gesellschaftlichen Existenz, die Denkweise und die Gewohnheiten grössere Gleichartigkeit auf zwischen den mohamedanischen Türken und orientalischen Christen, als zwischen Diesen und den westeuropäischen Völkern, selbst in jenen Fällen, wo in den letzteren Beziehungen Stammesverwandtschaft waltet. Es scheint in der That, dass der mohamedanisch-türkische Geist sich tief in das Seelenleben der, anderen Racen angehörigen Völker dieses Reiches eingegraben hat. Die kleineren Staaten, welche im Verlauf dieses Jahrhunderts sich von dem Reich losgelöst und Selbstständigkeit

erlangt haben, sind trotz der Verdrängung des türkischen, wie des mohamedanischen Elements überhaupt, trotz der neuen, von der früheren Richtung abweichenden Entwicklung, trotz der nach westeuropäischem Muster geschaffenen Institutionen auch heute, nach mehr als fünfzig Jahren, nicht vollständig in den Ideenkreis der europäischen Welt eingetreten und der orientalische Charakter zeigt sich auch heutigen Tages noch vorwaltend in den gesammten Verhältnissen ihres öffentlichen und privaten Lebens.

Gleichwohl wäre es irrig, zu behaupten, dass der grosse Unterschied, welcher zwischen dem Orient und Occident besteht, einzig und allein in den Eigentümlichkeiten der mohamedanischen Welt oder in den besonderen Racen-Eigenschaften des islamitischen türkischen Volkes begründet sei. Ohne Zweifel haben auch diese Momente bedeutenden Einfluss auf die Gestaltung des europäischen Orients geübt. Allein das Auseinandergehen des orientalischen und des occidentalen Geistes in Europa beginnt nicht mit den Eroberungen Mohamed's II. und hat auch in den asiatischen Theilen nicht bei der Hedschra seinen Ausgangspunkt. In fernen Perioden, welche weit hinter der Entstehung des Islam liegen, können wir schon die wesentlichsten Abweichungen finden, welche noch heutigen Tages die zwei grossen Entwicklungsströmungen kennzeichnen.

Aus dem grossen Völkergemeinde, welches nachher das türkische Reich gebildet hat, ragt länger als durch ein Jahrtausend Byzanz hervor, nicht nur durch die Macht und den Glanz seiner Cultur, sondern auch und zwar vorzugsweise vermöge seiner Eigenartigkeit. Byzanz hat nicht nur seine politische Herrschaft bis an die Donau und Save und die Grenzen des heutigen Dalmatien ausgedehnt; auch sein Geist wirkte auf das Leben all jener Völker ein, welche diese Provinzen seit alten Zeiten bewohnten, oder später in dieselben eingewandert sind. Innerhalb der Grenzen des orientalischen Reiches verschwanden wohl nicht die nationalen Verschiedenheiten, gingen die individuellen Eigenschaften der verschiedenen Völker nicht verloren, doch hinsichtlich der allgemeinen Entwicklungsmomente wurde die ganze Balkan-Halbinsel

in jene Richtung einbezogen, als deren Vertreter Byzanz figurirt. Und als mit der Einnahme von Constantinopel das orientalische Reich zusammenstürzte und in einem kurzen Jahrhunderte die Macht der Sultane sich über alle jene Länder und Reiche ausdehnte, welche einst die kaiserliche Hoheit anerkannt hatten, bemerken wir doch, dass ungeachtet des Gegensatzes in Religion und Sprache die unumschränkt herrschenden Osmanli in ihren Aeusserungen des Charakters und der Auffassung auf derselben Bahn vorwärtsschreiten, welche die vollständig unterdrückten Christen verfolgt hatten. Was ist der Grund, was ist die Erklärung für diese Erscheinung? Hat sich nur der Einfluss der Ueberwundenen auf die Ueberwinder geltend gemacht, wie dies so oft in der Geschichte vorgekommen; oder offenbarte sich der Geist des Orients überhaupt, jener Geist, welcher auch Byzanz die Richtung seiner Entwicklung vorzeichnete und vielleicht als das Vermächtniss einer noch früheren Zeit, trotz der grossartigsten Umgestaltungen, auf dem Boden verheerter Länder und auf den Trümmern für immer verschwundener Völker immer von neuem wieder erwacht und ohne Unterschied der Race jedes Volk, welches in jenen Gebieten als Herr oder Knecht erscheint, unwiderstehlich in seinen Kreis zieht? Die Tatsachen scheinen die letztere Auffassung zu rechtfertigen. Und wenn dem so ist, entsteht von selbst die Frage: aus welchen Emanationen des Völkerlebens wir am ehesten die Wirksamkeit und den Charakter eines solchen allgemeinen Geistes erkennen können?

## II.

Auch neben der unübersehbar ausgedehnten Civilisation des neunzehnten Jahrhunderts erweckt unsere Achtung und unsere Bewunderung jenes hoch emporragende Niveau der geistigen Entwicklung, auf welches sich die Völker Griechenlands vor dritthalb Jahrtausenden erhoben haben. Und wer würde es wagen, den wohltätigen Einfluss der alten Cultur auf die Richtung und Entwicklung der westeuropäischen Civilisation zu leugnen? Wohl war die Continuität zwischen der Civilisation des Altertums und der

neueren Zeit Jahrhunderte hindurch unterbrochen. In den Lehren der griechischen Philosophen finden wir die meisten jener Ideen, welche die Menschheit auch in unseren Tagen beschäftigen und über Alles interessiren. In ihrer heutigen Gestalt bilden dieselben jedoch zum grössten Theile selbstständige Errungenschaften der späteren Zeiten, ohne Zusammenhang mit den Ideen des Alterthums, und nur die Geschichte der Civilisation hat nachgewiesen, dass dieselben bereits einmal vorhanden waren. Westeuropa dankt unleugbar seinen selbstständigen und originellen Denkern seine gegenwärtige Civilisation; trotzdem ist es aber unzweifelhaft, dass die Renaissance, das Zeitalter der Wiedergeburt des Westens, die belebende Kraft, zumindst zum Theile, aus den ob auch oft missverstandenen und vielleicht noch öfter gar nicht verstandenen Werken des Aristoteles und aus den Ueberresten der griechischen Kunst schöpfte.

Aristoteles und alle jene glänzenden Namen, die Dichter und Künstler, Gelehrten, Philosophen und Geschichtschreiber, in welchen wir von unserer Kindheit angefangen die Schöpfer der ewig heiteren und doch so tiefen griechischen Bildung und gleichzeitig die Meister der späteren Generationen ehren, bilden jedoch nur einen kleinen Bruchtheil des griechischen Volkes. Gegenüber diesem Bruchtheile stand die grosse Masse mit eigenartiger Denk- und Auffassungsweise. Und dies war nicht allein in Griechenland so, es ist dies eine allgemeine Erscheinung, welche in jeder Epoche und bei jedem Volke zu beobachten ist.

Jene organische Gesammtheit der intellectuellen und moralischen Kräfte, welche die Civilisation einer Race, eines Volkes oder einer ganzen Völkergruppe bildet, und in welcher nebst den allgemein menschlichen und den fremden Bestandteilen der eigenartige Geist der Race oder Völkergruppe die richtunggebende Kraft bildet, erscheint uns immer in zweifacher Gestalt: in der Begriffs- und Gefühlswelt der Gekantten und in jener der grossen Masse. Es ist keine scharfe Grenze zwischen Beiden, namentlich bei einer und derselben Nation zu ziehen, es ist sogar der Uebergang von der letzteren in die erstere ein continuirlicher und steigender.

Insofern diese Uebergangsstufen der einen oder der anderen äussersten Grenze näher stehen, unterscheiden wir mit Recht im Rahmen jeder Civilisation zwei Cultursphären, welche nicht nur an Ausdehnung, sondern auch an Inhalt wesentliche Abweichungen zeigen; es sind das die Sphäre der Höhergebildeten und die der Massen. Das Hoch und Nieder von diesem Gesichtspunkte bildet sich nicht nach gesellschaftlichen und politischen Classen. Vom Tron bis zur Hütte finden wir in jeder Schichte die Aristokraten und die Masse der Civilisation wieder.

Trotz der unzähligen Berührungspunkte in der fortwährenden Wechselwirkung war der Unterschied zwischen diesen beiden Gruppen der Bildung gross und fühlbar zu jeder Zeit und bei jedem Volke. Selbst in unserer Zeit ist derselbe bei den gebildetsten Nationen des Westens wahrzunehmen, wengleich der in riesigen Dimensionen sich verbreitende Volksunterricht heute bereits Millionen wenigstens mit den Fundamentalsätzen der Errungenschaften der Civilisation vertraut gemacht hat und wengleich unter der Herrschaft des Industrialismus die practisch accumulirten Erfindungen in jeder Schichte der Gesellschaft mit unwiderstehlicher Kraft Bahn brechen für die neuen Begriffe und Gestaltungen. Weil sich jedoch die Gebildeteren naturgemäss mehr mit ihrem eigenen Ideenkreise beschäftigen und jenen der Masse kaum der Beachtung würdigen und weil auch die Culturgeschichte in erster Reihe nur das verzeichnet, was die ausgezeichnetsten Geister gedacht oder erfunden, — offenbart sich der Unterschied zwischen den beiden Gruppen der Bildung äusserlich hauptsächlich in der grösseren oder kleineren Menge der Kenntnisse. Doch dringen wir tiefer in das geistige Leben der Masse ein, so werden wir bald wahrnehmen, dass auch solche Ideen, die für die Gebildetsten eines Volkes oder einer Zeit schon den Wert allgemeiner Wahrheiten besitzen, dass Ansichten, deren Richtigkeit in diesen Kreisen Niemand mehr in Zweifel zieht, und Begriffe, welche das Gemeingut der Bildung zu sein scheinen, in derselben Zeit und bei demselben Volke für die Menge entweder gar nicht oder nur bruchstückweise und in entstellter Form existiren. Nicht der



grössere oder engere Kreis der Kenntnisse also, sondern vielmehr Auffassung und Denkungsart bilden die eigentliche Scheidewand zwischen der Classe der Gebildeten und der Masse. Und in dieser Beziehung verdient die Letztere besondere Aufmerksamkeit. Denn bei der Gestaltung des eigentlichen Geistes der Völker und Racen ist der Hauptfactor nicht die höhere oder niedrigere Bildung, sondern vielmehr die Gesammtheit der Gefühle und Ansichten der Menge. Die Gebildeteren stellen eine Vereinigung dar, welche der ausserhalb derselben Stehende nicht begreifen kann. Und deshalb ist ihr unmittelbarer Einfluss auf die Menge überall und zu jeder Zeit ein verhältnissmässig sehr geringer gewesen. Die Wirkung der Menge hingegen gelangte schon in Folge ihrer numerischen Proportion in sämmtlichen Verhältnissen des Lebens unwiderstehlich zur Geltung. Die Ideen, welche die Encyclopädisten des XVIII. Jahrhunderts in ihren grossen Werken verkündeten und welche sie den Fürsten und den glänzendsten Gesellschaften auch mündlich verdolmetschten, drangen, obgleich Tausenden bekannt, dennoch in das Bewusstsein der Gesammtheit nicht ein. Erst als die französische Revolution jene Ideen in ihren sozialen und staatlichen Einrichtungen verwirklichte, wurden sie zum Gemeingut. Denn erst damals erschienen sie in einer Gestalt, in welcher sie auch der Menge verständlich wurden. Die Auffassung und die Gesinnung der Masse offenbart sich nämlich am kräftigsten eben in der Bildung der sozialen und staatlichen Formen. In der That können soziale und politische Institutionen nur dann Bestand haben, wenn sie der Anschauungssphäre der Menge entsprechen. Selbst der gebildetste Staatsmann muss, wünscht er einen practischen Erfolg, den Gedankengang und die traditionellen Gewohnheiten der Menge in Rechnung ziehen. Plato's Republik und Marc Aurel's Traum von der Herrschaft der Philosophie sind für ewig Träume geblieben; wie denn auch jedes Bestreben ein Traum bleibt, welches von den Höhen der Civilisation herab die Menschheit zu beglücken wünscht. In der Verschiedenheit der Wirkung, welche die Classe der Gebildeten und die Masse auf einander ausüben, finden wir zugleich die Erklärung jenes Gegensatzes, der

sich beispielsweise im alten Hellas zwischen der glänzenden Cultur einerseits und den Erscheinungen des gewöhnlichen Lebens andererseits zeigte. Jene war das ausschliessliche Eigentum der geringen Anzahl von Gebildeten; diese gestalteten sich in Gemässheit der intellectuellen und moralischen Auffassung der Menge, demnach entsprachen sie dem eigentlichen Geiste des ganzen Volkes. Solche Gegensätze können wir auch heute wahrnehmen und wenn sich dieselben heute mehr denn einst verwischen, so kommt dies daher, weil wir, die wir sie beobachten, zugleich auch Gegenstand der Beobachtung sind.

Die Kenntniss des Grades und inneren Wertes der Cultur führt daher nicht zugleich zur Erkenntniss des eigenartigen Geistes der Völker und Racen. Dieser Geist muss in den Offenbarungen des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens gesucht werden; in ihnen finden wir denn auch die Grundlage der Abweichungen und Gegensätze, welche den Orient vom Occident unterscheiden.

Es wäre ein tollkühnes Beginnen, den Schleier lüften zu wollen, welcher die Ursachen und den Zeitpunkt der Sonderung des orientalischen und occidentalischen Geistes bedeckt. Es ist dies der Beruf der Gelehrten, die es sich zur Aufgabe gemacht haben, die Art und Weise der Entwicklung des Menschengeschlechtes in den Urzeiten zu erforschen und die Grenzpunkte der von Zeit zu Zeit eintretenden Umwandlungen zu markiren. Indess wird es vielleicht doch gestattet sein, die Frage aufzuwerfen: In welcher Epoche der Geschichte und auf welchem Gebiete taucht jede dieser beiden Richtungen schon in vollkommener Ausgestaltung auf und wann geraten sie in Conflict mit einander?

### III.

In dem vom Nil bewässerten fruchtbaren Tale und auf der von den gebirgigen Küsten Kleinasiens und Syriens über den Tigris und Euphrat hinaus bis an den Indus sich erstreckenden Ebene welche durch eine schmale Landzunge mit der nordöstlichen Spitze Afrikas verbunden ist, finden wir seit uralten Zeiten

turanische, semitische und arische Völkerschaften angesiedelt. Wie es scheint, haben die Völker, welche dort selbstständige Reiche und Länder begründeten, seit uralter Zeit als Eroberer oder Unterjochte, oder zumindest als Nachbarn neben einander gelebt; das eine Volk als kleiner, vielleicht lange Zeit unterdrückter, das andere als herrschender Stamm; dann wieder das andere Volk sich aufschwingend und das vormals mächtige unterjochend. So lösen einander im Laufe der Jahrhunderte Elam und Babylon ab, das gefürchtete Assyrien, das grosse Reich der Meder und das mächtige Reich der Perser. Um den Libanon, zwischen dem Aegeischen und dem Schwarzen Meere ringen sich zeitweilig kleinere aber kräftige Völker zur Macht empor, um bald wieder zu verschwinden und anderen Platz zu machen. Nur Egyptens Urvolk besteht unverändert Jahrtausende hindurch. Tiefes Dunkel ruht auf seinem Ursprung; es scheint seine lange, schier endlose Existenz in völliger Abgeschlossenheit zu durchleben.

In den grösseren Centren, welche in diesen Gegenden der beiden Welttheile von Zeit zu Zeit entstanden, haben sich schon in sehr früher Zeit selbständige, von einander in vielen Stücken abweichende Culturrichtungen befestigt. Und diese Culturen, wenngleich sie sich vielfach einander durchsetzten, wenngleich sich in jede derselben viele fremde und entlehnte Bestandteile mengten, sind gleichwohl niemals vollständig mit einander verschmolzen. Die eigentümlichen Erscheinungen der Weltanschauung und des Glaubens der arischen, semitischen und turanischen Völker, so wie die speciellen Züge überhaupt, sind überall anzutreffen. Neben diesen ist jedoch auf jenem ungeheuren Gebiete eine Gleichförmigkeit in dem Charakter, in der Auffassung, in den sittlichen Anschauungen und in den Gebräuchen der verschiedenartigsten Völker wahrzunehmen, eine Gleichförmigkeit, welche in dem Organismus der Gesellschaft und des Staates überall zu ähnlichen Gestaltungen geführt hat, ohne den selbstständigen und ursprünglichen Charakter des Glaubens und der Cultur zu berühren. Diese Gleichförmigkeit konnte nur der fortwährenden Wirkung eines gemeinsamen und allgemeinen Geistes entspringen, welcher alle

jene Völker durchwehte, und sie alle zwang, in der nämlichen Richtung fortzuschreiten. Dieser Geist, wie er sich schon zu Beginn der geschichtlichen Periode zeigt, war ohne Zweifel der eigenartige Geist des Orients.

Ohne Zweifel bildet die unbeschränkte Monarchie in den orientalischen Staaten des Altertums den überall auffindbaren gemeinschaftlichen Zug, der am meisten unsere Aufmerksamkeit auf sich lenkt. Allein, wenn wir das Leben dieser Völker näher betrachten, kommen wir zu der Ueberzeugung, dass der Absolutismus nicht das einzige, auch nicht das wichtigste Moment in der staatlichen Entwicklung sei.

Die Reiche, welche einst in den grossen Ebenen Asiens zustandekamen, verdanken der Eroberung ihren Ursprung. Doch sind die verschiedenen Völker, welche in dem alten und dem neuen Staate neben einander lebten, in Folge der Unterjochung nicht völlig verschwunden, nicht in einander verschmolzen, sondern haben im Gegenteil viele Jahrhunderte hindurch ihre Ursprache und ihre religiösen Begriffe treu bewahrt. Doch schrumpfen sie alle zusammen neben jenem erobernden Volke, welches alle Vorteile, alle Rechte, alle Prärogativen in sich selbst vereinigt.

Der Fürst aber ist nichts Anderes, als der sichtbare Vertreter der eigenartigen Individualität dieses Volkes. Das erobernde oder herrschende Volk selber strebt die fürstliche Macht möglichst kräftig zu gestalten und mit je grösserem Glanze zu umgeben, denn es sieht in ihr seine eigene Macht und seinen eigenen Ruhm verkörpert. Selbstverständlich musste bei solcher Auffassung die königliche Gewalt sich zu einer unumschränkten gestalten und die Anhänglichkeit an den Fürsten, in dessen Hoheit das Volk seine eigene Suprematie zu erblicken glaubte, allmählig sich in göttliche Verehrung verwandeln. Indessen trotz dieser Anbetung, deren Gegenstand die Herrscher waren, vermögen wir im Orient nirgends ein echtes, angestammtes dynastisches Gefühl zu finden. Da die fürstliche Gewalt nur ein Ausdruck der Gewalt der herrschenden Nationalität war, so knüpfte die Verehrung sich nicht so sehr an die erbliche Dynastie, als vielmehr an die Person des jeweiligen

Herrschers, der durch die Weisheit und Energie seiner Handlungen den Glanz der Nation zu heben, deren Selbstbewusstsein zu befriedigen vermochte. Deshalb kamen willensstarke Usurpatoren, die aber mit der herrschenden Nationalität fühlten und deren Individualität zur Geltung brachten, nicht selten an das Ziel ihrer Wünsche und das Volk wendete sich den glücklichen Usurpatoren mit derselben Huldigung zu, mit welcher es seinen früheren Beherrschern zugetan gewesen.

Andererseits aber hält auch der Fürst die Prärogativen und Privilegien seiner eigenen Race in Ehren, denn er fühlt, dass er sein persönliches Regime und sein Ansehen nur in solcher Weise zu sichern vermag. Die orientalischen Herrscher haben das Volk, aus dessen Mitte sie hervorgegangen, niemals unterdrückt; das Gewicht ihrer Willkür bekamen stets nur die Völker anderer Racen zu fühlen. Die orientalische Despotie tritt sonach in den Monarchien des Altertums nur selten in der Form der unumschränkten Willkür des betreffenden Herrschers auf; sie bedeutet in Wahrheit lediglich die bedingungslose Herrschaft einer ganzen Race oder vielmehr einer Nationalität im engern Sinne des Wortes über die andern Völkerschaften. Und darin liegt die bezeichnendste Eigenart des Orients.

In der That, die Geschichte des Altertums vermag im Osten nicht einen einzigen Staat aufzuweisen, in welchem aus verschiedenen Elementen sich eine einheitliche politische Nation herausentwickelt hätte. Ueberall finden wir blos heterogene Nationalitäten, gewaltsam zusammengehalten durch die Suprematie Einer Race. Die Völker des Orients — selbst jene, welche Jahrhunderte hindurch bestehende mächtige Reiche gegründet hatten — vermochten in ihrer allgemeinen Entwicklung niemals die engen Schranken der Nationalität zu überschreiten. So war dies auch in Egypten der Fall, dessen aus sich selbst sich erhebende und abgeschlossen sich entwickelnde Existenz gar nicht auf Eroberung beruht hat. Und doch bildete auch dort das zähe Gefühl der Zusammengehörigkeit der Nationalität den wesentlichsten Factor in der Entwicklung der staatlichen Institution; mit dem Unterschiede freilich,

dass der Gegensatz, der in Asien zwischen der erobernden Race und den Unterjochten herrschte, in diesem, von einer homogenen Bevölkerung bewohnten Lande an den Gestaden des Nils nicht innerhalb der Grenzen des Staates, sondern zwischen Eingebornen und Fremden bestand. Aus dem stark entwickelten Nationalitäts-Gefühle folgte im Orient naturgemäss die Schmälerung, Verachtung und der Hass alles Heterogenen, alles Fremden. Die herrschende Nationalität würde es als eine sich selbst zugefügte Schmach erachtet haben, zu dulden, dass andere Racen sich mit ihr verschmelzen. Aus diesem allgemeinen Gefühl entstanden nachher die Begriffe vom Reinen und vom Unreinen, welche im alten Egypten, unter den Juden, aber auch bei anderen Racen so wesentliche Rollen spielten und den Verkehr mit Völkern anderer Racen strengstens untersagten. In dieser gegenseitigen Entfremdung, in dieser schroffen Abgeschlossenheit der Nationalitäten liegt die Erklärung für jene scheinbare Toleranz, welche von den erobernden Völkern des Ostens — ungeachtet aller schrecklichen Grausamkeiten, die sie oft genug begingen — gegenüber der Sprache, dem Glauben und den localen Institutionen der Unterjochten geübt wurde. Andererseits aber müssen wir eben in der ununterbrochenen Wirkung dieses gemeinsamen Charakterzuges den wirklichen Grund dafür suchen, warum im Orient sich nicht ein festgegründeter Staatsorganismus aus einem Gusse bilden konnte, innerhalb dessen die anfänglich fremden, ja vielleicht auch feindlichen Elemente sich allmählig zu einer einheitlichen politischen Nation consolidirt hätten. Und in dieser Hinsicht gibt es keinen wesentlichen Unterschied unter den orientalischen Staaten, mögen diese nun auf einer niedrigern oder auf einer höhern Stufe der Entwicklung gestanden sein.

Die Feldherren und Richter, die höheren Beamten und Hofwürdenträger gingen fast ausnahmslos aus den Reihen des herrschendes Volkes hervor; und zwar geschah dies nicht immer durch den Willen des sonst eigenmächtigen Herrschers, sondern oft auf Grundlage einer althergebrachten Ordnung.

Auch auf Auszeichnungen und Belohnungen, die schon im

Altertum eine so grosse Rolle spielten, konnten nur die Angehörigen des herrschenden Volkes Anspruch erheben, wie sie auch den Kern des Heeres bildeten. Nicht nur die Existenz des Reiches beruhte also ausschliesslich auf der herrschenden Nationalität, sondern diese allein besass darin staatliche Berechtigung. Eben deshalb war die Abhängigkeit der unterjochten Völker und Länder von der Centralgewalt stets auffallend locker. Die Eroberer belassen die eingeborenen Herrscher der unterjochten Länder als Vasallen auf ihren Tronen und änderten nicht einmal die alten Institutionen und Regierungsformen. Allein die ihrer Unabhängigkeit beraubten Völker, die nicht gleichzeitig in den Rahmen der staatlichen Berechtigung einbezogen wurden, söhnten sich nie mit dem Reiche aus. Sie bewahrten treu ihre Nationalität im Gegensatz zu der Nationalität des erobernden Stammes. Da die Duldung für die Sprache, die Religion und die alten Institutionen ein Ausfluss des Racenhasses war, erstreckte sie sich nur auf die engere Heimat der Unterworfenen, während dieselben im Reiche selbst, angesichts des eng abgeschlossenen Rechtskreises des herrschenden Volkes, stets aller Rechte entbehrende Fremde blieben. Darum aber förderte jene Toleranz nicht im mindesten die Verschmelzung. Ja, da sie, wenn auch innerhalb sehr enger Grenzen, der Existenz der einzelnen Nationalitäten freien Spielraum gewährte, erhielt sie in ihnen das Gefühl der Isolirtheit fortwährend wach. Die unterworfenen Völker waren die gezwungenen Untertanen, aber nicht gleichzeitig Bürger des Reiches. Ihr Bestreben war unablässig auf die Wiedererlangung der verlorenen Selbstständigkeit gerichtet, alle ihre Hoffnungen knüpften sich an den Zerfall des Reiches. In Folge dessen beunruhigten fortwährende Aufstände die Länder und Reiche des Orients. Den Zweck der Aufstände bildete aber nicht die Erringung der innerhalb des staatlichen Organismus verweigerten Rechte, sondern die Lostrennung vom Reiche, die vollständige nationale Unabhängigkeit. In diesen Verhältnissen lag die Ursache der geringen Widerstandsfähigkeit der orientalischen Staaten, daraus ist die auffallende Erscheinung zu erklären, dass so wie der kriegerische Geist des

herrschenden Volkes auch nur einigermaßen verfiel, diese Länder auf den geringsten von aussen kommenden feindlichen Anstoss so leicht zusammenstürzten.

Nicht die Grösse des Gebietes, auch nicht die Willkür der Herrschermacht, sondern die sich in enge Grenzen abschliessende nationale Gestaltung bildete den allen gemeinsamen Charakter in der Entwicklung der orientalischen Staaten des Altertums. Dies war die gemeinsame Grundlage, auf welcher sich die grossen und kleinen Staaten gleichmässig aufbauten. Die riesige Ausdehnung der Reiche entstand nur aus der Anlehnung an die geographischen Verhältnisse. Die unbeschränkte Macht der Fürsten aber findet darin ihre Erklärung, dass die herrschende Nationalität zufolge ihrer grössern Anzahl nicht tatsächlich die Hoheitsrechte üben konnte und demnach die Gesamtheit ihrer Souveränität auf den Fürsten, als das Abbild ihrer eigenen Individualität übertrug. Wo jedoch die äusseren Umstände günstig waren, konnte sich die herrschende Race nicht mehr mit dem Scheine der Souveränität begnügen, sondern wünschte auch teilzunehmen an deren Ausübung. Die an der syrischen Küste erbauten phönizischen Städte wurden von verschiedenen Stämmen derselben Race gegründet. Und doch bildete jede dieser Städte einen besonderen Staat und diese winzigen Staaten wurden nie zu integrierenden Teilen eines gemeinsamen politischen Organismus, ja es entwickelte sich nicht einmal ein Bundesverhältniss zwischen ihnen. In jeder Stadt besass einzig und allein jener Stamm staatliche Berechtigung, der sie erbaut oder vielleicht einst von ihr Besitz ergriffen hatte; was ausserdem da war, das war bereits Alles fremd. Auch hier können wir also die Wirkung des starken Nationalitätenprincipes wahrnehmen, nur in noch engeren Schranken, als im Niltale und auf den Ebenen von Asien. In Folge der geringen Ausdehnung des Territoriums und der unbedeutenden Zahl des herrschenden Stammes ist es möglich geworden, dass auch die Bewohnerschaft, welche sich die staatliche Souveränität vindicirte, an der tatsächlichen Regierung teilnehme. Und wir sehen in der Tat, dass sich in den phönizischen Städten neben dem Könige ein aus mehreren



hundert Mitgliedern bestehender Senat mit den Staatsgeschäften befasst.

Dieser Geist des Orients, welcher in Asien und Afrika auch bei den Völkern verschiedenster Abstammung eine so gleichmässige, nur durch die äusseren Umstände einigermaßen modificirte Entwicklung der staatlichen Bildungen zur Folge hatte, hielt nicht still an den Küsten, wo jene Welttheile an das Aegäische und Mitteländische Meer grenzen. Seine Wirkung erstreckte sich auch auf Europa, wenigstens auf jene Gegenden, von welchen thrakische und griechische Stämme Besitz ergriffen hatten und er blieb diesseits des Meeres derselbe, der er jenseits des Meeres war.

Die Geschichtschreiber feiern Alexander den Grossen, dass er die Griechen so schonungsvoll und mild behandelte, obgleich er sie so leicht hätte vernichten können. Und sie fügen hinzu, dass das unstreitig das Verdienst seines unsterblichen Meisters sei, der schon sehr früh in der Seele des Jünglings Verehrung und Liebe für griechischen Geist und griechische Kunst zu erwecken verstand. Andererseits wurde aber die schwere Anklage gegen ihn erhoben, dass als er mit fabelhafter Schnelligkeit das riesige Perserreich niedergeworfen hatte, er den Reizen der orientalischen Despotie nicht zu widerstehen wusste; seine Sympathien wendeten sich den Besiegten zu, sie überschüttete er mit seinen Gnaden, selbst auf Kosten seiner Macedonier. Lob und Anklage sind gleich übertrieben, ja ungerecht. Es besteht kein Unterschied zwischen der Politik, welche Alexander in Europa und derjenigen, welche er in Asien verfolgte und es scheint, dass ihn dort so wenig eine tiefe Empfindung, als hier eine blosser Laune leitete. Den Griechen belässt er den Schein der Unabhängigkeit und begnügt sich mit der Unterwerfung, mit der Hilfe in Geld und Waffen. Ebenso gründet er auf den Trümmern von Darius' Reiche keinen macedonischen oder griechischen Staat, er zwingt den Besiegten nicht die Sprache, den Glauben, die Gewohnheiten der Sieger auf, ja er erhält unverehrt die alten Institutionen. Nur in einigen der eroberten Provinzen ernennt er Gouverneure aus der Reihe seiner Führer, die Leitung der anderen überlässt er eingeborenen Häuptern. Und

doch strebte Alexander der Grosse ohne Zweifel nach Begründung eines die ganze Welt umfassenden einheitlichen Reiches; allein er konnte sich das nicht vorstellen und konnte den Versuch auch nicht anders machen, als entsprechend dem allgemeinen Geiste, der jene Zeit und den Weltteil durchdrang. Instinktiv schritt Alexander der Grosse in seinen Schöpfungen auf jener Bahn vorwärts, welche vor ihm die Assyrer, Perser und die anderen grossen Nationen des Orients befolgt hatten. Es wäre jedoch ein Irrtum zu glauben, dass Alexander der Grosse nur durch die in Asien gewonnenen Eindrücke auf diesen Weg gedrängt wurde. In kleinerem Kreise und ohne die Grenzen Europas zu überschreiten, hatte in gleicher Richtung schon König Philipp gewirkt. Die Politik dieser beiden mächtigen Fürsten war also ohne Zweifel in den allgemeinen Strebungen des macedonischen Volkes begründet. In der Entwicklung Macedoniens aber, wenn wir dieselbe unbefangen betrachten, finden wir überall die besonderen Züge des orientalischen Geistes.

Können wir aber dasselbe von den Griechen sagen? Ist es keine Kühnheit zu behaupten, dass auf dem Boden Hellas' und auf den Ebenen Asiens ähnliche staatliche Bildungen bestanden? Lehrt man uns doch schon als Kinder, dass sich an dem überschwänglichen Freiheitssinne des griechischen Stammes die zerstörenden und nivellirenden Angriffe der persischen Macht brachen. Die Geschichtschreibung verkündet begeistert, dass der zähe Widerstand des griechischen Geistes noch mehr als der griechischen Waffen die Menschheit vor völligem Untergehen in dem unbeschränkten orientalischen Despotismus bewahrt habe. Ist dem aber in Wirklichkeit so? Ist es die Wirkung des griechischen Geistes, der die Welt es zu danken hat, dass die Strömung aus dem Orient nicht ganz Europa bedeckte und dass im Westen eine selbstständige Entwicklung möglich wurde?

Nicht als einheitliche Nation unter der Führung eines Oberhauptes kamen die Griechen nach Hellas, sondern als getrennte Stämme, die auch mit einander in fortwährendem Kampfe lagen. Die aus derselben Race hervorgegangenen, höchstens verschiedene

Dialecte derselben Sprache redenden kleinen Stämme, jeder unter seinem eigenen Oberhaupte, besetzten ungefähr zu gleicher Zeit, aber doch unabhängig von einander die verschiedenen Teile der griechischen Halbinsel. Kleine Städte und Territorien entstanden auf diese Weise, jede und jedes als besonderer Besitz des occupirenden Stammes im Gegensatz zu den verwandten Nachbarstämmen. Die Akropolis und die sie umgebende Stadt, oder hie und da noch einige nahegelegene Dörfer bildeten in den meisten Fällen das ganze Staatsgebiet. Der Stamm aber, der sich auf diesem Territorium ansiedelte, besass allein staatliche Berechtigung. Was ausserhalb der Grenzen dieser winzigen Staaten fiel, das war Alles fremd, ohne Rücksicht auf die Gleichheit oder Aehnlichkeit der Abstammung, des Glaubens, der Gewohnheiten und der Sprache.

Der Stamm war sonach die staatenbildende Nationalität. Freilich begegnen wir dieser Erscheinung überall in den primitiven Stadien der gesellschaftlichen und staatlichen Entwicklung.

Die Griechen blieben indessen hier stehen, demnach noch um einen Schritt früher, als die Völker des fernerer Orients, bei welchen aus den verwandten Stämmen zumindest grössere Nationalitäten entstehen konnten. Die auf einzelne Stämme, als auf besondere Nationalitäten basirte Staatsform war unter den Griechen nicht lediglich der Ausgangspunkt im Leben der Race, dieselbe blieb auch dann noch unverändert, als Macht und Bildung bereits ihren Gipfelpunkt erreicht hatten.

Selbst jene grosse Bewegung, welche im 11. und 10. Jahrhundert die gesammten griechischen Stämme ergriff und zu fortwährenden Wanderungen und Kämpfen zwang, vermochte diese Richtung nicht zu ändern. Als die mächtige Bewegung, unter welcher fast sämmtliche Stämme ihre Plätze getauscht, zur Ruhe gekommen war, können wir auf dem Gebiete der Staatenbildung wieder dieselben Erscheinungen wahrnehmen, welche die frühere Periode charakterisirt haben. Nach diesen Wanderungen verdanken die meisten Staaten schon der Eroberung ihre Existenz. Nur dass in Hellas Sieger und Besiegte einer und derselben Race angehören; allesammt sind Griechen. Und dennoch machte die Repulsions-

kraft, welche diese beiden Elemente trennte, auch hier ihre Wirkung ebenso schroff fühlbar, wie überall im Orient zwischen den verschiedensten Racen. Auch in den griechischen Staaten konnte nur der erobernde Stamm die vollständige Oberhoheit ausüben. Das Los des unterworfenen Stammes war wohl nicht immer unerträglich, gegen die individuelle Willkür wurde oft Schutz bei den Eroberern selbst gefunden, ja zuweilen hatten die Besiegten ein gewisses, wenn auch nur beschränktes Maass von Autonomie. Aber an der Leitung jener Interessen, welche den Staat, d. i. den herrschenden Stamm betrafen, hatten die Unterworfenen keinen Anteil; sie standen ausserhalb des staatlichen Rechtskreises. Selbst die Heloten waren nicht alle einzeln Slaven, aber in ihrer Gesammtheit als Volk können sie doch nur als Diener des herrschenden dorischen Stammes betrachtet werden. Wo es aber der erobernde Stamm, sei es im Gefühle seiner Schwäche, sei es aus Rücksicht auf die unabhängigen kriegerischen Nachbarn, nicht wagte, die Unterworfenen politisch vollständig zu unterdrücken, duldete er sie nur als untergeordnete Classe. Auf dieser Auffassung beruhte das Verhältniss, welches in einem Theile der griechischen Staaten die Lage der Gymneten, Perioiken und Penesten Jahrhunderte hindurch geregelt hat. Eine Amalgamirung auf Grund der Rechtsgleichheit kam nie zu Stande und zahlreiche Kämpfe auf griechischem Boden bedeuteten nichts anderes, als den Versuch der Unterworfenen, für ihren Stamm die Unabhängigkeit, die Fähigkeit zur Staatenbildung zurück zu gewinnen.

Auch noch in Attika, wo doch die Tradition von Eroberungen nichts erwähnt, bestand der Staat aus mehreren, in verschiedenem Maasse berechtigten Stämmen. Und wenn sie auch allesammt die Bestandteile desselben bildeten, übte doch der eine, als der stärkere, über die übrigen eine gewisse Präponderanz aus.

Der griechische Boden bietet uns demnach überall ein Bild der Entwicklung der Nationalitäten im engsten Sinne des Wortes. Und aus den gesonderten kleinen Territorien bildete sich nie ein grösserer einheitlicher Staat. Im Zeitalter des Perikles können wir wohl mit einigem Rechte von einem atheniensischen Reiche

sprechen, doch kann sich dieser Ausdruck nur auf die Bezeichnung der Macht dieser Stadt, nicht aber auf die einheitliche Organisation des Staates beziehen. Die Städte, welche Athen erobert hatte, verloren nach aussen ihre Unabhängigkeit, bewahrten jedoch in den meisten Fällen ihre localen Institutionen, die Regierungsform, die sie früher besessen hatten, oft auch ihre Marine und ihre Truppen. Mit einem Worte: dieselben gingen in Athen nicht auf. Die Bürger solcher abhängiger Städte, die zu Hause einen ausgedehnten politischen Wirkungskreis besaßen, konnten in Athen nur als Fremde erscheinen und konnten dort keinerlei Gerechtsame ausüben. Selbst durch die Anlage der Colonien erweiterte sich die unmittelbare staatliche Hoheit nicht, denn die Colonien constituirten sich entweder sofort zu unabhängigen Staaten, wie Karthago und die anderen phönizischen Niederlassungen, oder sie blieben in einer nur sehr gemässigten Abhängigkeit von der Stadt, welcher sie entstammten. Und auch später, als die von Macedonien und nachher von Rom drohende Gefahr die griechischen Staaten zu gemeinsamem Widerstand zwang, resultirte die Vereinigung immer nur ein mehr oder minder loses Bündniss, welches zu keiner einheitlichen staatlichen Gruppierung führte.

Auf einem anderen Gebiete aber offenbarte sich das Gefühl der Zusammengehörigkeit mächtig unter den Griechen. Die gemeinsamen Opfer, das Orakel zu Delphi, die olympischen Spiele dienten sämmtlichen Stämmen als friedliche Berührungspunkte. Um den Ruhm, Homer's Geburtsstätte zu sein, wetteiferten sieben Städte; Phidias' Werke waren jedes Griechen Stolz; die Lehren eines Plato und eines Aristoteles fanden Verbreitung überall, wo Griechen lebten.

Im Bereiche der Ideen, auf dem Gebiete der Bildung sehen wir die gesammte griechische Race unstreitig in einheitlicher Richtung vorwärtsschreiten und nach jener glanzvollen Culturhöhe, welche alle Völker der damals gekannten Welt zur Bewunderung hinriss und welche — selbst in ihren Trümmern noch — die Achtung der gebildetsten Nationen der Gegenwart errungen hat. Indessen diese Homogenität blieb stets nur eine geistige,

sie erstreckte sich nicht auch auf die socialen und staatlichen Formationen. Die divergirende, ja gegensätzliche Anschauungswelt der gebildeten Classen und der Massen standen da einander gegenüber und wie in allen Zeiten und bei allen Völkern, so war auch in Griechenland die Auffassung der Menge von entscheidendem Einfluss auf die socialen und staatlichen Gestaltungen.

Das Königtum, die Herrschaft der Aristokratie und die Demokratie, so wie sie mit einander abwechselnd, im Laufe der Jahrhunderte auftreten, verdanken ihren Ursprung und ihre eigenartige Gestaltung der universalen Auffassung und dem universalen Gefühl der Massen d. i. der gesammten Race. In Griechenland vermochte die unumschränkte fürstliche Gewalt sich nicht dauernd zu consolidiren. Hier ebenso, wie in den phönizischen Städten boten die Begrenztheit des Gebietes und die numerische Schwäche des herrschenden Stammes günstigen Anlass dazu, dass an der Ausübung der dem ganzen Stamme zukommenden staatlichen Befugnisse fast jedes einzelne Mitglied desselben teilnehmen konnte. Es ist also natürlich, dass der erobernde Stamm oder die herrschende Classe überall bestrebt war, eine Regierungsform einzuführen, durch welche nicht allein das Beratungsrecht, sondern auch die Executivgewalt ausschliesslich ihren Angehörigen gesichert erschien. Auf solche Weise entwickelte sich in den griechischen Staaten die Herrschaft der Aristokratie und so erfolgte theils auf friedlichem, theils auf gewaltsamem Wege die Abschaffung des Königtums. Es wäre also ein Irrthum anzunehmen, dass diese wesentliche Veränderung durch den Kampf zwischen der unerträglich gewordenen Autokratie einerseits und dem Freiheitsgefühl andererseits herbeigeführt wurde. Dort, wo das Königtum von der Aristokratie abgelöst wurde, finden sich auch nicht die leisesten Spuren eines Hasses gegen das Erstere. Die Sprossen der fürstlichen Geschlechter standen auch nach dem Sturze des Königtums noch lange Zeit in hoher Achtung und auch der Titel βασιλεύς (König) blieb lange Zeit als Auszeichnung im Gebrauch. Und dem konnte auch nicht anders sein. Die Consolidirung der Herrschaft der Aristokratie hat nicht zugleich auch den Charakter der staatlichen

Entwicklung verändert. Der Stamm oder die Classe, welche die Summe des staatlichen Seins für sich beanspruchte, blieb nach wie vor die alleinherrschende, nur dass ihre Hegemonie nach aussen hin sich nicht mehr in einer Person, sondern in der Regierung Mehrerer manifestirte.

Das Nämliche war auch in der Demokratie der Fall. Den Begriff der Demokratie finden wir schon in dem Sinne der griechischen Benennung ausgedrückt. Sie bedeutet die Herrschaft des Volkes, sowie die Aristokratie die Herrschaft der Besten, d. i. einer engeren Classe bedeutet. Nicht von einer universalen Berechtigung, nicht von einer allgemeinen Volksfreiheit war also hier die Rede, sondern im Gegenteil von der Herrschaft. Zwischen Aristokratie und Demokratie bestand denn auch kein anderer Unterschied, als die Verschiedenheit in dem numerischen Verhältnisse Jener, welche die staatlichen Befugnisse für sich reclamirten und an der Ausübung der Gewalt tatsächlichen Anteil nahmen.

Die Macht der herrschenden Classen hatte ursprünglich im Grundbesitz gewurzelt. Durch den Fortschritt der Schifffahrt und des Handels, durch den Kriegsdienst auf Kriegsschiffen und in den Heeren gelangten später auch Viele aus den untergeordneten Classen zu Vermögen und Einfluss und bildeten neue Classen, welche, ohne an der Leitung der Staatsgeschäfte teilzunehmen, einige Bedeutung erlangten neben dem Adel, der allmählig verarmte. Nichts charakterisirt indessen auffallender die Eigenart des griechischen Geistes, als die Tatsache, dass diese sich neu bildenden Schichten der Gesellschaft so lange Zeit die Suprematie der Aristokratie ruhig über sich ergehen liessen, ohne deren Sturz anzustreben oder auch nur den Versuch zu machen, ihr Concessionen abzurufen. Langwierige politische Kämpfe zwischen den unterdrückten und den herrschenden Classen, das langsame, aber ununterbrochene Vorwärtsdringen der ersteren auf dem Gebiete der staatlichen Befugnisse, die stufenweise Nachgiebigkeit oder das allmähliche Zurückweichen der letzteren: sind Erscheinungen, die unbekannt sind in der Geschichte der griechischen Staaten.

So war auch jene Umgestaltung, welche in der Entfernung

von zweitausend Jahren so grossartig und erhaben erscheint, nicht das Resultat des definitiven Sieges des allmählig zum Rechtsbewusstsein erwachenden und für seine Freiheit unermüdlich kämpfenden Volkes. Wie Pallas Athene aus dem Haupte Jupiter's, so kam die Demokratie plötzlich zu Stande, ohne jeden Uebergang und anfangs schon fast in jener Gestalt, in welcher sie sich späterhin zeigte. Dies ist auch natürlich. Bei der Begründung der Demokratie handelte es sich nicht darum, die Privilegien im Sinne der Rechtsgleichheit für Jedermann abzuschaffen, sondern im Gegentheil darum, dass die Privilegien erhalten, ja gesteigert, und dass derselben mehr Begünstigte theilhaftig werden sollten, als ehemals, d. h. auch Jene, die in Folge ihrer gesellschaftlichen Stellung, ihres Vermögens oder persönlicher Eigenschaften Anspruch darauf erheben konnten, sich mit dem herrschenden Stamme oder der herrschenden Classe in die Souveränität zu teilen. Da nicht die Ausdehnung des bürgerlichen Rechtes und der Freiheit, sondern bloss die Ausdehnung der Macht auf die unteren Classen das Ziel bildete, kam die Demokratie ohne vorhergehende Kämpfe und oft ohne gewaltsame Erschütterung zu Stande, so wie die Zahl und der Einfluss jener Classen die entsprechende Proportion erreicht hatte.

Auch zur Zeit der Herrschaft der Demokratie änderte sich daher jener Geist nicht, welcher bei den Griechen die Staatsbildung vom Anbeginn an durchzogen hatte. Eigentlich erhielt nur die herrschende Classe weitere Grenzen, doch verlor sie nicht ihren ursprünglichen Charakter. Die souveräne Volksversammlung von Athen, welche übrigens stets bloss aus einem verhältnissmässig geringen Teil der Einwohnerschaft bestand, übte die höchste Gewalt mit ebensolcher Willkür, und sie unterdrückte Alles im Staate um sich her ebenso, wie es früher die Aristokratie und wie es in den grossen Reichen des Orients die Fürsten taten. Die Omnipotenz der Demokratie in Griechenland war ihrem Wesen nach nichts Anderes als das, was wir in Asien und Egypten orientalischen Despotismus nennen. Und deshalb waren auch jene Erscheinungen, welche Auswüchse der schrankenlos gewordenen



Demokratie zu sein scheinen, nichts Anderes, als die natürlichen Folgen dieser allgemeinen Richtung. Wir haben daher die Erklärung jener Erscheinungen nicht in dem reizbaren und leichtfertigen Charakter der griechischen Race, sondern vielmehr in dem Umstande zu suchen, dass das Volk (oder richtiger die Classe der ausschliesslich Berechtigten) sich die Gesammtheit der staatlichen Souveränität zueignete und seinen eigenen Willen, ja sogar seine Laune über das Recht und das öffentliche Interesse setzte.

Es berührt uns immer unangenehm, wenn wir nachträglich unseren Lieblingsansichten entsagen müssen. Ohne Zweifel fällt es uns daher schwer die These anzunehmen, dass selbst die Griechen, die wir gewohnt waren als den Gegensatz der orientalischen Völker zu betrachten, dem Geiste des Orients gehuldigt hätten. Und doch können wir nicht in Abrede stellen, dass das wesentlichste Kriterium der orientalischen Staatenbildung sich in Hellas ebenso entschieden, wie im Lande der Pyramiden, an den syrischen Gestaden und in den weiten Gebieten Asiens offenbarte. Nirgends sehen wir, dass sich aus verschiedenen Racen und Nationalitäten ein entsprechender Staat bilden würde. Ueberall identificirt sich der Staat mit der streng in sich selbst abgeschlossenen Nationalität. Ja, bei den Griechen ist diese ohnehin eng begrenzte Entwicklung in noch engere Schranken eingezwängt. Bei ihnen dehnte sich die Entwicklung der Staatsbildung nicht auf die ganze homogene Race, sondern nur auf die einzelnen, von einander ewig getrennten Stämme derselben aus.

Jahrhunderte vergingen, Völker entstanden und verschwanden, doch änderte der Lauf der Zeit und der Wechsel der Ereignisse den Geist des Ostens nicht, der seine Wirkung unverändert von dem fernsten Altertum bis ganz auf unsere Tage im Kreise all' jener Völker entfaltete, welche auf jenem grossen auf drei Welttheile sich erstreckenden Gebiete Staaten von langer oder blos vergänglichlicher Dauer gebildet haben.

Angesichts dieser auffälligen Erscheinung fragen wir mit Recht: in welchem Zuge der menschlichen Natur wurzelt jene allgemeine Tendenz, welche wir den Geist des Orients nennen dür-

fen? Denn es ist unzweifelhaft, dass, wie immer auch Gesellschaften und Staaten entstanden, in ihrer späteren Entwicklung, neben den äusseren Umständen von unzweifelhaft grossem Einflusse, stets ein schärfer ausgeprägter Zug der menschlichen Natur den wesentlichsten Factor bildet.

Die Bedingungen des Zusammenlebens als gesellschaftliche und staatliche Formen haben sich bei allen Völkern unter der Wechselwirkung der die Geselligkeit hervorrufenden Notwendigkeit und des individuellen Bewusstseins, ja oft aus dem Widerstreite dieser Momente entwickelt, u. zw. in verschiedener Weise, je nachdem das eine oder das andere Moment für längere Zeit in den Vordergrund tritt.

Im Orient hatte immer und überall das Gefühl der Individualität das Uebergewicht und zwar das der starrsten, Alles auf sich selbst beziehenden Individualität. Hinsichtlich der Griechen zweifelt Niemand daran, dass jene Anschauungswelt, aus welcher bei ihnen die grenzenlose Verehrung des Schönsten, Kräftigsten, kurz des Vortrefflichsten und die Sehnsucht, ebenso zu werden, oder wenigstens zu scheinen, sich entwickelte und welche einerseits zu überwiegender Sinnlichkeit und zur erhabensten Kunst, andererseits aber zur staatlichen Zerstückelung Griechenlands führte, wirklich auf dem sich überaus kräftig offenbarenden Gefühl der Individualität beruhte. Doch wird es auf den ersten Augenblick vielleicht ein Widerspruch scheinen, wenn wir das Nämliche behaupten von den grossen asiatischen Reichen, ja von dem Lande der Pharaonen, wo vor der unbeschränkten Willkür des Herrschers die Menge gleichsam ohne Willen und Selbstbewusstsein in den Staub sinkt. Nichtsdestoweniger hat auch im entfernten Osten die kräftige Manifestation des individuellen Bewusstseins das höchste Moment der Entwicklung gebildet. Dieses durchzieht wie ein roter Faden alle jene staatlichen Gestaltungen, die unter dem Einflusse des orientalischen Geistes der nämlichen Richtung folgten.

Das Gefühl der Individualität hat im Oriente stets einen exclusiven Charakter gehabt. Es suchte unbedingt zur Geltung zu

kommen, und wenn dies in dem Kampfe gegen stärkere Individualitäten nicht gelang, konnte es sich beugen oder brechen, aber es konnte niemals pactiren; ja es hütete sich ängstlich vor jeder solchen Nachgiebigkeit und Versöhnung, welche auf Grund der Verschmelzung dem Stärkeren und Schwächeren einen gleichen Rechtskreis sichert, zugleich aber den ursprünglichen Charakter des Letzteren und in den meisten Fällen Beider aufhebt.

Schon auf der ersten Stufe des gesellschaftlichen Lebens, in der Familie, sehen wir diese Tendenz sich verwirklichen. Im Orient hat sich zwischen Mann und Weib niemals das auf Gleichberechtigung beruhende Familienverhältniss entwickelt. Die stärkere Individualität, d. h. der Mann, hat von ihrer Machtsphäre der schwächeren Individualität, d. h. dem Weibe, niemals etwas überlassen, ja dieselbe vollständig in den Hintergrund gedrängt. Das Weib aber setzte den ungleichen Kampf nicht fort, sondern beugte sich ohne Murren vor der Ueberlegenheit des Mannes. Die Vielweiberei, die abgeschlossene Lebensweise, die Verschleierung waren die natürlichen Folgen der untergeordneten Stellung des Weibes. Die idealische Liebe und jene ausnehmende Zärtlichkeit den Frauen gegenüber, welche die ganze Poesie des Orients durchweht, übte keinen Einfluss auf die gesellschaftliche Stellung des Weibes. Sie sind nichts Anderes, als das oft wohlwollende, aber stets einigermassen geringschätziges Mitleid des Stärkeren, des Mächtigen für das machtlose, der Selbstständigkeit, der freien Entschliessung völlig entbehrende Wesen. Der Wille, ja die Person des Mannes bestimmte die ganze Lebensordnung des Weibes und wenn sich dieses dem Manne unbedingt unterwarf, konnte es auf die Nachsicht, ja auf die Zärtlichkeit seines Herrn zählen. So verhielt sich dies auch bei den gebildeten Griechen, wenn auch vielleicht etwas minder schroff als in Asien. Aristoteles war sicherlich nur der Dolmetsch der öffentlichen Meinung, als er das Weib ein Wesen niederer Gattung nannte. In der That hatten die Gebräuche und die gesetzlichen Verfügungen in Griechenland das Weib fast aller Rechte beraubt und in allen Lebensbeziehungen vom Manne abhängig gemacht. Und wenn dennoch zeitweilig einzelne Frauen

in der griechischen Gesellschaft eine hervorragende Rolle spielten, so hatten sie den Einfluss, welchen sie tatsächlich ausübten, keineswegs der Anerkennung ihrer Rechte zu danken. Die Erklärung dieser Erscheinung finden wir blos in dem Umstande, dass die Griechen, ebenso wie die dem Geiste des Orients huldigenden Völker sich jeder trefflichen Individualität respectvoll beugten, gleichviel welche Eigenschaft immer das Wesen der Trefflichkeit ausmachte: die physische Kraft, der energische Charakter, die Geschicklichkeit, die hohe Bildung oder die Schönheit der Formen.

Gleichwie in der Familie, so war auch auf dem Gebiete der Staatenbildung die Ueberwucherung des Individualitätsgefühls im Orient der mächtigste Factor. Unter der Einwirkung des äusserlichen Zwanges entstanden Stämme und aus diesen Völkerschaften homogener Nationalität; allein, kaum hatten sie jene Grenze erreicht, innerhalb welcher eben nur erst die Möglichkeit gemeinsamen Zusammenlebens des Volkes gesichert war, so gewann sofort auch das exclusive Individualitätsgefühl die Oberhand, welches jede weitere Massirung vollständig behinderte. Die also gebildete Nationalität opferte zu Gunsten Anderer absolut nichts von ihren individuellen Eigenschaften, von ihrer Superiorität; sie hütete eifersüchtig ihre eigene Individualität.

Auf dieser Entwicklungsmodalität basirten die Nationalitätenstaaten; aus ihr verstehen wir deren eigentümlichen Charakter. Andererseits aber verdanken eben dieser Zähigkeit einige der orientalischen Nationalitäten des Altertums ihren langen Bestand unter vielen Widerwärtigkeiten und ihr Wiedererstehen nach Jahrhunderte langem Schlummer, nach scheinbarer Vernichtung.

In den Staaten des Orients konnte sich eben in Folge des exklusiven Charakters des Gefühles der Individualität die individuelle Freiheit nie entwickeln. Auch das vollkommenste Maass der Freiheit, welches der einzelne Mensch ohne Auflösung der staatlichen Bande geniessen kann, vermag nur ein beschränktes zu sein. Auf der Basis der gegenseitigen Entsagung und Verständigung müssen die Grenzen festgestellt werden, in welchen sich das Individuum frei geltend machen kann, ohne Andere in der

Uebung des gleichen Maasses von Freiheit zu behindern. Das sich schroff abschliessende Individualgefühl des Orients war jedoch zu einer solchen Entsagung und Verständigung nicht geneigt. Es beanspruchte für sich eine vollständige und unbeschränkte Macht-sphäre und wenn es dieselbe nicht errichten konnte, zog es sich zurück. Aus dieser Richtung folgte von selbst, dass im Orient der Staat als stärkste Individualität die individuelle Freiheit seiner Bürger nicht dulden konnte. Und wirklich spielt im Orient die staatliche Einmischung und Anordnung überall im ausgedehntesten Maasse eine Rolle. So war dies selbst auf dem sogenannten classischen Boden der Freiheit, in Hellas, der Fall. Der Staat drängte das Individuum vollständig in den Hintergrund. Und inwieweit dieses Verhältniss der allgemeinen Auffassung entsprach, dafür finden wir den auffallendsten Beweis darin, dass wir inmitten der unzähligen inneren Kämpfe und Bewegungen, welche so viele Male die Existenz der orientalischen Staaten erschütterten, niemals einem Streben begegnen, welches die Sicherung der individuellen Rechte oder die Erweiterung des rechtmässigen Wirkungskreises des Individuums zum Zwecke gehabt hätte. Es konnte dies auch nicht anders sein, denn im Orient bildeten nicht die durch allgemeine Rechtsnormen und durch gemeinschaftliche Feststellung zu Stande gekommenen Institutionen im Staate jene Kraft, vor welcher sich Jeder in gleichem Maasse beugen musste, sondern der unbeschränkte Wille einzelner hervorragender Individuen, welche im Namen der herrschenden Classe die grösste Macht ausübten. — Und deshalb können wir uns nicht darüber wundern, dass in Griechenland selbst die entwickelteste Demokratie in die Tyrannis überging, und dass es selbst auf dem Gipfelpunkt seiner Blüte fortwährend unter der Führung einzelner ausgezeichneten Männer stand, welche die Geschichte wohl nicht Tyrannen nennt, die aber tatsächlich die grössten Tyrannen waren. Jene mächtig wirkende Kraft, welche die Gesellschaft und den Staat selbst bei den verschiedensten Völkern zu einer so gleichmässigen Entwicklung zwang, erstreckte ihre nivellirende Wirkung auch auf die Gestaltung des Volkscharakters. Wir finden in der That bei den

Nationen des Orients im Altertum ohne Unterschied der Race gewisse Züge, die allen gemeinsam sind.

Zähe Widerstandsfähigkeit in der Passivität, aber ein geringeres Maas der ausdauernden und activen Energie; ein lebhafter Sinn für die Beobachtung, andererseits aber Geringschätzung für die Postulate des practischen Lebens; Schlaubeit in den gesammten Verhältnissen des öffentlichen und privaten Lebens, als die einzige natürliche Waffe des Schwächern gegen den Stärkern; Grausamkeit gegen die verachteten und gehassten Fremden, wofür das Kriegerrecht der Griechen in der glänzendsten Epoche der Bildung ein so trauriges Zeugniß ablegt; der Mangel einer den ganzen Staat, als die Summe des Begriffes der politischen, rechtlichen und nationalen Einheit umfassenden Vaterlandsliebe und höchstens die Begeisterung für die Vaterstadt, den Stamm, die im engsten Sinne genommene Nationalität: alle diese Eigenschaften charakterisiren gleichmässig jenes kolossale Völkergemenge, das vom Indus bis zur Sabora, vom Kaspischen Meer bis zur Ostküste der Adria wogte und von der Urzeit angefangen die gleiche Richtung der Entwicklung einhielt.

Wenn aber der Orient wirklich nach Europa herüberdrang, wenn selbst die Griechen seiner unwiderstehlichen Macht huldigten, — wo sollen wir das Volk suchen, in dessen Kreise sich zuerst der Genius des Westens manifestirte im Gegensatze zu dem so viele verschiedene Racen, ein so weites Terrain umfassenden Geiste des Ostens? Unwillkürlich wendet sich unser Blick Rom zu.

#### IV.

In unbekannter Zeit, inmitten von Völkern verschiedener Abstammung entsteht, sozusagen unbemerkt, eine Stadt an den Ufern des Tiber. Durch Abstammung, Religion und Gewohnheiten eng mit den nahe wohnenden Völkern verknüpft, aber doch unabhängig von diesen gestaltet sich die neue Ansiedlung. Zu Beginn vegetirt sie in den kleinlichen Verhältnissen der primitiven Existenz. Bald stösst sie mit den Nachbarn als Angreiferin oder

Angegriffene zusammen. Sie kämpft lange mit wechselndem Glücke, verzagt aber nie. Sie erstarkt stet'g trotz erschütternder Schläge. Dann überschreitet sie ihre engen Grenzen und dringt erobernd vor. Von diesem Momente an wächst ihr Einfluss und ihre Macht fortwährend. Aus der einst kleinen Gemeinde wird ein Staat, der bereits ganz Italien in sich fasst. Endlich erscheint Rom als riesiger Staat vor uns. Seine Herrschaft erstreckt sich auf drei Welttheile.

Es ist eine ergreifende, grossartige Gestaltung, aber nicht ungewöhnlich in der Geschichte der Menschheit. Die Entwicklung kann immer nur eine stufenweise sein. In dieser Beziehung steht also Rom nicht allein. Auch das Maass der territorialen Ausdehnung und der Macht bildet keine Ausnahme. Es gab im Laufe der Jahrtausende Reiche, welche in dieser Beziehung Rom nahekommen, ja es vielleicht übertreffen. Nicht in diesen Momenten also liegt die weltgeschichtliche Bedeutung Roms. Wichtiger als diese und unsere Bewunderung in höherem Maasse erregend ist die Tatsache, dass die eigentümliche Entwicklungs-Modalität, welche auf dem Gebiete der gesellschaftlichen und staatlichen Bildung in Rom zuerst entstand, nicht verschwunden ist, als der Staat vernichtet wurde und auch das römische Volk von der Erde verschwand. Nach jener grossen Gährung, welche der alten Welt ein Ende machte und aus der Westeuropa als herrschender Erdteil hervortrat, finden wir wieder den Geist des alten Rom. In der Umgestaltung begriffene, ja sich sogar neu bildende Völker waren gezwungen, sich diesem Geiste zu unterwerfen, der, immer weitere Kreise umfassend, endlich alle jene Nationen durchdrang, die gegenwärtig die gemeinsame Richtung des Westens befolgen. In diesem auf Jahrhunderte hinaus wirkenden Einflusse, in dieser stetig wirkenden Kraft ruht die Grösse Roms, sie sind es, die ihm den Namen der Ewigen Stadt sichern. In der Tat, den Geist des Westens, wie er sich im Gegensatze zum Osten manifestirt, hat Rom geschaffen, dort ist er gross geworden, von dort erging er durch alle Welt.

Wir können aber vielleicht fragen, ob jene Richtung der Ent-

wicklung, welche den eigentümlichen Charakter Roms bildet, im römischen Volke entstanden ist, oder ob sie nur das Resultat schon früher vorhandener Factoren war? Im Leben der Völker ebenso, wie in der Natur ist Dasjenige, was ist, nicht immer zweifellos die naturgemässe Fortsetzung dessen, was war. Allein, wie selten gelingt es, den wirklichen causalen Zusammenhang zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit nachzuweisen! Gewiss ist auch das römische Volk nicht durch Zufall oder irgend eine aus sich selbst entstandene Kraft in jene Richtung gedrängt worden, die es nie mehr verlassen hat. Es wäre aber trotzdem ein nutzloses Bemühen, die Gründe nachweisen zu wollen, welche die eigentümliche Entwicklung Roms hervorgerufen haben. Wir finden sie nicht im Leben der Völker, in deren Mitte Rom erbaut wurde. Die Geschichte schweigt über das Schicksal Italiens in der ältern Zeit. Wir können daher nur mehr ahnen, dass in Etrurien, bei den Stämmen der Italer und in den griechischen Küstenstädten die Staatsbildung im Wesentlichen sich nicht von den analogen Verhältnissen Phöniziens und Hellas' unterschied. Freilich hat der lateinische Bund, die etruskische Vereinigung eine engere politische Existenz geschaffen, als die Föderationen der kleinen Staaten von Hellas. Und in dem sogenannten Gross-Griechenland tauchte, wenn auch vorerst noch undeutlich, auch schon die Idee des einheitlichen Staates auf, von welcher das Mutterland nicht einmal zu träumen wagte. Diese Erscheinungen beweisen eine von den Ansichten des Ostens einigermassen abweichende Auffassung. Aber all das war nicht im Stande auszugähren und nahm nie eine scharf umschriebene Form an. Italien ist in der Zeit vor dem Erscheinen Roms ebenso durch staatliche Zerrissenheit charakterisirt, selbst innerhalb derselben Race, wie Griechenland. Auf diesem Boden, inmitten dieser Völker, entstand Rom. Die wissenschaftlichen Forschungen der neueren Zeit verweisen die traditionellen Ereignisse der ersten Jahrhunderte in das Reich der Märchen. Der göttliche Romulus, der weise Numa, der tyrannische Tarquinius, Brutus, der ideale Freiheitsheld, und all die grossen Gestalten, die wir mit Bewunde-



rung, ja mit einer gewissen Scheu zu nennen gewohnt sind, sie umgeben uns heute nur mehr als schwankende Schatten. Auf die Gestaltung des eigentümlichen Geistes Roms wirft also auch die verblasste Geschichte der ersten Epoche kein Licht. Allein die traditionellen Sagen können doch nicht bloß die willkürlichen Erzeugnisse der Phantasie sein, und wenn sie auch nicht von wirklich geschehenen Ereignissen erzählen, so symbolisiren sie wenigstens das stufenweise Fortschreiten der innern Entwicklung des Staates. Und damit müssen wir uns zufrieden geben.

Die Frage ist noch nicht entschieden, und vielleicht wird sie auch nie endgiltig gelöst werden, ob Rom durch gewaltsame Occupation oder durch friedliche Ansiedlung zu Stande gekommen, ob seine ersten Bewohner aus demselben Stamme oder aus verschiedenen Racen hervorgingen? Wie immer jedoch die Stadt entstanden sein möge, darin wenigstens stimmen die Meinungen überein, dass dort ebenso, wie in den kleineren Staaten Griechenlands mindestens zu Beginn zwei streng abgesonderte Classen einander gegenüberstanden. Die eine bildeten jene Geschlechter, die untereinander wohl auf der Basis der vollen Gleichheit, aber in ihrer Gesamtheit ausschliesslich für sich die Kenntniss und Uebung der religiösen Ceremonien, im Staate aber das Verfügungsrecht und die executive Gewalt in Anspruch nahmen. Zur zweiten dagegen gehörten jene, die, wenn auch keine Sklaven, an jenen Rechten und Vorteilen nicht participiren konnten. Bei dieser auffallenden Aehnlichkeit der griechischen und römischen Verhältnisse — wie bedeutend ist doch der Unterschied schon in diesem primitiven Stadium der Entwicklung!

Ging der erste Stoss gegen die herrschende Classe, welcher Rom auf die entgegengesetzte Bahn trieb, von den, in den unteren Schichten des Volkes eine Stütze suchenden Königen aus, oder hat er einen anderen Grund: das vermag die Geschichte nicht mehr aufzuklären. Das Resultat jedoch steht klar vor uns. Und in dieser Beziehung ist die auffallendste Erscheinung zweifellos jener Kampf, der zwischen Plebejern und Patriziern schon sehr frühzeitig begann, nie mehr ganz aufhörte und der einerseits auf die Ero-

berung der entbehrten Rechte, andererseits auf die Intacterhaltung der traditionellen Privilegien gerichtet war. Die Plebs forderte anfangs nur eine Stelle in der Executive. Als sie diese erreicht hatte, begehrte sie auch ihren Teil an der Gesetzgebung. Endlich begnügte sie sich auch damit nicht, sondern verlangte auch an der Uebung der religiösen Ceremonien zu participiren. Nicht eine allgemeine Revolution oder Umgestaltung verschaffte dem Volke diese Errungenschaften gewissermassen mit einem Schlage, wie dies in Griechenland bei der Begründung der Demokratie geschah. Langsam und von Stufe zu Stufe drang das plebejische Element in das von den Patriziern eifersüchtig gehütete Sanctuarium der staatlichen Berechtigung ein.

Oft gab es langwierige, erbitterte Fehden zwischen den beiden Classen, oft auch kam es zu blutigen Zusammenstössen; schliesslich aber behielt dennoch nicht die Waffengewalt oder das numerische Uebergewicht, sondern die im richtigen Augenblicke beiderseits bekundete kluge Versöhnlichkeit den Sieg. In den Rogationen einzelner Volkstribunen finden wir bereits gleichsam das Programm aller Forderungen der Plebejer. Und trotz all dem hat das Volk niemals den Versuch gemacht, gegenüber dem Widerstande der herrschenden Classe diese Forderungen in ihrer Gesamtheit auf einmal zu realisiren. So oft der Conflict zwischen Plebejern und Patriziern die äusserste Höhe der Erbitterung erreichte, fand gewöhnlich eben zur selben Zeit auch der friedliche Ausgleich statt. Jene begnügten sich nämlich damit, dass ein Teil ihrer Forderungen in Erfüllung ging, während diesesich noch zu rechter Zeit dazu verstanden hatten, einem Teile ihrer Prärogativen zu entsagen. Die gegenseitige Abfindung ist in der That der originellste und interessanteste Zug in jener, durch Jahrhunderte währenden Fehde, welche wir — um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen — den grossartigsten Verfassungskampf der Welt nennen können.

Im Osten duldete das exclusive Gefühl der Individualität nicht den Bestand neben einander gelegener, in verschiedener Weise abgegrenzter, aber in einander hinübergreifender Rechtssphären. Wer immer auf Befugnisse Anspruch erhob, der wollte dieselben stets

allein und ohne jede Einschränkung ausüben. Deshalb strebten Einzelne, ebenso wie Classen und ganze Völker allezeit nach unumschränkter, sich unbedingt zur Geltung bringender Herrschaft.

Wohl war ursprünglich auch dem römischen Staate die ausschliessliche Herrschaft einer Classe zu Grunde gelegen. Allein so wie die Fehde zwischen Plebejern und Patriziern begann, schlug auch die Staatenbildung eine andere Richtung ein. Das Endziel der Strebungen des Volkes bildete nicht mehr, wie im Orient, die willkürliche Ausübung der Macht, sondern die Sicherung seiner Beteiligung an den Staatsgeschäften in festgestellter Weise und in bestimmtem Maasse.

Und darin liegt eines der bedeutsamsten Momente der Entwicklung Roms. Denn aus dieser Auffassung ergab sich vor Allem die Regelung der besonderen Rechtskreise der beiden Classen, die einander gegenüberstanden.

Das Verhältniss, welches auf solche Weise zwischen den staatsbildenden Elementen zu Stande kam, hatte in der That einen vertragsmässigen Charakter, welcher wohl Jedem seinen Platz zuwies, bei welchem es aber weder eine bedingungslos herrschende, noch eine bedingungslos unterdrückte Partei gab.

Eben deshalb sind die verschiedenen Classen nie in einander verschmolzen. Mit der Zeit erlangte die eine immer mehr und mehr Rechte, während die andere in demselben Maasse der Exklusivität der Befugnisse verlustig ging, ohne deshalb ihrer Rechte beraubt zu werden. Beide durften sich frei bewegen innerhalb jenes Kreises, welchen die gemeinsame Vereinbarung ihnen zugewiesen hatte.

Wohl pflegt man zu sagen, Roms staatlicher Organismus sei ebenso wie jener der kleinen griechischen Staaten durch lange Zeit ein aristokratisch angelegter gewesen, um sich dann später wenn auch in geringerem Maasse, gleichfalls in einen demokratischen umzuwandeln. Möglich, doch kann dieser Vergleich sich nur auf Aeusserlichkeiten beziehen. In Rom handelte es sich eben nicht darum, dass die volle Souveränität über sämtliche Einwohner des Staatsgebietes unter dem Namen der Aristokratie oder

unter jenem der Demokratie in weiterem und engerem Kreise, aber stets nur von einer Classe geübt werde. Im Gegenteil, es war daselbst jede einzelne Classe mit einer besondern Rechtssphäre ausgestattet, welche letztere durch Institutionen, die auf Grund gemeinsamer Vereinbarungen zu Stande gekommen waren, gewährleistet wurde. Und deshalb bilden in der Geschichte Roms nicht der Wettstreit der Classen um die ausschliessliche Herrschaft, sondern Recht und Gesetz die mächtigsten Factoren der Staatenbildung: Begriffe, welche der Orient in diesem Sinne niemals gekannt hat. Unter dem schützenden Schilde der gesetzlichen Ordnung durfte jeder Römer ohne Classenunterschied sich einen vollberechtigten Bürger des Staates nennen. Das stolze Wort: «Romanus sum civis» gebührte gleichmässig dem Plebejer, wie dem Patrizier. Kein Wunder also, wenn das gesammte römische Volk den gesetzlichen Bestimmungen stets eine so unbegrenzte Achtung entgegengebracht hat, oft auch in Fällen, wo die Gesetze den berechtigtesten Forderungen sich in den Weg stellten, oder deren Realisirung doch beträchtlich erschwerten. Ebenso selbstverständlich ist es aber auch, dass in dem römischen Staate, welcher allen Schichten der Bevölkerung gewisse Rechte und eine bestimmte Actionsfreiheit sicherte, das allgemeine Interesse des Staates, die öffentlichen Angelegenheiten bei allen Classen begeisterter Förderung begegneten. Es waren in der That die öffentlichen Angelegenheiten, welche in Rom den Schwerpunkt des staatlichen Lebens bildeten. Diese bargen jene gewaltige Kraft in sich, welche, die verschiedenen Classen um sich gruppierend, dieselben zu einträchtigem Zusammenwirken bewog im Interesse des Vaterlandes. Der römische Staat war eine «Res publica», die öffentliche Angelegenheit der Gesammtheit der Bürger, und er behielt diesen Character auch bis zu Ende, trotz der grossen Umgestaltungen, welche im Laufe der Zeiten platzgegriffen haben.

Indessen, wie sehr auch in Rom das Heil der Republik das leitende Prinzip bildete, so wurde doch das Individuum vom Staate ebensowenig unterdrückt, wie keine einzige Classe die unbegrenzte Herrschaft über die anderen beanspruchte. Da der Staat selbst

auf Rechtmässigkeit und Gesetzlichkeit beruhte, musste sich dies auch auf das Individuum erstrecken. Und wir sehen in der That, dass die individuelle Freiheit, welche im Orient überall — ja selbst bei den Griechen — fehlte, in Rom sich kräftig entwickelt hat. Es wäre aber ein Irrthum, wollte man glauben, dass die Anerkennung der individuellen Rechte es gewesen sei, was den Staat geschwächt hat. Die Omnipotenz des Staates bedingt nicht zugleich eine starke staatliche Potenz. Nur wo die Existenz der bildenden Elemente durch Recht und Gesetz geschützt wird, nur dort kann der Staat tatsächlich erstarben. Rom wusste nicht nur eine grössere Macht, sondern auch eine grössere Zähigkeit und Widerstandskraft zu entfalten, als die meistgefürchteten Reiche des Orients. Auch erlag es schliesslich nicht den Schlägen, die von aussen her kamen — diese beschleunigten bloss das unausweichliche Verderben — sondern es stürzte in sich zusammen unter der Wucht der veränderten Existenzbedingungen.

Der Geist aber, welcher der Entwicklung Roms die Richtung gegeben, ist für die Welt nicht verloren gegangen. Verdunkelt zwar in den Jahrhunderten der Finsterniss, ja zum Scheine sogar erstarbt im Verlaufe der langwierigen Kämpfe, erwachte er immer und immer wieder und schuf endlich, tief eindringend in das Bewusstsein der westlichen Nationen, den Stolz des gebildeten Europa: den Rechtsstaat.

Jene Entwicklungstendenz, welche im innern Staatsorganismus durch Aufhebung der Exklusivität die stufenweise Berechtigung zur Geltung brachte, musste auch auf die äussere Gestaltung des Staates von Einfluss sein.

Wohl waren die Fremden auch in Rom nicht beliebt, doch herrschte gegen dieselben nicht solche unbesiegbare Antipathie, wie dies in Egypten, bei den Juden, ja selbst bei den Griechen der Fall war. Der römische Staat schloss sich nicht schroff ab von seinen Nachbarn; im Gegentheil, so oft sein eigenes Interesse es erheischte, bot er ihnen nicht bloss bereitwilligst ein Asyl, sondern er nahm sie auch in die Reihe seiner Bürger auf. Von den selbstständigen Städten der Umgegend liessen schon in der frühesten

Zeit Elemente der verschiedensten Gesellschaftsschichten sich in Rom nieder und verschmolzen alsbald je nach Massgabe ihrer früheren Stellung mit den Patriziern oder Plebejern. Mit staunenswerter Toleranz und fast instinktiver Voraussicht verpflanzte Rom die Gottheiten der Nachbarvölker auf sein eigenes Gebiet herüber. Durch diesen Umstand wurde die Einwanderung nicht nur erleichtert, sondern auch wesentlich befördert; denn in jener alten Zeit, als die religiösen Anschauungen vom häuslichen Herd angefangen durch sämtliche Verhältnisse des sozialen und staatlichen Seins von so mächtigem Einflusse auf das menschliche Leben waren, in jener Zeit war der Begriff des Vaterlandes eigentlich mit jenem Stück Erde verwachsen, auf welchem die Familien- und Nationalgötter ihren Altar aufgeschlagen hatten. Unstreitig verdankt Rom seinen raschen Aufschwung der Aufnahme und Assimilirung der fremden Elemente: und diesem Streben begegnen wir auch späterhin in der Epoche, als das Römerreich seine Macht und seinen Einfluss bereits über seine Grenzen hinaus durch Eroberungen auszu dehnen begann. Durch die den lateinischen und später den italischen Städten verliehenen Rechte wurden Italens verschiedene Völkerschaften inniger an Rom geknüpft, als durch die factische Herrschaft.

Indessen die assimilirende Kraft Roms erstreckte sich nicht allein auf die Halbinsel. Wohl ist es unleugbar, dass die ferneren Provinzen schwere Bedrückung erleiden mussten und dass die Willkür der Gouverneure keine Grenzen kannte. Allein wie schwer auch das Schicksal der Eroberten gewesen sei: so wurden doch Jene unter ihnen, die das römische Bürgerrecht erlangt hatten, durch das römische Gesetz vor jeder Willkür und Gewaltthätigkeit geschützt. Der Apostel Paulus rettet sich durch das einzige Wort: «Ich bin römischer Bürger», vor dem Hochgerichte, welchem er auf Befehl des Tribuns Claudius Lysias überantwortet worden war. Kein Wunder daher, dass auch in den Provinzen so Viele die Erlangung des Bürgerrechtes anstrebten, welches ihnen so viele Vortheile, so mächtigen Schutz gewährte. Darum geschah es denn auch, dass alle Jene, die im Besitze dieses Rechtes waren, auf

welchem Punkte des Riesenreiches sie auch wohnen mochten, nicht mehr ihre Heimat, sondern Rom als ihr Vaterland bekannten und, ihres Ursprungs, ihrer Sprache, ihrer Sitten vergessend, sich stolz Römer nannten. Es war dies der erste Fall in der Weltgeschichte, in welchem verschiedene Racen, ohne sich gänzlich ihrer Nationalitäten zu entkleiden, zusammengehalten durch das mächtige Band des allgemeinen Staats- und des Privatrechts, sich zu einer einheitlichen, für einen und denselben Zweck begeisterten, politischen Nation vereinigten. Rechtsstaat und politische Nation sind in der That die eigenartigsten Schöpfungen des römischen Geistes. Und heute noch sind sie in dem Staatenbildungsprozesse der westlichen Welt die höchsten Momente. In dieser zweifachen Gestaltungsart wurzelt zugleich jene erhabene Vorstellung von dem Vaterlande, welche ohne Unterschied der Classe und der Race sich über die ganze politische Nation erstreckte und über das Gebiet, auf welchem diese ihre staatlichen Befugnisse ausübte.

Und gleichwie in Rom eine Classe mit der andern, oder der Staat mit dem Individuum auf Grund gegenseitiger Nachgiebigkeit einen billigen Pakt einging, beruhte dort auch schon im Kreise der Familie das Verhältniss zwischen Mann und Weib nicht ausschliesslich auf der unbedingten Geltendmachung der stärkeren Individualität. Auf den ersten Blick scheint freilich die Lage der Frau nicht günstiger zu sein, als in Griechenland. Allein dies ist nur scheinbar so. Die privatrechtlichen Verfügungen, als Ueberbleibsel der Auffassung jener Zeit, da Rom sich aus den Völkern der Umgegend bildete, kamen schon sehr früh in Gegensatz zur Richtung der allgemeinen Entwicklung. Diese aber schlug mit unwiderstehlicher Gewalt Bresche in die voralteten Regeln. Selbst in dem späteren Zeitalter ermüdeten die Dichter nicht, die Matrone zu preisen, die in strenger Zurückgezogenheit am Spinnrocken ihr Leben zubrachte. Allein, dieses Bild entspricht nicht der Wirklichkeit. Die römische Frau liebte ihr Haus und ihre Familie, aber sie schloss sich nicht in ein Harem ein. Sie interessirte sich für Alles, was den Mann interessirte und schrak selbst vor der Oeffentlichkeit nicht zurück. Sie übte auch Einfluss auf die Poli-

tik, anfangs naturgemäss nur als Mutter und Gattin, später ohne jede Reserve, in Vereinen, bei den Wahlen, inmitten der Legionen. Die Worte, welche die Braut an den Gatten richtete, bevor sie die Schwelle ihrer neuen Behausung überschritt: «Ubi tu Gajus, ibi ego Gaja» bezeichnen am treffendsten das Verhältniss zwischen Mann und Weib in der Gesellschaft. Der wirkliche Sinn dieses Spruches ist: Gleichheit vor dem Hausaltar auf Grund gegenseitiger Achtung, gleiche Teilnahme an den guten und schlimmen Schicksalen der Familie, an dem Vermögen, an der Verwaltung des Hauses; kurz: Teilnahme der Frau an allen Angelegenheiten des Mannes. Keine der durch die Bande der Ehe verbundenen Individualitäten beugt sich einfach, willenlos, keine übt eine unbeschränkte Hegemonie.

Die Anerkennung der, beiden Gatten gemeinsamen Interessen, aber auch ihrer besonderen Rechte und der Vertrag auf dieser Basis bildete daher auch die Grundlage der Familie. Aber auch über den Rahmen der Familie hinaus finden wir den tiefgehenden Unterschied, welcher trotz der auffallend ähnlichen Züge die Gesellschaft Roms von der Gesellschaft des Ostens sonderte. Die Gesellschaft bildet nirgends eine streng umschriebene Individualität mit selbstbewussten Zielen und mit den Erfordernissen zur Verwirklichung dieser Ziele. Da sie der Mittel des Zwanges entbehrt, kann ihre Wirkung stets nur eine moralische sein. Das starre Individualitäts-Gefühl des Ostens, welcher sich nur der über die factische Macht verfügenden stärkeren Individualität fügte, konnte für eine solche Wirkung keine Empfänglichkeit haben. Und darum genoss im Oriente das Individuum, das vor der staatlichen Macht fast völlig verschwand, der Gesellschaft gegenüber eine schier unbeschränkte Freiheit. Anders war dies in Rom. Jene allgemeine Richtung, welche im Rahmen der staatlichen Befugniss überall eine Uebereinstimmung und demzufolge ein energisches Zusammenwirken erzielte, führte auch auf socialem Gebiete mindestens zur gegenseitigen Berücksichtigung der speciellen Anschauungen. So entstand eine mächtige öffentliche Meinung, als Manifestation der Gesammtheit der einzelnen Anschauungen.



Eine solche öffentliche Meinung hat es im Orient niemals gegeben und gibt es auch heute nicht. Nur die westlichen Nationen, die Erben des römischen Geistes, kennen eine solche öffentliche Meinung und acceptiren das Urtheil derselben, welchem fast die Kraft eines Gesetzes innewohnt.

Den universellen identischen Charakter der Entwicklung können wir demnach in der socialen und staatlichen Gestaltung Roms überall wahrnehmen, aber er steht schon von Anbeginn her im Gegensatze zur Richtung des Orients. Der ewige Kampf, welchen auf dieser Erde der Schwächere mit dem Stärkeren kämpft, hat in Rom niemals zur gänzlichen Vernichtung des Einen und zur unbeschränkten Herrschaft des Andern geführt. Im Orient wurde die allgemeine Richtung durch das exclusive Individualitäts-Gefühl bestimmt; nach den Erfordernissen desselben bildeten sich Staat und Gesellschaft. In Rom dagegen hatte jener Zug der menschlichen Natur das Uebergewicht, welchen wir vielleicht Geselligkeits-Neigung nennen können; diese war von entscheidendem Einflusse auf die Gestaltung sämmtlicher Verhältnisse. Der immer wieder erwachende Kampf der gegensätzlichen Strebungen führte immer wieder zur Paktirung, zum Ausgleich. Das Resultat war die allgemeine, wenn auch nicht gleichmässige, so doch gleichmässig garantirte Berechtigung sämmtlicher schaffenden Elemente des Staates.

Die gegensätzliche Auffassung Roms und des Orients kam selbst der Sklaverei gegenüber zur Geltung, obwohl diese die einzige Institution des Alterthums war, die sowohl bezüglich ihres Ursprunges, als auch bezüglich ihrer Organisation überall in derselben Gestalt auftrat. Der Sklave besass nirgends auch nur das geringste Recht, er war keine Person, sondern eine Sache, das wahre Eigentum seines Herren. Der Unterschied äusserte sich demnach auch nicht in der Institution selbst, sondern nur in der Behandlungsweise. So verkehrt es auch erscheinen mag, so ist es doch eine unleugbare Tatsache, dass im Oriente, im Vaterlande der Willkür, das Loos des Sklaven ein weit milderer war, als in Rom, wo das Rechtsgefühl sich so mächtig entwickelt hatte. Die

starre Absonderung jedoch und die freiwillige Unterwerfung des Schwächeren gegenüber dem Stärkeren zog im Orient solch' unübersteigbare Schranken zwischen den einzelnen Schichten der Gesellschaft, dass man um die Niederreissung dieser Schranken weder besorgt noch bemüht sein konnte. Uebermässige Strenge war demnach unnötig; das Gefühl der Sicherheit liess das Erbarmen aufkommen. Rom schritt auf anderen Bahnen fort. Dort, wo die gegenseitige Nachgiebigkeit die ganze Entwicklung charakterisirte, wäre die Milde Denjenigen gegenüber, die für immer ausserhalb aller Rechte bleiben sollten, Schwäche gewesen. Darum behandelte der römische Bürger seine Sklaven schonungslos, ja oft erbarmungslos. Dagegen hat es aber im Orient niemals einen Spartacus gegeben.

## V.

Ueberall, in allen Beziehungen des Daseins äusserten sich sonach kraftvoll die Gegensätze, welche die beiden grossen Strömungen der Menschheit seit uralten Zeiten charakterisiren. Nur für einen Augenblick schienen sie verschwinden zu wollen. Als Rom, auf dem Zenith seiner Macht angelangt, seine Herrschaft vom atlantischen Ocean durch Nordafrika und ganz Europa weit über die syrischen und kleinasiatischen Küsten hinaus ausdehnte, schien in dem einheitlich gewordenen Reiche auch die Einheit des Staates, der Nation, der Institutionen, des Rechtes, der Sitten, ja selbst der Sprachen sich verwirklichen zu wollen. Allein wie gross auch Roms Einfluss war, er konnte sich mit der Kraft nicht messen, welche den Orient vom Occident trennte. Die vollständige Verschmelzung blieb ein vergänglicher Wahn und der Geist des Orientes kam innerhalb seiner alten Grenzen alsbald wieder zur Geltung.

Schon die Söhne des Kaisers Septimius Severus beschäftigten sich mit der Idee der Theilung dieses riesigen Reiches. Rom mit den europäischen und westafrikanischen Gebietsteilen einerseits, Alexandrien oder Antiochia mit Egypten und den asiatischen Provinzen anderseits würden die Centren gebildet haben. Dieser Plan

misslang. Allein, seit jener Zeit tritt der Wettkampf zwischen dem Osten und Westen immer mehr hervor. Konstantin verlegt den Schwerpunkt des Reiches schon nach Byzanz und befreit so den Orient von der Uebermacht Roms. Allein Konstantinopel besass nicht die centralisirende, amalgamirende Macht seiner Rivalin und die Theilung musste notwendigerweise eintreten.

Der Zerfall des römischen Reiches in eine östliche und eine westliche Hälfte ist ohne Zweifel eines der wichtigsten Ereignisse in der Weltgeschichte. Nicht der Zufall, auch nicht der Ehrgeiz, die Macht oder die Schwäche der rivalisirenden Herrscher bestimmte die Grenzen der neu entstehenden Reiche. Nach mehreren vertheilten Versuchen bildeten sich beide auf jenem Gebiete, auf welchem schon Jahrhunderte vorher der Geist des Ostens und des Westens seine Einwirkung fühlbar gemacht hatte. Und noch heute, nach so vielen Stürmen, auf den Trümmern so vieler verschwundener Nationen, inmitten so vieler neuer Völker bildet zwischen dem Osten und Westen jene geographische Linie die Grenze, an welcher einst die Reiche des Arkadus und Honorius einander berührten. Und die beiden gegensätzlichen Richtungen übten auch fernerhin in diesem Doppelkreise ihren Einfluss, jede in Gemässheit ihres eigenartigen Charakters.

Byzanz hat als Staat Rom um ein Jahrtausend überlebt. Das Bild, welches die Historiographen des Westens von dem moralischen Verfall und der intellectuellen Impotenz Byzantiums entworfen haben, ist übertrieben, in vielen Stücken selbst unwahr. An mannhafter Tatkraft, Bildung und selbstlosem Patriotismus fehlte es auch im oströmischen Reiche nicht. Der immer mehr zunehmende Verfall konnte daher nicht ausschliesslich die notwendige Folge der inneren Entartung sein. Das byzantinische Reich beruhte auf einem grossen Irrthum. Es wollte die Tradition Roms fortpflanzen; der grosse einheitliche Staat, die einheitliche politische Nation war das angestrebte Ideal. Allein dieses Ziel konnte nicht erreicht werden auf jenem Territorium, welches dieses Reich umfasste; das griechische Volk, welches daselbst das herrschende war, vermochte dieses Ziel nicht zu verwirk-

lichen. Der orientalische Geist duldete eine solche Entwicklung nicht.

Byzanz besiegte zwar oft die eindringenden Barbaren, es rottete einzelne Stämme gänzlich aus, doch wurde keines der Völker, welche durch Waffengewalt oder in friedlicher Weise Wohnsitze innerhalb der Reichsgrenzen erwarben, byzantinisch. Ja, das griechische Element wurde immer mehr in den Hintergrund gedrängt. In dem Maasse, in welchem seine Macht tatsächlich abnahm, wurde auch sein Gebiet enger und enger. Und als das byzantinische Volk aufhörte das herrschende Volk zu sein, als es seine Souveränität verlor, verschwand auch sein Einfluss bald. Und da wurde es nun offenbar, dass es, obgleich es Jahrhunderte lang die halbe Welt beherrscht hatte, dennoch nicht fähig war, dauernd Fuss zu fassen. Die Griechen von Byzanz hatten niemals eine politische Nation gebildet, trotz der römischen Formen ihrer Institutionen. Wie im Altertum, so war die griechische Race auch zur Zeit des Ost-Reiches bloß eine Nationalität geblieben und sie konnte bloß einen Nationalitätenstaat schaffen. Während ihrer langen Herrschaft war die Expansion ihres Einflusses auch früher bloß eine scheinbare gewesen. Nach dem Sturze des Ost-Reiches und auch heute noch finden wir die Griechen dort, wo sie ehemals waren, auf der Halbinsel, an den Ufern des ionischen und des Marmara-Meeress, auf den Inseln und in dem nördlichsten Hafen Egyptens. Aber in diesem engen Rahmen war ihre Existenz keinen Augenblick lang unterbrochen gewesen, und wenn sie sich auch oft und stark geändert, so erstehen sie doch in der Gegenwart auf's neue als besondere Nationalität.

Und halten wir auf der Balkan-Halbinsel Umschau, so nehmen wir auch bei anderen Völkern ähnliche Erscheinungen wahr. Die Bulgaren und Serben, anfangs directe Untertanen des Reiches und später dessen Vasallen, gründen endlich unabhängige Staaten. Sie führen fortwährend Krieg mit Byzanz und mit ihren Nachbarn, am häufigsten aber mit einander. Dem siegreichen Vordringen der osmanischen Waffen können sie jedoch nicht widerstehen. Ihre Kraft wird gänzlich gebrochen und Jahrhunderte lang vergisst die

Geschichtschreibung sogar ihres Namens. Aber ob auch unbekannt, leben sie tatsächlich weiter fort und werden von der erobernden Race nicht absorbirt. Und nun erwachen sie in der neuesten Zeit der Reihe nach wieder zu selbstbewussten Existenzen, ebenso, wie sie es vor 900 Jahren gethan. Das friedliche Beisammensein und die langwierigen Kämpfe, die Uebung der Macht und die Widerwärtigkeiten der Unterdrückung war nicht im Stande gewesen, diese beiden Nationalitäten zu amalgamiren. Jede bewahrte treu ihre Individualität und diese verwandten Stämme bilden, wenngleich sie häufig mit einander in Berührung gekommen, heute ebensolch' besondere Volksindividualitäten, wie zur Zeit Kaiser Simeon's und der Uemanja's. Und weiters blieb auf der Balkan-Halbinsel auch die albanische Race erhalten, nicht gebrochen durch die aufeinander folgenden Eroberungen und durch den Wechsel des Glaubens und der Herrschaft.

In all' diesen Erscheinungen können wir die Wirkung des Geistes des Orients erkennen. Dieser Geist zog später auch die Osmanen in seinen Kreis. Die wesentlichsten Züge, welche die Bildung und die Entwicklung des türkischen Staats charakterisiren, wurzeln nicht in der eigentümlichen Richtung des türkischen Volkes oder der turanischen Race und auch nicht in dem Einflusse des Islam. Wenn wir die Lehren des Mohamedanismus unbefangen untersuchen, müssen wir zu der Ueberzeugung gelangen, dass dieselben in den socialen und staatlichen Gestaltungen nicht als Ursache, sondern höchstens als Wirkung figuriren. Der Islam an und für sich verlangt so wenig Nationalitäts Staaten als er die hohe geistige Bildung und die Kunst ausschliesst. In dem Aufschwung und im Verfall der Araber war nicht die Religion, sondern die allgemeine Richtung des Orients der Hauptfactor. Und diese Richtung befolgte auch das Volk der Türken. Auch in dem osmanischen Reich sehen wir die absolute Herrschaft der erobernden Race; die unterjochten Völker werden in den Kreis der staatlichen Berechtigung nicht aufgenommen, doch werden sie weder durch Gewalt noch durch die Macht der Institutionen gezwungen, ihren Glauben und ihre Nationalität zu verlassen. Es bildet sich

daher keine politische Nation und der Staat wird von neben oder übereinander lebenden Volksindividuen der Eroberer und der Unterworfenen gebildet. Es ist das die vollkommenste Gestaltung des Nationalitäts-Staates in Gemässheit des Geistes des Ostens, wie sich derselbe schon unter den Völkern des Altertums geoffenbart. Der europäische Orient beschränkt sich jedoch nicht auf das osmanische Reich oder die Balkan-Halbinsel allein. Er breitet sich weit gegen Norden aus und verschwindet, indem er an den Karpathen Russland umfasst. Die westeuropäischen Elemente, die seit einigen hundert Jahren oft einen entscheidenden Einfluss in der Regierung jenes grossen Nordreiches geübt und die von Zeit zu Zeit aufflackernde Begeisterung der gebildeteren Classen für die philosophischen und politischen Lehren Europa's, sie waren nicht im Stande, den Geist des Westens in die russische Nation zu verpflanzen. Die russischen Autoren haben Recht, wenn sie zwischen der Entwicklungsrichtung ihres Vaterlandes und jener Europa's eine unüberbrückbare Kluft erblicken. Ohne Zweifel können wir im Charakter und in der Denkungsart des russischen Volkes zahlreiche originale Züge entdecken. Andererseits ist jedoch die nahe Verwandtschaft mit der Anschauung des Orients nicht zu verkennen. In dieser Verwandtschaft liegt auch die Erklärung jener überraschenden Erscheinung, dass Russen und Türken trotz Jahrhunderte langer Feindseligkeiten stets leichter und besser einander verstanden haben, als die westeuropäischen Völker, selbst wenn diese ihre Bundesgenossen waren.

Dem Orient steht die Entwicklung des Occidents gegenüber, der römische Staat hörte auf zu sein, als Byzanz sein langes Leben kaum begonnen hatte. Aber nicht nur der Staat verschwand, auch das Volk und seine Sprache verloren sich. Und dennoch konnten, als die Riesenmacht stürzte, die verschiedenen Völker des Westens, alte und neue, ihre unterbrochene Existenz nicht fortsetzen und sie massirten sich auch nicht auf Grund der Nationalitäts-Gestaltung. Allmähig, aber unaufhaltsam bildeten sich in Westeuropa Nationen aus dem Gemische der verschiedensten Racen. Bei den meisten vermischten sich die nationalen Eigen-

tümlichkeiten und selbst in der Gestaltung der Sprache blieb der Einfluss Roms überwiegend, obgleich sie sich von dessen Herrschaft befreit hatten. Wahrscheinlich fliesst in den Adern der Franzosen und Spanier, Italiener und Portugiesen wenig lateinisches Blut. Aus der wechselnden Zusammensetzung von Kelten und Gothen, longobardischer und normannischer Stämme kamen diese Nationen der neueren Zeit zu Stande. Aber Roms allmächtiger Geist durchbrach bei allen die engen Schranken der normalen Entwicklung und schuf sie alle nach seinem Ebenbilde. Selbst dort, wo Entfernung oder andere Ursachen die Wirkung der lateinischen Sprache beeinträchtigten, bei den Germanen, Angelsachsen und Skandinaviern, gab Rom zum Mindesten die Richtung der Gesellschafts- und Staatsbildung an. Das heilige römische Reich deutscher Nation war kein leerer Titel, keine blosse Reminiscenz an die für ewig verschwundene, einst so bewunderte Weltmacht. Die Tradition der römischen Staatsauffassung vibrirte in diesem Namen fort. Und wahrlich, wie elend auch das Loos der unteren Schichten war, so finden wir doch selbst in den finstersten Jahrhunderten des Mittelalters kein solches Verhältniss zwischen Herrscher und den unterdrückten Classen, wie im Orient. Ueberall blitzt bereits das Bestreben, Rechte zu erwerben und zu erweitern, auf. Und meistens stellen sich die Fürsten selbst an die Spitze der Bewegung und sind bestrebt, nicht nur das Volk zu schützen, sondern auch dessen Existenz durch Recht und Gesetz zu sichern, ebenso wie es, nach der Tradition, Roms volkstümliche Könige Tullus Hostilius und Servius Tullius getan.

Wohl erscheint uns die Organisation der westeuropäischen Staaten in Gemässheit der Eigentümlichkeiten der einzelnen Nationen und unter der Einwirkung der äusseren Verhältnisse immer in verschiedener Gestalt. Doch ist das Wesen bei Allen dasselbe. Der fortwährende Kampf zwischen den verschiedenen Classen, der die gesellschaftliche und staatliche Entwicklung Westeuropas am besten charakterisirt und der so viele Leiden und so viele blutige Revolutionen verursachte, er wogt unter veränderten Schlagwörtern unter den gebildeten Nationen des alten Welttheils noch immer

auf und nieder. Dieser Kampf hat zwar nirgends die vollständige Rechtsgleichheit geschaffen und er war auch nicht im Stande, überall die letzten Ueberreste der Nationalitäts-Existenz auszurotten. Doch hat er wenn auch progressive, so doch allgemein anerkannte Gerechtsame den gesammten Staatsbewohnern erworben, die ohne Rücksicht auf die Unterschiede der Abstammung, Sprache und Religion in gleicher Weise Bürger des Staates sind, folglich in dem gemeinsamen Vaterlande eine einheitliche politische Nation bilden. In diesen grossen Errungenschaften des westeuropäischen Geistes sehen wir die Verwirklichung des alten römischen Geistes.

Mit dieser Richtung steht auch jene partikularistische Staatsbildung nicht in Widerspruch, die wir auf italienischem und deutschem Boden noch vor kaum zehn Jahren wahrnehmen konnten. Auf den ersten Blick zeigt dieser Zustand einige Aehnlichkeit mit den staatlichen Gestaltungen des Orients, besonders aber mit jenen des alten Hellas.

Aber die Zerstücktheit in Deutschland und Italien beruhte nicht auf einer innern Notwendigkeit und nicht auf den instinktiven Neigungen der Völker. Innerhalb jener Grenzen, welche gegenwärtig das Gebiet des deutschen Reiches und der italienischen Monarchie bezeichnen, gab es trotz der grossen Zahl der Sonderstättchen seit Jahrhunderten eine gemeinsam fühlende und gemeinsam denkende Masse, welche die durch bloss äussere Gründe hervorgerufene und aufrechterhaltene territoriale Zerrissenheit nur widerstrebend duldete. Und deshalb kam, als diese Gründe beseitigt waren, sofort mit Leichtigkeit und unerwarteter Raschheit die Vereinigung zu Stande. Der Partikularismus ist heute in jenen Landen nur mehr der Wunsch, oder vielleicht die Hoffnung Einzelner, der grossen Masse aber ist er ein gegenstandsloser Begriff geworden.

Allein Jene irren, welche in diesen zwei grossen Umgestaltungen bloss die Verwirklichung der Nationalitäts-Idee erblicken. Das exclusive Nationalitätsgefühl vereinigt nicht, sondern trennt. Es verschliesst sich schroff in sich selber und bekundet gegen Andere lieber Duldung, um nur nicht in Berührung mit ihnen kommen zu



müssen. So ist es im Orient. Die Nationen West-Europa's sind nicht tolerant, im Gegenteil, alle ihre Strebungen zielen auf Verschmelzung ab. Die westeuropäischen Nationen schliessen aber die mit ihnen und unter ihnen lebenden Völker anderer Race nicht aus dem Kreise der staatlichen Berechtigung aus. Und hiedurch festigen sie nur ihre eigene Nationalität. In Europa können heutzutage nur jene Völker auf konstante und dauerhafte Staatenbildung Anspruch erheben, welche auf der Grundlage der allgemeinen bürgerlichen Berechtigung, mehr durch gemeinsame historische Erinnerungen und gemeinsame Institutionen, als durch nationale Verwandtschaft miteinander verbunden, eine politische Nation zu schaffen im Stande sind. Diejenigen, welche sich mit dieser Richtung nicht zu befreunden vermögen, können zwar noch eine Zeitlang als Nationalitäts Oasen bestehen bleiben, auf eine selbständige, kraftvolle Existenz aber können sie nicht zählen.

Wohin wir denn auch blicken mögen: überall fällt der grosse Unterschied auf zwischen dem Einfluss orientalischen und occidentalischen Geistes. Nirgends aber so überraschend, als in jenem denkwürdigen Schisma, das die christliche Kirche in zwei Teile spaltete. Die Gestaltung der Kirche hing, wie es scheint, eng zusammen mit dem Schicksale des Reiches. Der Teilung dieses letzteren folgt nach langen Wehen, gleichsam von selbst die religiöse Spaltung, aus welcher die östliche und die westliche Kirche, um Rom und Byzanz gruppiert, wie einstens das zweigeteilte Reich sich erheben. Und von diesem Augenblicke an wandelt die kirchliche und die politische Entwicklung auf demselben Pfade. Ausserordentliche Zähigkeit, niemals erlahmende Energie, strenge Disciplin, Anpassung an die Staatsgewalt ohne Rücksicht jedoch auf die enger oder weiter gezogenen Grenzen des Staates, gleichmässiges Umfassen sämtlicher Völker aus weltlichem Gesichtspunkte sowohl als auch aus hierarchischem und ohne Unterschied der Nation, mit einem Worte: Würdigung nicht so sehr der Einzelheiten als der allgemeinen Momente, und schliesslich: bei aller Anhänglichkeit an die Fundamentalsätze des Glaubens, Transaktion nicht bloss in Hinsicht unwesentlicher, sondern auch wichtigerer

Fragen: das sind die Charakterzüge der westlichen Kirche von den Zeiten ihrer Gründung angefangen bis auf unsere Tage. So ward die römische Kirche eine den ganzen Erdball umspannende, universelle Kirche, mit einer so starken Zentralgewalt, mit so staunenswert einheitlicher Organisation, wie einer ähnlichen die Geschichte nicht gedenkt. Gerade so hat das alte Rom, die ganze damals bekannte Welt unter seiner Herrschaft vereinigend, das politische Universalreich geschaffen. Roms Geist ging als Erbteil über auf die Kirche und so wie jenes, so dankt auch diese ihre Grösse diesem Geiste.

Das «ökumenische» wird das Patriarchat von Konstantinopel genannt. Es entspricht jedoch dieser Titel der Wirklichkeit nicht. Eine allgemeine orientalische Kirche hat factisch noch niemals bestanden, wie eine solche auch heute nicht besteht. In sich verschlossen, unbeweglich steht im Orient die Kirche seit Jahrhunderten nicht bloß die Glaubenssätze, sondern auch die äusserlichen Formen betreffend da und rankt sich überall an das den Staat bildende Volk fest. Wir finden im Orient eine ganze Reihe von selbständigen Kirchen; denn jede neue Staatsgestaltung bringt auf dem Gebiete, auf welches sich die Jurisdiction der herrschenden Nationalität erstreckt, die Unabhängigkeit der Kirche mit sich. So bestehen nebeneinander die russische, rumänische, griechische und in der neuesten Zeit die serbische, bulgarische und montenegrinische Kirche. Das Band, das sie mit dem Patriarchat von Konstantinopel verknüpft, ist ein noch loseres, als jenes, das einst in politischer Hinsicht zwischen Byzanz und dessen entfernteren Provinzen bestand. Es scheint in der That, dass die innerhalb enger Grenzen sich bewegende nationale Richtung des Orients selbst im Kreise der Kirche zur Geltung gelangte.

Allein nicht nur in den tatsächlichen Zuständen, sondern auch in den Bestrebungen können wir den, Westen und Osten trennenden Gegensatz erkennen. Die vollständige Demokratie, welche in Westeuropa das Endziel so vieler Wünsche bildet, bedeutet ohne Zweifel Anderes, als sie einst in Athen bedeutete oder selbst heute noch in irgend einem orientalischen Staate bedeutet,

wo wir auf den ersten Blick überraschende demokratische Formen finden. Wir dürfen uns aber durch die äussere Aehnlichkeit nicht täuschen lassen. Im Orient war die Demokratie einst und jetzt nichts Anderes, als Gleichheit in der Knechtschaft oder in der Herrschaft. Die Demokratie, welche die Völker Westeuropa's anstreben, ist Gleichheit in der berechtigten Freiheit. Selbst die mächtige Strömung der neuesten Zeit, der Socialismus, wenn wir dessen übertriebene, ja ungereimte Gestaltungen ausser Acht lassen, fordert nichts Anderes, als einen Staat, der so stark wäre, dass er die letzten Ueberreste der Nationalitäts- und Classenunterschiede beseitigend, auch dem Schwächsten die Existenz sichert und die immer lauter ertönende Devise verwirklicht: Gleichmässiges Recht auf Arbeit! Vielleicht ist all' dies nur Utopie; allein der Socialismus existirt im Orient selbst in so idealer Gestalt nicht. Dort wird nicht um die Berechtigung, sondern um die Uebung der Macht gekämpft. Das nächste Ziel ist also Umwälzung, ja Vernichtung, aber nicht Schaffung. Und daher verstehen einander nicht einmal die Nihilisten und die extremsten Socialisten des Westens vollständig.

So stehen seit Jahrtausenden der Orient und der Occident einander gegenüber, jeder seine eigene Richtung unentwegt verfolgend. Der in riesigen Proportionen stetig zunehmende geistige Fortschritt, die unablässig anwachsende Macht des Capitals und der Industrie, sie haben dem westeuropäischen Geiste nachgerade bereits in die entferntesten Erdgegenden Bahn gebrochen. In dem kaum vierhundert Jahre alten Amerika schuf Europa eine neue Welt nach seinem Ebenbilde. Auf australischem Boden erstehen gleichfalls Städte und Gemeinwesen nach europäischem Muster, mit europäischer Organisation. Ja selbst von dem geheimnissvollen Innern Afrikas fällt der Schleier, auch dahin beginnt bereits die Forscher-Energie des Westens vorzudringen. Nur der nächstgelegene Orient ändert sich nicht, er allein bewahrt getreu seine traditionellen Eigenheiten, seinen ursprünglichen Charakter. Eisenbahnen und Industrie-Artikel, diese mächtigen Apostel der fremden Anschauungen und Sitten, und die politischen und

Rechts-Institutionen, welche die im Orient neugebildeten Staaten von den Nationen des Westens entlehnt haben, sie vermochten hier einen dauernden Einfluss bisher nicht auszuüben. Es möchte nachgerade scheinen, dass es keine Kraft gebe, welche die orientalische Passivität zu überwinden vermöchte. Das mag sein; allein diese Unbeweglichkeit hat eine, und vielleicht die hauptsächlichste ihrer Ursachen darin, dass jene europäischen Nationen, welche mit dem Orient am häufigsten in Berührung kommen, die Führer, die hervorragendsten Repräsentanten der occidentalen Richtung sind. Gerade sie versteht also der Orient am allerwenigsten und ihrem Einflusse verschliesst er sich instinktiv am allersorgfältigsten. Ist eine Vermittlung zwischen diesen beiden Richtungen menschlicher Entwicklung überhaupt möglich, so ist zu derselben zweifelsohne nur ein Volk berufen, welches beide dieser Richtungen in sich vereinigend, keiner derselben völlig fremd gegenübersteht.

## VI.

An der Stelle, wo seit undenklichen Zeiten der Orient und der Occident einander berühren und die beiden im Obigen gekennzeichneten Richtungen gleichsam naturgemäss in einander fließen, ist vor einem Jahrtausende der ungarische Staat entstanden. Selbst im geographischen Begriffe bildet die Uebergangstätte Ungarn, mit seinen offenliegenden Ebenen und mit jenem mächtigen Strome, der im fernen Westen entspringend, im fernen Osten seinen Lauf beendet und durch unser Vaterland hindurch zwei Welten mit einander verbindet.

Wir Ungarn waren ohne Zweifel ein orientalisches Volk, als wir hier einwanderten. Das Kriterium orientalischen Wesens liegt nicht in der asiatischen Abkunft; sind ja doch die Nationen alle, welche heute dem Geiste des Westens huldigen, ursprünglich aus Asien herübergekommen. Der Umstand, ob die Einwanderung früher oder später statthatte, ist sonach an und für sich nicht von Wichtigkeit. Die Griechen des Altertums, die um so viele Jahrhunderte früher als unsere Ahnen ihre Stätten in Europa occupirt

haben, sind durchaus der universellen Richtung des Orientes treu geblieben; die stammverwandten Italer dagegen, die wahrscheinlich mit den Hellenen gleichzeitig die Hochebenen Irans verlassen haben, sind die Begründer der occidentalen Entwicklung geworden.

Wir waren ein orientalisches Volk unserem Gefühle, unserem Charakter, der Gesammtrichtung unserer Entwicklung nach. Indessen schlugen schon sehr frühzeitig occidentale Auffassung, occidentale Anschauungen Wurzel in der Seele des ungarischen Volkes. Dieser zweifache Einfluss durchzieht die Geschichte der ungarischen Nation seit zehn Jahrhunderten; die beiden Richtungen wetteifern nicht, ringen nicht mit einander um die Suprematie, — sie gelangen solidarisch und jede in ihrer eigenen Sphäre bis zu einem gewissen Grade zur Geltung. Ob der im Kriege wie im Frieden geübte natürliche Einfluss unserer westlichen Nachbarn allein es war, was uns vor gänzlichem Aufgehen in der Strömung des Orientes bewahrte, oder ob wir das Verständniss für die Anschauungswelt des Westens bereits mit uns gebracht haben, — wer vermöchte das zu sagen? Indessen die bestimmende Ursache, welche dem ungarischen Volke seine eigentümliche Richtung vorzeichnete, mag welche immer gewesen sein, das ändert an dem Ergebnisse nichts.

In einzelne, aus Geschlechtern gebildete Stämme geteilt, kommen unsere Ahnen unter der Führung eines Oberhauptes in das neue Vaterland gezogen. Der Staat constituirte sich anfänglich auf der Basis der engebegrenzten Stammesverfassung. Jener denkwürdige Vertrag, welchen die sieben Führer in Etelköz errichteten und welchen wir als den Ausgangspunkt der späteren ungarischen Constitution zu betrachten pflegen, war eigentlich nur eine lose Föderation, welche, wenn sie aufrecht geblieben wäre, wahrscheinlich für ewige Zeiten die Bildung eines Staates behindert haben würde. Die gleichberechtigten Stammeshäupter würden die Macht des gemeinsam anerkannten Führers niemals haben erstarcken lassen und Ungarn wäre, wenn diese Tendenz die Oberhand erlangt hätte, ebenso in mehr, minder unabhängige kleine Staaten

zerfallen, wie ehemals Hellas. Allein schon im Zeitalter der Herzoge finden sich Spuren des Kampfes einer Fürstengewalt gegen dieses System. Erst Stefan dem Heiligen gelang es, dasselbe endgiltig zu beseitigen. Die Entwicklung der ungarischen Nation weist keine grossartigere Reform auf, als jene war, welche den Besitz der Geschlechter zum Privatbesitz umwandelte, die frühere Macht-sphäre der Geschlechts- und Stammeshäupter einengte und diese fortan nur als dem König vollständig untergeordnete, obgleich mächtige Magnaten gelten liess. Die Aufstände, welche die Herrschaft unseres ersten Königs und seiner unmittelbaren Nachfolger beunruhigten, entsprangen sonach ohne Zweifel nur unter dem Vorwande der Anhänglichkeit an den angestammten Glauben aus dem Widerstande, welchen diese politische Neuerung erregte.

Ob auf diese Umgestaltung von grosser Tragweite die Tatsache von Einfluss war, dass die ungarische Nation das Christentum nicht aus Byzanz, sondern aus Rom überkam, das ist heute kaum mehr zu entscheiden. Doch konnte der Umstand, dass sich der christliche Glaube in Ungarn nach den Lehren der römischen Kirche verbreitete und zwar gerade zur selben Zeit, da das Schisma entstand und der Unterschied zwischen Orient und Occident auch auf religiösem Gebiete bestimmter in die Erscheinung trat, nicht ohne Einfluss auf die allgemeine Entwicklung bleiben. Das auf Centralisation der Herrschaft abzielende Streben der römischen Kirche war ein Beispiel, welches auch die Fürsten zur Nachahmung spornte. Kein Wunder daher, wenn sich schon Stefan der Heilige das Ziel setzte, die königliche Gewalt zu kräftigen und selbständig zu machen. Doch haben unsere Ahnen die occidentalen Formen nicht einfach knechtisch übernommen. Die Entwicklung Ungarns hat jederzeit ihre Originalität bewahrt. Dem konnte auch gar nicht anders sein bei einem Volke, in dem das Resultat durch die Verschmelzung zweier gegensätzlicher Richtungen zu Stande kam.

Das Ungarreich entstand durch Eroberung und die erobernde Race übte unbedingte Herrschaft über die Unterworfenen. Doch dieser Unterschied blieb in dieser schroffen Form nicht lange

bestehen. Inmitten der erobernden Race selbst bildet sich allmählig eine privilegierte Classe heraus, während der grössere Teil der Race zu untergeordneter Stellung herabsinkt. Die unterjochten fremden Racen hinwiederwerden nicht, wie einstmal in Sparta die Heloten, von der staatlichen Berechtigung insgesamt ausgeschlossen, sondern Einzelne von ihnen finden Aufnahme in die Reihen der Privilegirten. In verhältnissmässig kurzer Zeit sind Eroberer und Unterworfenene ohne Unterschied sämmtlich in die herrschende und in die untergeordnete Classe eingereiht. Aber auch jene erstere bildet kein homogenes Ganze. Innerhalb der privilegierten Classe selbst besitzen der hohe und der niedere Adel je verschiedene Befugnisskreise und Prerogativen, ohne dass sich jedoch in Ungarn ein Vasallensystem nach westeuropäischem Muster herausgebildet hätte. Die Magnaten, die Nachfolger der Stammes- und Geschlechtshäupter geraten naturgemäss alsbald in Gegensatz zu dem niederen Adel und zuweilen zu dem König. Der also sich entspinnde Kampf führt dann nicht blos zur Erweiterung des Rechtskreises und Einflusses der niederen Adelsclasse, sondern er resultirt bereits einige Concessionen und Garantien auch für das Volk. Die Gegensätze kommen aber nicht so sehr in den Landesversammlungen, zu denen die gesammte privilegierte Classe berufen ist, als vielmehr in den Comitaten zum Ausdruck. Als die Stammesorganisation aufhörte, trat das Comitatssystem an deren Stelle, anfangs vielleicht nur in der Gestalt von unter der Oberhoheit des Königs stehenden militärischen Verbänden; aber binnen Kurzem schon erstreckt das System seine Ingerenz auch auf die bürgerlichen Interessen. Und schon gegen Ende der Periode der árpádischen Könige sehen wir den Einfluss des volkstümlichen Elementes in den Comitaten stetig zunehmen. Späterhin wächst die Wichtigkeit desselben neben der privilegierten Classe immer mehr und mehr und die Universalität des Comitats begreift bereits beide Classen in sich. Es scheint, dass unsere energischsten Könige in dieser Institution eine Stütze suchten gegen die Uebergriffe des Adels, und aus diesem Grunde bestrebt waren, das Volk immer mehr in den Rahmen des Comitats einzubeziehen. Und es

fragt sich, ob sich in Ungarn das gleichmässige bürgerliche Recht und die gleichmässige bürgerliche Freiheit nicht viel früher und vielleicht in höherem Maasse entwickelt haben würden, als bei den Nationen Westeuropa's, wenn der Tag von Mohács die Continuität der naturgemässen Entwicklung nicht unterbrochen hätte. Von dieser Zeit an functioniren die Comitate nur mehr als die kleinen Centren des Selbsterhaltungs- und Verteidigungskampfes der privilegierten Classe. Die belebende, die gestaltende Kraft jedoch war in ihnen erstorben.

Der Sturz der partikularistischen Stammesorganisation in unserem Vaterlande war ohne Zweifel ein Triumph des erstarken westlichen Geistes. Indessen die Annäherung der ungarischen Nation an die Auffassung des Westens äussert sich nicht in diesem Moment allein. Fremde Geistliche und Ritter, Kaufleute und Gewerbetreibende strömten einzeln und gruppenweise nach Ungarn und fanden hier freundliche Aufnahme. Späterhin liessen sich ganze Volksstämme bei uns nieder. Jene abstossende Antipathie gegen Fremde, welche wir von den ältesten Zeiten her bis auf den heutigen Tag bei den Völkern des Orients allenthalben finden, fehlte, wie es scheint, im Charakter der ungarischen Nation ganz und gar. Zeugniß hiefür gibt auch die ungewöhnliche Tatsache, dass nach dem Aussterben des Hauses Árpád's Ungarn mehr als zwei Jahrhunderte hindurch, mit einer einzigen Ausnahme, Fürsten fremder Abstammung auf den Tron erhebt und zwar nicht unter der Nötigung äusserlichen Zwanges, sondern fortwährend auf Grund freier Wahl. In den Orient-Staaten konnte ein fremder Fürst nur durch Eroberung, also durch Gewalt zur Herrschaft gelangen; aus freiem Willen und ohne Widerstand unterwarf sich das Volk nur einem nationalen Herrscher. Das «Deuteronomium» (XVIII. 15) sagt: «Du sollst dir einen König aus deinem Volke bestellen; du kannst dir nicht einen fremden Mann berufen, der nicht deines Stammes ist.» Dieser Satz bringt in frappanter Kürze am getreuesten die schroffe Abgeschlossenheit des Orients zum Ausdruck. Ungarn ist dieser Strömung niemals gefolgt. Charakteristisch ist indessen, dass wir in der Reihe der fremden Fürsten keinen einzigen fin-



den, der dem Oriente entstammt wäre. Und wie intensiv schon damals die Wechselwirkung zwischen Ungarn und dem Westen war, wird durch nichts besser bezeugt, als durch den Umstand, dass unser magyarischester König, Ludwig der Grosse, der Sprosse einer ausländischen Familie, und dass unser occidentalster König der einer rein magyarischen Familie entstammte Mathias war.

Ueberhaupt erstreckte sich jede grössere Idee, jede allgemeinere Bewegung, die im Westen entstand, auch auf Ungarn und riss auch die ungarische Nation mit sich fort. Die Homogenität der westlichen Nationen im Fühlen und Denken offenbarte sich zum ersten Male anlässlich der Kreuzzüge auch äusserlich mit überraschender Energie. Die Kreuzzüge brachten keine Annäherung zwischen dem Geiste des Ostens und dem des Westens zuwege; im Gegenteile, sie resultirten, dass in Folge der unmittelbaren Anschauung die Unterschiede und Contraste noch prägnanter in den Vordergrund traten. Darin lag aber eben der Gewinn für Westeuropa. Der Geist des Westens erwachte zum Bewusstsein seiner eigenen Ursprünglichkeit und Kraft nicht so sehr durch die im Orient gewonnenen Eindrücke, als vielmehr durch die Erkenntniss der Gegensätze. Ungarn nahm an den grossen europäischen Bewegungen teil und hiedurch wurde sein Verhältniss zu den Nationen des Westens ein noch intimeres; zugleich war es auch das letzte christliche Volk gegen Osten, das die Zahl der Kreuzfahrer vermehrte. Die christlichen Staaten des Orients, Byzanz, das serbische Königreich und die russischen Fürstentümer waren untätige Zuschauer in diesem Kampfe.

Ebenso brachen sich die letzten Wellen des Wiedererwachens europäischen Geistes, der Renaissance, an den südöstlichen Grenzen Ungarns. Unsere Ahnen nahmen wohl nicht schaffend Teil an der Fortentwicklung der westlichen Cultur, doch eigneten sie sich in hohem Masse die Errungenschaften, besonders der französischen und italienischen Cultur an. Nach dem Osten war der Geist der Renaissance niemals gedrungen.

Und auch die neue Umgestaltung, welche durch die Reformation bewerkstelligt wurde und die den Beginn der Neuzeit signa-

lisirt, rief in Ungarn einen fast noch lebhafter n Widerhall, als in den übrigen Ländern Westeuropas wach. Auch diese Strömung des Westens verbrauchte an den östlichen Grenzpunkten unseres Vaterlandes. Es ist wohl natürlich, dass eine Neuerung, welche im Kreise der römischen Kirche entstand und verlief, sich nicht zugleich auf die, eine entgegengesetzte Richtung befolgende orientalische Kirche ausdehnen konnte. Allein selbst das Beispiel blieb wirkungslos im Orient und rief dort nicht eine ähnliche, wenngleich unabhängige Bewegung hervor.

So wurden wir aus einem orientalischen Volke ein westliches und mit voller Gleichberechtigung dürfen wir unsern Platz behaupten in der Reihe der europäischen Nationen. Nicht alle Züge des Orientalischen sind jedoch von uns geschwunden. Der Charakter des ungarischen Volkes, mehr noch als dessen Auffassung, verrät noch immer einige Aehnlichkeit mit dem universalen orientalischen Charakter. Fast unverbrüchliche Zähigkeit gegenüber von aussen her kommenden Einwirkungen, aber weniger Energie in dem, Ausdauer und langwierige Arbeit erheischenden, selbstständigen Schaffen; lebhafter Drang nach Neuem und Instinct für den Fortschritt, dabei aber Mangel an ernster Consequenz im Handeln; eine starke Neigung zu Reflexionen und Betrachtungen, die jedoch nicht zu practischen Resultaten führt: das sind lauter Eigenschaften, welchen wir bei allen orientalischen Völkern aller Zeiten, allerdings den jeweiligen Verhältnissen entsprechend in modificirter Form, begegnen. Der aufrichtige Wunsch nach Neuerungen neben dem Festhalten an den alten Sitten und Institutionen; hochgradige allgemeine Bildung bei Einzelnen, dabei aber Vernachlässigung der Fachwissenschaften, welche die eigentliche Grundlage des intellectuellen Fortschrittes unserer Zeit bilden; gute Absichten und eifriges Projectiren nach allen Richtungen, dabei aber — bisher zumindest — nicht grosse Productivität auf dem Gebiete der ursprünglichen Ideen: diese Erscheinungen, welchen wir im sozialen Leben Ungarns so oft begegnen, sind nur natürliche Consequenzen jener allgemeinen Eigenschaften. Aber nicht blos im Volkscharakter zeigen sich einige orientalische Züge,

dieselben tauchen hie und da auch in den Verhältnissen des Staates auf. Der nach Absonderung strebende Geist des Ostens zog, wie wir sahen, überall unübersteigliche Scheidewände, welche die Eroberer und die Eroberten von einander isolirten. Die überraschende Toleranz des ungarischen Volkes gegenüber den Nationalitäten, die es im neuen Vaterlande angetroffen, wie gegenüber den einwandernden Fremden findet ihre befriedigendste Erklärung in der Wirkung dieses Geistes. Ohne sich so schroff abzusondern, wie die übrigen Völker des Ostens, hat unsere Nation gleichwohl sich stets gehütet vor der Verschmelzung mit anderen Racen. Deshalb konnte sich auch in Ungarn aus den verschiedenen Nationalitäten nicht ein sprachlich einheitliches Volk entwickeln, während dies in vielen anderen Staaten des Westens gelang. Andererseits weist die Zähigkeit, mit welcher wir trotz so vieler Gefahren und Schicksalsschläge unsere Nationalität bewahrt haben, ebenfalls darauf hin, dass der orientalische Geist in uns noch nicht ausgestorben ist. Indessen, vermochten wir auch nicht die Nationalitäten zu amalgamiren, so haben wir doch eine politische Nation geschaffen, welche dieselben insgesamt in gleicher Weise umfasst und ihnen Allen auf dem Gebiete der heiligen Stefanskronen ein gemeinsames Vaterland sichert. Einer solchen Schöpfung war nur ein Volk fähig, das von dem Geiste des Westens bereits völlig durchdrungen war.

So stehen wir denn zwischen Orient und Occident geteilt, der Einwirkung des Letzteren jedoch in weit überwiegendem Maasse unterworfen. Unsere Wünsche, unsere Bestrebungen, unsere gesammte Anschauung ziehen uns mit unwiderstehlicher Gewalt gen Westen, und heute fühlen wir uns nur mehr heimisch in dem Kreise der westlichen Nationen. Aber deshalb reisst doch der Faden nicht gänzlich entzwei, der uns mit dem Orient verknüpft. Indess die orientalischen Züge, die im Charakter des ungarischen Volkes noch haften geblieben, üben nicht mehr jenen entscheidenden Einfluss auf die Richtung der allgemeinen Entwicklung. Sie erleichtern uns nur das Verständniss orientalischer Auffassung und orientalischen Ideenganges, wie auch die Völker

des Orients eher uns, als die gebildetsten Nationen Westeuropas verstehen.

Die Vermittlung zwischen den beiden grossen Strömungen der Entwicklung der Menschheit müssen sonach wir übernehmen, die wir hiezu am berufensten erscheinen. Nicht ewig kann der Orient in starrer Abgeschlossenheit verharren. Früher oder später wird die Summe der moralischen und materiellen Kräfte, welche den Riesengeist des Occidents ausmacht, die noch aufrecht stehenden Schranken niederreißen. Voraufzuschreiten in diesem grossen geistigen Kampfe, den Ausgleich der tausendjährigen Gegensätze zweier Welten zu versuchen, ist eine schwere, aber schöne und dankbare Aufgabe. Und unser ist, wenn wir es wollen, die Führerrolle in der Lösung dieser Aufgabe. Alles weist uns darauf hin, selbst jene heilige Reliquie, welche das ungarische Volk mit Recht als das Symbol der staatlichen und nationalen Einheit betrachtet. Die ungarische Krone besteht aus zwei Teilen; aus Rom stammt der eine, aus Byzanz der andere. Des Westens und des Ostens Geist vereinigen sich in der heiligen Krone. Das Symbol der kampffreien Vergangenheit unserer Nation und wohl auch einer glanzvollen Zukunft derselben ist diese Doppelkrone. — *In hoc signo vinces!*

BENJAMIN VON KÁLLAY.

## ZUR UNGARISCHEN KRIEGSGESCHICHTE IM ZEITALTER DER HERZOGE.

### III.

#### Theoretische Erklärung der ungarischen Schlachtordnung.

Die mit Zwischenräumen aufgestellte Schlachtordnung der Ungarn ist, vom militärischen Standpunkte, ein interessantes, historisches Datum, und es können aus ihm auch wichtige politische Folgerungen gezogen werden.

Ich wende mich zur modernen Theorie der Taktik zur Erklärung der Kriegsorganisation Árpád's. Als Historiker befolge ich

dasjenige, auf glänzende Erfolge sich stützende Verfahren der Geologen, demzufolge in der Erklärung aller einstigen Zustände und Umwandlungen als Grundsatz angenommen wird, dass vor Jahrtausenden dieselben Naturgesetze gewirkt haben wie in unseren Tagen, und dass alle Erklärungen, welche nicht aus der Natur der jetzt herrschenden Kräfte und Gesetze hervorgehen, un- gültig sind.

In den Kriegs-, wie auch in den politischen Umständen hat sich im Verlaufe von Jahrhunderten die Natur der Dinge so wenig verändert, wie die Gesetze der menschlichen Seele. Die Grund- principien sind identisch, nur hat man sie unter immer anderen Verhältnissen angewendet. Vielleicht hat im obwaltenden Falle, wie in vielen anderen, die Theorie nichts Anderes gemacht, als aus den Erscheinungen des Lebens abstrahirt, welche Erscheinungen bei weitem nicht neu, sondern als Traditionen der Jahrhunderte auf uns geblieben sind.

Die Lücken der Schlachtreihen bei der leichten Reiterei haben die Ungarn vor tausend Jahren eingeführt, und es ist eine Erfin- dung der Theoretiker unserer Zeit, dass sie Ursache und Zweck davon sachverständig zu erklären wissen. Sehen wir einige theo- retische Autoritäten.

Guibert, dessen Buch nicht geringere Männer, als Friedrich der Grosse und Napoleon I. eine Feldherrn-bildende Schule nan- ten, hebt die Notwendigkeit der Intervalle beim Sturm- laufe der Cavallerie sehr nachdrücklich hervor. Wenn zwei Schwadronen von gleichem Bestand einander gegenüber stehen, sagt er, und die eine eine ununterbrochene Fronte bildet, die andere aber in zwei gleiche Teile zerfällt, ist die Bewegung der letzteren eine viel schnellere, leichtere und sicherere, sie gelangt sehr leicht an die Seite oder zum Rücken des Feindes, während die in einer breiten Fronte stürmende schwerfälliger ist, als diese. Und es stellt sich eine vereinigte Schaar immer für weniger vor, als die in zwei Teile getheilte eben so starke Truppe. Es ist ja keine Zeit zum Nach- zählen, — und in der Schlacht ist manchmal der augenblickliche Glaube Alles.

Dann, setzt er fort, ist es eine Täuschung, zu glauben, als würde die in einer Linie stürmende Schwadron im Falle des Sieges mit ganzer Fronte den Feind durchbrechen. Gewöhnlich haut entweder nur das Centrum oder der eine Flügel ein, somit nur ein Teil der stürmenden Fronte, so dass der übrige Teil manchmal nicht einmal zum Treffen kommt. Also hätte der nicht mitgewirkte Teil, auf die Flügel geschickt, bessere Dienste geleistet.

So spricht die Auctorität des vorigen Jahrhunderts.

Bismarck, ein in den Napoleon'schen Kriegen gedienter und vielerfahrener Officier, wurde um das Jahr 1818 als Schriftsteller der Kriegslehre bekannt, und Württemberg hat seine Theorien ins Leben treten lassen. Er sagt in Betreff der Schlachtordnung der Cavallerie, dass zwischen den Schwadronen die Intervalle sehr notwendig seien. Man muss die Aufstellung in allzu langen Reihen, was ihre Beweglichkeit hindert, meiden. *Die Kraft dieser Waffengattung besteht in der Beweglichkeit*, und ihre ganze Kriegskunst besteht nötigenfalls in rascher Entwicklung und entschlossenem Sturm, wenn der geeignete Augenblick eingetroffen.

Indess hat es auch in diesem Jahrhunderte Manche gegeben, die für die Reiterei den Angriff in langen und ununterbrochenen Reihen für das Beste hielten. Ein solcher ist z. B. Rocquancourt, der vorzügliche Verfasser einer Kriegsgeschichte. — Aber er konnte mehr nur aus theoretischem als praktischem Gesichtspunkte ausgehen. — Auch schon die aus der angeführten Erfahrung schöpfenden Auctoritäten halten dieser irrigen Auffassung das Gewicht.

Aber am klarsten spricht *De la Roche Aymon*, welcher vielleicht das erste speciale Werk über die leichte Cavallerie und überhaupt über die leichten Truppen schrieb. Aymon hatte sich wegen der französischen Revolution nach Preussen geflüchtet und durchdiente dort als Cavallerie-Officier die Napoleon'schen Kriege. Er nahm Teil an der Organisirung des preussischen Heeres und besonders an der der leichten Truppen. Während der Restauration nach Frankreich zurückgekehrt, fasste er seine reichen Erfahrungen, welche er auf dem Schlachtfelde über die Reiterei des dama-

ligen Europa und zum Teile Asiens gesammelt, in ein Buch zusammen.

Viele Officiere — sagt De la Roche — sehen die Kraft der Cavallerie in nichts Anderem, als in dem linienförmigen (en muraille) Angriffe. Aber diese lassen die Erfahrungen des Krieges ausser Acht. Sie mögen nur die Territorial-Beschaffenheit der sehr verschiedenartigen Wahlstätten beachten! Sie werden sehen, welch' eine Rarität bei einer etwas zahlreichen Reiterei der linienmauerartige Sturm ist. Man müsste zur Friedenszeit die Regimenter einüben, dass ihre Schwadronen *15—20 Schritt* weite Zwischenräume lassen sollen. Die Stosskraft eines solchen, Zwischenräume lassenden Regiments ist ebenso gross, wie die eines Regiments mit ununterbrochener Reihe, den Impuls als gleich angenommen.

Dem Feinde fällt es nicht ein, sich zwischen diese Intervalle zu drängen, *wofern sie nur nicht allzu gross sind*. In welchem Maasse er seinem Gegner in die Flanken fällt, in demselben würde er auch in die Flanken gefasst. In diesem Falle ist der gewandtere und entschlossenerer Sieger. Der tüchtige Cavallerie-Officier wird immer den Zwischenräume lassenden Schlachtreihen den Vorteil geben. Diese befördern die Gelenkigkeit der Manöver. Sie sind sehr behilflich in der Vorbeugung der Territorial-Hindernisse, welche ihm leicht im Wege stehen können. Sie erleichtern es, dem Feinde in die Flanken zu fallen, ohne dass es dieser bei Zeiten wahrnehmen könnte. Endlich erleichtern noch die Intervalle den Rückzug der voran recognoscirenden Avantgarde.<sup>1</sup>

So de la Roche! — Wir sehen, dass der Gebrauch der ungarischen Reiterei dasjenige, was selbst noch in unserem Jahrhunderte zwischen den Fachmännern ein Gegenstand des Streites war, schon vor tausend Jahren zu Gunsten Derjenigen entschieden hatte, welche die Theorie, wie es auch sein soll, auf die Natur der Sache besser hervorhebende Praxis gründen. Hieraus ersehen wir die Ursachen und auch die Bestimmung einer Kriegseinrichtung der Ungarn.

<sup>1</sup> De la Roche Aymon S. 435.

Wenn auch Leo von der Schlachtordnung der Ungarn gar nichts mehr, als was er von den Zwischenräumen sagt, geschrieben hätte, könnten wir mit Hilfe der Kriegswissenschaft folgern, dass sie für Manöver und verschiedene Wendungen während der Schlacht eingerichtet war, und dass das berühmte deployirende System, welches die Taktik der Neuzeit für ihr beispielloses Product hält, bei den Ungarn Árpád's existirte. Die Zwischenräume beweisen, dass die Ungarn die Territorial-Hindernisse, den Fall, wenn sich die Vorreiter zurückziehen sollten oder die Reserve vordringen umste, in Anschlag nahmen.

Und wir haben abermal ein Beispiel, dass die gute Theorie in jeglichem Fache als deutliche Erklärung der Gebräuche der entferntesten Zeiten und der verschiedenartigsten Nationen dienen kann.

Das obige Beispiel beweiset nicht nur, dass die Ungarn der Einwanderungszeit das Bedürfniss der Zwischenräume in den Schlachtreihen verstanden haben, sondern auch, dass sie dieselben gerade in dem Maasse der besten Theorie der Neuzeit angewendet. De la Roche verlangt sehr schmale Intervalle zwischen den Schwadronen zu lassen — nämlich 15—20 Schritte. Auch Kaiser Leo sagt, dass die durch die Ungarn gelassenen Zwischenräume so unbedeutend sind, dass sie von der Ferne nicht einmal wahrgenommen werden: — die ganze Schlachtreihe erscheint als eine ununterbrochene.

Es sei erlaubt, gegenwärtig diesen einen Punkt der Taktik Leo's kriegswissenschaftlich zu erklären.

Aber es sei mir zugleich erlaubt, weiter zu gehen und diesem Punkte auch einige politische Auslegung zu geben.

Wahrscheinlich werden wir diese Schlachtordnung auch in Betreff der gesellschaftlichen und politischen Organisation zum Spiegel nehmen können.

Wenn die ungarische «Moir» oder «Drungos» nichts Anderes, als gleiche Reiter-Schwadronen oder Divisionen bedeuten kann, ist es gewiss, dass die Formirung dieser Schwadronen oder Divisionen nicht genau nach Familien, nach blutverwandten Clänen ver-



anstaltet werden konnte. Da die eine Familie zahlreiche, die andere wenige Mitglieder zählt, müsste die Seelenzahl der Schwadronen des Clan-Systems äusserst ungleich gewesen sein, und ein Grieche hätte eine Einteilung ohne jede Symmetrie keinesfalls «eine regelmässige Parataxis» genannt. Kaiser Leo hätte auch eine solche «Clan»-artige Gruppierung hervorgehoben; denn er kannte solche bei andern damaligen Nationen sehr gut. Und zwar kannte er sie bei den gleichzeitigen «Franken», d. i. bei *Deutschen, Italienern und Franzosen*, welche er Alle unter jenem Namen zusammenzufassen pflegt.

Kaiser Leo sagt, dass bei den Franken (also auch bei den Deutschen) weder Infanterie noch Cavallerie eine bestimmte Schlachtordnung habe. Sie stehen nicht in «Moiren» (wie die Ungarn), sondern es rangiren sich die Stämme (Phulé) und Sippschaften (syngeneia) oder die durch Schwur Verpflichteten zu einander. Die Schlachtordnung stellen sie in einer Masse, in gedrängter Reihe auf, und so stürmen sie mutig auf den Feind los. Eine andere Taktik besitzen sie nicht. — Also hatten die Deutschen und andere westliche Völker durchaus keine Taktik; denn das Losstürzen in gedrängten Reihen, die möglichst primitive Kriegsmannier, kann nicht Taktik genannt werden. — Ebenso wenig kann die Zusammenstellung des Heeres auf dem Schlachtfelde Schlachtordnung (Parataxis) genannt werden.

Kaiser Leo charakterisirt mit wenig Worten treu den Bau des feudalen Kriegsheeres. Denn sehr correct drückt es der griechische Autor mit der Verpflichtung durch den Schwur aus, dass damals im Geleite des westeuropäischen höheren Adels jener kleinere Adel sich befand, welcher im Kriegsdienste des Oberherrn gleichsam seine Kriegsdienerschaft bildete. Indess änderte dieses gar nichts an der primitiven Schlachtordnung des Clan-Systems. Weit entfernt, dass die Kriegsdienerschaft die Ungleichheit zwischen den einzelnen Elementen der Schlachtordnung vermindert hätte, hat sie sie wahrscheinlich noch vermehrt.

Demnach war das deutsche und italienische Heer zu Árpád's Zeit betreffs der Organisation in einem grösseren Maasse als das

ungarische ein *Geschlechts-Heer*, obwohl es bekannt ist, dass auch dort nicht das *Clan-System* herrschte.

Der Kaiser bemerkt zwar von den Ungarn, dass sie sich zur Zeit des Friedens oder der Kriegrruhe nach Geschlechtern und Stämmen auf Gebiete mit fetten Weiden niederzulassen pflegen; aber auch da wäre es ein eben solcher Irrtum, auf ein *Clan-System* zu folgern, als dieses aus denselben Ausdrücken von den Deutschen zu behaupten. Ohne Zweifel hielten die Familien und Verwandten eines jeden in Wanderung gewesenen Volkes zusammen, wie es bei Einigen noch heute Sitte ist, ohne dass hieraus ein gemeinsamer Geschlechtsbesitz gefolgt wäre.

Wäre das *Clan-System* bei den Ungarn, als sie hereinkamen, eine uralte, sociale und politische Institution gewesen, so wäre keinerlei Befehl und keine Macht im Stande gewesen, es in der *Hauptsache*, in der Schlachtordnung, aufzuheben. Ohne Zweifel würde es in dieser seinen prägnantesten Ausdruck gefunden haben und Kaiser Leo hätte es bei den Ungarn ebenso hervorgehoben, als er es bei den Franken tat.

Dass man die altungarische, socialpolitische Organisation diesbezüglich fehlerhaft aufgefasst hat, bezeugt auch die Aussage eines arabischen Autors, welche von den Ungarn zur Zeit ihres Aufenthaltes in Etelköz handelt. Ihn Dasta beschreibt die Bestandteile des Kriegsheeres der Chazaren<sup>1</sup>: Dieses besteht aus 10,000 Reitern, welche *der Fürst in seinem eigenen Solde erhält* (ohne Zweifel in der Kriegszeit), ausserdem stellen die Wohlhabenden der Proportion ihres Vermögens gemäss Reiter. Sogar regelmässige Steuer war bei den Chazaren im IX. Jahrhunderte eingeführt. Siehe die chazarische Organisation, welche schon in ihrer Grundlage eine solche ist, wie wir das ungarische Heer unter den christlichen Königen sehen.

Bevor ich weiter unten gründlicher erörtern werde, weshalb ich nicht glaube, was unsere Historiker ohne Grundlage laut verkünden, als hätte bei uns zur Zeit der Feldherrn das

<sup>1</sup> Roessler, •Romänische Studien• im Anlange.

Geschlechtssystem geherrscht und als würde die Reform des H. Stefan im Auslöschen dieses Systems bestehen, reiche ich mit dem obigen Hauptargumente, welches ich aus der Regelmässigkeit der Schlachtordnung geschöpft habe, aus.

Ich glaube, wenn das auf Blutsverwandtschaft beruhende Clansystem keinen Einfluss bei den kleineren Herabteilungen ausübte, können wir die grösseren Abteilungen, die sieben ungarischen und die drei kabarischen Geschlechter um so weniger in der Bedeutung von Blutsverwandtschaften auffassen. Man muss darunter Kriegsvolk oder Truppencorps und politische Gemeinden unter besonderen Befehlshabern verstehen. Wenn diese auch nach der Niederlassung fortbestehen, zerfällt Ungarn in derartige Herzogtümer, wie die englische Heptarchie war.

Ich gehe zur Erklärung anderer Stellen Kaiser Leo's über.

#### IV.

#### Die einzelnen Abteilungen des ungarischen Heeres in der Aufstellung.

Was ich bisher nach Kaiser Leo von der ungarischen Heerordnung der Árpád-Zeit schrieb, handelte nur vom Kern und von der Fronte des Heeres. Es fragt sich nun, ob es einen rechten und linken Flügel und auch eine Reserve gab?

Was die Flügel betrifft, finden wir in den byzantinischen »Taktiken« von ihrem Dasein oder Nichtsein keine deutliche Aussage. Dass aber das ungarische Heer keinesfalls Flügel gehabt hätte, kann man aus dem Schweigen der griechischen Taktiker noch nicht folgern. Diese griechischen Schriftsteller beurteilten nach ihren eigenen Kriegsmanieren die der Fremden.

Das griechische Heer aber hatte keine Flügel in der jetzigen Bedeutung. Ich habe es oben erklärt, dass das byzantinische Heer, die Traditionen der Phalanx befolgend, im Augenblicke des Treffens sich in eine dichte Quadrat-Masse zusammendrängte, so dass rechte und linke »Meré« nicht den Flügeln, sondern den Seiten

eines Vogels ähnlich waren. Für die Deckung dieser beiden Seiten war jedoch nur einigermaßen gesorgt.

In einer sehr kleinen Entfernung von dieser Masse placirte das griechische Heer rechts und links nicht so sehr Flügel, als einige Bedeckung. Es war besonders um die linke, mit Schild versehene Seite der concentrirten Masse besorgt, da im Falle des Angriffs von dieser Seite die Lanze nicht zur Hand war. Man nannte diese Schutztruppe «Plagiophylakes», damit gleichsam ausdrückend, dass sie ausschliessend auf *Defensive* beschränkt sei, wie z. B. die Bedeckung der sogenannten Positions-Kanonen. Hingegen waren zu der rechten Flanke des griechischen Heeres *offensive* Truppen, die s. g. «Hyperkerasten» oder Ueberflügler bestellt. Ihre Aufgabe war, den Feind auf der beschildeten Flanke anzugreifen.<sup>1</sup>

Dies wären also die beiden Flügel des griechischen Heeres; aber sie verdienen wahrlich nur so diesen Namen, wie ihn die Flügel des Pinguin verdienen. Sie waren ungemein klein im Verhältnisse zu der riesenhaften Kerntruppe. Ein 6000 Mann starkes Heer hatte rechts 200 Angreifer und links auch nur 200 Beschützer! Auch die Benützung dieser rudimentalen Flügel ist von alledem, was wir heutzutage unter der Rolle der Heeresflügel zu begreifen pflegen, verschieden.

Jedoch waren sogar die angreifenden Hyperkerasten des griechischen Heeres auch vielmehr nur zu Demonstration und Drohungen als zum ernstesten Einhauen fähig, sie durften nur zusammen mit dem Hauptheere angreifen. Die Schützer der linken Flanke waren schon zufolge der Vorschrift, dass sie sich vom Heere nicht über einen Bogenschuss weit entfernen durften, aller Selbstständigkeit und Entwicklungs-Fähigkeit beraubt.

Das ungarische Heer konnte Flügel in solcher Bedeutung nicht brauchen.

Ein anderes Glied der griechischen Heerordnung kommt dem Begriffe des Flügels näher.

<sup>1</sup> Leo's Taktik. S. 682 und an mehreren Stellen.

Ausser den obigen Flanken-Wehren erachten es die griechischen Taktiker für nothwendig, dass der Feldherr seitwärts von der Fronte des Heeres Truppen in den Hinterhalt verstecken soll. Diese sind die «Enedrai» oder «Enkrymmai» lateinisch «Insidiae.» Ihre Aufgabe war, den Feind im Vordringen unverhofft an den Seiten zu fassen. Aber auch diese regulirten die griechischen Taktiker sehr kleinmütig. Sie durften nicht so entfernt stehen, dass sie die Signale vom Mittelpunkte nicht hören könnten.

Aber der Hinterhalt war schon etwas zahlreicher, als die Seitenwehr. Leo erlaubt dem Feldherrn drei bis vier Banden (ungefähr tausend Mann) auf die Lauer (Enedra) zu legen. Und zwar von beiden Seiten. Links — sagt er — damit sie das Einschliessen durch den Feind verhindern, rechts, damit sie dem Feinde in die Flanken fallen sollen, wenn es die Beschaffenheit des Ortes erlaubt. (S. 667.)

Ferner verordnet Leo, dass diese im Hinterhalte stehenden Truppen nicht, wie es bei dem Hauptheere bräuchlich ist, in tiefen Gliedern aufgestellt werden sollen, «was zwar schön und in einer regelmässigen Schlacht auch stark ist», aber nicht genug beweglich und gelenk.<sup>1</sup> Sobald aber die in den Hinterhalt geschickten Truppen stärker sind, müssen sie nach der tiefen Aufstellung des Hauptheeres geordnet werden. Es leuchtet ferner hervor, dass Leo auch die zur Arrièregarde oder Patrouille geschickten Truppen den Hinterhalt nennt. Also sind bei ihm all' die Heeresteile «Enedra» und «Enkrymma», welche vom Hauptheere *detachirt* sind.<sup>2</sup> So entspricht vielmehr die «Enedra», obzwar im beschränkten Sinne, dem Flügel in der heutigen Bedeutung.

Dies alles musste ich untersuchen, damit wir in die Denkweise der griechischen Schriftsteller eindringen können. Demnach würde ein Grieche des IX. Jahrhunderts auch einen jetzigen rechten oder linken Flügel, wenn dieser seinen Posten in einem Walde oder hinter einem Hügel, vom Feinde nicht gesehen, einnehmen würde, Enedra oder Hinterhalt nennen.

<sup>1</sup> Leo. S. 715.

<sup>2</sup> Derselbe daselbst.

Alle byzantinischen Taktik-Verfasser erwähnen, dass die sogenannten Skythen-Völker, auch die Ungarn, *Enedren* zu benützen pflegten, und ihre Kriegsgewohnheiten in Betracht ziehend, kann man behaupten, dass diese viel entfernter vom Hauptheere, als der Hinterhalt der Griechen, stehen mochten. Sodann waren die Lauer des ungarischen Heeres nichts Anderes, als Flügel in der heutigen Bedeutung. Wie wir sehen werden, haben die Ungarn viele Sorgfalt auf die Benützung des Terrains in ihren Schlachten angewendet, und hingen also nicht an steifen äusserlichen Formen.

Aber im Sinne des Mittelalters waren dies wirklich keine Flügel. Die byzantinischen Autoren heben es von dem arabischen und persischen Kriegsheere hervor, dass sie gewöhnlich in drei Teile geteilt werden: den mittleren, rechten und linken Flügel, welche, wie es scheint, in einer dem Feinde gänzlich sichtbaren Schlachtreihe standen. Diese Ordnung ist es, welche von den Türken noch im XVI. und XVII. Jahrhunderte unverändert nachgeahmt wurde. Bei Varna, auf dem Amselfeld und bei Mohács haben sie auch auf diese Art ihr Heer aufgestellt.

Diesem Heere gegenüber war die Schlachtreihe Johann Hunyady's, welche nichts Anderes, als die alte herkömmliche ungarische Schlachtordnung war, verschiedenartig. Woraus bestand diese? Wir finden sie in den byzantinischen Taktiken des IX. Jahrhunderts, was zugleich jene andere gestellte Frage, ob die einwandernden Ungarn ausser der ersten Fronte noch eine zweite Schlachtreihe, und ob sie eine Reserve hatten? beantwortet.

Die byzantinischen Schriftsteller selbst, die sogar bei Reiterei und Bogenschützen im Grossen die Traditionen der Phalanx befolgen, erkennen im X. Jahrhunderte die Aufstellung einer zweiten Schlachtreihe für notwendig. Kaiser Leo schreibt:

In zwei Reihen sei das Reiterheer aufgestellt. Wenn die erste «Taxis» auch geschlagen wird, kann sie sich in die zweite zurückziehen, und diese kann mit Hoffnung des Erfolges den Kampf erneuern. Denn es macht der Sturm die Reihen der Sieger verwirrt, und so vermag die zweite Taxis, welche geordnet dasteht, sie leicht

zurückzudrängen . . . Mag das Reiterheer gross sein oder klein, es muss in mehr als eine Taxis geteilt werden. «Denn wir haben mit Feinden zu tun, — sagt Kaiser Leo — welche eine regelmässige Schlachtordnung haben und das Handwerk des Kampfes (τεχνὴν πολέμου)<sup>1</sup> verstehen.» Anderswo sagt er auch: «Oft stellen auch unsere Feinde zwei Schlachtreihen auf.»<sup>2</sup>

Kaiser Leo schreibt ferner: (Die Ungarn) «haben ausser der Schlachtordnung auch eine übrige Hilfskraft, welche sie heimlich gegen die ihnen gegenüber unachtsam Lagernden schicken oder zur Hilfe ihrer kämpfenden Heeresabteilung in Bereitschaft halten.»

In den letzteren Worten wäre so deutlich die Idee eines «Reserve-Heeres» ausgesprochen, dass sie gar nichts mehr zu wünschen übrig liesse, wenn man nur nicht die obigen Hinterhaltstruppen oder auch Flügel darunter verstehen könnte.

Indessen ist aber diesbezüglich der Maurikios'sche Text schon vollständig bestimmt und deutlich, welcher, ausser der das Angeführte von Wort zu Wort enthaltenden Stelle, anderswo das Folgende sagt:

Auch die Alten haben den Verhältnissen gemäss ihre Fahnen und Abteilungen verschiedenartig eingeteilt. Wie auch jetzt die *Avaren* und die *Turken* ihr Heer dergestalt aufstellen, dass sie rasch ihren in der Schlacht vielleicht erfolgenden Rückzug gut machen können.<sup>3</sup> Denn sie stellen sich nicht nur in eine Schlachtlinie, wie die Römer (d. i. Griechen) und die Perser, und lassen nicht in einem einzigen Augenblicke das Loos ihrer vielen tausend Reiter entscheiden, — sondern sie stellen hinter der ersten eine zweite, manchmal sogar eine dritte Schlachtlinie auf, überhaupt, da sie sehr zahlreich zu sein pflegen, und so auf jeden möglichen Fall leicht bereit stehen können.

Diese deutliche Darstellung lässt uns darauf schliessen, dass

<sup>1</sup> Meursius VI. S. 663.

<sup>2</sup> Dasselbst. 686.

<sup>3</sup> Maurikios Taktik. Scheffer's Ausgabe S. 47, der Text ist ἀνακαλόωμενοι zu lesen.

es bei den Ungarn nicht Ausnahme, sondern der gewöhnliche Brauch war, hinter einander mehrere Schlachtreihen zu stellen, und in diesem Brauche wichen sie von den übrigen Nationen ab. Wir sehen nur darin einen aus der griechischen Auffassung herührenden Irrtum auch bei Maurikios, wie wenn die Ungarn besonders deshalb diesen Brauch befolgen könnten, weil ihr Heer zahlreich ist.<sup>1</sup>

Es ist sehr wahrscheinlich, dass sie, wenn auch vielleicht in kleinerer Zahl, den Ausgang der Schlacht doch nicht auf's Spiel setzten, und sich nicht, wie die Griechen, in eine Phalanx pfpfeten, sondern die erste Linie zu einer geringen Tiefe gestalteten, damit auch für Reserve-Reihen Platz bleiben sollte.

Aehnlichen Brauch hatten auch die Bulgaren. Als am Anfang des X. Jahrhunderts Simon der Bulgaren-Fürst mit Romanos unter den Mauern Konstantinopels zusammentrifft, stellt jener sein Heer in viele besondere Truppen geteilt auf, welche von den vielen vergoldeten und versilberten Waffen<sup>2</sup> schimmerten. Also stimmte der Kriegsgebrauch der Bulgaren in der Aufstellung in mehreren Schlachtreihen (Parataxis) mit dem der Ungarn überein.

Demnach, wenn auch das ungarische Heer zu Árpáds Zeit gewöhnlich keinen, im engen Sinne genommenen rechten und linken Flügel hatte, können wir das Existiren der unterstützenden und Reserve-Truppen doch für ganz gewöhnlich annehmen.

Den hintersten Teil der ungarischen Schlachtordnung bildete die Masse der Nichtkämpfenden, das zum Lasttragen und zur Nahrung bestimmte Heer der Tiere mit der dazu gehörenden bewaffneten Bedeckung.

«Eine grosse Anzahl von Vieh: Pferde von kleinem Schlag, Stuten und Kühe folgen (dem Heere der Ungarn), theils um sie zur Nahrung und ihre Milch zum Trank zu benützen, theils um ihre grosse Anzahl zur Schau zu tragen.»<sup>3</sup>

<sup>1</sup> «Ὅταν μάλιστα ἐν πλῆθει τυγγάνωσι.»

<sup>2</sup> Theophanes (Bonner Ausgabe) S. 407.

<sup>3</sup> Leo XVIII. 52. §. 798. S. Ἀκολουθεῖ δὲ αὐτοῖς καὶ πλῆθος ἀλόγων πεπρωτων καὶ βοραδίων (ἀγέλας), ἅμα μὲν πρὸς ἀποτροπὴν καὶ γαλακτοπόσιν, ἅμα



Den Feind mochte der Anblick manchmal erschrecken oder wenigstens in Ungewissheit halten. Leo sagt es auch, dass es sehr schwer ist, die Zahl des Feindes, wenn er aus Reiterei besteht, beiläufig zu erraten, und sehr leicht zählt das ungeübte Auge auch den Tross zum Heere. So dass die Seelenzahl eines zwanzigtausend Mann starken Heeres oft auf dreissigtausend geschätzt wird. Indess ist es nicht sicher, ob die Ungarn durch das Vorzeigen ihres Trosses in jedem Falle ihre grosse Zahl zur Schau tragen wollten. Vielleicht verbargen sie sie sogar. So viel ist gewiss, dass sie deren Hauptteil hübsch weit hinter die Fronte des Heeres stellten.

«Ihre Beipferde halten sie *nah*e hinter der Schlachtordnung; die Bagage aber ein oder zweitausend Schritte hinter der Schlachtordnung rechts oder links von dieser, unter genügender Bewachung.»

Wozu dienten diese Beipferde hinter der Schlachtordnung? Meine Meinung ist, dass auch diese Lastträger waren, und also das Heer eigentlich zweierlei Bagage hatte. Die erste, welche zwar hinten, doch näher dem Heere war, für die in jedem Augenblicke zu benötigenden Gegenstände; die andere, welche weit hinten gelassen wurde, war beiläufig die Reserve-Bagage.<sup>1</sup>

δε καὶ δια πλῆθους φαντασίην. Das «Phoradion» bedeutet nicht lasttragendes Vieh, sondern Stuten, auch in der neugriechischen Sprache. Das «Agelas», welches in Parenthese steht, und das Meursius als den Varianten eines andern Textes citirt, bedeutet rein nur Kühe (agelada = Kuh in der neugriechischen Sprache.) Nicht nur die neugriechische Sprache, sondern auch das Ducange'sche Wörterbuch schreibt dem angeführten Worte dieselbe Bedeutung zu. Der Text Konstantin's des Porphyrogeneten ist auch hier beträchtlich verkürzt; «ἀκολουθεῖ δὲ αὐτοῖς καὶ πλῆθος ἀλόγων χάριν τῆ ἀποτροπῆς ἰθιῶς, καὶ ἵνα ἐνδεῦθεν πλῆτος φαίνονται.» (Meursius S. 1418.) Der Text des Maurikios: «πλῆθος ἀλόγων ἀρρένοντε καὶ σπλείων». Scheffer S. 263.

<sup>1</sup> Hier habe ich den Text des Maurikios und des Konstantin genommen, welche vollständig übereinstimmen, nur in der Interpunktion abweichen. Ich habe mich an den Text K. gehalten, da dieser verständlicher ist. (V. Meursius VI. B. 797. S. 56. §. und S. 1417 desselben Bandes. Endlich Maurikios S. 264.) — Der Text Leo's unterscheidet sich von den anderen zwei Texten auch darin, dass Leo der Bagage wenig, die andern zwei genügende Bedeckung zuschreiben.

Wirklich empfiehlt auch Kaiser Leo für das griechische Heer eine derartige Ordnung. Er rät an, dass ein jedes Glied (ungefähr 10 Mann) ein Fuhrwerk, welches das für ihn Notwendige, unter anderem auch die Handmühle führe, haben soll. Ausserdem sei für einen jeden Zug, oder wenigstens für je zwei Züge ein Lastpferd bestellt, welches ebenfalls so viel Waffen und Nahrung führe, dass, sollte sich das Heer von den Bagage-Fuhrwerken auch weiter entfernen, der Soldat doch nicht sofort Not leiden müsse.<sup>1</sup>

Besonders aus dem Gesichtspunkte der Kriegsgeräte musste diese in der ersten Reihe stehende Bagage äusserst zweckmässig erscheinen. — Der Krieger hatte sich mit Reserve-Waffen und überhaupt der damaligen Munition, mit zahlreichen Pfeilen versehen müssen, welche letztere eben so wenig ausgehen durften, wie heutzutage das Schiesspulver. Der Krieger selbst konnte nicht viel mit sich nehmen, um nicht in seinen Bewegungen gehindert zu sein.

Dass die Ungarn in dem s. g. Tuldon oder der Reserve-Bagage auch Fuhrwerke mit sich führten, ist höchst wahrscheinlich. Die griechischen Taktiker empfehlen für ihr eigenes Heer *leichte*, — doch starke Wagen. Es ist gar nicht unmöglich, dass dies nach dem Beispiele der Avari und Ungarn geschah.

Was die Nahrungsmittel betrifft, haben sie nach den griechischen Taktiken überwiegend aus Fleisch und Milch bestanden. Wir haben auch schon gesehen, dass eine Variante des Textes Leo's Kühe erwähnt.

Da dem Kriegsvolke das zahlreiche Vieh unstreitig den vorzüglichsten Teil seiner Nahrung lieferte, galt es dieses Vieh mit Nahrung zu versorgen.

Weder der Leo'sche, noch die übrigen Texte geben unmittelbar von der Aufstellungsart der zweiten und dritten Schlachtreihe des ungarischen Heeres ein so deutliches Gemälde, als von der ersten Schlachtordnung. Aber wir finden in dem Texte Leo's auch

<sup>1</sup> Leo. 587. S. — Konst. rät in den ersten paar Seiten seiner Arbeit Aehnliches an.

diesbezüglich eine mittelbare und eine unmittelbare Beschreibung. Seine mittelbare Beschreibung ist deutlicher, wo er eine Weisung gibt, wie man ein aus viertausend Reisigen bestehendes griechisches Heer in drei Schlachtreihen einteilen soll. Machen wir hiemit den Anfang :

«Die zusammengesetzte Schlachtreihe<sup>1</sup> bilde aus auserlesenen Männern. Die erste oder die zuerst angreifende Reihe soll aus tausend und fünfhundert Mann bestehen, in drei gleichen Brigaden (Meré) geteilt, der rechten, linken und mittleren, jede aus fünfhundert Mann bestehend. Sie müssen so nahe zu einander gestellt werden, dass die Schlachtreihe als eine ununterbrochene Linie erscheinen soll. Die zweite, hinter dieser aufgestellte Schlachtreihe wird aus tausend Mann bestehen, welche in vier gleiche Teile geteilt sein sollen, jede Abteilung zweihundertfünfzig Mann stark, und eine Brigade von der andren einen Bogenschuss weit. Diese vier Brigaden werden drei solche Intervallen bilden.

«Wenn die erste Reihe retirirt, wird sie von diesen drei Zwischenräumen aufgenommen, und schliesst sich zur zweiten Reihe an. — Hinter diesen stellst du das Hintertreffen, aus fünfhundert Mann, auf, die du, in zwei Brigaden geteilt, hinten rechts und links dislocirst, damit im nötigen Falle auch diese zur zweiten Reihe sich anschliessen sollen, wenn sich die erste Reihe in die zweite zurückzieht.» Dann rät er noch, an beiden Seiten je zweihundert Mann zur Flankengarde, je zweihundert in grösserer Entfernung rechts und links in den Hinterhalt aufzustellen. Endlich noch dem Feldherrn hundert Reisige, die er im erforderlichen Augenblicke zum Unterstützen irgend einer wankenden Heeresabteilung benötigt, zur besonderen Verfügung zu stellen etc.<sup>2</sup>

Die oben empfohlene Einrichtung kann aus dem Gesichts-

<sup>1</sup> Παράταξις ποικίλην, ὡς ἐν τόποι ἕπαι. Heutzutage unterscheidet man die zusammengesetzte Schlachtordnung von der einfachen. Die erste entspricht der, von welcher hier die Rede ist.

<sup>2</sup> Meursius VI. S. 818.

punkte der allgemeinen Kriegs-Geschichtschreibung sehr interessant sein. Bisher haben die Schriftsteller dieses Faches der Neuzeit geglaubt, dass die s. g. «quincunx» oder schachtafelartige Heereinteilung im XVI. Jahrhunderte erfunden wurde. — Und, wie wir es hieraus ersehen, ist sie den Byzantinern schon im IX. Jahrhunderte eingefallen. Denn die Einrichtung, dass die erste Reihe in die Zwischenräume der zweiten Reihe aufgenommen werde, und dass die zweite Reihe wieder in dem Zwischenraume der dritten Reihe programmässig Platz haben soll, ist eine Gattung der «Quincunx».

Aber nicht dieses interessirt uns jetzt, sondern, dass der byzantinische Taktiker hierin den Avaren, Bulgaren und Ungarn nachahmt. Denn dies entspricht weder dem griechischen, persischen oder arabischen, noch dem Stile des westeuropäischen Heeres, sondern nur dem jener leichten Reiter-Völker. Deshalb können wir von der Nachbildung auf die Muster sicher folgern. Demnach hat die ungarische zweite Schlachtreihe bei weitem grössere Zwischenräume, als die erste und die dritte vielleicht noch grössere gehabt. Die erste verdiente den Namen Reihe, die zweite und dritte bestanden aus einzelnen von einander weit abgesonderten Abteilungen. Und da die Ungarn, wie wir sehen werden, sich lieber auf einem unebenen, als auf einem glatten Terrain reiheten, (und hierin waren sie den Griechen ganz entgegengesetzt) ist es unglaublich, dass sie die Regelmässigkeit der Quincunx behalten hätten. Doch haben sie unstreitig auf ein gewisse Wechselfeitigkeits der Intervallen und Reihen geachtet.

Wir dürfen sogar behaupten, dass auch die einzelnen Divisionen der letzten Schlachtreihe keine lange Schlachtordnung bildeten, was das Territorium, überhaupt bei dem Hinterhalte, nicht einmal immer zulässt, sondern in verschieden breiten Columnen standen und sich nur anlässlich des in die Schlacht Eintretens entfalteten.

Und eben dies ist es, worauf eine Stelle in der Taktik Leo's, welche unmittelbar von den Ungarn spricht, deutet. Diese Stelle wurde noch von einem jeden Uebersetzer fehlerhaft ausgelegt, und

es ist auch kein Wunder. Es ist die dunkelste Stelle der überhaupt nachlässig concipirten und noch nachlässiger copirten Texte. Sie ist in sich selbst schon kaum zu verstehen und ausserdem scheint sie im Widerspruche zu stehen mit dem, was der Verfasser früher von der vordern Schlachtreihe der Ungarn sagte, hingegen ist es beinahe Wort zu Wort dasselbe, was Leo von der westeuropäischen und Konstantin von der persischen Heerfronte schreibt.

Der Text ist umso schwieriger, da der K.sche wie der Maurikios'sche Text hier viel Wörterauslassen, wodurch die Sache bei ihnen unverständlich wird. Man sieht, dass schon diejenigen, die diese beiden Texte zusammenstellten, sie selbst nicht auszulegen wussten.

Aber ich glaube, dass, wenn wir die betreffende Stelle als eine, die von nichts Anderem, als von den zur zweiten und dritten Reihe gehörenden Brigaden des ungarischen Heeres spricht, nehmen, sie nicht nur deutlich wird, sondern auch bestärkt, was ich von diesen kürzlich gesagt habe.

Die erwähnte Stelle übersetze ich folgendermassen: «(Die Turken) lassen ihre Reserve-Reiter oft hinten, oder hinter (der ersten) Schlachtordnung zu deren Schutze reihen. — Und (da) stellen sie die Tiefen der Schlachtordnung oder die Glieder ungleich auf, (jedoch) geben sie wegen der Gedrängtheit der Schlachtordnung mehr auf die Tiefe; die Fronte stellen sie aber gerade und gedrängt auf.»

Wenn ich mich also nicht irre, ist auch hier gesagt, dass die zweite und dritte Schlachtreihe auf eine andere Art, wie die erste, geordnet ist; und zwar in Abteilungen von verschiedener ziemlicher Tiefe zusammengedrängt. Dieses Zusammendrängen befahl auch in den meisten Fällen die Qualität des Terrains.

Aus meiner Erklärung folgt auch mittelbar, dass die erste Schlachtordnung in einer kleinen Tiefe aufgestellt wurde. Hiemit im Gegensatze wird von den übrigen gesagt, dass sie in grosser Tiefe oder in Colonnen von verschiedener Stärke stehen.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Der Begriff der Colonne war zwar den byzantinischen Taktikern nicht unbekannt; es war aber blos während des *Marches* von ihr die Rede.

Dieser Angabe nach bestand die ganze ungar. Heerordnung aus einer vordern Schlachtreihe, in welcher die gleichen taktischen Einheiten, vielleicht Schwadronen, gleiche Zwischenräume bildeten, und wahrscheinlich in einer sehr mässigen Tiefe aufgestellt waren. Dieser folgte, beiläufig in ein-zwei Bogenschuss-Weite, die zweite und manchmal (auch) eine dritte Schlachtreihe, zum Schutze der ersten. In compacten und abgesonderten Colonnen liessen sie eine Oeffnung von ein zwei Bogenschuss-Weite zwischen einander. Wo es das Terrain gestattete, waren noch ausserdem einzelne, in gedeckter Stellung gehaltene Detachements, welche allerdings vom Heere rechts oder links gestellt wurden, wie es bei den Griechen, die dies von den leichten Reitervölkern gelernt, eine beständige Regel war. Das Heer lasttragender Pferde und weit im Hintergrunde die Bagage-Reserve oder das sogenannte Lager schloss die Reihe.

Dieser Art war viel später auch die Heeres-Aufstellung Johann Hunyady's, dem türkischen Heere gegenüber, welches letztere nach persischen Traditionen nicht nur in drei grosse Truppen-Corps zerfiel, sondern in dem immer Schaaren derselben Gattung die Mitte, den rechten und linken Flügel einnahmen.

In der Mitte die Janitscharen und die Söldner-Reiterei in einem verschanzten Lager, und mit ihr die Bagage; auf dem rechten Flügel befand sich die asiatische, auf dem linken die europäische Lehensreiterei.

Die ungarische Schlachtordnung besass also zur Zeit Árpád's eine ganz *eigene Architektur*, welche auch von der des damaligen griechischen Heeres sehr verschieden war. Es ist wahr, dass die byzantinischen Taktiker eben nach dem Muster der Turken und Avaren die in mehreren Linien zu veranstaltende Aufstellung des Reiter-Heeres empfehlen, aber sie selbst sagen, dass sie dennoch nicht so handeln, sondern sich, wie die Perser, in einer Schlachtlinie zum Kampfe stellen.

wo sie «*orthia Paragoge*» genannt wird. Nur dass die byzantinischen Taktiker, mit denen wir zu thun haben, da sie erklären, dass sie dem grossen Publikum schreiben, die fachmässigen Kunstausrücke vermeiden.

Sie hatten aber eine Gewohnheit, welche der Gefahr, mit welcher der Zusammenstoss in einer Masse verbunden sein konnte, abhalf. Diese bestand in der folgenden sonderbaren Ordnung. Wie die Reisigen in acht oder zehn Mann Tiefe hintereinander standen, nannte der Grieche die (vordern) drei vier Männer Peroklasta oder «Cursor»; die übrigen nannte er «Defensor». Die Ersteren hatten die Aufgabe, zuerst anzugreifen. Und letztere drängten ihnen langsam in einer gewissen, nicht grossen Entfernung zu ihrer Unterstützung nach.

Wenn der Cursor in die Flucht gejagt wurde, geriet er hinter die Defensoren. Es ist natürlich, dass, wenn er dieser Regel nicht nachkommen konnte, er entweder vom Feinde niedergewunden wurde, oder, sich auf jene stürzend, die die Schlacht herstellen mussten, deren Reihen in Unordnung brachte, und der Feind besiegte die eine Schlachtreihe nach der andern. Dagegen gestatteten die besonderen Reserven des ungarischen Heeres mehr Gelenkigkeit und bildeten für die Retirirenden eine Oeffnung.

FRANZ SALAMON.<sup>1</sup>

## KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— **Akademie der Wissenschaften.** In der Sitzung der II. Classe am 21. Mai las WILHELM FRAKNÓI eine historische Untersuchung *Ueber die Gefangenschaft des Kalocsaer Erzbischofs Peter Váradi in den Jahren 1484—1490.*

FRAKNÓI bespricht vor Allem die Familienverhältnisse des bisher von den Historikern fälschlich Várday genannten Erzbischofs, der richtig Váradi hiess, von seinem Geburtsorte Várad (Grosswardein), wo er auch studirte und die Aufmerksamkeit des Bischofs Johannes Vitéz erregte, der ihn, Primas geworden, nach Gran mitnahm, zum Domherrn machte, zur Vollendung seiner Studien nach Italien sandte, und um 1470 in der königlichen Kanzlei anstellen liess, wo ihm seine Talente und seine Gewandtheit bald das volle Vertrauen des Königs Mathias erwarben, der den noch jungen Geistlichen 1480 zum Kalocsaer Erz-

<sup>1</sup> Die Original-Abhandlung ist mit Zustimmung und nach den Angaben des Herrn Verfassers bearbeitet.

bischof und Oberkanzler ernannte. Seiner schnellen und hohen Beförderung folgte sein plötzlicher Sturz in Folge von Selbstüberhebung. Er glaubte bald, dem König unentbehrlich zu sein und sich ihm gegenüber Alles erlauben zu dürfen. Er wollte nicht sein Werkzeug, sondern sein Leiter sein. Er versuchte dem König seine Meinung aufzunötigen, fühlte sich verletzt, wenn der König seinen Rat nicht annahm und gab seinem Unwillen darüber offen Ausdruck. Noch rücksichtsloser war er Anderen gegenüber. Er liess seine minder begünstigten Collegen seine Superiorität fühlen, ja entfremdete sich selbst die Königin Beatrix. Da Mathias vor Allem auf seine Unabhängigkeit eifersüchtig war und keinen Widerspruch duldete, wies er die unberechtigten Ansprüche seines Günstlings, gewiss auch ohne Antrieb Anderer, mit Entschiedenheit zurück. Der Erzbischof erkannte nicht den Ernst der Situation, liess seinem Affect freien Lauf, ja liess sich sogar zu drohenden Aeusserungen hinreissen. Im Besitze der Geheimnisse des Königs, die delicater und compromittirender Natur waren, glaubte er auf den König eine Pression üben zu können und entschied damit sein Schicksal. Der König liess ihn nach dem Schlosse Árva in die Gefangenschaft führen und achtete nicht die Intervention des Papstes Innocenz VIII., der sich beeilte, zu Gunsten des unglücklichen Prälaten und der in seiner Person verletzten Privilegien des geistlichen Standes seine Stimme zu erheben. Uebrigens begnügte er sich, seinen unbequem und gefährlich gewordenen Ratgeber solcherweise stumm und unschädlich zu machen, stellte ihn vor kein Gericht, beließ ihm alle seine Würden, selbst den Kanzlertitel, und liess das Kalocsaer Erzbistum durch Stellvertreter in seinem Namen administriren. Da sich der König unversöhnlich erwies, suchten die Freunde des Erzbischofs die neuerliche Intervention des heiligen Stuhles an, der am 1. September 1488 den Bischof vom Orte Argelus nach Ungarn sandte, mit dem Auftrage, beim König vor Allem für den Erzbischof Gnade zu erwirken und nur im Falle der Unbeugsamkeit des Königs zu erklären, dass der Papst zum gesetzlichen Vorgehen geneigt sei. Der Anfangs 1489 in Wien angelangte Nuntius suchte bei der ersten Audienz den König versöhnlich zu stimmen. Der König betonte die Rechtmässigkeit seines Vorgehens gegen den Erzbischof, welcher mit seiner bösen Zunge ihn und das Land ins Verderben stürzen wollte. •Gott strafe mich, sagte der König, wenn ich seinen Tod wünsche. Ich fürchte nur seine Zunge, wegen der ihm anvertrauten, den Kaiser betreffenden Geheimnisse. Ich würde lieber sterben, als diese Geheimnisse kundbar werden lassen.• Doch erlangte der Nuntius das Versprechen des Königs, dass er den Erzbischof seinen Händen übergeben werde und ihm gestatte, die Untersuchung einzuleiten. Ende



Frühling 1489 übernahm der Nuntius den Erzbischof, der nun in Vise-grad eine seinem Range entsprechende Wohnung erhielt, jedoch unter Aufsicht verblieb. Nun sollte das Prozessverfahren beginnen. Doch der König verzögerte dasselbe fortwährend. Inzwischen erfolgte sein Tod. Johann Corvinus gab dem Erzbischof seine Freiheit und sein Erzbistum wieder, wofür dieser die Candidatur des Prinzen eifrig unterstützte. Nach Uladislaus' Erwählung kehrte er in sein Erzbistum zurück, welchem er noch zehn Jahre lang vorstand.

Die sorgfältige Arbeit basirt auf dem Urkundenmaterial des Landesarchivs und den im venezianischen Staatsarchiv bewahrten Originalberichten des Nuntius.

— **Preisaufgaben der Ungarischen Akademie.** Die Ungarische Akademie der Wissenschaften hat aus ihrer diesjährigen Generalversammlung im Ganzen 23 Preise ausgeschrieben, von welchen auf die I. Classe 11, auf die II. Classe 9, auf die III. Classe 3 entfallen.

I. Preisaufgaben der I. (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe:

1. Um den Graf Josef Teleki'schen Dramenpreis werben für 1883 *Lustspiele*. Preis 100 Dukaten. Einsendungstermin: 31. December 1883, Zuerkennung: 19. März 1884.

2. Um den Graf Karátsonyi'schen Dramenpreis concurriren für 1883 *ernste Dramen* (Trauer- oder Schauspiele). Preis 100 Dukaten; Einsendungstermin: 31. December 1883.

3. Um den Péczely'schen Dramenpreis concurriren *Trauer-, Schau- und Lustspiele von ausschliesslich ungarisch-geschichtlichem Stoff*, welche in den Jahren 1882—1883 gedruckt oder gespielt wurden, selbst wenn sie bereits einen anderen Preis (ausgenommen den Karátsonyi-Preis) gewonnen haben. Die nicht gedruckten sind bis 31. März 1884 der Akademie einzusenden. Preis 1000 fl. in Gold.

4. Preisaufgabe: *Erzählendes Gedicht*, der Geschichte, Sage oder Gegenwart entnommen, von selbstständigem Werte. Preis 100 Dukaten aus der Graf Thomas Nádasdy-Stiftung; Einsendungstermin 31. December 1883.

5. Preisaufgabe: *Patriotisches Gedicht*, gleichviel welcher Gattung, von selbstständigem Wert. Preis 100 Gulden aus der Farkas-Raskó-Stiftung; Einsendungstermin 31. December 1883.

6. Preisaufgabe: *Der moderne Realismus in der schönen Literatur*. Preis 100 Dukaten aus der Gorove-Stiftung; Einsendungstermin 31. December 1883.

7. Preisaufgabe: *Geschichte der ungarischen Journal-Literatur von 1780 bis 1867 mit Rücksicht auf die Entwicklung der politischen Ideen und*

*Parteien*. Preis 100 Dukaten, gespendet von der Druck- und Verlags-Actiengesellschaft «Athenäum»; Concurrenz offen; Einsendungstermin für die Bearbeitungsofferte nebst Plan und womöglich Probe des Werkes 31. December 1883.

8. Preisaufgabe: *Franz Kazinczy's Leben und Werke*. Preis 1000 Gulden aus der Lukács-Stiftung; Concurrenz offen; Einsendungstermin für die Bearbeitungsofferte nebst Plan und womöglich Probe des Werkes 31. März 1884.

9. Preisaufgabe: *Franz Kölcsey's Leben und Werke*. Preis 500 Gulden aus der Lévy-Stiftung; Einsendungstermin 31. December 1883.

10. Preisaufgabe: *Die Rolle der bestimmenden Teile des Satzes im Gesamtleben der ungarischen Sprache*. Preis 1000 Gulden aus der Lukács-Stiftung. Einsendungstermin 31. December 1884.

11. Um den Fekésházy Preis concurriren von 1881 bis 1884 im Druck erschienene, in irgend einer Landessprache (ausser der ungarischen) verfasste, den Nichtungarn die Kenntniss der ungarischen Sprache und Literatur vermittelnde Lehr-, Hand- oder Lesebücher. Preis 500 Gulden. Einsendungstermin für ein Exemplar des gedruckten Werkes 31. December 1884.

II. Preisausschreibungen der II. (philosophisch-historisch-sozialwissenschaftlichen) Classe:

1. Der 1883er grosse Akademiepreis (200 Dukaten) und der Marczibányi-Nebenpreis (50 Dukaten) wird *den besten unter den von 1877—83 erschienenen, in das Bereich der philosophischen Wissenschaften gehörigen Werken zuerkannt*. Einsendungstermin für ein Exemplar derartiger Werke 31. Jänner 1884, falls dieselben der Akademie nicht bereits anderweitig bekannt wären.

2. Preisaufgabe: *Die Geschichte der ungarischen Schulen und der ausländische Schulbesuch ungarischer Jünglinge im XVII. Jahrhundert*. Preis 100 Dukaten aus der Gorove-Stiftung. Termin 31. December 1884.

3. Preisaufgabe (zum drittenmal): *Geschichte des Pauliner-Ordens in Ungarn bis zur Mohács-er Schlacht*. Preis 600 Gulden aus der Oltványi-Stiftung. Einsendungstermin 31. December 1884.

4. Preisaufgabe: *Biographie eines ungarischen katholischen Prälaten, der auch auf die politischen Begebenheiten Ungarns einen bedeutenden Einfluss geübt hat, auf Grund selbstständiger Quellenstudien*. [Preis 100 Dukaten, gespendet vom ordentlichen Mitgliede Wilhelm Fraknói. Einsendungstermin 31. December 1884.

5. Preisaufgabe: *Die Geldschuldenfrage vom rechtlichen und volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte nach dem Stande und den Aufgaben der heutigen*

*Wissenschaft und Gesetzgebung.* Preis 100 Dukaten aus der Sztrókay-Stiftung. Einsendungstermin 31. December 1883.

6. Preisaufgabe: *Die Lehre vom Versuch des Verbrechen und vom rollzogenen Verbrechen, von der Täterschaft und von der Teilname am Verbrechen, mit den bezüglichlichen Vorschriften der namhafteren Gesetzbücher und mit Beispielen aus der Kriminalpraxis beleuchtet.* Preis 100 Dukaten aus der Sztrókay-Stiftung. Einsendungstermin 31. December 1883.

7. Preisaufgabe: *Welche Verfügungen wäre im Interesse der aus dem Gesichtspunkte unserer Staatlichkeit aufrechtzuerhaltenden Grundbesitzer-Classe und ihrer materiellen Wohlfahrt in das zu schaffende Gesetzbuch und die damit verbundenen Gesetze aufzunehmen? Insbesondere: 1. Wäre es zweckmässig, die übermässige Zerstückelung des Grundbesitzes zu hemmen? und wenn ja: innerhalb welcher Grenzen? 2. Wäre es zweckmässig, ein gewisses Maass des Grundbesitzes und seiner Appertinenzen von der Execution zu exemiren? und wenn ja: in welcher Art? 3. Welche Richtung wäre aus den oben bezeichneten Gesichtspunkte, den Grundbesitz betreffend, bei der Regelung des Erbrechtes einzuhalten?* Preis aus der Fáy-Stiftung der Ersten vaterländischen Sparkasse, 3000 Gulden; Einsendungstermin 31. December 1884.

8. Preisaufgabe: *Welche Fortschritte hat im letzten Jahrzehnt die national-ökonomische Wissenschaft gemacht, mit besonderer Rücksicht auf ihre practischen Aufgaben?* Preis 500 Gulden aus der Lévy-Stiftung; Einsendungstermin 31. December 1884.

9. Den von der I. Ungar. allgemeinen Versicherungs-Gesellschaft gestifteten 500-Gulden Preis erhält ein zwischen Anfang 1883 und Ende März 1884 erschienenenes Werk, welches eine vom Gesichtspunkte der national-ökonomischen Interessen des Landes practisch wichtige Frage gründlich behandelt und ihre Lösung vorbereitet. Einsendungstermin 15. April 1884.

III. Preisausschreibungen der dritten (mathematisch-naturwissenschaftlichen) Classe:

1. Preisaufgabe: *In Bereiche der partiellen Differentialgleichungen zweiter Ordnung mit zwei unabhängigen Variabeln ist bisher nur die Integration einiger wenigen, insbesondere durch Monge und Ampere untersuchten Formen bekannt. Es soll nun im Anschluss an die bisher erreichten Resultate irgend eine neue, hiehergehörige Gleichungsclassen derart behandelt werden, dass die Integration entweder vollständig vollzogen oder wenigstens in einigen wesentlichen Punkten vereinfacht wird.* Preis 1200 Gulden in Gold aus der Bézsán-Stiftung; Einsendungstermin 31. December 1883.

2. Preisaufgabe: *Es wird ein Werk verlangt, welches die bei der Regulirung solcher Flüsse, welche geringen Fall haben, zu befolgenden Grund-*

sätze selbstständig behandelt, nebst erschöpfender und motivirter Beschreibung der in solchen Fällen anwendbaren Regulirungs-Methoden. Preis 1000 Gulden, gespendet von einem ungenannten Ingenieur; Einsendungstermin 31. December 1883.

3. Preisaufgabe: *Es wird ein populäres Werk verlangt, welches, anstatt der alten Weide-Viehzucht die Stallfütterung des Hornviehs, die dazu nöthige Futterproduction, Fütterung und die verschiedenartige Nutzbarmachung der Hornvieh-Haltung, den Umständen der Kleingrundbesitzer, beziehungsweise Volkswirte entsprechend, behandeln und practisch auf die Hebung der Hornviehzucht hinwirken soll.* Preis 500 Gulden aus der Lévy-Stiftung; Concurrenz offen; Einsendungstermin der Bearbeitungs-Offerte nebst Plan der Arbeit 31. December 1883.

## AUF EIN STAMMBUCHBLATT.

1850.

(Der Witwe Petöfi's von Joh. Arany).

1. Wie lang' — gleich einem einzlen Baumesblatte,  
 Das Herbstes Wind aus der Geschwister Reihn  
 Fortreisst und mit sich führt auf ferne Matte —  
 Liegst, blankes Blättchen, hier du noch allein?  
 Komm, komm: ich schreibe dich und schleudre deinen  
 Luftigen Kahn in flücht'ger Weste Fluss . . .  
 Bring', einfach Blättchen, deiner Herrin meinen  
 Herzlichen, aber gramerfüllten Gruss!
  
2. Suche sie auf . . . doch wirst du — wo? — mich fragen:  
 Ich weiss es selbst nicht . . . irgend in der Welt:  
 Jedweder Busch wird wohl Bescheid dir sagen,  
 Wohin die Heimatlose trug ihr Zelt!  
 Suche sie auf, und meld', als Trost, als kleinen,  
 Das schwere Loos ihr, das ich tragen muss! . . .  
 Bring', einfach Blättchen, deiner Herrin meinen  
 Herzlichen, aber gramerfüllten Gruss!
  
3. Du triffst sie — oh, wie denn nicht! — Trauer tragend:  
 — Wer hätte wohl zur Trauer Grund so gross! —  
 Als Patriotin, waise Wittfrau, klagend:  
 Als dies, und das, unglücklich grenzenlos!

Rühre nur sanft an ihres Herzens Peinen:  
 Die Mahnung weck' nicht weher Schmerzen Schuss!...  
 Bring, einfach Blättchen, deiner Herrin meinen  
 Herzlichen, aber gramerfüllten Gruss!

4. Sage es ihr: *dieselben Zwei* beweint' ich;  
 Geschwister *ihrer Zähr'* ist *meine Zähr'*:  
 Andres Verhältniss, — Grund, Objekt sind einig;  
 Hat Hoffnung *sie* — ? ich habe keine mehr.  
 Oh, liebe *ein* noch unwekl' Laub *sie, einen*  
 Strahl mir aus ihrer Hoffnung Ueberfluss!...  
 Bring', einfach Blättchen, deiner Herrin meinen  
 Herzlichen, aber gramerfüllten Gruss!
5. Wie *sie* den ihr entriss'nen treuen Gatten,  
 Such' *ich* den mir entschwund'nen treuen Freund;  
 Nichts seh' ich, ach! — das Leben ist voll Schatten —  
 Und, stumm, der Friedhof Antwort mir verneint.  
 Entriss ihn Tod im Lebenslenz den Seinen?  
 Durchwallt die weite Welt sein flücht'ger Fuss?...  
 Bring', einfach Blättchen, deiner Herrin meinen  
 Herzlichen, aber gramerfüllten Gruss!
6. Sein Name selbst — als könnt' man *den* vergessen —  
 Tönt kaum von einer Lippe leis und zag;  
 Ich fühl', in Volkes Herz verhohl'n, indessen,  
 Verstehe die geheime Seufzerfrag':  
 «Ob wohl — und *wann* — sein Sänger noch erscheinen?  
 Sein Sang erschallen werd' auf Berg, Au, Fluss?...»  
 Bring', einfach Blättchen, deiner Herrin meinen  
 Herzlichen, aber gramerfüllten Gruss!
7. Oh, lasst in das einsame Tal uns reisen,  
 Wo ihn Cypressen pflanzt ein bang *Gerücht!*  
 Des Tales Zeugniß kann es klar beweisen,  
 Ob dort des Sängers Blut floss oder nicht:  
 Weil reich'rer Vögelchor dort singen, — seinen  
 Blutstropfen Blum' um Blum' entspriesst sein muss...  
 Bring', einfach Blättchen, deiner Herrin meinen  
 Herzlichen, aber gramerfüllten Gruss!

8. Ach, oder irrt er schier auf Pilgerpfaden  
 Einsam, wie ein verfolgtes Bergeswild?  
 Wer wagt, in seine Hütt' ihn, ruh'n, zu laden?  
 Wer schenkt wohl dem Erschöpften Pflege mild?  
 Wer reicht — wenn matt und krank er Trunk heischt — seinen  
 Sangreichen Lippen frischen Labeguss? . . .  
 Bring', einfach Blättchen, deiner Herrin meinen  
 Herzlichen, aber gramerfüllten Gruss!
9. Nun fliege deines Wegs! . . . doch, *nein* noch! . . . deinen  
 Benetzten Flügel trocken erst dir ab!  
 Er ist von Tränentropfen schwer, die meinen  
 Erinnerungen ich geopfert hab'.  
 Die Träne wird wohl trocknen . . . aber seinen  
 Harn hegt mein Herz schier bis zum Lebensschluss . . .  
 Bring', einfach Blättchen, deiner Herrin meinen  
 Herzlichen, aber gramerfüllten Gruss.

ERNST LINDNER.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE. <sup>1</sup>

*Bodon J.*, *Az életböl* (Aus dem Leben. Erzählungen von Josef Bodon). Budapest, 1883. Révai, 264 S.

*Brüll Leopold.* *Zur Verbesserung der Lage der arbeitenden Classen.* Budapest, 1883. Kilian, 62 S.

*Finály H.*, *Az okori sulyokról és mértékekről* (Ueber antike Maasse und Gewichte von Heinrich Finály). Budapest, 1883. Akademie, 164 S.

*Gesetz-Artikel XX: 1883 über das Jagdwesen und XXIII: 1883 über die Gewehr- und Jagdsteuer.* Mit Anmerkungen, Parallelstellen und Erläuterungen. Budapest, 1883. M. Ráth, 36 S.

*Jokai's Ausgewählte Schriften*, 74—76 Heft: Die nur einmal lieben. S. 257—352. Pressburg, 1883. Stampfel.

— — 77—79. Heft: Schwarze Diamanten, S. 1—144. Das.

*Kadocsa E.*, *Egy élet tavaszabol* (Aus dem Frühlinge eines Lebens, Gedichte von Alexius Kadocsa). Budapest, 1883. Révai, 207 S.

*Karolyi A.*, *Illeshazy István hűtlenségi pöre* (Der Hochverratsprocess Stefan Illeshazy's). Budapest, 1883. Akademie, 216 S.

*Lang L.*, *Minimum és homestead* (Minimum und Homestead von Ludwig Láng). Budapest, 1883. Akademie, 39 S.

*Marki S.*, *Dozza György és forradalma* (Georg Dózsa und der Bauern-

<sup>1</sup> Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

krieg vom Jahre 1514, von Alexander Márki). Budapest, 1883. M. Ráth, 216 S.

*Ovidius. A szerelem művészete* (Ovidius Naso's *Ars amandi*, in ungar. Prosa übersetzt von Thomas Szana). Budapest 1883, Révai, 143 S.

*Pulszky Franz, Memoiren. Meine Zeit, mein Leben.* 26. Heft. IV. Band, S. 1—48. Pressburg, 1883. Stämpfel.

*Reviczky Gy., Ifjúéveim.* (Meine Jugend, 1874—1883. Gedichte von Julius Reviczky). Budapest, 1883. Révai, 168 S.

*Steinbach Josef, Die organische Stellung der Militärärzte im österreichischen Heeresverband.* Ein Beitrag zur Heeresorganisation. Gross-Kanizsa, 1883. Wajdits, 39 S.

*Szilágyi Alexander, Georg Rákóczy I. im dreissigjährigen Kriege. 1630—1640.* Mit bisher unbenützten Urkunden aus schwedischen und ungarischen Archiven. Budapest, 1883. Kilian, XXVI und 145 S.

*Tély J., Új görög irodalmi termékek* (Ueber einige Producte der neu-griechischen Literatur von Johann Tély). Budapest, 1883. Akademie, 58 S.

— — *Középkori görög verses regények* (Griechische Romane in Versen aus dem Mittelalter von Johann Tély). Budapest, 1883. Akademie 44 S.

*Világirodalom története* (Geschichte der Weltliteratur). Budapest, 1883. Tettey, bisher dreizehn Hefte, 416 S.

*Wein Johann, Die Wasserversorgung der Hauptstadt Budapest.* Mit 26 photolithographischen Tafeln und 10 in den Text gedruckten Abbildungen. Budapest, 1883. Grill. Folio, 48 S. Text.

*Wuchergesetze.* Gesetz-Artikel XXV: 1883 über den Wucher und die schädlichen Creditgeschäfte. — XXXI: 1868 über die Abschaffung der Wuchergesetze. — VIII: 1877 über die Beschränkung des Wuchers. Mit Anmerkungen, Parallelstellen und Erläuterungen. Budapest, 1883. M. Ráth, 11 und 8 S.

*Zichy J. gróf, A munkáskérdésről* (Ueber die Arbeiterfrage von Graf Eugen Zichy). Budapest, 1883. Révai, 39 S.

*Zichy G. gróf, Alár* (Alár, poetische Erzählung in sieben Gesängen von Graf Victor Zichy). Budapest, 1883. Révai. 91 S.

# UNGARN UND DIE LIGA VON CAMBRAY

1509—1511.

## I.

**D**IE ZEIT des Rückganges und Verfalls, welche in Ungarn nach dem Tode des Königs Mathias Corvinus eintrat, war in Westeuropa die Zeit grosser Ereignisse und auf Jahrhunderte hinaus wirkender Umgestaltungen.

Aus den Ruinen des Mittelalters erheben sich neue Ideen, neue Machtbestrebungen, neue Staaten. Dieser Umgestaltungsprocess wird durch mächtige Herrscher und in allen Gesellschaftsschichten auftauchende grosse Geister geleitet und gefördert.

Und in Ungarn sitzt gerade damals ein schwacher König auf dem Thron, umgeben von engherziger Selbstsucht. Die mitunter unglückliche, aber immer auf grosse Ziele gerichtete Politik der Hunyaden sinkt auf das Niveau der durch den Moment eingegebenen Auskunftsmittel und kleinlichen Intriguen herab. Dessenungeachtet ist das Land, zufolge seiner geographischen Lage und den Traditionen des alten Ruhmes der Nation, noch immer ein Factor, mit welchem die Leiter der europäischen Politik rechnen müssen.

Als daher die beiden, nach dem Besitze Italiens und durch diesen nach der europäischen Hegemonie strebenden Herrscher, der deutsche Kaiser Maximilian und der Franzosenkönig Ludwig XII. — ihren Wettkampf einstellend — in der Absicht, den mächtigsten italienischen Staat, die Republik Venedig, zu vernichten und ihr Territorium zu teilen — sich am 10. December 1508 mit einander in *Cambray* verbündeten:<sup>1</sup> ermangelten sie nicht, auch

<sup>1</sup> Le Glay, *Negotiations entre la France et l'Autriche.* (Paris 1845) II. S. 225—243.



Ungarn in das Bereich ihrer Pläne einzubeziehen. Indem sie den Grundsatz aussprachen, dass die im Laufe der Zeiten von Venedig occupirten Gebietsteile an ihre früheren Besitzer zurückfallen sollen: forderten sie den Ungarkönig Uladislaus II. auf, der Liga beitreten, das in die Hände Venedigs gefallene ungarische Kronland *Dalmatien* zurückzuerobern<sup>1</sup>, wodurch er der Machtstellung und den Welthandelsinteressen der Republik einen schweren Schlag versetzen würde.

Die beiden Herrscher sandten Anfang 1509 Gesandte an Uladislaus<sup>2</sup> in der Hoffnung, dass hinsichtlich der Aufrichtigkeit und Verlässlichkeit ihrer Anerbietungen am ungarischen Hofe kein Zweifel auftauchen werde. Ludwig XII., durch die Königin Anna Candale mit Uladislaus nahe verwandt, hatte diesem gegenüber stets Wohlwollen bewiesen. Auch zwischen Kaiser Maximilian und dem Ungarkönig war an die Stelle der früheren Feindseligkeit innige Freundschaft getreten; es bestand bereits das Project der Doppelheirat, die der «Felix Austria» den Besitz der ungarischen Krone sichern sollte, welchen sie mit Waffengewalt vergebens zu erringen strebte.

<sup>1</sup> Es ist bekannt, dass Dalmatien durch den König Koloman mit Ungarn vereinigt wurde. Die byzantinischen Kaiser und Venedig machten wiederholt Versuche zur Eroberung dieser Provinz. Venedig occupirte factisch mehrere Städte und Inseln. Ludwig der Grosse zwang es 1357, dieselben zurückzugeben und seinen Ansprüchen feierlich zu entsagen. Unter Sigmund begann Venedig wieder sich in Dalmatien auszubreiten. 1409 erkaufte es vom Gegenkönig Ladislaus von Neapel Zara und seine Rechte auf Dalmatien, dessen Gebiet es allmählig ganz in seine Gewalt brachte. König Mathias hielt seine Rechtsansprüche aufrecht, vermochte sie jedoch nicht zur Geltung zu bringen.

<sup>2</sup> Der Gesandte der Republik Venedig am französischen Hofe berichtet bereits am 18. Jänner 1509, dass der Franzosenkönig den Adam Boglion (?) nach Ungarn sende. Die Signoria notificirt dies am 27. Jänner ihrem ungarischen Agenten. Die Note befindet sich im venezianischen Staatsarchiv. Wann sie anlangte, ist uns unbekannt. Aus einem Briefe des Königs Uladislaus vom 12. Juli 1509 wissen wir, dass der Gesandte Maximilians in der *ersten Hälfte* dieses Jahres dreimal an seinem Hofe gewesen sei: es ist somit wahrscheinlich, dass er das erste Mal im Jänner oder Februar hiegekommen sei. Der Brief steht bei Katona Hist. Crit. Hung. XVIII. S. 571.

Es war indessen vorauszusehen, dass sie ihren Zweck nicht erreichen werden. Der König hatte mit dem Tode seiner Gemalin auch jenen geringen Fonds von Energie und Mut zur Initiative eingebüsst, welchen er auf den Tron mitgebracht hatte. Den Magnaten mangelte die Ambition, noch mehr die Opferwilligkeit. Inmitten der zerrütteten Verhältnisse und finanziellen Wirren, wo sie das Territorium des Landes nicht einmal gegen die Türken zu verteidigen vermochten, konnte an neue Eroberungen nicht gedacht werden.

Zu alledem kam noch, dass im Herbst 1508 im Lande die Pest zu wüthen beginnt. Der König hielt sich eine Zeitlang in Pressburg und Tyrnau auf, ging dann im Februar (1509) nach Böhmen und blieb dort das ganze Jahr hindurch. Es waren nur wenige Ungarn mit ihm. Die Prälaten und Magnaten, vor der mörderischen Seuche flüchtend, lebten isolirt in ihren Residenzen und Landsitzen. Die Hauptstadt stand verödet. Schon aus diesem Grunde konnte von Entschliessungen von grösserer Tragweite keine Rede sein.

Und auch die Republik Venedig liess den drohenden Sturm nicht untätig an sich herankommen.

Sobald sie von dem Zustandekommen der Liga von Cambray Kunde erhielt, ging sie mit der grössten Energie an die Kriegsrüstungen und war gleichzeitig mit allen Mitteln der Diplomatie bestrebt, die Bemühungen der gegen sie verbündeten Herrscher bei den europäischen Höfen zu vereiteln.

Zwischen Ungarn und der Republik Venedig bestand zu dieser Zeit das beste Einvernehmen. Beide Staaten hatten nämlich zehn Jahre vorher (1500) zum Zwecke eines gegen die Türken zu führenden Krieges mit einander ein Bündniss geschlossen; die Signoria hatte Uladislaus eine jährliche Subvention von hunderttausend Dukaten angeboten. Und obgleich der Krieg nicht zu Stande kam, ja die Republik (Ende 1502) mit der Pforte Frieden schloss, stellte sie, um sich die Freundschaft des ungarischen Hofes zu sichern, die Zahlung der Subvention doch nicht ein. Am 15. Februar 1504 unterfertigte die Signoria einen neuen Vertrag, in wel-

chem sie sich zur jährlichen Zahlung von 30,000 Dukaten verpflichtet, ohne dass der König positive Verbindlichkeiten übernimmt.<sup>1</sup>

Daneben trug Venedig unaufhörlich Sorge, die einflussreichsten ungarischen Staatsmänner durch allerlei Vorteile und Dienste, Geschenke, Auszeichnungen und Versprechungen für sich zu gewinnen. Am engsten wusste es den Graner Erzbischof THOMAS BAKOCS an sich zu ketten. Dieser hatte die Erlangung des Purpurs und der Patriarchenwürde hauptsächlich dem Einflusse Venedigs zu verdanken. Ja, sobald die Signoria seinen grenzenlosen Ehrgeiz erkannte, stand sie nicht an, ihm zuerst in allgemeinen Phrasen, doppelsinnigen Anspielungen, dann in bestimmten Anerbietungen die Möglichkeit seiner Erhebung auf den Stuhl des heiligen Petrus durch ihre Protection in Aussicht zu stellen.<sup>2</sup>

Die kroatischen Grossen standen zum grossen Teile sozusagen im Solde Venedigs. Sie stellten eine vertragsmässig festgestellte Anzahl Bewaffneter unter die Fahnen der Republik.<sup>3</sup>

Die vielerlei Fäden der Handelsverbindung bildeten weitere Bande zwischen den beiden Staaten.

Und während andere Mächte sich begnügten von Fall zu Fall, wenn es wichtige Interessen forderten, ihre Gesandten an den ungarischen Hof zu schicken, hatte Venedig hier eine ständige diplomatische Vertretung. Es lösten einander bald höher gestellte Gesandte, bald mindestens im Secretärsrang stehende Geschäftsträger ab, unausgesetzt mit den politischen Kreisen in Berührung stehend, die Entwicklung der Ereignisse mit Aufmerksamkeit verfolgend und genaue Berichte einsendend. Seit den Herbstmonaten des Jahres 1506 war die Signoria hier durch den Secretar VINCENTZ GUIDOTO vertreten. Obgleich derselbe jener bescheideneren

<sup>1</sup> Albert Lónyay's venezianische Gesandtschaften. Történelmi Tár (Historisches Magazin) XXII. S. 4 ff.

<sup>2</sup> Ueber die von Bakocs mit der Republik Venedig bezüglich seiner Erhebung auf den päpstlichen Stuhl gepflogenen Verhandlungen s. die Documente im Venet. Staatsarchiv, über die wir demnächst berichten.

<sup>3</sup> Das Werk Marino Sanudo's enthält diesbezüglich viele Detailangaben.

Gattung von Diplomaten angehörte, welche blos zur Verwirklichung der Ideen Anderer befähigt sind, vermochte er durch nicht alltägliches Maass von Gewandtheit und Tact seinem Vaterlande doch bedeutende Dienste zu leisten und erfreute sich unter den ungarischen Grossen allgemeiner Beliebtheit.<sup>1</sup>

Sobald die Signoria das Ergebniss der Verhandlungen in Cambray erfuhr, beehrte sie sich Guidoto die Weisung zu erteilen, er möge den Ungarkönig, den Primas und die der Republik wohlgesinnten Herren von dem Abschlusse des auf «den Nachteil und das Verderben Italiens» abzielenden Bündnisses in Kenntniss setzen, und sie aufmerksam machen, dass daraus für die ganze Christenheit, insbesondere aber für Venedig und Ungarn, «diese beiden Schutzmauern der Christenheit», schwere Uebel und grosse Gefahren erwachsen würden. Zugleich beauftragte sie ihn, im Falle dass die Feinde Venedigs den Versuch machen sollten, den König von Ungarn auf ihre Seite zu bringen, mit aller Kraft darauf hinzuarbeiten, dass sie ihren Zweck nicht erreichen.<sup>2</sup> Einige Tage später aber, als in Venedig die Nachricht einlangt, dass der König der Franzosen zu Uladislaus einen Gesandten schicke, wird Guidoto die Weisung gesandt, er möge sich beim Cardinal Bakocs Rats erholen, auf welche Weise dem feindlichen Einfluss die Wage gehalten werden könnte.<sup>3</sup>

Dies war vorerst keine schwere Aufgabe. Der in Prag weilende König nahm die lockenden Anerbietungen der Verbündeten mit

<sup>1</sup> Pasqualigo berichtet am 7. Juni 1500 über Guidoto: «La Regia Mtà . . . . Cum tutti questi altri Signori, per haverse lui portato, per tutto il tempo che l'e sta nela Corte cum prudentia et grande dexterità cum ognuno, lo ha havuto molto grato et accepto.»

<sup>2</sup> Note der Signoria vom 20. Jänner 1509.

<sup>3</sup> Leider sind über die zwischen Venedig und Ungarn in der ersten Hälfte des Jahres 1509 gepflogenen Verhandlungen nur wenige Daten auf uns gekommen. Wir kennen nicht einmal Guidoto's citirten Bericht, auf welchen die Antwort der Signoria vom 18. Mai 1509 anspielt: «Et perche ne le lettere tue, da ruy ricepute, le ultime de lequale sono de di XX. del preterito, habiamo annotato il tuo discorso, che el se possi haver da questo regno qualche favor, mediante la loro utilità . . . .»

gewohnter Gleichgültigkeit entgegen. In Ungarn war die Stimmung der Republik günstig, und Guidoto konnte (im Monat April) die Signoria damit beruhigen, dass sie von Seiten Ungarns sogar auf Hilfe rechnen könne. Gleichzeitig schickte der König den Philipp More mit dem Auftrage nach Venedig, dort auf Rechnung der jährlichen Subvention Geld auszuwirken.<sup>1</sup>

## II.

Indessen trat damals, sowohl in der allgemeinen Situation, als auch in der Stellung des ungarischen Hofes eine Wendung ein. Der Papst JULIUS II. erklärte — nach langwierigen Unterhandlungen mit den verbündeten Mächten und mit Venedig — (am 23. März 1509) feierlich, dass er der Liga beitrete. Er liess seine Truppen in die Romagna vordringen und schleuderte gegen die Signoria — wegen Occupation der Kirchengüter, Ausdehnung der Patronatsrechte, Besteuerung der Geistlichen — den Kirchenbann.<sup>2</sup>

Venedig liess sich nicht entmutigen. Es fuhr mit fieberhaftem Eifer in seinen Rüstungen fort und appellirte vom Urtheilsspruch des Papstes an das allgemeine Concil. Es sandte seinen Protest — Anfang Mai — auch dem Cardinal Bakoes, als einem der Patriarchen welche durch die, damals bereits ausser Kraft gesetzten, alten Constitutionen zur Einberufung des Concils einstens berechtigt gewesen waren.<sup>3</sup> Der ungarische Primas hütete sich indessen natürlicherweise in dieser Angelegenheit irgend etwas zu tun.

<sup>1</sup> Guidoto's Bericht vom 2. Mai, von welchem wir blos den im Werke des Marino Sanudo erhaltenen Auszug besitzen. (Történelmi Tár, XXIV. S. 157.)

<sup>2</sup> Brosch, Papst Julius II. und die Gründung des Kirchenstaates. (Gotha, 1878) S. 161 ff.

<sup>3</sup> Marino Sanudo bemerkt zum 5. Mai 1509: «Et è da saper, per il Consiglio X. per avanti fo expedito uno Corier in Hungaria con la appellation in buona forma al Cardinal Istrigioniense Patriarcha di Constantinopoli.» Und zum 8. Mai: «Etiam in Hungaria fo expedito la appellation al Cardinal Istrigioniense Patriarcha di Constantinopoli. qual eliamato tre Episcopi pol lui chiamar it futuro Concilio et suspender questa excommunicatione.»

Mittlerweile eröffnete der Franzosenkönig den Krieg. Seine Heere gingen über die Adda und erfochten am 14. Mai bei *Agadello* einen entscheidenden Sieg über die Armee der Republik.<sup>1</sup>

Da die Signoria voraussah, dass ihre Feinde die Niederlage, wie auf dem Schlachtfelde so auch auf dem Gebiete der Diplomatie ausbeuten würden, stellte sie das Treffen in ihrem Berichte an ihren ungarländischen Geschäftsträger als völlig belanglos dar. Zugleich erteilte sie ihm die Weisung, er möge den Ungarkönig und die ungarischen Herren von der Gefährlichkeit der Unternehmung Ludwig's XII. überzeugen, weil derselbe in seinem grenzenlosen Ehrgeiz sich mit Italien nicht begnügen werde, sondern die Weltherrschaft anstrebe und seinen Minister, Cardinal Amboise, auf den päpstlichen Tron zu erheben beabsichtige, welche Projecte er leicht verwirklichen könne, wenn dieselben nicht rechtzeitig vereitelt würden.<sup>2</sup>

Bisher hatte sich Venedig damit begnügt, dass Ungarn sich nicht seinen Feinden anschliesse. Jetzt benötigte es auch seine moralische und militärische Unterstützung. Es suchte um die Ermächtigung an, auf ungarischem Gebiete tausend Reiter werben zu dürfen. In dieser Angelegenheit nahm es vornehmlich auch die Intervention des Primas in Anspruch.<sup>3</sup>

Indessen bemühte sich Guidoto vergebens etwas auszurichten. Der Primas, der Palatin und die übrigen Herren beschränkten sich

<sup>1</sup> Romanin. *Storia documentata di Venezia.* (Ven. 1853.) V. S. 207.

<sup>2</sup> «Li grandi disegni et cupidità del prefato Re de Franza, non solum de sottoponersì tutta Italia, cum far Pontifice il Cardinale Rhoano, ma di farse Monarcha del Universo.» Mit dem Schreckbilde des Papsttums des französischen Cardinals sollte offenbar hauptsächlich auf Bakocs gewirkt werden.

<sup>3</sup> Venedig bietet den Reitern per Kopf vier Ducati Monatsold, dem Commandanten vierhundert Ducati jährliche Zahlung an. Der Agent musste darüber vorher mit dem Primas sprechen «premesse quello parole, che siano indicative de lo amor portamo a Sua Rma Signoria et de la existimazione fa la Signoria nostra ha facto in ogni tempo et fa de la persona sua . . . .» In der Note vom 18. Mai, in welcher es am Schlusse heisst: «Et scribantur litere eidem Secretario, quod agat gratias Rmo Cardinali Strig. pro communicatione ei a Rma ipsius Dominatione facta.»

darauf, ihr Bedauern über die der Republik zugestossenen Unfälle auszudrücken und dieselbe zu versichern, dass sie alles aufbieten würden, die Bestrebungen des Feindes zu vereiteln.<sup>1</sup>

Demzufolge tut die Signoria in ihrer nächstfolgenden Instruction der militärischen Hilfe nicht mehr Erwähnung. Der Geschäftsträger soll dahin wirken, dass der König beim Papst und beim Kaiser Maximilian zu Gunsten der Wiederherstellung des Friedens intervenire.<sup>2</sup>

Mittlerweile empfing Uladislaus, nach der Schlacht von Agnadello, wiederholt Gesandte Maximilians und Ludwigs. — Anfang Juli erhielt er auch ein Schreiben des Papstes, worin er aufgefordert wird, unverweilt den Krieg zu beginnen und Dalmatien zu occupiren, welches der Republik von ihren festländischen Besitzungen noch allein übrig geblieben sei; denn ausserdem sei ihre Herrschaft nur mehr auf das Territorium der Stadt beschränkt «und wer weiss was inzwischen auch damit geschehen ist.»<sup>3</sup>

Der König vermochte dem unablässigen Drängen nicht zu widerstehen. Er sandte am 12. Juli den Kämmerer und Bodroger Obergespan Michael Czobor aus Prag nach Ungarn und erliess einen Aufruf an die vornehmsten Prälaten und Magnaten: sich in Ofen zu einer Conferenz zu versammeln, und, in Erwägung «der für die Geltendmachung der Ansprüche der ungarischen Krone sich darbietenden Gelegenheit, wie sie sich günstiger nie dargeboten habe und nie wieder darbieten werde», zu beratschlagen was zu tun sei.<sup>4</sup>

Die Gesandten des Papstes, Maximilians und des Franzosen-

<sup>1</sup> Guidoto's Bericht vom 18. Juli ist in der Note der Signoria vom 7. August resumirt.

<sup>2</sup> In der Note vom 7. August.

<sup>3</sup> Guidoto berichtet von Ofen am 5. Juli (nach dem Auszuge Sando's): «Il Re di Franza e gli altri, maxime il Papa, non cessano, instigar esso Re contra di nui, et voglii romperne in Dalmatia.»

<sup>4</sup> Der Brief des Königs vom 12. Juli findet sich *Pray*, Annales. IV. S. 334. *Katona*. XVIII. S. 571. Das Original in der diplom. Abteilung des Ung. Landesarchivs.

königs dehnten ihre Aufmerksamkeit auch auf die ungarischen Herren aus und es gelang ihnen viele unter ihnen zu gewinnen. Der Palatin Emrich Perényi stellte sich an die Spitze der ungarländischen Feinde Venedigs und begann für die Wiedereroberung Dalmatiens zu agitiren.<sup>1</sup> Aber bedeutendere Vorteile, als der erste Bannerträger des Landes, versprach den Verbündeten die Unterstützung des Bischofs von Fünfkirchen und königlichen Kanzlers GEORG SZAKMÁRI. Dieser, seit lange ein neidischer Nebenbuhler und geschworener Feind des Primas, ergriff mit Freuden die Gelegenheit, ihn zu demütigen und seine Macht zu untergraben.<sup>2</sup>

Die verbündeten Herrscher liessen nichts unversucht, um auch den Primas auf ihre Seite zu ziehen. Maximilian, Ludwig XII. und dessen Minister, Cardinal Amboise, wandten sich mit schmeichelhaften Briefen an ihn. Sie machten ihm glänzende Anerbietungen, und als diese wirkungslos blieben, traten sie mit Drohungen hervor. Ja, der Papst gab ihm zu verstehen, wenn er nicht aufhöre, die excommunicirte Republik zu begünstigen, werde er den Zorn des heiligen Stuhles auf sich ziehen und seiner sämtlichen Würden entledigt werden.<sup>3</sup>

Der Papst wirkte gleichzeitig von einer anderen Seite auf die ungarischen Herren ein. Er erfasste mit der ganzen Glut seines energischen und hochstrebenden Geistes den von mehreren seiner Vorgänger erfolglos gehegten Plan: an der Spitze der christlichen Mächte die Türken aus Europa zu vertreiben. Dies schien ihm das

<sup>1</sup> *Guidoto* schreibt in seinem Bericht vom 9. August (nach Sanudo's Auszug): «Quelli Signori hanno mal animo contra la Signoria nostra, maxime il Conte Palatino, voria quel Re ne rompesse».

<sup>2</sup> Auf Szakmári's Verhalten werfen die später mitzuteilenden Details ein helles Licht.

<sup>3</sup> *Guidoto's* Bericht vom 11. Februar 1510. Und später, am 24. Mai 1510, theilte Bakocs dem venezianischen Gesandten mit: «Il Pontefice . . . mi menazo piu volte de privarme de tute le dignità mie. El Re de Romani per indurme a isoï desiderii mi fece assai oblatione, et visto ch'io persisteva in proposito mi fece assai menaze . . . . El Re de Franza et el Cardinal de Roan anche me scrissono, . . . . che se io non prestasse favor a lor liga, ben presto me ne penteria.»



würdigste und sicherste Mittel zur Hebung der politischen und kirchlichen Stellung des durch die Borgia compromittirten Papsttums.

Er glaubte sich jetzt zu der Hoffnung berechtigt, dass ihm die Mitglieder der Liga von Cambray, nach Beendigung des Krieges gegen Venedig, ihre Kriegsmacht zum Zwecke der Verwirklichung des erhabenen Planes bereitwillig zur Verfügung stellen würden. In vertraulichem Gespräche wies er bereits auf den nahe bevorstehenden Zeitpunkt hin, wo er unter der Kuppel der Aja Sophia das heilige Messopfer celebriren werde.<sup>1</sup>

Damit gab er den ungarländischen Feinden Venedigs neue Waffen in die Hände. Sie konnten verkünden, dass sie, im Bunde mit der Liga, nicht nur Dalmatien wiedergewinnen, sondern auch den Sturz der osmanischen Macht beschleunigen würden.

Die vom Könige angeordnete Beratung wurde in der zweiten Augsthälfte in Ofen abgehalten. Die Agenten des Papstes, des deutschen Kaisers und des Franzosenkönigs kamen von Prag herunter, um zu Gunsten der Kriegserklärung zu wirken. Die Wiedergewinnung Dalmatiens und der Feldzug gegen die Türken wurde in Einem verhandelt.

Die Freunde Venedigs indessen, und in erster Reihe der Primas, benützten gerade die Türkengefahr, um die Herren, in denen die Kriegslust ohnedies nicht stark entwickelt war, von der Notwendigkeit der Erhaltung des Friedens zu überzeugen.

In Ungarn war man seit lange gewöhnt, einen grossen Feldzug der vereinten christlichen Mächte als schönes Phantasiebild zu betrachten. Die Meisterstücke der humanistischen Rhetorik, mit denen

<sup>1</sup> Die Correspondenz des Papstes Julius II. mit König Uladislaus kennen wir nicht. In seinem Schreiben vom 28. Juli 1509 an den König von Polen entwickelt er seine Pläne ausführlich und erwähnt unter Anderem «aderit et . . . Uladislaus Hungarie et Bohemie Rex . . .» Und in einem 1509 von Rom an den polnischen Hof gerichteten Schreiben lesen wir: «Audivimus nos Pontificem dicentem: si debellabit Venetos, sicut sperat, quod a die nativitatıs ventura ad aliam diem nativitatıs alterius anni, missarum solemnitas sit celebraturus Constantinopoli.» (Acta Tomiciana. I. S. 46 und 49 ff.)

die Nachfolger Julian Cesarini's vor den ungarischen Königen und Ständen auftraten, ernteten zwar reichen Beifall, waren jedoch nicht mehr im Stande, Vertrauen zu erwecken.

Dagegen schien es unzweifelhaft, dass, sobald Ungarn Dalmatien angriffe, Venedig die türkische Hilfe in Anspruch nehmen würde. Zu einem Kriege gegen die Türken aber waren die Stände des Landes weder vorbereitet, noch geneigt.

Dessenungeachtet wollte die Conferenz die Anerbietungen und Aufforderungen des Papstes, Kaisers und Königs nicht schlechthin zurückweisen. So acceptirten denn beide Parteien bereitwillig einen vermittelnden Antrag, welcher ihnen vollständig freie Hand liess. Es wurde beschlossen, an den Papst, ferner an die Herrscher von Deutschland, Frankreich und Spanien Gesandte zu schicken, mit dem Auftrage, in Betreff des gegen die Türken geplanten Krieges bestimmte Auskünfte einzuholen. Gleichzeitig wurde auch Uladislaus II. ersucht, in Anbetracht der Wichtigkeit der obschwebenden Angelegenheit je eher in das Land zurückzukehren.<sup>1</sup>

Damit war auch die Signoria zufrieden und drückte dem Cardinal Bakocs, dessen Bemühungen sie dieses Ergebniss zuschrieb, den Dank der Republik aus.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Ueber die Ofner Conferenz berichtet der bei Sanudo erhaltene Auszug aus dem Berichte Guidoto's vom 27. August Folgendes: «E sta fato la Dieta e parlamento di quelli Baroni . . . E fu proposto zercha a intrar in la liga di Cambrai et esser contra il Turcho. Chome li oratori sono li dil Re di Romani et Franza et noncii dil Papa. Hanno exposto a recuperar il suo tien Veneziani; dicendo la Dalmatia era dil Regno di Hungaria et e bon recuperarla. Tamen non si vol correr a furia, perche la Signoria moveria Turchi contra Hungaria e saria meter in preda l'Hongaria. E perho e bon mandar oratori al Papa, al Imperador, a Franza e Spagna, e saper che liga e questa, et si e contra il Turcho e che cosa. Et cusi fu concluso, questa opinion esser bona. Et elexeno in questa Dieta li oratori . . . » Dass unter «Dieta» nicht der Reichstag, sondern die Conferenz zu verstehen sei, erhellt aus dem königlichen Einberufungsschreiben, welches blos von «Herren», wie auch Guidoto blos von «baroni» spricht.

<sup>2</sup> Note der Signoria vom 11. September 1509. Der Doge hätte gewünscht, ihm in einem eigenen Handschreiben seinen Dank auszudrücken, unterlasse es jedoch, weil seine Couriere oft aufgefangen werden und er den Primas nicht compromittiren wolle.

Inzwischen rettete die Langsamkeit und gegenseitige Eifersucht der verbündeten Herrscher die an den Rand des Verderbens gelangte Republik. Einer ihrer Heerführer gewann (am 17. Juli) Padua wieder, während ein anderer die Person des Markgrafen von Mantua in seine Gewalt brachte.

Die Signoria überhob sich ungeachtet dieser Erfolge nicht. Sie liess sich mit dem Papste und dem spanischen Könige in Unterhandlungen ein, um dieselben um den Preis grosser Zugeständnisse von der Liga abzuziehen, und liess es sich noch mehr als früher angelegen sein, den Beitritt Ungarns zur Liga zu verhindern.

Zu diesem Zwecke beschloss sie Ende August, einen eigenen *Gesandten* nach Ungarn zu schicken. Die Wahl des Senats fiel auf PETER PASQUALIGO, einen vornehmen Patrizier, welcher in den vorhergegangenen Jahren die Republik am Hofe Ferdinands von Aragonien und Maximilians vertreten hatte und sonach zur Vereitelung der Projecte dieser Herrscher besonders geeignet schien.<sup>1</sup>

Guidoto erhielt Auftrag, für den Gesandten beim Könige sicheres Geleite auszuwirken.<sup>2</sup> Weil jedoch sein hierauf bezüglicher Bericht lange auf sich warten liess, die Signoria aber grosses Gewicht darauf legte, dass der Gesandte seine Tätigkeit möglichst bald beginne, ging Pasqualigo mit seinem aus acht Personen bestehenden Gefolge bereits am 12. October an Bord des für seine Ueberfahrt bestimmten Schiffes.

Er hatte dieselbe Aufgabe, wie Guidoto: dahin zu wirken, dass die zwischen Ungarn und Venedig bestehende Allianz auch für die Folge erhalten bleibe, und den König von Ungarn zu verlassen, dass er zu den gegen Venedig verbündeten Mächten Gesandte entsende, welche die Aufgabe hätten, für die Einstellung des Krieges und Wiederherstellung des allgemeinen Friedens zu wirken.<sup>3</sup>

Durch die in der Bucht von Quarnero wütenden Stürme acht

<sup>1</sup> Die Biographie Pasqualigo's in *Giovanni degli Agostini's* «*Istoria degli Scrittori Veneziani.*» (Venedig, 1754) II. S. 303—315.

<sup>2</sup> Note der Signoria vom 1. Sept. 1509.

<sup>3</sup> Die vom 9. Oct. 1509 datirte Instruction im venezian. Staatsarchive.

Tage lang umhergeworfen, gelangte Pasqualigo nach mancherlei Fährlichkeiten am 25. October in den Hafen von Seriza, wo er zwei Wochen lang warten musste, bis der treu zu Venedig haltende Graf Johann von Corbavia das bewaffnete Gefolge zusammenbrachte, unter dessen Schutz Pasqualigo die Reise nach der Landeshauptstadt machen sollte. Im Novigrader Schlosse des Grafen Johann empfing ihn eine glänzende Versammlung kroatischer Magnaten: die Grafen Nicolaus Zrinyi, Anton Blágay, Georg Marsinszky und Andere mit etwa 450 Reitern. Von diesen begleitet setzte er seine Reise nach Agram zu fort.<sup>1</sup>

Die Herren benützten die Gelegenheit, der Signoria ihre Dienste anzubieten. Der Gesandte glaubte, ihre Anerbietungen annehmen zu sollen. Er meinte, sie könnten mit einem unbedeutenden Opfer, etwa jährlichen 3000 Ducati, sämmtlich in Pflicht genommen und so eine Bürgschaft dafür gewonnen werden, dass Ungarn keinen Krieg gegen Dalmatien anfangen werde.<sup>2</sup>

Am 15. November langte er in Agram an. Er hoffte binnen wenigen Tagen an seinem Bestimmungsorte eintreffen zu können. Indessen vergingen Monate, bevor sein Wunsch in Erfüllung ging.

<sup>1</sup> Die aus Ungarn an den Doge gerichteten Gesandtschaftsberichte Pasqualigo's werden die hauptsächlichste Quelle dieser Studie bilden. Von den Berichten der in den Zeiten vor der Mohácer Schlacht nach Ungarn geschickten Gesandten Venedigs sind bloß diejenigen Pasqualigo's vollumfänglich und vollständig erhalten geblieben. Die übrigen hat Marino Sanudo's Weltchronik nur in kurzen, lückenhaften Auszügen aufbewahrt. Die hochinteressanten Berichte Pasqualigo's befinden sich in einem Bande vereinigt in der Handschriftensammlung des Stadtmuseums zu Venedig (Museo Civico Correr). Sie sind bisher nicht herausgegeben und werden an dieser Stelle zum erstenmal benützt. Sie reichen vom 18. Oct. 1509 bis zum 9. August 1512. Ihre Zahl beträgt 254. Als Beilagen enthalten sie die Briefe, welche Pasqualigo an Andere und welche Bakocs, der Palatin u. m. A. an Pasqualigo richteten.

<sup>2</sup> Pasqualigo sendet unterwegs vom 18. Oct. bis 8. Nov. 1509 zehn Berichte an den Doge.

## III.

Guidoto bot, sobald er über die Mission Pasqualigo's Nachricht erhalten, Alles auf, ihm einen freundlichen und auszeichnen den Empfang zu sichern. Er begegnete indessen grossen Schwierigkeiten.

Die Bemühungen der Gesandten der gegen Venedig verbündeten Mächte zogen aus den Reihen der ungarischen Herren eine immer grössere Anzahl von der Republik ab und übten auch auf diejenigen eine Pression aus, die sie in ihrer Anhänglichkeit nicht wankend machen konnten. Der Cardinal Bakoes selbst war genöthigt, eine reservirte Haltung zu beobachten. Er brach seinen offenen Verkehr mit Guidoto ab und verkehrte mit ihm durch geheime Botschaften und unterschriftlose Briefe.

«In meiner Seele — schreibt er einmal — herrschen jetzt eben dieselben Gefühle, wie ehemals; aber der kluge Mann fügt sich den Anforderungen der Zeiten.»<sup>1</sup>

Unter solchen Umständen konnte er das Erscheinen Pasqualigo's in Ungarn nicht wünschen. Er riet ihm daher, in Agram zu bleiben, und sich nicht der Demütigung auszusetzen, die ihm widerfahren würde, wenn er am Hofe erscheinen und der König sich weigern würde, ihn zu empfangen. «Wenn sich — sagt er — die Zeitverhältnisse vor uns nicht beugen, müssen wir uns vor ihnen beugen. Häufig ist die Säumniss nützlicher, als die Eile.»<sup>2</sup>

Guidoto nahm die Mittheilungen des Primas mit einigem Misstrauen entgegen. Er meinte, da «er im Lande allmächtig sei», erhebe wohl er *selbst* die Schwierigkeiten und hindere den Empfang des Gesandten der Signoria, um sich auf diese Weise vor der römischen Curie zu rehabilitiren.<sup>3</sup>

Diese Annahme war in der That höchst wahrscheinlich. Bakoes

<sup>1</sup> Bakoes' Brief an Guidoto vom 22. Nov. 1509.

<sup>2</sup> S. Bakoes' Brief an Guidoto vom 29. Nov. 1509.

<sup>3</sup> Pasqualigo's und Guidoto's gemeinsame Depesche an den Doge vom 11. Febr. 1510.

wollte Zeit gewinnen. Ueber alle Momente der europäischen Politik unterrichtet, wusste er wohl, dass zwischen Venedig und dem heiligen Stuhle Unterhandlungen im Zuge seien. Er sah voraus, dass der Ausfall derselben das Schicksal der Liga von Cambray entscheiden werde. Darum wollte er das Ergebniss derselben abwarten.

Darüber war er vollständig beruhigt, dass die ungarischen Herren gegen Venedig keinen Krieg beginnen werden. Aber in der Umgebung des Palatins war ein Project aufgetaucht, welchem vermutlich auch er nicht abgeneigt war. Dasselbe bestand darin, die bedrängte Lage der Republik ausbeutend, diese zur freiwilligen Verzichtleistung auf Dalmatien oder mindestens dazu zu bewegen, dass sie Ungarn als Entschädigung für Dalmatien andere Vorteile gewähre, beziehungsweise für den Besitz Dalmatiens ein gewisses Jahrgeld zahle.

Dieser Gedanke war ein naturgemässes Product der Situation. Aber die Erfindsamkeit der ungarischen Staatsmänner ging noch weiter. Sie wollten einerseits Venedig zur freiwilligen Abtretung Dalmatiens oder Gewährleistung anderer Vorteile dadurch bewegen, dass sie die Eroberung Dalmatiens mit Hilfe der verbündeten Mächte als sicher bevorstehende Eventualität darstellten. Andererseits wollten sie die verbündeten Mächte glauben machen, dass Venedig die Abtretung Dalmatiens selbst angeboten habe, wenn Ungarn die Republik gegen den Angriff der Liga unterstütze, und die verbündeten Mächte solcherweise veranlassen, Dalmatien selbst für Ungarn zurückzuerobern, oder Ungarns Verbindung mit Venedig durch Gewährleistung anderer Vorteile zu verhindern.

Die Action wurde in beiden Richtungen gleichzeitig (Ende des Jahres 1509) begonnen. Dem deutschen Kaiser MAXIMILIAN machten sie ihren Vorschlag vermutlich durch dessen Gesandten. <sup>1</sup>

Mit Pasqualigo wurden die Unterhandlungen noch vor seiner Ankunft in Ofen begonnen. Der Gesandte hatte von der Signoria die

<sup>1</sup> Wir schliessen dies aus Maximilians weiter unten zu besprechendem Briefe vom 25. April 1510 an Uladislaus.

Weisung erhalten, «in Allem nach dem Rate des Graner Cardinals vorzugehen»;<sup>1</sup> deshalb blieb er, wengleich ungerne, in Agram. Hier suchte ihm am ersten Tage des Jahres 1510 der serbische Despot JOHANN BERISZLO auf. Er brachte die Idee das erste Mal in vertraulicher Conversation derart aufs Tapet, als ob er gar keine Mission hätte.

«Gestatten Sie, Herr Gesandter — sagte er, — dass ich mit Ihnen als Ihr Bruder und wahrer Freund spreche. Die Feinde Venedigs, insbesondere der Papst, setzen Alles daran, des Königs Majestät und die ungarischen Herren zum Kriege gegen die Signoria zu bewegen. Wenn Sie daher einen vorteilhaften und angemessenen Antrag mitbringen, werden Sie gerne geschen werden; im entgegengesetzten Falle weiss ich nicht, welche Entwicklung die Dinge nehmen werden. Sie müssen wissen, dass die ganze christliche Welt grosse Vorbereitungen zu einem mit Frühjahrsanfang gegen die Türken zu eröffnenden Feldzuge mache, welcher, wie der Papst des Königs Majestät und den ungarischen Herren geschrieben hat, unbedingt zu Stande komme, wenn ihn die Venezianer nicht verhindern. Es würde in der Tat übel getan sein, wenn die Republik dieses löbliche und heilige Unternehmen vereiteln wollte.»

Der Gesandte entwickelte in seiner Antwort, dass der Signoria eine solche Absicht nur von den Feinden der Republik angediehet werden könnte. Wenn zwischen den christlichen Mächten ein wirklicher und dauerhafter Friede zu Stande käme, würde es sich alsbald zeigen, dass eigentlich nicht die Signoria den gegen die Ungläubigen geplanten Feldzug verhindere. Selbst jetzt, wo der Papst, der Kaiser und ihre Verbündeten Venedig einen Frieden anbieten, der dessen vollständige Vernichtung zur Folge haben würde, sei es leicht einzusehen, dass das Nichtzustandekommen des heiligen Unternehmens nicht der Republik Schuld gegeben werden könne.

<sup>1</sup> Pasqualigo schreibt am 4. Jan. 1510 dem Doge, dass er seine Verordnung vom 11. Dec. erhalten habe, laut welcher er «non me debia mover de questa città Zagabria senza elparer . . . del Rmo Strigioniense, ma ch'io me debi conformar in oncaibus cum el parer suo.»

Sie vertraue auf die Weisheit der ungarischen Herren ; diese würden die geheimen Absichten des Papstes durchschauen, und sich vom Bündnisse mit Venedig, welches Ungarn zum Vortheile und zur Ehre gereiche, nicht abtrünnig machen lassen.

BERISZLÓ nahm die aufrichtige Absicht des Papstes in Schutz. Er habe — sagt er — den an den Palatin gerichteten Brief des Papstes mit eigenen Augen gesehen, in welchem dieser eine bedeutende Geldsumme anbiete und die Ungarn auffordere, geeignete Gesandte nach Rom zu schicken, mit denen er den Feldzugsplan verhandeln könnte.

Mit einem Male aber gab er dem Gespräche eine andere Wendung. In der That — fuhr er fort — die Signoria könnte nichts Besseres thun, als *Dalmatien dem König zum Geschenke machen*. Auf diese Weise würde sie sich die Hilfe Ungarns vollständig sichern.

Den Gesandten mag diese unerwartete Wendung nicht wenig überrascht haben. Er stellte sich, als nähme er sie nicht ernsthaft. «Ich weiss wohl — sagte er — dass Eure Herrlichkeit blos zum Scherze, zum Zeitvertreibe so spricht. Denn Ihr wisst ja sehr wohl, dass Dalmatien, ja das gesammte Gebiet Venedigs ebenso gut Ungarn angehört, wie der Republik ; die beiden Staaten haben allezeit Glück und Unglück mit einander geteilt.»

Der serbische Despot tat Dalmatiens nicht mehr Erwähnung. Er fing an, dem Gesandten zu erklären, dass der Friede zwischen der Signoria und ihren Feinden leicht zu Stande gebracht werden könnte, wenn Venedig auf Alles verzichtete, was es auf italienischem Boden anderen Mächten abgenommen hat, und sich damit entschädigte, was die christlichen Mächte im folgenden Frühjahre dem türkischen Reiche abnehmen würden.

Pasqualigo hatte für die Würdigung dieser hohen Politik keinen Sinn. Er fragte Beriszló lachend, ob er wohl geneigt sein würde, auf seine ungarischen Besitzungen zu verzichten, in der Hoffnung, dass er das im folgenden Frühjahre zu erobernde Serbien als Entschädigung erhalten werde ?

Worauf der ungarische Magnat, ebenfalls lachend, antwortete :  
«Nicht um die Welt.»



In den nächstfolgenden Tagen kamen sie nicht zusammen. Am Dreikönigsfeste aber gab Beriszló dem Gesandten in der Sakristei einer Agramer Kirche ein Stelldichein. Er glaubte vielleicht auf den venezianischen Diplomaten eine grössere Wirkung ausüben zu können, wenn er die Unterredung mit einem mysteriösen Dunkel umgebe. Deshalb band er ihm sogar durch einen Eid, dass er alles, was er zu hören bekomme, geheim halten werde.

Nach diesen wichtig tuenden Präliminarien sagte er: Die Feinde Venedigs haben Uladislaus vor mehreren Monaten durch Gesandte und in Briefen aufgefordert, er möge Dalmatien occupiren, weil sie anderenfalls sich desselben selbst bemächtigen würden. Der König habe gefunden, wenn die Republik Dalmatien verlieren müsse, sei es besser, dass dasselbe Ungarn zufalle, als dass es einer anderen Macht zu Theil werde. Er habe daher beschlossen, am Kriege teilzunehmen, und den Palatin mit der Aufbringung der erforderlichen Truppenmacht betraut. Der Palatin jedoch habe, durch sein Wohlwollen für die Republik bewogen, dieses Project vereitelt. Er habe vor Allem, um Zeit zu gewinnen, dem Könige zu bedenken gegeben, dass die Inangriffnahme eines Unternehmens von so grosser Tragweite gründliche Erwägung erheische; er habe ihn aufgefordert, in das Land zurückzukehren, die Räte zusammenzuberufen, die Angelegenheit mit ihnen zu beraten, und, falls der Feldzug beschlossen werden sollte, sich persönlich an die Spitze des Heeres zu stellen, wie es auch Maximilian und Ludwig XII. thaten. Der Palatin wünsche nun vom Gesandten zu wissen, ob die Signoria geneigt wäre, Dalmatien freiwillig abzutreten. Im Bejahungsfalle würde er mit allen Kräften dahin arbeiten, dass die zwischen Ungarn und Venedig bestehende Freundschaft aufrecht erhalten und die Republik durch Ungarn möglichst unterstützt werde. Der Gesandte möge ihm daher mit vollem Vertrauen mittheilen, was seine Instruction enthalte. Er schwöre auf das Evangelium, dass Alles geheim bleiben solle.

Der erste Theil dieser Mitteilung, in welcher Weise die Feinde Venedigs Ungarn zu ködern bemüht sind, enthielt Pasqualigo durchaus bekannte Dinge. Den auf den Palatin bezüglichen Details

schenkte er ganz gewiss keinen Glauben. Die schliessliche Aufforderung aber konnte ihn keineswegs in Verlegenheit setzen, da seine Instruction bezüglich Dalmatiens nichts enthielt.

Er kehrte daher, anstatt die Neugierde BERISZLÓ's durch wichtige Enthüllungen zu befriedigen, dessen eigene Mittheilungen geschickt gegen ihn. «Nunmehr — sagte er — können denn Se. Majestät und die Herren deutlich sehen, dass der scheinbar gegen die Türken geplante Feldzug in Wahrheit gegen einen christlichen Staat vorbereitet werde. Da die Arglist der Feinde Venedigs solcherweise offenbar werde, könne ihren Anerbietungen, mit denen sie blos die Auflösung der zwischen Ungarn und Venedig bestehenden Allianz bezwecken, von Seiten Ungarns wenig Wert beigegeben werden. Die Gnade Gottes und die Weisheit der ungarischen Herren werde ihre Bestrebungen vereiteln.»

Diese Erklärung hatte nicht die erwartete Wirkung. «Wahrhaftig, mein Herr Gesandter — entgegnete Beriszló — ohne die Abtretung Dalmatiens könnt Ihr nichts erreichen. Selbst wenn der König darauf verzichtete, würden es die Stände Ungarns nicht dulden, dass, während sämtliche europäische Mächte dasjenige, worauf sie Anspruch haben, zurückerwerben, Ungarn allein untätig bleibe. Wahrhaftig, ohne Dalmatien könnt Ihr nichts erreichen.»

Pasqualigo machte nun dem für ihn unangenehm werdenden Gespräche wieder mit einem Scherze ein Ende. «Wahrhaftig, — sagte er — ohne Dalmatien, d. h. *wenn wir Dalmatien verlören*, können wir nichts erreichen. Deshalb werden wir trachten, es zum Besten der Republik und Ungarns gehörig zu verteidigen und zu erhalten.»

Nach diesen Worten erhob er sich und nahm von dem ungarischen Magnaten, unter dem Vorwande, dass er zur Messe hinausgehen müsse, freundschaftlich Abschied.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Pasqualigo's Bericht vom 7. Jänner 1510.

## IV.

Mittlerweile drangen die ungarischen Herren mit stetig zunehmender Ungeduld in den König, er möge in das Land zurückkehren und den Reichstag einberufen, damit dieser über die von Ungarn der Liga von Cambray gegenüber einzunehmende Stellung entscheide.

Der König gab ihrem Verlangen nach und berief die Stände des Landes — und zwar dem damaligen Gebrauch entsprechend auch den niederen Adel Mann für Mann — für den 12. März nach Gran zusammen.

•Wunderbar ist — schreibt er in dem Einberufungsschreiben — der einmütige Wunsch sämmtlicher christlichen Fürsten nach Ausführung hervorragender Taten. Allesammt, und an ihrer Spitze unser heiliger Vater, der Nachfolger des heiligen Petrus, bestürmen sie Uns unablässig durch ihre Gesandten und mit dringlichen Bitten, wir möchten zur Ehre Gottes, zum Wohle der Christenheit, zur Beglückung und Erweiterung unserer eigenen Länder, dem von ihnen geschlossenen Bündnisse beitreten. Dazu kommt, dass der mit dem türkischen Kaiser geschlossene und mit Eid besiegelte Friede, dessen Einhaltung göttliche und menschliche Gesetze fordern, in Bälde abläuft. Wir haben indessen, da wir gewohnt sind in wichtigen Angelegenheiten, welche das Gemeinwohl des Landes betreffen, den Rat unserer Getreuen anzuhören, die Antwort auf die an Uns ergangenen Aufforderungen aufgeschoben und von der gemeinsamen Entschliessung unserer Getreuen abhängig gemacht.«<sup>1</sup>

Die Eröffnung des Reichstags wurde später auf den 24. Juni vertagt.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Kovachich, Supplementum ad Vestigia Comitiorum. III. S. 351.

<sup>2</sup> Guidoto's Berichte vom 12. und 15. März. Es ging das Gerücht, dass die Eröffnung des Reichstages auf St. Georgstag verschoben worden sei. Aber Maximilians Brief an Uladislaus vom 25. April 1510 und Bakocs' am 24. Mai vor dem Gesandten Venedigs getane Aeusserung lassen keinen

König Uladislaus traf am 21. März in Gran ein. Hier erwartete ihn bereits der Gesandte Maximilian's, SIEGMUND SNAIDPECK, und ein römischer Courier, welcher päpstliche Schreiben in Angelegenheit des türkischen Feldzuges überbrachte.<sup>1</sup> In den nächstfolgenden Tagen nahmen die Beratungen im Kreise der Magnaten ihren Anfang.

Die königliche Vorlage in Betreff des gegen die Türken zu beginnenden Krieges lenkte die Aufmerksamkeit der Herren auf die vom Papst Julius II. eingelangten Aufforderungen.

Die Conferenz erklärte sich bereitwilligst für die Idee des Türkenkrieges. Mehrere Herren äusserten sich, dass Ungarn leicht 200,000 Mann ins Feld stellen könne: der Papst möge nur das nötige Geld herbeischaffen.<sup>2</sup> Es wurde beschlossen, dass für den 24. Juni sämtliche Stände des Landes in Bereitschaft stehen und nötigenfalls sofort nach dem Reichstag ins Feld ziehen sollen, ausgenommen die Stände der an Polen grenzenden Komitate und Kroatiens, welche berufen wären, das Land gegen die Einfälle der Tataren und bosnischen Türken zu sichern.<sup>3</sup>

Zweifel darüber, dass die Eröffnung auf den 24. Juni verschoben wurde, Der Primas rechnete dies sich selbst als Verdienst an. «Io solo sum stato quello, che cum bon modo ho facto prorogar la Dieta che per Sangregorio se congregho qui in Strigonio a san Zuanne proxime futuro, solum permettere tempo da mezzo, da fine che cussi tumultuamento non se havesse facta qualche deliberation contraria al stato Veneto.»

<sup>1</sup> S. Guidoto's Berichte vom 8. und 25. März, sowie den früher angeführten Brief Maximilian's.

<sup>2</sup> Guidoto's Bericht vom 27. März sagt von den ungarischen Herren «sono consenti tuor impresa contra infidels, e questo San Zorzi (vernuthlich Schreibfehler für Zuanne) esser in ordine. E si riscriva al Papa, saranno 200 milia persone, e se li provedi de danari. E da Venetiani nullo e sta tratato. E da San Zuanne sariano un'altra volta insieme.»

<sup>3</sup> Pasqualigo erfährt am 3. April 1512 in Agram von einem aus Gran zurückgekehrten Manne des Grafen Bernardin Frangepan «la Dieta esser pro majore parte risolta, et che in quella non e sta'altra cosa determinata se non la impresa contra infideli ad instantiam Pontificis, dovendo esser ognuno preparato et in ordine per San Zuanne, salvo Poloni et alcuni Comitati hungari, che son a quelli confini, quali, fu deliberato, che restas-

Mehrere von den Herren — Feinde Venedigs — wurden, als sie den Graner Resolutionen beitraten, unzweifelhaft von dem Hintergedanken geleitet, dass sie die auszurüstenden Truppen nicht gegen die Türken, sondern zur Wiedereroberung Dalmatiens marschiren lassen würden.

Sie waren indessen kaum auseinander gegangen, als die Kunde eines wichtigen Ereignisses eine neuere wesentliche Umgestaltung der politischen Verhältnisse nach sich zog.

Die Republik Venedig hatte um den Preis grosser Opfer und Demütigungen den Papst ausgesöhnt, welcher am 24. Februar 1510 die Signoria feierlich der Excommunication entband und sich von der Liga lossagte. Diesen Entschluss gab Julius II. ohne Verzug den Königen von Ungarn und Polen zu wissen. Ein venezianischer Courier brachte die päpstlichen Schreiben am 26. März nach Ofen. Guidoto benachrichtigte den Primas unverzüglich von der Ankunft desselben.

Bakocs empfing diese Nachricht mit grosser Freude. Nun konnte er den König auch leicht dazu vermögen, dass er den in Agram harrenden venezianischen Gesandten empfangt.<sup>1</sup>

Der Graf Georg Marsinszky, welcher mit 30 Berittenen abgesandt wurde, um Pasqualigo das Einladungsschreiben des Königs zu überreichen und ihn nach Ofen zu geleiten, traf am 21. April in Agram ein.

«Die im Limbus befindlichen Patriarchen können den zu ihrer Erlösung erschienenen Heiland nicht mit grösserer Freude empfangen haben — schreibt der Gesandte — als er den Abgesandten des Königs.» Er machte sich, ohne auch nur einen Tag zu verziehen, am 22. April auf den Weg und hielt acht Tage darauf seinen feierlichen Einzug in die Ofner Burg.<sup>2</sup> Indessen sollten noch meh-

seno per custodir il Regno da le invasion de Tartari, et similnientu Crosti per poter resister a quelli della Bossina, si se movessero.»

<sup>1</sup> Pasqualigo erhält die von Venedig am 1. März abgegangenen Schriftstücke erst am 21. März in Agram. Guidoto gibt am 27. März bereits Bericht über die Antwort des Primas.

<sup>2</sup> Pasqualigo's Ofner Bericht vom 3. Mai.

rere Wochen in das Land gehen, ehe er vor dem König erscheinen konnte.

Uladislaus sandte ihm zuerst die Botschaft, dass er ihn in Visegrád empfangen werde, worauf sich der Gesandte nach Maros (bei Visegrád) begab und dort die Entschliessung des Hofes erwartete. Bald jedoch wurde ihm gemeldet, dass der Primas seines Gichtleidens wegen nicht nach Visegrád kommen könne, und der König demzufolge seinen Hof nach Gran verlege.<sup>1</sup>

Alles dies scheint blosser Vorwand gewesen zu sein. Die wahre Ursache der Verzögerung des Empfanges müssen wir in den Kraftanstrengungen der Feinde Venedigs suchen. Der Austritt des Papstes aus der Liga übte auf sie eine nicht wenig niederschlagende Wirkung. Dessenungeachtet verzweifelten sie nicht, und legten jetzt ein um so grösseres Gewicht darauf, den Beitritt Ungarns zu erwirken.

In den ersten Tagen des Mai kam von Maximilian wieder ein Gesandter an den ungarischen Hof. Der deutsche Kaiser warnt Uladislaus, er möge sich von Venedig nicht betören lassen, welches falsche Gerüchte aussprengt, — dass es sich mit dem Papst ausgesöhnt hätte und dass die Liga im Trümmer ginge, — und ihn mit der Vorspiegelung ködere, dass es Dalmatien freiwillig abtreten werde. Er gibt ihm die Versicherung, dass der Papst, dessenungeachtet, dass er Venedig von den Kirchenstrafen entbunden habe, an der Allianz treu festhalte; dass er (der Kaiser) und seine Verbündeten sich mit der Republik nimmermehr vertragen werden, sondern im Gegenteil männiglich grosse Vorbereitungen gegen dieselbe treffen. Er eifert daher den König an, die günstige Gelegenheit nicht ungenützt vorüberstreichen zu lassen, welche sich ihm jetzt darbiete, der ungarischen Krone eine wichtige Nebenprovinz, welche ihr durch die Ränke des Feindes entrissen worden sei, mit unbedeutenden Opfern wieder zu gewinnen. Er möge dem Bündnisse beitreten und am Kriege teilnehmen, aus welchem für ihn und seinen Sohn Ruhm und Vorteil erwachsen würden. Die Ver-

<sup>1</sup> Pasqualigo's Bericht aus Maros vom 14. Mai.

bündeten können Dalmatien keinesfalls in den Händen Venedigs belassen; wenn Ungarn keine Ansprüche darauf mache, werden sie es in ihre eigene Gewalt bringen, dann aber gehe es der ungarischen Krone für ewige Zeiten verloren. Ja, wenn sie selbst es unterlassen würden, Dalmatien zu occupiren, würden die Türken sich beeilen es in Besitz zu nehmen, wodurch Ungarn an den Rand des Verderbens gebracht würde. Er möge auch das erwägen, dass Ungarn von den verbündeten Mächten gegen die Türken eine wirksamere Hilfe erwarten könne, als von Venedig. Er tut ihm zu wissen, dass er und der König von Frankreich Gesandte in den ungarischen Reichstag schicken werden, welche über den Stand der Angelegenheiten erschöpfende Auskünfte werden erteilen können. Er möge auch bis dahin die Kriegsrüstungen energisch betreiben, damit er seine Truppen vom Reichstage sofort zur Wiedereroberung Dalmatiens führen könne.<sup>1</sup>

Einige Tage darnach traf ein Schreiben des französischen Diplomaten LUDWIG HELIE ein, welcher Uladislaus benachrichtigt, dass der französische König mit den Königen von England, Aragonien und Portugal eine Allianz geschlossen habe; dass Florenz, Mantua und Ferrara der Liga beigetreten seien; dass die Verbündeten allenthalben stark rüsten und entschlossen seien, vom Kriege so lange nicht abzulassen, bis sie Venedig, welches erschöpft sei und isolirt dastehe, vollständig zu Grunde gerichtet haben.<sup>2</sup>

Unter der Wirkung dieser Berichte und Aufforderungen wollte der König und seine Umgebung das Aussprechen des entscheidenden Wortes möglichst weit hinausschieben, und inzwischen

<sup>1</sup> Maximilian schliesst seinem zu Augsburg am 25. April 1510 geschriebenen Briefe den am 28. Februar aus Madrid an ihn gerichteten Brief Ferdinands, des Königs von Aragonien, bei, welcher ihm meldet, dass er ihn gegen Venedig kräftig unterstützen werde und seinen Statthalter in Neapel beauftragt habe, ihm Truppen und Kriegsschiffe zur Verfügung zu stellen. (Copien beider Briefe sind Pasqualigo's Bericht vom 17. Mai beigelegt.)

<sup>2</sup> Den Inhalt dieses Briefes reproducirt Pasqualigo's Bericht vom 18. Mai.

«Venedig möglichst grosse Vorteile abpressen.» Dies war das Programm der ungarischen Politik.

## V.

Pasqualigo traf am 15. Mai in Gran ein.

Ein Teil des Graner erzbischöflichen Palastes war für den königlichen Hof reservirt. Die glänzenden Bauten des Johannes Vitéz waren zur Zeit Hippolyt's von Este fortgesetzt und vollendet worden. Nach dem Ableben des Königs Mathias Corvinus verlebte die Königin Beatrix hier die ersten traurigen Jahre ihres Witwenthums, welche für sie so reich an Enttäuschungen und Demütigungen waren. Bakocs' Prachtliebe richtete gewiss auch die für Uladislaus bestimmte Wohnung eines Fürsten würdig ein.

Hier fand am 17. Mai (1510) die erste feierliche Audienz des venezianischen Gesandten statt. Der König war vom Primas, den Bischöfen von Fünfkirchen und Waitzen, dem Schatzmeister, dem Obersthofmeister und dem Hofpersonal umgeben. Anwesend war auch der Krakauer Oberdechant Peter Tomiczki, welchen König Siegmund von Polen behufs Verhandlung der moldauischen Angelegenheiten zu Uladislaus gesandt hatte.<sup>1</sup>

Pasqualigo begrüßte den König unter Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens mit einer lateinischen Rede. Er sprach in allgemeinen Ausdrücken von der zwischen Venedig und Ungarn bestehenden und im Interesse beider Staaten aufrecht zu haltenden Allianz. Sodann bat er den König um die Erlaubniss, ihm seine Mission in geheimer Audienz vortragen zu dürfen.

Auf einen Wink des Königs entfernte sich das Hofpersonal und blieben bloß die Herren im Audienzsaale. Der Gesandte fuhr nun in seiner Rede fort. Er setzte auseinander, wie unberechtigt und unbillig die Angriffe der Feinde Venedigs seien. Es dürfte

<sup>1</sup> Pasqualigo erwähnt den Bericht des polnischen Gesandten. Die Acten der Gesandtschaft Tomiczki's sind in den Acta Tomiciana (I. S. 60 ff.) veröffentlicht.



nicht überraschen, wenn die Republik sich zu verzweifelten Schritten entschliesse. Der König könne dies verhindern, wenn er sich, vor Allem bei Maximilian, für die Wiederherstellung des Friedens verwende. Der König möge den Worten der Feinde Venedigs kein Gehör schenken. Er möge nicht gestatten, dass die intime Freundschaft, welche beide Staaten verbinde, zerrissen werde. Die Signoria halte ihrerseits an dieser für beide Staaten und für die gesammte Christenheit vorteilhaften Allianz unverbrüchlich fest und sei bereit, wenn der König es wünsche, dieselbe zu erneuern und enger zu knüpfen. Er bittet für die Signoria um die Ermächtigung, in Ungarn tausend auserlesene Waffenträger werben zu dürfen. Schliesslich bemerkt er, dass der königliche Gesandte in Venedig darum so lange aufgehalten worden sei, weil seine Anwesenheit das Ansehen der Signoria erhöhte, und weil die Aufbringung der gewünschten Geldsummen unter den obwaltenden Umständen mit grossen Schwierigkeiten verbunden gewesen sei.

Der Kanzler gab im Namen des Königs eine kurze Antwort. «Se. Majestät werde das Vorgetragene in Erwägung ziehen und mit dem Gesandten darüber verhandeln.»<sup>1</sup>

Pasqualigo wollte die folgenden Tage dazu benützen, den Herren seine Aufwartung zu machen. Diese verhielten sich ihm gegenüber sehr reservirt. Der Primas liess ihm sagen, er möge, «um Verdächtigungen vorzubeugen», zuerst den Bischof von Fünfkirchen, den Kanzler des Königs, aufsuchen. Der Raaber Bischof, Goszthonyi, bat ihn geradezu, er möge ihn nicht besuchen, damit man ihn «deswegen nicht berede.»

Der Fünfkirchner Bischof Georg Szakmári empfing ihn am 18. Mai in den Abendstunden. Die begrüssenden und seine Protection ansuchenden Worte des Gesandten beantwortend, erklärte der Bischof-Kanzler, dass «er im Interesse der Republik, als deren ergebener Diener, Alles tun werde, was er mit Ehren tun könne»: betonte aber die Notwendigkeit, die Allianz *enger zu knüpfen*. Die

<sup>1</sup> Bericht vom 17. Mai.

Besprechung der Einzelheiten verschob er auf eine andere Gelegenheit.

Der Gesandte sah natürlich der Erläuterung dieser geheimnissvollen Bemerkung mit gespannter Neugierde entgegen. Die vertraulichsten Mittheilungen durfte er vom Primas erwarten. Dieser aber vermied unter allerlei Vorwänden die Gelegenheit, mit ihm allein zu sein; desto grössere Offenheit wollte er Guidato gegenüber an den Tag legen. Er nahm mehrere Male seinen Besuch an. Einmal liess er ihm den Brief Maximilian's an Uladislaus und denjenigen des Königs von Aragonien an Maximilian lesen. Zwei Tage darnach liess er ihn zu sich entbieten, um ihm den Brief des Gesandten des Franzosenkönigs an Uladislaus mitzutheilen.

Gelegentlich eines dritten Besuches begann Bakocs ihm auseinanderzusetzen, dass Uladislaus auf die verbündeten Mächte, an welche ihn die Bande der Verwandtschaft knüpfen, Rücksicht nehmen müsse. Deshalb könne er der Republik keine offene Unterstützung gewähren. Er werde dessenungeachtet Mittel und Wege finden, ihr dieselbe nicht verweigern zu müssen. «Ich weiss nicht — frug er — ob der Herr Gesandte ermächtigt sei, über das Vorgetragene hinaus sich in Unterhandlungen einzulassen? Wenn dies der Fall sei, möge er nicht zögern. Wie Ihr seht, sind die verbündeten Mächte mit Anerbietungen und mit allen erdenklichen Mitteln bemüht, Ungarn von Venedig abzuziehen. Hier sind Viele geneigt, diesem Verlangen zu entsprechen. Es würde daher sehr vorteilhaft für Venedig sein, wenn es ein Mittel ausfindig machen könnte, die zwischen beiden Staaten bestehende Allianz enger zu knüpfen; denn, wenn die Menschen unschlüssig sind, können sie leicht dahin oder dorthin gelenkt werden. Ein geeignetes Mittel würde z. B. sein, wenn die Republik à Conto Dalmatiens unter dem Titel «Contribution» eine gewisse Summe anböte.»

Guidato versicherte ihm, dass der Gesandte keine geheime Instruction habe, ansonsten würde er dieselbe bereits dem Cardinal mitgeteilt haben, welchen die Signoria in Ungarn «als ihren einzigen Berater, Gönner und Beschützer» verehere.

Am 23. Mai verlegte der König seinen Hof nach Totis, wohin mit ihm auch der Kanzler ging. Der Primas blieb in Gran und liess den Gesandten Venedigs schon am nächsten Tage zu sich bitten.

Pasqualigo drückte dem Cardinal in warmen Worten den Dank der Signoria für die guten Dienste aus, welche er der Republik zu allen Zeiten und insbesondere unter den gegenwärtigen schwierigen Verhältnissen geleistet habe; er versicherte ihn, dass sie derselben nie vergessen werde, und dass Venedig bei gegebener Gelegenheit «seine ganze Macht und sein gesamntes Vermögen zu Gunsten seines Ruhmes und seiner Erhebung» in die Wagschale werfen werde. Er bat ihn, auch auf dem bevorstehenden Reichstage die Bestrebungen der Feinde Venedigs zu vereiteln, und das Zustandekommen von Vereinbarungen zu bewerkstelligen, welche die bestehende Allianz zu befestigen geeignet sind. Er möge dahin wirken, dass der König im Interesse der Wiederherstellung des Friedens das Vermittleramt übernehmen und der Republik die Werbung von tausend Mann Reiterei auf dem Territorium der ungarischen Krone bewilligen möge.

*Bakocs* antwortete eingehend. Der Gesandte behielt die Worte desselben treu im Gedächtnisse und zeichnete sie in seinem Berichte genau auf.

«Gott ist mein Zeuge, — begann er — dass ich die Interessen der Signoria allezeit aus allen meinen Kräften unterstützt habe, als ob ich einer der besten und vortrefflichsten Bürger Venedigs wäre.»

Es sei ausschliesslich sein Verdienst — sagte er — dass der jüngst einberufene Reichstag vertagt worden ist. Und die Begünstigung, welche er der Republik unentwegt angedeihen lasse, habe ihm den Hass und die Verfolgung ihrer Feinde zugezogen. «Bis jetzt, Gott sei Dank, hat Ungarn Venedig kein Ungemach bereitet. . . Ich hoffe, kann es jedoch nicht versprechen, — ich kann es nicht versprechen, hoffe jedoch, — dass das Land auch künftighin gegen euch nicht die Waffen ergreifen wird.» Dessenungeachtet weist er auf die Bestrebungen der verbündeten Mächte hin, und betont, dass er sozusagen isolirt dastehe. Die Zahl der-

jenigen die in den politischen Verhältnissen nicht orientirt sind, sei bei weitem grösser, als die Zahl derjenigen, die darin hinlängliche Erfahrung besitzen. Nicht jedermann durchblicke die Nichtigkeit der Anerbietungen des deutschen Kaisers. Nicht jedermann begreife, dass im Falle eines türkischen Angriffs das Land längst verloren wäre, bevor die Hilfe aus Frankreich oder Spanien anlangte. Wenige wissen, dass Dalmatien wenig Nutzen tragen und schwer zu erhalten sein würde. Es wäre gut, wenn die Stände mit allgemeinen Erklärungen abgespeist werden könnten; dies gehe jedoch nicht an. Er gebe daher der Signoria den Rat, sie möge, unter dem Titel der Erneuerung der Allianz, über das bisher gezahlte Jahresgeld hinaus etwas anbieten: «gleichsam dem Cerberus einen Knochen hinwerfend.» Mit einem so unbedeutenden Opfer könne die Republik sichergestellt und der Beistand Ungarns gewonnen werden. Sie mögen durch dieses Ansinnen nicht befremdet werden. Es seien schwere Zeiten. Jeder helfe sich, wie er könne. Da aber diese Angelegenheiten im Reichstag zur Verhandlung kommen müssen, sei es nicht möglich, den auf die Vermittlung bezüglichen Wunsch der Signoria früher zu erfüllen. Sobald jedoch der Reichstag den Beitritt zur Liga fallen lasse, können an die Mächte Gesandte abgeschickt werden mit der Aufgabe, dieselben aufzufordern, sie mögen die Kriegführung gegen das mit Ungarn verbündete Venedig einstellen, weil der König anderenfalls sich genötigt sehen würde, seinen Verbündeten mit aller Kraft zu verteidigen. Was schliesslich die zu werbenden Krieger anbelange, möge die Signoria ihrer soviele werben, als ihr beliebt; es werde sie daran niemand hindern.

Diese Erklärung war hinreichend deutlich. Pasqualigo begriff vollständig ihre Tragweite. Er scheint ein wenig perplex gewesen zu sein. Tatsächlich enthielt er sich jeder meritorischen Bemerkung.

Er beschränkte sich darauf, seinen Dank auszudrücken und den Primas zu versichern, dass er in Allem seinem Räte gemäss vorgehen werde, da auch seine Instruction verlange, dass er auf ihn, wie auf einen Vater, hören solle.

Die Haltung des Primas, wie er mit seinen vertraulich scheinenden Mittheilungen die Besorgnisse des venezianischen Gesandten stufenweise steigerte, war unzweifelhaft eine planmässige. Die Politik des Hofes stand auch mit seinen eigenen Ansichten im Einklange. Er wusste wohl, dass das Land zur activen Beteiligung an den grossen europäischen Ereignissen unermöglich sei. Zuerst widersetzte er sich entschieden dem Beitritte zur Liga von Cambray, damit Venedig nicht die Türken gegen Ungarn in Bewegung setze; jetzt betrachtete er es als ebenso gefährlich, durch eine offene Allianz mit Venedig das Land einer deutschen Invasion auszusetzen. Um aber zu erreichen, dass sich Venedig dem Lande und seiner Person gegenüber auch schon durch die blossе wohlwollende Neutralität zu Dank verpflichtet fühlen möge: war er genötigt dem Gesandten der Republik gegenüber die Situation in einem Lichte darzustellen, als ob in ihrem Schosse grosse Gefahren verborgen lägen.

Und er erreichte seinen Zweck. Die venezianischen Gesandten sahen dem Ausgange ihrer Unterhandlungen mit Besorgniss entgegen. Sie erwarteten eine günstigere Wendung der Verhältnisse nur von neueren kriegerischen Erfolgen der Republik.<sup>1</sup>

## VI.

Unter den Sommeraufenthaltorten des königlich ungarischen Hofes war, neben Visegrád, *Totis* der hervorragendste. Er war durch SIEGMUND für die ungarische Krone erworben worden. Und während der Regierungszeit dieses Königs war der am Fusse des Vértesgebirges in reizender Landschaft gelegene Königssitz, zu welchem weitausgedehnte wildreiche Waldungen gehörten, wiederholt der Schauplatz rauschender Festlichkeiten und weltgeschichtlich bedeutsamer Beratungen.

Seine Glanzepoche hatte er aber in der Zeit des Königs MATHIAS CORVINUS. Bonfin und Ranzan gedenken mit Entzücken

<sup>1</sup> Berichte vom 17., 18., 19., 20., 21., 25. Mai.

des von dem grossen König erbauten, in Gold- und Farbenpracht prangenden Palastes, seiner Säulenhallen und Gärten, seiner Bäder und Wasserkünste. Nach Mathias' Tode ging Totis an Johannes Corvinus über; nach dessen Ableben aber fiel es an die Krone zurück.<sup>1</sup>

Es waren Jahre dahingegangen, ohne dass Uladislaus Totis besucht hätte. Jetzt, im Frühling 1510, hatte er die Absicht längere Zeit daselbst zu verweilen.

Dorthin folgte ihm der *venezianische Gesandte*. Dorthin eilten auch die Abgesandten des deutschen Kaisers und des Franzosenkönigs, welche berufen waren, bei dem auf den 24. Juni einberufenen Reichstage den Beitritt Ungarns zur Liga von Cambray durchzusetzen.

Zu derselben Zeit sandte aber auch der neue Protector Venedigs, der *Papst*, einen Gesandten nach Ungarn.

Die Republik bot seit ihrer Aussöhnung mit dem heiligen Stuhle Alles auf, sich seinen Beistand zu sichern, und durch seine Intervention einesteils die Auflösung der Liga von Cambray herbeizuführen, andererseits die Bestrebungen der zur Liga gehörenden Mächte in Ungarn zu vereiteln. Julius II. kam ihren Wünschen mit Bereitwilligkeit entgegen. Er sandte den *Bischof von Castello*, ACHILES DE GRASSIS, zum Kaiser und zu den auf dem Reichstage zu Augsburg versammelten deutschen Fürsten, mit dem Auftrage, im Interesse der Wiederherstellung des Friedens zu wirken. Er richtete jedoch nichts aus. Obgleich ein Teil der Fürsten, insbesondere der Churfürst von Sachsen und der Erzbischof von Köln, seine Bestrebungen bereitwilligst befürworteten, wies Maximilian dennoch alle seine Anerbietungen zurück.<sup>2</sup>

Der Papst gab seinem Gesandten die Weisung, von Augsburg nach Ungarn zu eilen, um dort die Angelegenheit des gegen die

<sup>1</sup> GUSTAV WENZEL beleuchtet in einer akademischen Abhandlung in interessanter Weise «die Glanzepoche von Totis» (Tata fénykora) 1879.

<sup>2</sup> Die Note des Dogen an seinen römischen Gesandten vom 2. Mai 1510. Und Pasqualigo's Depesche vom 16. Juni.

Türken zu unternehmenden Feldzuges zu befördern und für die Wiederherstellung des europäischen Friedens tätig zu sein.<sup>1</sup>

Der Legat hielt am 15. Juni seinen feierlichen Einzug in Totis.

Zwei Tage darnach wurde er vom König empfangen. Er hielt bei Ueberreichung seines Beglaubigungsschreibens eine Rede. Seine Heiligkeit — sagte er — wünsche von ganzem Herzen, dass der Krieg gegen die Türken möglichst bald und mit möglichst grosser Macht begonnen werde, und er habe ihn deshalb beauftragt, Sr. Majestät die Förderung des heiligen Unternehmens an das Herz zu legen. Er bewies mit vielen Gründen die Notwendigkeit des Feldzuges, und dass die Verhältnisse jetzt der Unternehmung günstig seien. Der Papst habe das Versprechen der Könige von Spanien, Portugal und England, dass sie sich am Kriege beteiligen werden. Der Kaiser sei ebenfalls geneigt, sich ihnen anzuschliessen, sobald der Friede in Italien hergestellt werde. Dies könne jedoch gewiss erreicht werden, wenn sich der König von Ungarn ins Mittel lege, was zu tun Se. Heiligkeit ihn ersuche. Se. Heiligkeit biete zu den Zwecken des Feldzuges ihr ganzes Vermögen, ihre gesammte Kraft, ja selbst ihre persönliche Teilnahme an; sie sei bereit, Mühe und Gefahr nicht achtend, überall zu erscheinen, wo ihre Anwesenheit nötig sein werde.

<sup>1</sup> Der Doge schreibt am 18. April seinem römischen Gesandten: «Cum el Ser. Re de Hungaria facemo quell officio et opera ne consiglia la Sanctita Sua, . . . et sera molto proficuo, se dalla Pontificia B. cum la sua auctorità serà coadjuvata l'opera nostra apresso la Mta predicta.» Und am 2. Mai: «Hane ben piacciuto . . . . la sapientissima deliberatione de indirizar l'Orator suo in Hungaria perocche tenimo quel Regno sia singular remedio ad reprimer li concetti de la Mtà Cesarea, si per la vicinità et confini hanno insieme, come per la natural inimicitia é tra loro. Et siamo certi che per l'auctorita de S. Sanctità facilmente la potra far qualche optimo fructo . . . .» — Der Doge benachrichtigt Pasqualigo am 6. Mai von der Sendung des Legaten. Pasqualigo sendet sofort seinen Secretar zu dem auf der Burg Drégel weilenden Primas, welcher die Nachricht noch mit einigem Misstrauen aufnimmt, indem er erklärt, dass er den Legaten nur in dem Falle gerne empfangt, wenn er wirklich zum Wohle der Signoria zu wirken gekommen sei.

Die Rede des Legaten wurde im Namen des Königs durch den Kanzler folgendermassen beantwortet: Es sei allezeit der höchste Wunsch Ungarns gewesen, an der Erhaltung und Ausbreitung des christlichen Glaubens mitwirken zu können. Deshalb erfülle den König die Uneinigkeit der christlichen Mächte, welche sie verhindere, mit vereinten Kräften gegen den Türken vorzugehen, mit lebhaftem Schmerze. Er preise den Papst, welcher die Einigkeit der Mächte zu bewerkstelligen bemüht sei. Der König sei bereit mit seinem ganzen Volke in das Feld zu ziehen; Se. Heiligkeit möge nur die zur Erhaltung des Heeres erforderlichen Geldmittel gewähren; denn die fortwährenden Kriege haben die Kraft des Landes erschöpft. Im Uebrigen werden der König und die Herren mit dem Legaten bezüglich des Feldzugsplanes zu Rade gehen.

Der König reichte dem römischen Prälaten die Hand, und damit war die Audienz zu Ende.

De Grassis Sendung bezog sich auf allgemeine und grosse Interessen der christlichen Welt. Mittelbar jedoch diente sie dem Interesse Venedigs, indem sie die Intervention des Königs zur Wiederherstellung des Friedens ansuchte, und die Aufmerksamkeit der Nation auf den türkischen Feldzug hinlenkend, dieselbe von Dalmatien abzog. Der Legat nahm auch keinen Anstand öffentlich zu bezeugen, dass zwischen dem heiligen Stuhle und der Republik ein gutes Einvernehmen herrsche. Er verkehrte viel mit Pasqualigo. Sie machten einander gegenseitig Besuche. Und man konnte sie öfter sehen, wie sie mitsammen, in einer Gondel sitzend, über den Spiegel des schönen Totiser Teiches dahinglitten.<sup>1</sup>

Inzwischen aber trafen die Gesandten des Kaisers: *Graf LEONHARD NOGAROLA mit seinem Collegen, dem gelehrten JOHANNES SPIESSHAMMER — Cuspinianus —* und der Gesandte des Franzosenkönigs, LOUIS HELIE, ein.<sup>2</sup> Und gleichzeitig langten vom italienischen

<sup>1</sup> Pasqualigo tut dessen Erwähnung.

<sup>2</sup> Uladislans hatte gewünscht, der französische Gesandte möchte bis zur Eröffnung des Reichstags in Wien bleiben. Dieser hatte sich jedoch vor Erhalt der königlichen Botschaft auf den Weg gemacht. Er verweilte einige Tage



Kriegsschauplatze Nachrichten von neueren Niederlagen Venedigs an; die französischen Heere hatten sich Vicenza's, Bassano's bemächtigt; sie bedrohten auch Padua und Treviso.<sup>1</sup>

Da begannen die Feinde Venedigs am ungarischen Hofe Terrain zu gewinnen. Als Bakocs von Gran nach Totis kam, empfing er den venezianischen Gesandten mit verdüsterten Mienen. «Grade zur ungelegensten Zeit — sagte er zu ihm — mussten die Nachrichten von den Niederlagen Venedigs eintreffen; eben jetzt, wo die Gesandten der feindlichen Mächte Himmel und Erde in Bewegung setzen; die Signoria aber bietet keinen neuen Vorteil an. Ich weiss nicht, was wir beginnen sollen. Ich habe viele Feinde, die mich meines Venedig gegenüber bewiesenen Wohlwollens wegen verleumdten.»

Den Palatin und seine Umgebung begann wieder die Frage der Abtretung *Dalmatiens* zu beschäftigen. Der Kanzler wandte sich an den Legaten, er möge den venezianischen Gesandten von der Notwendigkeit der Abtretung überzeugen. De Grassis indessen entgegnete, es sei nicht zeitgemäss jetzt mit diesem Ansprüche hervorzutreten und diese Angelegenheit liege eigentlich ausserhalb des Bereiches seiner Aufgaben.

Den Legaten besuchten zu derselben Zeit auch die Gesandten des Kaisers und des Franzosenkönigs. Sie drückten ihr Befremden darüber aus, dass er als der Vertreter des Papstes, des Bundesgenossen ihrer Gebieter, mit dem Gesandten ihres Feindes, der Republik, in Verkehr stehe.

Da erklärte de Grassis, dass sich der Papst als den gemeinsamen Oberhirten der gesammten christlichen Welt, nicht als den Bundesgenossen einzelner Mächte betrachte; er mache die Gesand-

in Komorn. Am 15. Juni, einige Stunden nach dem päpstlichen Legaten, kam er nach Totis. — Die kaiserlichen Gesandten trafen eine Woche später ein. (Nogarola's Namen nennt ein späterer Bericht Pasqualigo's, vom 4. December 1510. Cuspinianus tut seiner Sendung in seinem Diarium Erwähnung. Oesterr. Geschichtsquellen. I. S. 403.)

<sup>1</sup> Diese Nachrichten erhielt Uladislaus durch einen Brief des Kaisers aus Augsburg vom 1. Juni. Der Brief langte in Totis am 21. Juni an.

ten demzufolge aufmerksam, dass sie vom Papste nicht wie von einem Bundesgenossen ihrer Sender sprechen mögen, weil er hiegegen Einsprache erheben müsste.

Und da er besorgte, dass sie seine Mahnung unberücksichtigt lassen möchten, erklärte er vor dem König und dessen vertrauten Räten im Vorhinein, dass der Papst mit dem Kaiser und dem Franzosenkönig in keinem Bundesverhältniss stehe; dass er gegen Venedig wohlwollende Gesinnungen hege; dass er die Wiederherstellung des Friedens aufrichtig wünsche. Auf die Frage des Kanzlers, weswegen der Papst aus der Liga von Cambray ausgetreten sei, antwortete er: Die Liga hätte den Zweck gehabt, dass die verbündeten Mächte die verlorenen Territorien wiedergewännen; dies sei geschehen, der König der Franzosen sei aber damit nicht zufrieden und wolle seine Eroberungen weiter ausdehnen: sonach dürfe denn die Liga als aufgelöst betrachtet werden.

Diese Unterredung fand einige Minuten vor der feierlichen Audienz der Gesandten des Kaisers und des Franzosenkönigs (am 23. Juni) statt. Die Umgebung des Königs bildeten die vornehmsten Reichsgrossen: Georg, Markgraf von Brandenburg, der Palatin, Johannes Zápolya, der Primas, der Kanzler, mehrere andere Prälaten und Magnaten. Der päpstliche Legat und der polnische Gesandte waren ebenfalls zugegen. Pasqualigo, welcher voraussah, was bevorstehe, hielt sich ferne; er sandte blos seinen Secretär.

Die kaiserlichen Gesandten überliessen den Vortritt ihrem *französischen* Collegen. LOUIS HELIE war ein Mensch von ungestümem, zügellosem Naturell. Erfüllt vom Bewusstsein der Macht seines Herrschers und der Grösse seiner Nation, liess er sich von seinem starken Selbstgefühl häufig über die Schranken des diplomatischen Anstandes hinausreissen. Er hielt es auch diesmal für überflüssig, seine Absichten in die Hülle hohler Redensarten und feiner Andeutungen einzuwickeln; er legte sie unverhüllt und rücksichtslos dar.

Er erhob sogleich im Anbeginn seiner Rede die Anschuldi-

gung der Treulosigkeit gegen die venezianische Republik, als welche ihre Frankreich gegenüber eingegangenen Verpflichtungen gewissenlos gebrochen habe. Demzufolge werden sein Herrscher und dessen Bundesgenossen so lange nicht ruhen, bis sie Venedig nicht dermassen gedemüthigt haben, dass dessen Bewohner zu den bescheidenen Beschäftigungen ihrer Vorfahren, zum Fischernetz und Webstuhl, zurückkehren. Sodann forderte er den König auf, der Liga beizutreten und Dalmatien zurückzuerobern, welches seiner Krone durch die Ränke der Republik entwendet worden sei. Er möge dem unbedeutenden Jahrgelde zuliebe auf die ansehnlichen Revenuen jener Provinz nicht verzichten. Er möge nicht dulden, dass die Venezianer von ihm so reden, als ob er ihr Söldner, ihr Mietling sei. Er möge auch die Zukunft seiner Kinder bedenken: wem dürfe er dieselbe wohl zuversichtlicher anvertrauen: Venedig, oder jenen Herrschern, mit denen ihn die Bande der Verwandtschaft verknüpfen?

Bald kehrte er wieder zur Vervollständigung des Sündenregisters der Republik zurück. Die Signoria — sagte er — habe den Fall Konstantinopels verschuldet; sie trage die Schuld daran, dass die Christen das byzantinische Kaisertum und das heilige Land nimmermehr werden zurückerobern können; ja sie würde sich selbst dem nicht widersetzen, wenn die Türken sich Roms bemächtigen wollten. Zwei Drachen bedrohen die Christenheit: die Pforte und die Republik Venedig; beide müssen vertilgt und vernichtet werden.

Des Redners bemächtigte sich immer mehr die Leidenschaft. Er nannte die Venezianer Bestien, Gesindel. Die Herren hörten ihn schweigend an. Der Obersthofmeister aber erachtete es für seine Pflicht, ihn zu erinnern, wo und vor wem er stehe und spreche. «Sprechen Sie glimpflicher, Herr Gesandter!» sagte er zu ihm. Die kaiserlichen Gesandten ermahnten ihn mit leiser Stimme ebenfalls zur Mässigung. Aber vergebens. «Lasst mich reden — erwiderte er ihnen — ich weiss sehr gut, was ich zu sagen habe.»

In seiner Rede fortfahrend, bot er Uladislaus, zum Zwecke der

Wiedereroberung Dalmatiens, die Kriegsflotte der verbündeten Mächte an. Er bemerkte, dass die Kriegsmacht der Venezianer sehr unbedeutend sei; sie hätten sechzehn Galeeren auf dem Po zur Belagerung Ferrara's entsandt; davon seien blos zwei zurückgekehrt, die übrigen seien dem König der Franzosen in die Hände gefallen und werden nun gegen die Republik kämpfen. Die Signoria könne mit dem Dichter ausrufen: «*Heu patior telis vulnera facta meis.*»

Sodann wandte er sich an den Primas und an den Palatin. Er forderte sie auf, dahin zu wirken, dass der König der Liga von Cambray beitrete. Zum Schluss erklärte er in der Form eines feierlichen Vorbehaltes, dass, wenn Ungarn Dalmatien nicht occupire, die verbündeten Mächte selbst sich desselben bemächtigen werden.

Als der französische Gesandte seine Rede beendet hatte, antwortete der Kanzler kurz: Se. Majestät werde mit Ihren Getreuen Rat halten und Ihre Entschliessung seiner Zeit den Gesandten zu wissen geben.

Pasqualigo war nicht wenig betroffen, als er über den Verlauf der Audienz in Kenntniss gesetzt wurde. Er suchte eilends den Primas auf und erbat sich seinen Rat, was er tun solle, um die Wirkung der Rede des französischen Gesandten zu vereiteln. «*Gar nichts — lautete die Antwort des Primas —; er sei dem französischen Gesandten vielmehr zu Dank verpflichtet, weil dieser mit seiner Rede allgemeine Aufregung heraufbeschworen und seiner Sache bedeutend geschadet habe.*»<sup>1</sup>

Pasqualigo fand alsbald Gelegenheit, die Sache der Republik vor dem König zu verteidigen.

Die Communication war im Anfange des XVI. Jahrhunderts mit so grossen Schwierigkeiten verbunden, dass der Courier zur Reise von Ofen nach Venedig, welche heutzutage kaum 20 Stunden in Anspruch nimmt, vierzehn Tage benötigte, und in der

<sup>1</sup> Pasqualigo's Bericht vom 23. Juni.

Regel ein Monat verging, bevor Pasqualigo eine Antwort auf seine Berichte und neue Weisungen empfing.

Gerade an demselben Tage, an welchem der französische Gesandte vor dem Könige seine Philippika losliess, traf in Totis ein venezianischer Courier mit Briefen der Signoria vom 7. Juni ein, deren Textirung im Senat eine eingehende Behandlung der ungarländischen Situation vorangegangen war.

Sie überhäufte die energische Haltung des Gesandten mit Lob. Sie beauftragten ihn, dem Könige für den herzlichen Empfang Dank zu sagen, welchen er ihm habe zu Theil werden lassen und welcher der zwischen den beiden Staaten bestehenden freundlichen Gesinnung und Allianz entspreche. Die Signoria wünsche dieselbe unverbrüchlich aufrechtzuhalten, in der Hoffnung, dass auch der König von der gleichen Gesinnung und Absicht beseelt sei; ja sie sei bereit *das Bündniss, woferne der König dies wünschen sollte, noch enger zu knüpfen.*

Der Gesandte war ferner angewiesen, den König neuerdings zu warnen, dass er den Feinden Venedigs keinen Glauben schenken möge. Wie nachtheilig die Politik derselben für die Christenheit sei, bewiesen die Abenteuer der ermutigten heidnischen Seeräuber, welche sich jetzt bis an die Küstenstriche Italiens und der Provence ausdehnen. Und wie wenig auf die Freundschaft jener Mächte vertraut werden könne, täte am klarsten jenes treulose Vorgehen dar, welches sie der Republik gegenüber betätigt hätten.

Sie überschätzten die bisher von ihnen errungenen Erfolge. Insbesondere dürfe die Einnahme Vicenza's als keine bedeutende Kriegstat betrachtet werden; die venezianischen Truppen seien freiwillig aus der Stadt abgezogen, weil dieselbe, da sie keine regelrechte Festung ist, eine längere Belagerung auszuhalten unvernünftig sei. Die Armee der Republik befinde sich im besten Stande; sie vermöge sich mit einem noch so mächtigen Feinde zu messen.

Der Papst lege der Republik gegenüber von Tag zu Tag grösseres Wohlwollen an den Tag und werde im Interesse der

Erhaltung Italiens» Alles aufbieten. Der Senat hoffe diesbezüglich in Bälde ein Mehreres vermelden zu können. Die Signoria messe dem Ableben des französischen Ministers, Cardinal Amboise, eine grosse Wichtigkeit bei, weil der Papst den Franzosenkönig jetzt leichter dem Frieden geneigt machen könne. Dessenungeachtet habe die Signoria nichts verabsäumt, um sich mit dem Kaiser auszusöhnen. Der König würde sie zu grossem Danke verpflichten, wenn er in dieser Richtung den Vermittler machen wollte. Im Uebrigen war der Gesandte wieder angewiesen Schritte zu tun, um die Bewilligung zur Werbung von tausend Mann Reiterei zu erwirken, welche nach Friaul marschiren sollten.<sup>1</sup>

Sobald Pasqualigo diesen Brief empfing, suchte er unverzüglich um eine Audienz an. Er wurde am 26. Juni empfangen, und trug Alles das vor, womit ihn seine Instruction betraute. Der Kanzler entgegnete kurz, dass Se. Majestät alles Dasjenige mit Vergnügen zur Kenntniss nehme, was der Republik zum Vorteil gereiche. Im Uebrigen werde der König die vorgetragenen Wünsche in Behandlung nehmen.

Der König aber richtete an den Gesandten die folgenden Worte: «Herr Gesandter, beachten Sie den französischen Gesandten nicht im Mindesten, denn er ist ein Narr.»<sup>2</sup> Worauf Pasqualigo nicht unterliess, dem König seinen Dank für die Beruhigung auszu- drücken. — «Die Weisheit Eurer Majestät — sagte er — kennt am Besten ebensowohl die Aufrichtigkeit der Signoria, als auch die Perfidie des französischen Gesandten, und wird demzufolge den

<sup>1</sup> Die Instruction beauftragt den Gesandten schliesslich, dem Primas, dem Kanzler und Philipp More für ihre wohlwollenden Aeusserungen Dank zu sagen. — Im Senat erhob Giustiniani Einwendungen gegen jenen Teil des Briefes, welcher von der «Engerknüpfung» des Bündnisses redete. Sie wurden jedoch nicht berücksichtigt. Ebenso wurde für jetzt auch noch der von vier Senatoren gestellte Antrag abgelehnt, dass der Gesandte, falls ohne Erhöhung des Jahrgeldes die Auflösung der Allianz zu befürchten wäre, mit dem Primas diese Erhöhung besprechen sollte. (Die auf diese Berathung bezüglichen Acten befinden sich im venezianischen Staatsarchiv.)

<sup>2</sup> «Sua Mtà ore proprio me disse». «Domine orator, non curetis oratorem gallicum, quia est fatuus.»

Verleumdungen und Anschuldigungen desselben keine Berücksichtigung zu Teil werden lassen.»

Auf die Umgebung des Königs machte aus dem Vortrage des Gesandten hauptsächlich der auf das Ableben des Cardinals Amboise bezügliche Passus eine grosse Wirkung. Der Kanzler machte, indem er sich an Uladislaus wendete, die Bemerkung: «In der Tat, königliche Majestät, wenn der Cardinal von Rouen gestorben ist, dann ist es mit dem italienischen Kriege zu Ende.» Der König erwiderte nichts, und zog sich in seine Gemächer zurück.<sup>1</sup>

## VII.

Inzwischen versammelte sich der ungarische Adel in grosser Anzahl in *Stuhlweissenburg*, wohin der am Tage Johannis des Täufers zu eröffnende Reichstag einberufen worden war.

Die Prälaten und Herren gingen, aus Furcht vor der Pestseuche, nicht in die Stadt hinein: sie campirten in Zelten am Saume des Waldes, welcher sich längs der nach Totis führenden Landstrasse ausbreitete. Der Hof mit den Gesandten der auswärtigen Mächte blieb in Totis.

Da auf diese Weise die Verhandlung zwischen den drei Factoren der Gesetzgebung mit grossen Schwierigkeiten verbunden gewesen wäre, wünschte der Hof, dass der Gemeinadel aus seiner Mitte comitatsweise je zwei oder drei Vertreter wähle und dann auseinandergehe. Aber dieser durch königl. Commissäre vorgetragene Antrag fand in Weissenburg keine günstige Aufnahme. Der Adel verlangte, dass die oberen Stände (Prälaten und Magnaten) behufs gemeinsamer Beratung hierher kommen mögen. Es entspannen sich hitzige Debatten. Aber schliesslich beschwichtigten die königlichen Commissäre die Edelleute, welche vierzig mit Vollmacht ausgerüstete Repräsentanten wählten, sessionsweise einen halben Gulden Steuer votirten und friedlich auseinandergingen.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Pasqualigo's Berichte vom 25.—26. Juni 1510.

<sup>2</sup> Pasqualigo's Berichte vom 26., 27., 30. Juni. Unsere ungarländischen Denkmäler schweigen von diesem Reichstag.

Der französische Gesandte hatte die Absicht, nach Weissenburg zu gehen und dort unter den Ständen zu Gunsten des gegen Venedig zu unternehmenden Feldzuges zu wirken. Weil aber Pasqualigo erklärte, dass er ihm folgen und angesichts des Reichstages seine Verleumdungen widerlegen werde, liess Louis Helie seinen Plan fallen. Inzwischen traf eben damals, am 28. Juni, ein Courier ein, welcher an die Stände Ungarns adressirte Briefe des Kaisers und des Franzosenkönigs überbrachte. Die Gesandten der beiden Mächte baten um die Erlaubniss, die Briefe in Weissenburg vorweisen zu dürfen. Der König konnte dies nicht verweigern, und rechtfertigte sein Verfahren vor dem venezianischen Gesandten, welcher jetzt bloß einen Aufschub von einigen Tagen zu erwirken bestrebt war. Dies gelang ihm auch. Die Gesandten erschienen nicht vor der Versammlung des Gemeinadels.<sup>1</sup>

Am letzten Tage des Juni kamen die oberen Stände und die Repräsentanten des Gemeinadels nach Totis. Am zweiten Juli hielten sie hier ihre erste Sitzung. Die Sitzplätze waren auf einem freien Platze vor dem Franziskanerkloster kreisförmig angeordnet. Den Präsidentensitz nahm der Primas ein; an seiner Seite waren Plätze für die Gesandten der auswärtigen Mächte vorbehalten. Das Dach und die Fenster des Klosters hielt eine neugierige Volksmenge belagert.

Die Versammlung wünschte vor Allem die auswärtigen Gesandten anzuhören. Es wurde eine Deputation zum *päpstlichen Legaten* entsendet, welche denselben in die Versammlung der Stände geleitete.

Sobald Bischof DE GRASSIS hier erschienen war, hielt er eine Rede, welche den gegen die *Türken* zu unternehmenden grossen Feldzug zum Gegenstande hatte. Er richtete an die Stände zündende Worte, dass sie nicht säumen möchten, die Waffen gegen die Ungläubigen zu ergreifen. Er verhiess von Seiten des heiligen Stuhles allen nur möglichen Beistand. Im Interesse der Sicherung des Erfolges des Feldzuges, forderte er die Stände auf, dahin

<sup>1</sup> Pasqualigo's Berichte vom 27.—28. Juni.



zu wirken, dass der Friede zwischen dem Kaiser und der Republik Venedig möglichst bald zu Stande kommen möge.

Nach beendeter Rede gab der Primas im Namen der Versammlung kurz die Antwort: Man werde über den Vortrag beraten und den Beschluss kundgeben.

In den Nachmittagstunden kamen dann die Gesandten des *Kaisers* und des *Franzosenkönigs* an die Reihe. Sie erschienen zugleich. Auch hier führte der Franzose das Wort. Er wies die Beglaubigungsschreiben beider Herrscher vor und hielt eine beinahe zweistündige Rede. Er sprach in ebenso leidenschaftlichem Tone, wie einige Tage vorher am Hofe. Er titulierte die Venezianer «Tyranen, Eidbrecher, gewinnsüchtige Krämer, Komödianten, Füchse.» Er erzählte, wie sie nacheinander den Franzosenkönig, den Kaiser und den Papst hintergangen, jetzt aber, wo sie von aller Welt verlassen dastünden, nach dem Grundsatz: «*flectere si nequeo Superos, Acheronta movebo,*» den Türken zu Hilfe gerufen hätten.

Er setzte auseinander, dass Venedig Dalmatien widerrechtlich usurpire, und welcher grosse Nachteil Ungarn aus dem Verluste dieser Provinz erwachse. Er eiferte die Stände an, die günstige Gelegenheit zur Wiedererwerbung derselben nicht unbenützt vorübergehen zu lassen. Zu diesem Zwecke stellen der Papst, der König von Frankreich, der König von Spanien und der Herzog von Ferrara dem Könige von Ungarn vierunddreissig — und wo nötig, noch mehr — Kriegsschiffe zur Verfügung; ja sie seien bereit, falls die Notwendigkeit es erheischen sollte, auch persönlich am Kriege teilzunehmen. Zugleich bemerkte er, dass die wiederzuerwerbende Provinz aus ihren Erträgen leicht erhalten werden könne.

Der kaiserliche Gesandte erklärte mit einigen Worten, dass er den Vortrag des französischen Gesandten unterstütze.

Als diese sich aus der Versammlung entfernt hatten, wurde der *venezianische Gesandte* herbeigerufen. Er verteidigte die Signoria gegen die vom französischen Gesandten erhobenen Anklagen, indem er eingehend bewies, wie das den Mächten gegenüber

beobachtete Vorgehen der Signoria ein vollkommen berechtigtes gewesen, während sie seitens derselben den grössten Unbilden ausgesetzt gewesen sei. Er häufte Lob über Lob auf den König von Ungarn, den keine Bitten, Versprechungen und Anerbietungen vermögen konnten, die bestehende Allianz aufzulösen. Dagegen sei auch die Signoria im Interesse Ungarns zu jedem Opfer bereit. Er bittet die Stände, den Feinden Venedigs kein Gehör zu schenken, welche an der Auflösung der Allianz nur aus dem Grunde arbeiten, um die Republik desto leichter zu Grunde richten zu können. Was Ungarn hieraus für ein Vorteil erwachsen könnte, sei er ausser Stande einzusehen. Ebensowenig glaube er, dass die Spanier und die Franzosen, welche mit diesem Lande nie gemeinsame Interessen gehabt haben, oder die Deutschen, welche «allezeit die grössten Feinde der Ungarn gewesen seien», bessere Nachbarn derselben sein könnten, als Venedig. Was Dalmatien anbelange, so gehöre dasselbe ebensogut Ungarn, wie der Republik, welche aus jener Provinz seit einer Reihe von Jahren nicht den mindesten Nutzen gezogen habe. Die Stände mögen den Reden der Feinde Venedigs keinen Glauben, ihren Verheissungen kein Vertrauen schenken. Der Papst werde keinesfalls gegen Venedig Schiffe senden, er habe im Gegenteil die Republik unter seinen Schutz genommen und werde derselben seine Unterstützung gewähren.

Der Herzog von Ferrara aber habe mit der Verteidigung seines eigenen Staates vollauf zu tun. Dagegen seien die Versprechungen der Signoria nicht leere Redensarten; sie biete eine wahre, aufrichtige, ewige Freundschaft, eine unauflöbliche Bundesgenossenschaft an; sie sei erbötig, das Land mit all ihrer Kraft und Macht zu unterstützen. Und im Falle der Not habe die Hilfe der Signoria für Ungarn den höchsten Wert; denn dieses könne zu Grunde gehen, bevor die Hilfe anderer Mächte anlange. Die Stände mögen daher die Treue Venedigs anerkennen, und die Unterstützung des treuen Verbündeten damit beginnen, dass sie, als Vermittler, auf die Herstellung des Friedens hinarbeiten, wobei sie auf die Hilfe Gottes und den Beistand des heiligen Vaters rechnen

können. Sie mögen ferner mindestens tausend tapfere ungarische Krieger unter die Fahnen der Republik treten lassen. Für die wohlwollende Gesinnung, welche sie jetzt an den Tag zu legen Gelegenheit haben, werde die Republik ihnen für ewige Zeiten dankbar sein.

Auch der venezianische Gesandte wurde mit der Erklärung des Primas entlassen, dass die Stände über seinen Vortrag beratschlagen werden.<sup>1</sup>

Dieser Tag, an welchem die Repräsentanten der mächtigsten Staaten Europa's nach einander, Allianz bittend und anbietend vor die Stände Ungarns traten, konnte billigerweise die Gemüther der Anwesenden mit stolzem Selbstgeföhle erfüllen, die ruhmvollsten Erinnerungen der vergangenen Zeiten wieder auffrischen und mit diesen in Einklang stehende edle Entschliessungen zu Tage fördern.

Der Gemeinadel, welcher für solche Einwirkungen noch Empfänglichkeit besass, fühlte instinctiv, dass aus der Untätigkeit herausgetreten werden müsse. Er erblickte in der Zurückerobung Dalmatiens die Wiederbelebung der Traditionen der grossen Könige.<sup>2</sup>

Die oberen Stände indessen hörten die Reden der Diplomaten mit Gleichmut zu Ende. Sie dachten nicht daran, dass Ungarn in den grossen Kämpfen wieder den ihm gebührenden Platz einnehmen, das Gewicht seines Ansehens in die Wagschale werfen sollte.

Es standen einander zwei Parteien gegenüber. Die eine, mit dem Primas an der Spitze, wollte die Allianz mit Venedig aufrechterhalten. Die andere, deren Führer der Palatin, deren Seele der Kanzler war, schätzte die Freundschaft des Kaisers höher. Während sie indessen mit erbittertem Hasse wechselseitig bemüht waren, eine der anderen Bestrebungen zu vereiteln: war keine von ihnen geneigt, Opfer zu bringen, in eine grosse Action einzutreten. Die

<sup>1</sup> Pasqualigo's zwei Berichte vom 2. Juli.

<sup>2</sup> «Omes unanimiter clamant Dalmatiam» sagte am 6. Juli 1510 Philipp More zu Pasqualigo.

im Wettkampfe der Parteien ruhende Machtfrage trennte sie von einander, sie begegneten sich aber auf dem Gebiete, wo es galt sich von den allianzsuchenden Staaten Vorteile zu sichern und dieselben zum Besten zu haben.

Wenn wir übrigens die Vorgänge dieser traurigen Zeit mit Erröten betrachten, mögen wir nicht vergessen, dass die ungarischen Staatsmänner ihre politische Moral sich in fremden Schulen angeeignet haben. Die Geschichte Italiens in dieser Zeit ist eine Verkettung von Eingebungen gewissenloser Arglist und Taten roher Gewalt. Die französischen Diplomaten wetteifern in dieser Hinsicht mit den Landsleuten Macchiavellis. Ja selbst «der letzte Ritter,» der von der Glorie des Theuerdank umgebene Kaiser Maximilian, lässt sich von ihnen nicht überflügeln. Denn zu derselben Zeit, wo er Venedig beschuldigt, dass es der türkischen Freundschaft die Interessen der Christenheit aufopfere, und Dalmatien dem König von Ungarn anbietet: besuchen kaiserliche Agenten türkische Paschas, ermuntern die Pforte zur Occupation Dalmatiens, bezeichnen die Orte — Antivari, Cattaro, Dulcigno — gegen welche der Angriff gerichtet werden müsse und betonen, dass auf diese Weise die Signoria am empfindlichsten gezüchtigt werden könne, welche den christlichen Mächten unablässig ihre Hilfe gegen die Türken anbiete. Als aber die Republik in Rom gegen den christlichen Imperator Klage erhebt, da er die Allianz der Feinde des Kreuzes suche: erklärt der Papst voll Erbitterung, dass ihm dies nicht überrasche, weil ihm bekannt sei, dass der Kaiser solche Versuche bereits wiederholt gemacht habe.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Weil die Signoria in Konstantinopel scharf Acht hatte, wandte sich Maximilian an den Pascha von Bosnien, zu dem er einen Agenten, Namens Strassaldo sandte. Der Pascha erstattete bei der Pforte Bericht. Hier kam der Versuch alsbald zur Kenntniss des venezianischen Gesandten. (Die Berichte des Secretärs Lud. Valdrino aus Adrianopel vom 15., 29. October 1510. Die Instruction der Signoria an ihren römischen Gesandten vom 22. November 1510. Dem ungarischen Gesandten wird dieser Fall nur spät und kurz, am 3. Jänner 1511, zu wissen getan: «Li inimici nostri hanno mandato soi nuncii per indur il dicto Signor Turcho contra il Stato nostro, come semo certi la Maiesta Sua haverá inteso.» Diese Schriften im vene-

## VIII.

Die Totiser Versammlung nahm die Vorträge der auswärtigen Gesandten nicht sofort in Verhandlung. Sie entsandte eine Commission mit der Aufgabe, sich mit dem venezianischen Gesandten in Unterhandlungen einzulassen und ins Reine zu bringen, ob nicht zu hoffen wäre, dass die Signoria Dalmatien freiwillig an Ungarn abtrete. Zu Mitgliedern der Commission wurden die Feinde Venedigs gewählt.<sup>1</sup>

Die Commission versammelte sich am 2. Juli in der Wohnung des Kanzlers und berief Pasqualigo in ihre Mitte. Einige Stunden vorher verständigte ihn der Primas, dass man mit ihm über die Abtretung Dalmatiens verhandeln werde; er redete ihm zu, sich nicht zu fürchten und nur consequent zu betonen, dass er bezüglich Dalmatiens zu unterhandeln keine Ermächtigung habe.

Er war also nicht unvorbereitet, als der Vorsitzende der Commission, der Fünfkirchner Bischof, ihn folgendermassen anredete: «Sie, Herr Gesandter, suchen Ungarns Kriegshilfe und Friedensvermittlung an; ferner wünschen Sie, dass wir die bestehende Allianz noch enger knüpfen und die Anerbietungen der Feinde der Republik zurückweisen mögen. Se. Majestät ist bereit alles dies, ja auch noch mehr zu tun; aber Sie hält es für billig, dass wechselseitig die Signoria Dalmatien zurückgebe, welches von Rechtswegen der ungarischen Krone gebührt. Machen Sie also, Herr Gesandter, Ihrer reservirten Haltung ein Ende; erklären Sie sich offen, damit wir beschliessen können. Wenn Sie nämlich Dalma-

zian. Staatsarchiv.) Dass derartige Unterhandlungen zwischen dem Kaiser und der Pforte in der That im Zuge waren, wird auch von der deutschen historischen Kritik nicht in Zweifel gezogen. Vgl. *Brosch*, Papst Julius II. S. 197.

<sup>1</sup> Darunter der Weissenburger Probst Peter Beriszló, dessen vornehme Verwandte in Dalmatien wohnten. Dieser erklärte, dass die Provinz bereit sei, die Waffen gegen Venedig zu ergreifen und dass er sich anheischig mache, mit geringer Heeresmacht Dalmatien zu erobern. Pasqualigo's Bericht vom 17. Juli.

tien nicht gutwillig herausgeben, werden wir genötigt sein, mit bewaffneter Hand aufzutreten, was der Republik, welche, wie ihre Feinde behaupten, sozusagen vollständig verloren ist, kaum erwünscht sein dürfte.

Der Gesandte antwortete ruhig. Es zieme sich — sagte er — dem in Gefahr schwebenden guten Freund beizustehen, nicht aber seine Verlegenheiten zu vergrößern. Ungarn stehe in dem Rufe, dass es seinen Bundesgenossen die Treue bewahre. Als die Republik mit ihm das Bündniss schloss und ihm das Jahrgeld anbot, sei sie in der Meinung gewesen, dass sie sich die Freundschaft Ungarns auf ewige Zeiten sichere und auf seinen Beistand allezeit rechnen könne. Nun würde aber der Verlust Dalmatiens den Untergang der Republik herbeiführen. Uebrigens enthalte seine Instruction diesbezüglich gar nichts, denn die Signoria hätte unmöglich voraussehen können, dass man mit einem derartigen Verlangen hervortreten werde. Die ungarischen Herren mögen den von den Feinden Venedigs ausgesprengten Gerüchten keinen Glauben beimessen. Die Republik befinde sich nicht entfernt in einer so gefährlichen Lage, wie dieselben behaupten: im Gegenteil, ihre Angelegenheiten haben sich zum Besseren gewendet, seitdem auch der Papst gegen die Franzosen Stellung genommen habe.

Nach ihm sprach der Obersthofmeister MOSES BUZLAI, welcher heftig gegen die Republik loszog. Sodann wendete sich der *Kanzler* an Pasqualigo mit der Frage: «Bezüglich Dalmatiens haben Sie keine Instruction; zu welchem Zwecke sind Sie dann hiehergekommen? Bei Gott, die Herren werden in ihrer Aufregung Beschlüsse fassen, welche Sie nicht erwarten. Gott sieht meine Seele, diese Sache will mir nicht gefallen.»

Aber die heftigen Ausfälle des Obersthofmeisters, die Drohungen des Kanzlers blieben auf den Gesandten ohne Wirkung. Er sagte, dass er die Zwecke seiner Sendung dem König und den Ständen vorgetragen habe. Sein Anerbieten sei auch für Ungarn vorteilhaft. Er vertraue auf die Weisheit der ungarischen Herren, dass sie den Feinden Venedigs, welche nur ihre eigenen Interessen im Auge haben, kein Gehör geben werden.

Die Herren erhoben sich. •Es ist recht, Herr Gesandter; überlegen Sie Alles vernünftig; und beschuldigen Sie dann nicht uns, dass wir nicht offen gesprochen haben. •

An dem Tage, an welchem dies vorging, traf ein Courier aus *Venedig* mit Instructionen für Pasqualigo ein. Seine Ende Mai eingesandten Berichte und insbesondere die Aeusserungen des Cardinals Bakocs hatten ernste Besorgnisse erregt. In der am 18. Juni abgehaltenen Senatssitzung bildete die Frage: ob es nicht etwa rätlich wäre, Ungarn neuere Anerbietungen zu machen, «neue Vorteile» zuzusichern? — den Gegenstand lebhafter Discussionen.

Es wurden mehrerlei Anträge eingebracht. Endlich einigte man sich in Folgendem:

Der Gesandte möge sich bemühen, die Allianz auf Grundlage des factischen Verhältnisses aufrechtzuhalten. Wenn indessen die Ungarn von ihren Forderungen nicht abgehen sollten, und die Verweigerung derselben die Auflösung der Allianz zur Folge haben könnte: möge er mit dem Primas — «den die Signoria so ansehe, als ob er einer ihrer Senatoren wäre» — vertraulich Rücksprache nehmen, und von ihm in Erfahrung bringen, auf welcherlei Hilfe von Seiten Ungarns die Republik rechnen könnte, wenn sie das bisher geleistete Jahrgeld von 30,000 Ducati erhöhte? und um wie viel dieser Betrag erhöht werden müsste? Der Gesandte wurde unter Einem dazu ermächtigt, dass er — wofern Ungarn sich verbindlich machen würde, der Republik auf seine eigenen Unkosten tausend Reiter zu Hilfe zu schicken, — dem König Uladislaus lebenslänglich ein Jahresgehalt von 35,000 Ducati zusichern könne.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Zwei der Senatoren wollten die Erhöhung von 5000 Ducati unter der Bedingung anbieten, wenn Uladislaus verspreche, *Venedig* «mit der Heeresmacht seines Landes» zu Hilfe zu kommen. — Vier der Senatoren aber beantragten, dass Pasqualigo das Anerbieten der Erhöhung des Jahrgeldes nur in dem Falle machen möge, wenn er sich überzeuge, dass der König den Feinden *Venedigs* zuneige, und dass Ungarn *Venedig* «durch Sendung von Gesandten und von Truppen, dem Bedarf entsprechend» unter-

Pasqualigo beeilte sich nach Empfang dieser Instruction den Cardinal Bakocs aufzusuchen und seinen Rat zu erbitten.

Der Primas hörte seine schmeichelnden Erklärungen, vertraulichen Mittheilungen und Fragen aufmerksam zu Ende. Darauf ergriff er, mit Lächeln auf den Lippen, die rechte Hand des Gesandten und sagte zu ihm: «Darauf, dass wir Euch von hier auf unsere eigenen Kosten Truppen senden sollen, rechnet nicht. Wir haben kein Geld; die Ausrüstung von tausend Mann Reiterei würde aber 5—10,000 Ducaten erfordern. Es ist Schade davon zu reden. Darum braucht Ihr aber nichts zu fürchten. Ich hoffe das Beste. Vertraut mir. Dem Fünfkirchner Bischof aber lasst sagen, dass Ihr Euch bezüglich der Abtretung Dalmatiens von der Signoria Weisungen erbitten werdet. So lenkt Ihr den Unwillen der Stände von Euch ab. Dann aber wird es überflüssig sein, bezüglich der Instruction zu schreiben.»

Pasqualigo befolgte den Rat. Er gab dem Kanzler durch seinen Secretär zu wissen, dass er bereit sei, betreffs der Abtretung Dalmatiens der Signoria Bericht zu erstatten und bezügliche Instructionen zu verlangen. Die Antwort lautete, dies hätte schon früher getan werden sollen; jetzt sei es bereits zu spät, die Stände wollen auseinander gehen und werden beschliessen.

Und es schien in der That, dass die Stunde der Entscheidung herannahe. Die oberen Stände und die Repräsentanten des Gemeinadels hielten am 3. und 4. Juli unter dem Vorsitze des Königs Sitzungen. Der Kanzler erstattete über die Resultatlosigkeit der mit dem venezianischen Gesandten gepflogenen Unterhandlungen Bericht. Mehrere Redner declamirten heftig gegen die Republik. Sie brachten unter Anderem auch vor, dass in den Büchern der Signoria das an Ungarn gezahlte Jahrgeld nicht unter dem Titel *Abgabe* (Contributio), sondern *Sold* (Salaris, Soldo) verbucht werde. Es würde eine Schande für das Land sein — sagten sie, —

stützen werde; dieselben verlangten, dass Pasqualigo zuerst 2000, dann 3000, schliesslich 5000 Ducati anbieten möge. — (Die auf diese Verhandlung bezüglichen Acten im venezianischen Staatsarchiv.)



wenn dasselbe für das Bisichen Tuch und Schmuck, welches Venedig, über seinen Wert berechnet, à Conto des Jahrgeldes hergibt, auf die Wiedereroberung Dalmatiens verzichten wollte.

Und als Bakocs zur Verteidigung der Republik das Wort ergriff, wurde ihm in's Gesicht gesagt, dass er von der Republik bezahlt sei! Die grosse Majorität drang energisch auf den Eintritt in die Liga von Cambray; die Freunde Venedigs wurden allmählig stille. Da wurden die Gesandten des Kaisers und Franzosenkönigs in die Mitte der Versammlung berufen und befragt, ob sie Vollmacht besässen, über die von ihnen vorgetragenen Angelegenheiten zu verhandeln und zu beschliessen. Darauf diese antworteten, dass sie ausser den vorgewiesenen Beglaubigungsschreiben keine weiteren Vollmachten besässen, jedoch bereit seien, von ihren Sendern solche zu erbitten.

Der venezianische Gesandte, welcher von dem Gange der Verhandlungen genau unterrichtet wurde, entfaltete eine fieberhafte Tätigkeit. Die Erbitterung des Primas gegen den Bischof von Fünfkirchen kannte keine Grenzen und äusserte sich in den schärfsten Ausdrücken; dessenungeachtet wagte er, aus Furcht vor dem Zorn der Stände, nicht mehr öffentlich mit dem venezianischen Gesandten zusammenzutreffen, sondern liess dessen Secretär im Dunkel der Nacht durch geheime Türen zu sich kommen.

In dieser kritischen Zeit leistete der *päpstliche Legat* Venedig grosse Dienste. Er besuchte den Fünfkirchner Bischof und sagte ihm rund heraus, er wisse sehr gut, dass *er* (der Bischof-Kanzler) es sei, der die Absichten des Papstes vereitele, und werde Sr. Heiligkeit darüber Bericht erstatten. Der Kanzler indessen ward dadurch nicht erschreckt. «Ich stehe nicht isolirt — entgegnete er —, schlagen doch die Kinder, ja selbst die Todten Dalmatiens wegen einen Lärmen.»

Und in der Tat wurde am 5. Juli in einer Abendsitzung der oberen Stände und der Repräsentanten des Adels unter grosser Begeisterung der *Beschluss* ausgesprochen, dass der König zur Wiedereroberung Dalmatiens einen Feldzug unternehmen, behufs Abschliessung der Allianz und Feststellung des Feldzugsplanes

an den Kaiser und den Franzosenkönig Gesandte schicken werde.<sup>1</sup>

Die Repräsentanten des unteren Adels gingen in den nächsten Tagen auseinander und übertrugen die Fortsetzung der Verhandlung dem Reichsrath, von dessen Mitgliedern zur Zeit sieben Prälaten und neun Magnaten in Totis anwesend waren.<sup>2</sup>

Der venezianische Gesandte war über den Beschluss der Stände in hohem Grade bestürzt. Der Primas indessen hörte nicht auf, ihn zu ermutigen. Er wiederholte bei jeder Gelegenheit, dass er nichts zu befürchten habe. «Lasst die Stände lärmern, — sagte er einmal, — was sie immer beschliessen mögen: es wird doch nichts geschehen.» Auch Philipp More beruhigte ihn, dass der Beschluss des Reichstages schon deshalb keine Folgen haben könne, weil der königliche Schatz leer sei, die Herren aber kein Geld hergeben wollen. «Man möge mich in Stücke zerreißen — sagte er — und meine Seele möge zur Hölle fahren, wenn je ein ungarisches Heer zur Eroberung Dalmatiens die Berge überschreitet.»<sup>3</sup>

Dessenungeachtet wusste der venezianische Gesandte, als erfahrener Diplomat, sehr wohl, dass der Beschluss der Stände, selbst wenn er nicht zur Ausführung gelange, für ihn eine grosse Schlappe sei, und auf den Gang der venezianischen Angelegen-

<sup>1</sup> Pasqualigo vom 6. Juli. Maximilian schrieb am 31. Juli von Innsbruck an die Erzherzogin Margaretha: «Nous avons en nouvelles de nos ambassadeurs qui ont esté vers notre frere le roy d'Ungherie, comment a la journée, qui a esté tenue devers luy, il s'est declaré a la guerre contre les dits Venissiens et a juré nostre lighe et de entreprendre incontinent la guerre» (Le Glay, I. S. 306.) Und am 5. August benachrichtigt er seinen römischen Gesandten, dass seine am ungarischen Hofe befindlichen Gesandten ihm berichten: Regem cum universo Regno statuisse in proximo Rakos seu conventu eorum summere expeditionem contra Venetos.

<sup>2</sup> Nämlich: der Primas, der Erzbischof von Kalocsa, die Bischöfe von Grosswarden, Fünfkirchen, Raab, Bosnien, der Probst von Weissenburg; der Palatin, Johannes Zápolya, der Woiwode von Siebenbürgen PETER SZENTGYÖRGYI, Laurentius Ujlaky, Blasius Ráskay, Moses Buzlay, Benedict Batthyányi, Johann Bornemissza und Stephan Báthory. (Sie werden von Pasqualigo aufgezählt.)

<sup>3</sup> Pasqualigo's Bericht vom 6. Juli 1510.

heiten eine nachtheilige Wirkung auszuüben vermöge. Er benützte daher die erste Gelegenheit, vor dem König seinem Unwillen darüber Ausdruck zu geben.

Am 7. Juli wurde in Totis ein seltenes Fest gefeiert. Es war von Rom ein Specialgesandter des Papstes, der Bischof von Modrus, mit der Aufgabe eingetroffen, Uladislaus durch Ueberreichung des geweihten Schwertes zum Vorkämpfer und Heerführer der Christenheit einzuweihen. Es wurde auf einem freien Platze unter einem prächtigen Zelte ein Altar errichtet. Der König erschien, von den Prälaten und Magnaten umgeben. Der Glanz der Versammlung wurde durch die Anwesenheit der Gesandten des Papstes, des Kaisers, der Könige von Frankreich und von Polen, der Signoria, der Moldau und der Walachei erhöht. Der Bischof von Modrus celebrierte die Messe, nach deren Beendigung er dem König einen aus violetterm Sammt und Hermelin gefertigten Hut auf das Haupt setzte und ein grosses Schwert in die Hände legte. Darauf hielt er eine Rede, in welcher er den König und die Stände zur Unternehmung des Feldzuges gegen die Türken anfeuerte: zum Schlusse aber erteilte er denselben den päpstlichen Segen und allgemeinen Sündenablass.<sup>1</sup>

Als die Gesandten der auswärtigen Mächte, dieser Festlichkeit vorangehend, Uladislaus ihre Aufwartung machten, brachte Pasqualigo, obgleich diese Gelegenheit zur Verhandlung officieller Angelegenheiten keineswegs geeignet war, den Beschluss des Reichstags zur Sprache; er bemerkte, dass er «nach dem seit langer Zeit bestehenden freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Ungarn und Venedig ein ganz anderes Vorgehen zu erwarten berechtigt gewesen sei,» und bat den König, die Republik nicht im Stiche zu lassen. Uladislaus entgegnete kurz: «Wir wollen später über diese Angelegenheit miteinander sprechen.»

Die anwesenden Herren bezeugten Pasqualigo eine auffallende Freundlichkeit. Während der Festlichkeit näherten sich ihm meh-

<sup>1</sup> Pasqualigo's Privatschreiben an seine Geschwister vom 10. Juli 1510 bei Marino Sanudo. (S. 201 der Wenzel'schen Ausgabe.)

rere und lispelten ihm in die Ohren: «Wir werden die Angelegenheit schon auf freundschaftlichem Wege schlichten.»<sup>1</sup>

Sie wollten damit sagen, dass sie auch nach dem reichstäglichen Beschlusse nicht die Absicht hätten, die Unterhandlungen mit Venedig abzubrechen.

## IX.

Die Beschlüsse des Totiser Reichstages und der darauf folgenden Conferenzen klangen kühn und kriegerisch: Ungarn begrüsst die Idee des gegen die Türken zu unternehmenden grossen Feldzuges mit Freuden; zugleich tritt es in die Liga von Cambray und wird Dalmatien zurückerobern.

Indessen hatten die Beschlüsse keine practische Bedeutung. Die gross angelegten Pläne liefen in kleine Kniffe aus. Die Unterhandlungen mit dem venezianischen Gesandten kamen wieder in Gang.

Am 10. Juli wurde Pasqualigo vor die Commission berufen, welche, unter dem Vorsitze des Erzbischofs von Kalocsa, aus dem Bischof von Raab, Laurentius Ujlaky und dem Obersthofmeister bestand. Der Erzbischof sagte zu ihm Folgendes: «In den verwichenen Tagen hat Se. Majestät den Wunsch geäussert, die Signoria möchte Dalmatien an Ungarn zurückgeben. Der Herr Gesandte hat erklärt, dass er diesbezüglich keine Vollmacht besitze. Bevor Se. Majestät bezüglich Ihrer Haltung einen endgiltigen Beschluss fasse, erneuert Sie Ihren Wunsch. Wenn die Republik denselben erfüllt, wird wechselseitig Ungarn in ihrem Interesse Alles aufbieten. Wenn aber der Herr Gesandte in der Tat nicht ermächtigt ist, sich bezüglich Dalmatiens in Unterhandlungen einzulassen, möge er erklären, wozu er eigentlich Ermächtigung erhalten habe?»

Pasqualigo sagte hierauf, was seine Instruction enthalte; die Signoria bitte nämlich vom König dreierlei: er möge seine Ver-

<sup>1</sup> Pasqualigo's Bericht vom 10. Juli.

mittlung zur Wiederherstellung des Friedens geltend machen, er möge die Bewilligung zur Werbung von tausend Mann Reiterei auf ungarischem Gebiet erteilen, und er möge die Allianz mit der Republik aufrechterhalten. Uebrigens sei er bereit um eine neue Instruction zu bitten. Es sei ja nicht notwendig, die Angelegenheit augenblicklich zu erledigen. Dalmatien «laufe den Herren nicht davon,» und die Rechte, welche sie auf jene Provinz beanspruchen, verlieren nicht ihre Geltung.

Man entliess ihn mit der Erklärung, dass man dem König Bericht erstatten werde.<sup>1</sup>

Inzwischen ruhten auch die mit den Gesandten des Kaisers und Franzosenkönigs begonnenen Unterhandlungen nicht. Die ungarischen Herren versprachen, für den dalmatinischen Feldzug 4000 Infanteristen und 2000 Husaren auszurüsten. Andererseits kam man darin überein, dass am kaiserlichen und französischen Hofe, nach Anhörung der Gesandten des Königs von Ungarn, die zu leistende Subvention und der Feldzugsplan festgestellt, sowie auch die Urkunde über die Aufnahme Ungarns in die Liga von Cambray ausgestellt werden sollen.

Die Gesandten Deutschlands und Frankreichs verliessen den Totiser Hof befriedigt<sup>2</sup>, was ihren Scharfblick gerade nicht in ein vorteilhaftes Licht stellt.

Die Schwankungen der äusseren und die Consequenz der inneren Politik Ungarns traten in den Audienzen vom 15. Juli klar zu Tage. Der König empfing den *päpstlichen Legaten* in einer Abschiedsaudienz. Derselbe erhielt auf seinen Vortrag folgende Antwort: Das Land sei entschlossen an dem geplanten Feldzuge gegen die Türken teilzunehmen; da jedoch die fortwährenden Kriege seine Mittel erschöpft haben, sei es nur dann im Stande die Waffen zu ergreifen, wenn Se. Heiligkeit ihm die nötigen Geldmittel gewähre. Behufs Feststellung der Einzelheiten sollen Gesandte nach Rom geschickt werden. Mittlerweile werde

<sup>1</sup> Der Bericht vom 10. Juli.

<sup>2</sup> Die Berichte vom 13., 17. und 22. Juli.

man den unlängst abgelaufenen Waffenstillstand mit dem Sultan auf eine kurze Zeit verlängern. Den zweiten Wunsch Sr. Heiligkeit anbelangend, sei Se. Majestät bereit, zwischen dem Kaiser und der Republik im Interesse der Wiederherstellung des Friedens zu vermitteln; vorausgesetzt dass — nachdem die Mächte die Gebiete, auf welche sie Ansprüche erhoben, erhalten haben — auch Ungarn Dalmatien zurückerhalte, zu dessen Wiedererwerbung die Stände einmütig entschlossen seien. Nichtsdestoweniger wäre es ihr Wunsch, dies ohne Waffengewalt, auf friedlichem Wege zu erreichen. Sie bäten deshalb den heiligen Vater, er möchte auch in dieser Angelegenheit den Vermittler machen.<sup>1</sup>

Einige Stunden nachher liess der König den *venezianischen Gesandten* zu sich bitten. Der *Erzbischof von Gran* theilte ihm die Resolution mit.

Se. Majestät — sagte er — habe der Republik gegenüber allezeit eine ausnehmende Liebe bewiesen und auch im verflossenen Jahre, die glänzenden Anerbietungen ihrer Feinde zurückweisend, die zwischen den beiden Staaten bestehende Allianz aufrecht erhalten. Se. Majestät halte auch jetzt an derselben fest. Und weil der Kaiser und der Franzosenkönig auf dem letzten Reichstage Se. Majestät neuerdings zur Wiedereroberung Dalmatiens aufgefordert haben, mit dem Bedeuten, dass anderenfalls sie selbst diese Provinz in ihre Gewalt brächten: fordere Se. Majestät die Signoria auf, Dalmatien freiwillig an Ungarn abzutreten; denn es sei für sie vorteilhafter, wenn der König von Ungarn, als wenn welche andere Macht immer diese Provinz besässe. Wenn die Republik darauf nicht eingehe, werde der König zu anderen Mitteln greifen müssen. Er erwarte je eher den Bescheid der Signoria, welcher, vom Aufbruche des Couriers an gerechnet, binnen dreissig Tagen hier sein könne.

Pasqualigo wollte antworten. Aber der Primas fiel ihm in's Wort. «Es sei unnütz — sagte er — zu streiten; das Vorgetragene enthalte den endgiltigen Entschluss Sr. Majestät.» Hierauf

<sup>1</sup> Pasqualigo am 15. Juli.

erhoben sich die Anwesenden und der Gesandte musste abtreten.<sup>1</sup>

An dem auf die Audienz folgenden Tage suchte Pasqualigo, unter dem Schutze des nächtlichen Dunkels, den Primas auf und überhäufte ihn mit bitteren Vorwürfen, «dass er ihm immer zugeredet habe, er möge nichts befürchten, und dass nun das Unglück doch eingetreten sei.»

Bakocs bemühte sich, ihn mit liebe reichem Tone, warmen Worten zu beschwichtigen, seiner entmutigten Seele Vertrauen einzufliessen. «Er habe sich — sagte er — nie in seinem Leben so viel Mühe gegeben, die Herren für Venedig günstig zu stimmen, wie jetzt; dieselben seien jedoch grösstenteils deutsch gesinnt, bestechlich und vielleicht auch bestochen.» Er zog heftig gegen den Bischof von Fünfkirchen los, den er von seiner Kindheit an protegirt und poussirt habe, und der jetzt sein Nebenbuhler und Gegner sei.

Er fasste seinen Rat in Folgendem zusammen. Der Gesandte möge über das die Abtretung Dalmatiens betreffende Verlangen Bericht erstatten. Die Signoria möge ihre Antwort demgemäss formuliren, wie sich die Ereignisse gestalten. Wenn ihr das Glück günstig sei, möge sie sich auf die Erklärung beschränken, dass sie eine derartige Proposition nicht erwartet hätte, und ihr Vertrauen auf Gott setze. Wenn dagegen der Republik Gefahr drohe, sei es notwendig, dass sie Ungarn irgend einen Vorteil gewähre, welcher jedenfalls bedeutender sein müsste, als die angebotene Erhöhung des Jahrgeldes um 5000 Ducati; später, wenn bessere Zeiten eintreten, werde es ihr möglich sein, ihr Anerbieten zurückzuziehen. Nebenbei möge die Republik trachten, sich mit dem Kaiser auszusöhnen.

Bakocs teilte ihm im weiteren Verlaufe des Gespräches mit, dass die Gesandten des Kaisers und des Franzosenkönigs in Folge seiner Bemühungen eine unbestimmte Erklärung erhalten hätten, welche Ungarn ganz und gar nicht binde.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Zweiter Bericht vom 15. Juli. <sup>2</sup> Pasqualigo am 17. Juli.

## X.

Das Verhältniss, in welchem der Palatin, der Primas und der Kanzler zum Gesandten Venedigs auch nach dem Totiser Reichstag standen, konnte denselben vollständig darüber beruhigen, dass der Republik von Seiten Ungarns keine Gefahr drohe.

Dies konnte er auch aus dem Umstande schliessen, dass die ungarischen Herren nicht einmal jenen harmlosen Beschluss der Totiser Versammlung, welcher die Absendung von Gesandten an die auswärtigen Mächte betraf, ernsthaft nahmen. Der *Erzbischof von Kalocsa*, welcher die Gesandtschaft nach Rom führen, und der Capitän von Zeng, *Albert Lónyay*, welcher nach Frankreich gehen sollte, gelangten nie an den Ort ihrer Bestimmung. Die an den kaiserlichen Hof bestimmten Gesandten, der Weissenburger Probst *Peter Beriszló* und der Obergespan *Ambros Sárkány*, machten sich erst Mitte August auf den Weg.

Inzwischen hatten die ungarischen Herren in der zweiten Hälfte des Juli (1510) Totis sämmtlich verlassen. Der Gesandte *Venedigs* aber blieb am Hofe, mit zäher Ausdauer den günstigen Augenblick abwartend, wo er die verlorene Position wieder einnehmen könnte.<sup>1</sup> Jeder Courier, der Nachrichten brachte, bot ihm Gelegenheit zu neuen Versuchen.

Und die Berichte, welche er Ende Juli empfing, enthielten für die Republik vorteilhafte Nachrichten. Der Papst trat nämlich immer entschiedener gegen die Bestrebungen der Liga von Cambray auf; er verkündete offen seinen Entschluss: die Franzosen vom italienischen Boden zu vertreiben; er erklärte Ferrara, dessen Herzog Alphons von Este — der Bruder des Bischofs von Erlau — Ludwigs XII. Schützling war, den Krieg; er gewann den König von Spanien dadurch, dass er ihn im Besitz des neapolitanischen Königthums befestigte; er war bemüht, England zum Kriege gegen Frankreich zu vermögen.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Pasqualigo's Berichte vom 19., 22. u. 26. Juli 1510.

<sup>2</sup> Hievon benachrichtigt der Doge den Gesandten am 12. Juli. Zugleich erteilt er ihm die Weisung, dem Obersthofmeister für seine Einsprache



Mittlerweile hörte die Pest nicht auf und forderte in Ofen täglich durchschnittlich sechzig Opfer. Sie begann auch in Totis wüthen. Demzufolge zog sich der König am 10. August mit kleinem Gefolge auf die neben *Komorn* gelegene Donauinsel zurück.

Pasqualigo verlegte seinen Wohnsitz in die Stadt Komorn. Hier suchten ihn die Boten des Grafen *Johann von Corbaria* auf und brachten ihm die Meldung, dass ihr Herr, welcher in Totis zu einem der Anführer des dalmatinischen Feldzuges ernannt wurde, diesen Posten nicht annehme und treu bei der Republik halte; dass übrigens der Feldzug auch gar nicht zu Stande kommen werde, da der König nicht einmal so viel Geld habe, um sein tägliches Brot anzuschaffen, die Herren geizig oder arm seien, Kroatien aber an Lebensmitteln derart Mangel leide, dass es tausend Soldaten nicht einmal zwei Wochen lang verköstigen könne.<sup>1</sup>

Durch diese Meldung wird die Situation in der Tat treu characterisirt. Niemand machte Vorbereitungen zu einem Kriege. Und die Kampflust, welche die aufreizenden Reden des französischen Gesandten in einigen Kreisen entzündet hatten, erlosch sehr bald, als die aus Italien einlangenden Nachrichten neuere Siege Venedigs, das Vordringen der päpstlichen Truppen und den Rückzug der Franzosen meldeten.<sup>2</sup>

während der Rede des französischen Gesandten, dergleichen dem Fünfkirchner Bischof und Philipp More für ihre guten Dienste zu danken; dem Primas aber zu sagen, dass dafür, was er für die Signoria gethan, mit Worten nicht gedankt werden könne.\* Der Brief traf am 27. Juli in Totis ein. (Eine gleichzeitige Copie desselben im venezianischen Staatsarchiv.)

<sup>1</sup> Pasqualigo am 14. August.

<sup>2</sup> Die erste Nachricht kam von dem zum Kaiser geschickten Gesandten (Pasqualigo's Bericht vom 14. August). Mit dem Briefe des Dogen vom 2. August traf der Courier am 18. August ein. Er brachte ein an den König gerichtetes päpstliches Breve mit, sowie Dankschreiben der Signoria an den Primas, den Palatin und den Kanzler. (In den beiden letzteren heisst es: «*Excellentia Vestra in Conventa proxime praeterito Venetis rebus quoad potuit maxime favit!*») Der Primas sollte entscheiden, ob es zweckmässig sei, dem Palatin und dem Kanzler die Dankschreiben einzuhändigen. Der Primas erklärte, dass sie expedirt werden könnten, da sie, wenn sie nichts nützen, auch nichts schaden. (Pasqualigo's Berichte vom 19. und 23. August.)

Pasqualigo fühlte sich in Folge dieser Umstände derart ermutigt, dass er bei seiner Audienz am 19. August den König aneiferte, sich Venedig anzuschliessen, damit er an dem zu erringenden Ruhme und an den vor Gott erwerbbaaren Verdiensten Theil habe.

Der König verordnete die Mittheilung der Nachrichten an den Primas, Palatin und Kanzler.

Der *Primas* eilte unter der Wirkung dieser Wendung nach Neutra, wohin der Hof sich Ende August begeben hatte. Er entwickelte hier im Interesse Venedigs eine grosse Thätigkeit. Das Ergebniss seiner Bemühungen war, dass Albert Lónyay, noch bevor er in Frankreich anlangte, zurückberufen wurde, die zum Kaiser geschickten Gesandten aber die Weisung erhielten, ihre Bemühungen blos auf die *Wiederherstellung des Friedens* zu richten und keinen Vertrag zu schliessen.<sup>1</sup>

Einige Tage später traf in Neutra ein venezianischer Courier ein, welcher unter Anderem auch die Nachricht brachte, dass der Papst den Herzog von Ferrara nebst seinen Anhängern mit dem Kirchenbann getroffen; ferner dass die Truppen sowohl des heiligen Stuhles als der Signoria mehrere Siege erfochten haben.

Der Primas empfing den venezianischen Gesandten, der diese Nachrichten vor allem ihm mitzuteilen wünschte, mit einem Ausbruch der Freude. Er warf, seines Gichtübels vergessend, die Krücken, auf welche er sich stützen musste, fort und eilte laufend durch seine Gemächer in den Speisesaal, wo seine Hofleute beim Abendimbiss sassen. Er rief einen von ihnen herbei und sagte zu ihm, so, dass die andern es hörten: •Augenblicklich gehe zu Sr. Majestät hinüber und sage im Angesicht des ganzen Hofes, dass die Angelegenheiten Venedigs bestens stehen, und die unlängst eingelaufenen gegentheiligen Meldungen Andreas Both's aus Kroatien arglistige Erfindungen der Feinde der Republik seien. •

Pasqualigo hatte bereits am nächstfolgenden Tage eine feierliche Audienz beim König, in dessen Namen der Primas

<sup>1</sup> Pasqualigo's Berichte vom 4. und 6. September.

mit warmen Worten seine Freude über die Nachrichten ausdrückte.<sup>1</sup>

Und nun begannen denn wieder die Verhandlungen in Betreff der «Befestigung» der mit Venedig bestehenden Allianz.

Am 10. September versammelten sich die in Neutra anwesenden Magnaten unter dem Vorsitze des Primas und beriefen Pasqualigo in ihre Mitte. Der Primas erklärte, dass sie auf den Befehl des Königs zusammeng gekommen seien. «Se. Majestät — sagte er — habe durch die Zurückweisung der vorteilhaften Anerbietungen und glänzenden Versprechungen der Mächte, Venedig einen bedeutenden Dienst erwiesen. Die Signoria habe wiederholt erklärt, dass sie im Interesse der Befestigung der Freundschaft und Allianz Alles zu tun bereit sei; aber allgemeine Redensarten führen zu keinem Ziele. Der Gesandte möge Aufklärung darüber geben, was die Republik zu tun geneigt sei, wenn der König, sich vom deutschen Kaiser und vom König der Franzosen lossagend, die Bande der mit Venedig bestehenden Allianz enger knüpfen wolle?»

Der Gesandte antwortete folgendermassen: Er habe an dem guten Willen Sr. Majestät des Königs und der Herren nie gezweifelt; er wisse sehr wohl, dass die Totiser Bewegungen durch die Leidenschaft des Volks hervorgerufen worden seien. Die Signoria sei zu allen Diensten und Opfern bereit; sie habe ihn jedoch nicht ermächtigt, sich diesbezüglich in Detailverhandlungen einzulassen.

Die Herren berieten miteinander eine kurze Zeit lang in ungarischer Sprache. Hierauf wandte sich der Primas an den Gesandten und ersuchte ihn, auf die Signoria einzuwirken, «sie möchte sich zu etwas vorteilhafteren Bedingungen entschliessen; denn die wahre Freundschaft bestehe darin, dass man wechselseitig gebe und empfangen.»

Die zweite Verhandlung fand drei Tage später im Schlafzimmer des Primas statt, den sein Gichtübel an das Bett fesselte. Bakocs erklärte dem Gesandten, dass «die Republik recht daran tue, wenn sie auf Dalmatien nicht verzichten wolle; denn die

<sup>1</sup> Pasqualigo's Berichte vom 4. und 6. September.

Gefahr, dass die verbündeten Mächte dasselbe occupiren, schwebt nicht mehr ob; nunmehr frage es sich aber, was die Signoria als Ersatz für Dalmatien anbiete?»

Der Gesandte wollte sich auf die Wiederholung seiner ausweichenden Erklärungen beschränken. Aber der Cardinal erklärte ihm, dass er dem König unbedingt positive Resultate vorweisen müsse; dieser könne die Stände nur auf diese Weise überzeugen, dass er die auf Dalmatien bezüglichen Anerbietungen der gegen Venedig verbündeten Mächte nicht ohne Grund zurückgewiesen habe; schliesslich forderte er ihn auf, seine Erklärung in Betreff der Erneuerung der Allianz schriftlich einzureichen.

Pasqualigo entschuldigte sich. Aber der Primas erklärte entschieden, dass ohne dieses die Unterhandlung nicht fortgeführt werden könnte. Pasqualigo schrieb noch an demselben Tage die Erklärung, welche ebenfalls nur allgemeine Phrasen enthielt: dass die Signoria bereit sei die Allianz zu erneuern, ja auch enger zu knüpfen, und Alles zu tun, was zum Ziele führe.<sup>1</sup>

Diese Note vermochte die Herren natürlich nicht zu befriedigen. Aber ihre Geduld war unerschöpflich. Wer entschlossen ist, es zum Bruche kommen zu lassen, findet immer einen Grund oder mindestens einen Vorwand; wer den Frieden um jeden Preis aufrecht erhalten will, findet zur Vermeidung von Conflicten immer ein Mittel, welches den Forderungen der Interessen entspricht, wenn es auch bisweilen mit den Eingebungen des Ehrgefühls im Widerspruch steht.

Die am 18. September gehaltene dritte Verhandlung wurde von Bakocs mit einem langen Vortrage eröffnet.

Se. Majestät sei — sagte er — auf den Wunsch des Papstes bereit, die bestehende Allianz «unter ehrenhaften Bedingungen» zu befestigen. Die Signoria müsse daher präcis erklären: was sie wünsche und was sie biete? Sie müsse in Betracht ziehen, dass der König die Feinde der Republik, welche zu den Zwecken des dalmatinischen Feldzuges hunderttausend Dukaten, Soldaten und

<sup>1</sup> Bericht vom 13. September.

Kanonen anboten, standhaft zurückgewiesen habe. Der Kaiser sei sogar geneigt gewesen, Oesterreich abzutreten. Die ungarischen Stände hätten ebenfalls zum Feldzuge gedrängt. Hätte Se. Majestät nachgegeben, so würde der Untergang Venedigs unvermeidlich gewesen sein. Die Signoria möge deshalb sobald als möglich «ein anständiges und vorteilhaftes Anerbieten stellen»; denn sonst würden der König und seine Räte vor den auswärtigen Mächten zum Gegenstande des Gespöttes, seitens der Stände des Landes aber den heftigsten Angriffen ausgesetzt werden.

Pasqualigo fand auch jetzt eine Ausflucht. Er drückte seinen Dank für alles Dasjenige aus, was der König im Interesse der Republik getan habe. Er ziehe nicht in Zweifel, dass ihn dabei die Liebe zur Republik geleitet habe; er habe jedoch auch wohl gewusst, wie unverlässlich die Feinde der Republik seien. Der Kaiser, welcher hunderttausend Dukaten verspreche, sei nicht einmal im Stande hunderttausend Groschen zu geben. Und wenn er auch wirklich Oesterreich abträte, so würde dies nur Anlass zu unaufhörlichen Verwickelungen und Fehden geben. Vom Franzosenkönig wolle er nicht reden; es sei jedoch allbekannt, dass die Signoria, als sie die Königin Anna in Venedig feierte, zu diesem Zwecke eine grössere Summe verwendet habe, als ihr ganzer Brautschatz wert war. Ungarn habe von Frankreich nie einen Vorteil erhalten.

Im weiteren Verfolge seines Vortrages wies er mit durchsichtigen Anspielungen darauf hin, dass ihm die Doppelzüngigkeit der ungarischen Politik nicht unbekannt sei. Er wisse sehr wohl, wie die Dinge in Totis vor sich gegangen seien; doch die Signoria wünsche dessenungeachtet die Allianz aufrecht zu halten. Darüber indessen, dass die Herren «neue Vorteile» begehren, habe er bisher nach Venedig noch keinen Bericht gesandt; denn seiner Ansicht nach *gereiche den Herren dieses ihr Begehren durchaus nicht zur Ehre*. Der König würde wegen seiner Uneigennützigkeit ganz und gar nicht zum Gegenstande des Gespöttes, im Gegenteil würde sein Ruhm durch seine Treue unfehlbar vermehrt werden.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Bericht vom 19. September.

Die Herren liessen die überhaupt nicht befriedigenden, teilweise sogar verletzenden Bemerkungen des venezianischen Diplomaten ohne Erwiderung; sie unterliessen es auch, ihrer Verwunderung und ihrem berechtigten Zweifel darüber Ausdruck zu geben, dass der Gesandte über ein wichtiges Moment, welches seit Monaten den Angelpunkt der Verhandlungen bildete, keinen Bericht erstattet hätte.

Am anderen Tage versuchte Bakocs im Laufe einer vertraulichen Conversation die Verhandlungen um einen Schritt vorwärts zu bringen.

Er gab die Wünsche der ungarischen Herren präcis an: die Signoria möge ihre ganze aus den vergangenen Jahren rückständig gebliebene Schuld auszahlen; sie möge das Jahrgeld erhöhen; und möge dasselbe für die Dauer der nächstfolgenden 20—25 Jahre gewährleisten. Aber aus seinen Mittheilungen ging hervor, dass die Herren sich auch damit würden genügen lassen, wenn die Republik das Jahrgeld erhöhen und sofort 30,000 Ducaten baar auszahlen wollte. Und als Pasqualigo, wie bei anderen Gelegenheiten, so auch jetzt, auf die traurige finanzielle Lage der Republik hinwies, forderte Bakocs ihn auf, seinen Sendern Bericht zu erstatten.

Damit kamen die Unterhandlungen wieder in's Stocken. Es musste die Antwort aus Venedig abgewartet werden.<sup>1</sup>

## XI.

Kaiser Maximilian betrachtete den Beschluss der Totiser Versammlung als eine grosse Errungenschaft. Ungarn bildet einen der Factoren der diplomatischen Action, die er jetzt inscenirt.

Mit dem Totiser Beschlusse übt er eine Pression auf den Papst, spornt er den König von Spanien zu grösserer Opferwilligkeit, den Herrscher der Franzosen zu kühnerem Auftreten an.

Anfang August meldete er dem Papst seine Geneigtheit, mit

<sup>1</sup> Bericht vom 19. September.

ihm persönlich zusammenzukommen und seine Intervention zur Wiederherstellung des Friedens in Anspruch zu nehmen, indem er erklärte, dass es sein heissester Wunsch sei, den Frieden zwischen den christlichen Mächten wiederhergestellt zu sehen und seine Heeresmacht gegen die Heiden zu führen. Er bot jedoch wenig Aussicht auf einen Erfolg der Intervention; denn er erklärte, dass Venedig, wenn es die Abtretung alles dessen, was er von ihm rechtmässig beanspruche, verweigere, ihn zur Fortsetzung des Krieges nötige. Gleichzeitig benachrichtigte er den Papst, dass der König und die Stände von Ungarn die Wiedereroberung Dalmatiens beschlossen haben, trotz aller Machinationen Venedigs und trotzdem, dass der Gesandte der Republik sich mit der Unterstützung Sr. Heiligkeit brüstete. Er ersuchte daher den Papst, er möge, falls Venedig die Annahme der Friedensbedingungen hartnäckig verweigere, seine Zustimmung zur Aufnahme Ungarns in die Liga von Cambray geben.<sup>1</sup>

Zu derselben Zeit erbat er auch vom König von Spanien — als einem der Mitschöpfer der Liga von Cambray — die Ermächtigung zur Aufnahme des Ungarkönigs in dieselbe. Er wandte sich an Ferdinand von Aragonien zugleich mit der Bitte um Unterstützung, um Ueberlassung seiner sizilianischen Kriegsflotte zu den gegen Dalmatien zu unternehmenden kriegerischen Operationen. Er bemühte sich ihn davon zu überzeugen, dass Spanien, ja der gesamten Christenheit aus dem Anschlusse Dalmatiens an Ungarn grosse Vorteile erwachsen würden; denn so würde diese Provinz als Verbindungsglied zwischen den Ländern des Kaisers und dem in den Händen des Königs von Spanien befindlichen Neapel dienen. Im Zusammenhange hiemit bemerkte er, dass auch er auf die ungarische Krone einen Rechtsanspruch besässe, und dass überdies der Plan bestehe, zwischen seiner Familie und derjenigen des Königs Uladislav eine Doppelheirat zu Stande zu bringen.

<sup>1</sup> Maximilian's von Innsbruck am 5. August 1510 datirte Instruction für seinen römischen Gesandten. Das Concept derselben im Wiener Staatsarchive.

«Ungarn — sagte er, — mit welchem Böhmen, Mähren und Schlesiens verbunden seien, stehe hinter keinem anderen Lande zurück; es sei reich an Bewohnern und Tieren, Salz, Erzen und anderen Producten; es eigne sich vorzüglich zur Bewerkstellung grosser Unternehmungen gegen die Ungläubigen.» Wenn es auch Dalmatien wiedergewinne, werde es so mächtig sein, dass es nichts zu befürchten haben werde. Die Doppelheirat werde ihnen Ungarns Beistand sichern. Die Beherrscher desselben werden, wenn Ludwig am Leben bleibe, «aus ihrem Blute» stammen. Wenn aber Ludwig sterbe, so falle, auf Grund natürlicher und vertragsmässiger Rechte, das Land ihm (dem Kaiser) zu, und dann vermöge er, im Besitze Dalmatiens, dem Könige von Spanien bedeutende Dienste zu leisten.<sup>1</sup>

Nachdem Maximilian noch seinen einflussreichsten Ratgeber, den Bischof von Gurk, behufs Befestigung der Liga von Cambray nach Frankreich entsendet hatte, verlegte er seinen Hof von Innsbruck nach *Constanz*, und berief die ungarischen Gesandten, *Beriszló* und *Sárkány*, hieher.

Aber die hiedurch veranlasste Verzögerung führte eine grosse Verwirrung herbei. Die von Neutra abgesandte zweite Instruction, nach welcher die Gesandten sich der Abschliessung des Vertrages zu enthalten hatten, kam denselben nicht rechtzeitig in die Hände.<sup>2</sup>

So wirkten sie denn im Interesse des «auf die Wiedererwerbung Dalmatiens abzielenden Feldzuges», indem sie, in *Constanz* angelangt, die Unterhandlungen auf Grund der am 25. Juli zu *Totis* ausgefertigten Instruction gleichzeitig mit dem Kaiser und

<sup>1</sup> Das Concept der am 5. August seinem Gesandten am spanischen Hofe geschickten Instruction ebendasselbst.

<sup>2</sup> Pasqualigo berichtet am 20. September, dass die Instruction von Neutra abgeschickt worden sei. Dass er gut unterrichtet gewesen sei, bestätigen die späteren Aeusserungen des Primas und die durch einen der Leute Bornemisza's gemachten Enthüllungen, von welchen Pasqualigo am 19. Jänner und 7. März des folgenden Jahres berichtet.



dem dort anwesenden Gesandten des Königs der Franzosen (Louis Helie) begannen.

Im Verfolge der Unterhandlungen schenkten sie den Details keine grosse Aufmerksamkeit. Der sorgfältigen Erwägung derselben liessen sie sich vielleicht durch ihren Glauben entheben, dass ihre Beschlüsse ohnedies keine practische Bedeutung haben würden. Desto besser waren sie darauf bedacht, ein Hinterpörtchen offen zu halten, durch welches sich der König der Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeiten entziehen konnte.

Auf solche Weise gelangten sie rasch zum Ziele. Anfang October war Alles geordnet. Sie waren in Folgendem übereingekommen:

Der Kaiser und der König von Frankreich nehmen Uladislaus II. in die Liga von Cambray auf. Sie verbünden sich gegen ihren gemeinsamen Feind *Venedig*, und werden, sobald sie von diesem diejenigen Gebiete, auf welche sie Ansprüche besitzen, zurückerworben haben, mit vereinten Kräften einen Feldzug gegen die Türken unternehmen.

Der König von Ungarn beginnt am 1. April des folgenden Jahres (1511) mit einer zahlreichen Armee und Flotte den Krieg zur Wiedereroberung Dalmatiens, unterstützt gleichzeitig seine Verbündeten in Istrien und Friaul, und legt die Waffen so lange nicht nieder, bis er Dalmatien und seine Verbündeten die ihnen rechtmässig gebührenden Gebiete wiedererworben haben.

Zu derselben Zeit greifen der Kaiser und seine Verbündeten Venedig ebenfalls an und schliessen erst dann Frieden, wenn Dalmatien mit Ungarn vereinigt sein wird.

Wenn während der Dauer dieses Krieges die Türken — sei es in Folge Aufhetzung seitens Venedigs, sei es aus anderen Beweggründen — Ungarn angreifen sollten, werden demselben der Kaiser und dessen Verbündete nach Möglichkeit Beistand leisten. Wechselseitig, wenn der Sultan gegen das Gebiet des Kaisers oder seiner Verbündeten einen Angriff planen sollte, wird der König von Ungarn ihnen zu Hilfe eilen und den Durchzug der Türken durch ungarisches Gebiet verhindern.

Zu den Zwecken des dalmatinischen Feldzuges stellen der Kaiser und seine Verbündeten dem König von Ungarn tausend Bewaffnete, zwölf Kanonen, vierundzwanzig wohlausgerüstete Dreiruderer und sechs Lastschiffe zur Verfügung. Erst nachdem diese Hilfe tatsächlich übergeben worden ist, tritt die Verbindlichkeit des Ungarkönigs zur Eröffnung des Krieges in Kraft, dagegen erlischt dieselbe vollständig, wenn die stipulirte Hilfe bis zu dem auf den 1. April anberaumten Termin nicht eintrifft.

Auf den Wunsch der ungarischen Gesandten übernimmt der Kaiser die Bürgschaft dafür, dass der König der Franzosen diesen Vereinbarungen bis zum 25. November (1510) seine Ratification erteilen werde, in deren Unterbleibungsfalle jegliche für den König von Ungarn aus diesem Vertrage erwachsende Verbindlichkeit entfällt.<sup>1</sup>

## XII.

Die zum Kaiser geschickten Gesandten kehrten mit dem Constanzer Vertrag zurück. Und von Venedig stand die Antwort in Betreff «der Befestigung der Allianz» noch immer aus.

Die ungarischen Herren drangen mit Ungeduld auf die Erledigung dieser Angelegenheit. Pasqualigo befand sich in einer schwierigen Lage. Zu ihrer Beschwichtigung und zur Entschuldigung seiner Regierung schützte er als Grund der Zögerung den Umstand vor, dass der mit seinem Berichte abgesandte Courier unterwegs ein Opfer der Pest geworden sei, und versprach neuerdings zu schreiben.<sup>2</sup>

Während die Antwort der Signoria zögerte, tat der Kaiser mit

<sup>1</sup> Das Original exemplar der Urkunde im Wiener Staatsarchiv. Auszugsweise mitgeteilt von Michael Horváth, Tört. Tár IX. S. 85. Den vollständigen Text nach der in der Pariser Nationalbibliothek befindlichen Copie gibt H. Marczali, Tört. Tár XXIII. S. 92. (Einen ausführlichen Auszug des Vertrages teilt auch Pasqualigo in der Beilage seines Berichtes vom 15. September 1511 mit.)

<sup>2</sup> In seinem Briefe vom 16. November macht Pasqualigo dem Dogen gegenüber aus seinem Unwillen über die Säumniss der Antwort kein Hehl.

seiner gewohnten Zähigkeit neue Schritte, um Ungarn zur Action zu bewegen. Er sandte in der zweiten Hälfte des Monats November gleichzeitig drei gewandte Diplomaten zu Uladislaus: den Grafen *Leonhard Nogarola*, *Johannes Cuspinianus* und den kaiserl. Rat Doctor *Georg Breitenauer*.<sup>1</sup>

Er betraute sie mit drei wichtigen Aufgaben: die Bestätigung des Constanzer Vertrages zu erwirken; Uladislaus zu vermögen, dass er mit dem Kaiser, unter Ausschluss Frankreichs, ein Separatbündniss gegen Venedig abschliesse; die Angelegenheit der zwischen den Sprossen der beiden Herrscherhäuser geplanten Doppelheirat in's Reine zu bringen.<sup>2</sup>

Die Gesandten trafen Uladislaus bereits über der Grenze Ungarns, im mährischen Städtchen *Brod*, wo er sich vom Anfang November (1510) bis Ende Jänner des folgenden Jahres (1511) aufhielt. Von den ungarischen Grossen begleitete ihn blos der Bischof von Raab; nicht einmal der Kanzler befand sich an seiner Seite. Deshalb konnten die Unterhandlungen mit den kaiserlichen Gesandten nicht in Angriff genommen werden, und

<sup>1</sup> Pasqualigo macht am 4. December nur «den Grafen Leonard» namhaft. Cuspinian bemerkt in seinem Diarium, dass er am 16. November 1510 nach Ungarn aufgebrochen und am 13. Jänner 1511 von dort zurückgekehrt sei; seiner beiden Collegen jedoch erwähnt er nicht. Breitenauer sagt in seinem Briefe vom 27. Februar 1511 an den Kaiser, dass er sich seit langer Zeit an Uladislaus' Hofe befinde; von seinen Genossen schweigt er. Im Wiener Staatsarchiv befindet sich das Concept eines vom 5. Jänner 1511 datirten Beglaubigungsschreibens, nach welchem des Kaisers Gesandte: *Leonhard Graf zum Haag*, *Melchior Maasmünster* und *Breitenauer* (?) gewesen wären.

<sup>2</sup> Pasqualigo wusste auf Grund der Mittheilungen des Primas, dass «l'orator germano e venuto per tractar tre cose: primo per haver la ratification de quanto dicti Oratori Regii . . . haveano concluso; . . . secundo per tractar un'altra secreta intelligentia tra el Re de Romani et questa Maesta, escluso etiam Rege Francie cum hoc expresso capitulo, che uno codemque tempore l'una parte et l'altra . . . movesse contra quel Exemo Dominio, tertio denique per tractar el matrimonio.» (Bericht vom 19. Jänner 1511.) Cuspinianus erwähnt in seinem Diarium kurz, dass er «pro faciendo foedere contra Venetos et desponsanda filio Carolo» gesandt worden sei.

diese urgirten vergebens die Resolution auf ihr eingereichtes Ansuchen.<sup>1</sup>

Der König hatte einen hinlänglich gewichtigen Grund, dieselbe in der Schwebe zu halten, nämlich den, dass er die Ratification des Königs von Frankreich abzuwarten wünsche. Der wahre Grund aber war der, dass er den Rat der oberen Stände (Prälaten und Magnaten) noch einmal einzuholen wünsche.

Diese versammelten sich auf seine Anordnung im Monate December in Veszprim, wo auch die von Constanx zurückgekehrten Gesandten erschienen und über ihr Vorgehen Rechenschaft gaben.<sup>2</sup>

Die oberen Stände billigten den Abschluss des Vertrages nicht. Um das Inkrafttreten desselben zu verhindern, oder mindestens zu verzögern, rieten sie dem König, er möge den Vertrag nicht ratificiren, bevor die Ratification des Königs von Frankreich eintreffe. Das vom Kaiser angebotene Sonderbündniss fand bei ihnen keinen Anklang. Dagegen gewann der Heiratsplan ihre Zustimmung. Schliesslich ersuchten sie den König, zu Anfang März des nächsten Jahres einen *Reichstag* abzuhalten.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Pasqualigo konnte keine Nachricht über den Gang der Verhandlungen erhalten. Es war ohne Zweifel ein blosses Gerücht, was er in Brod hörte, dass der Kaiser dem König von Frankreich Verona verkaufe und den Kaufpreis Uladislaus zur Bestreitung der Kriegskosten anbiete. Nicht minder unbegründet war das Gerede, dass der Kaiser von dem zu erobernden Küstenlande Capodistria für sich zu behalten beabsichtige.

<sup>2</sup> Beriszló und Sárkány reisten am 25. November — wie Pasqualigo berichtet — von Brod ab «verso Vespermia, per ritrovarsi in quel loco a la Dieta cum li altri Prelati et Baroni Hungarici» (4. December 1510). Es ist zweifellos, dass in Veszprim kein Reichstag, sondern blos eine Versammlung der Oberstände statthatte.

<sup>3</sup> Pasqualigo hatte den seit lange in Ofen wohnhaften venezianischen Kaufmann Antonio de Zuane de la Seda ersucht, unter dem Vorwande, als führte er seine Waaren zu Markte, nach Veszprim zu reisen und über die Beratungen Nachrichten einzuholen. Dieser reiste jedoch nicht hin, sondern trach ete blos von den zurückkehrenden Herren die Beschlüsse zu erfahren. Er schreibt Pasqualigo am 20. December, dass dieselben den auf die Anerbietungen des Kaisers bezüglichen Beschluss streng geheim halten. Der Gesandte bat auch von Bakoes Anskunft, erhielt jedoch auf seine Briefe keine

Die Haltung der Veszprimer Versammlung war daher ganz und gar nicht dazu angetan, die kriegerisch gesinnte Partei zu ermutigen. Und derselben leistete gewiss auch jenes *Prognosticon* keinen grossen Dienst, welches in den letzten Tagen des Jahres von Wien herabgeschickt wurde und Ungarn für das künftige Jahr aus dem Stande der Gestirne einen siegreichen Krieg vorhersagte.<sup>1</sup>

Es war vorauszusehen, dass, wenn Venedig der Befriedigung der Ansprüche der ungarischen Herren nur um einen Schritt näher träte, dessen Anerbietungen mit offenen Armen aufgenommen werden würden.

Die Signoria fasste bezüglich des Ungarn gegenüber zu beobachtenden Vorgehens in ihrer Senatssitzung vom 16. November einen Beschluss. Laut diesem ist die Republik gegenwärtig ganz ausser Stande dem König irgend einen Betrag zu zahlen, sie hofft nichtsdestoweniger, dass sich die Verhältnisse in Bälde zum Besseren wenden und sie in die Lage versetzen werden, alles Dasjenige zu erfüllen, was die bestehende Conföderation beanspruche. Was jedoch die Erneuerung der Conföderation anbelange, so habe sich die Situation wesentlich geändert: denn, seitdem es sich herausgestellt habe, dass der König von Frankreich die Weltherrschaft anstrebe, seien der Papst und mehrere andere Herrscher gegen denselben aufgetreten; es stehe demnach zu hoffen, dass in Kurzem eine grosse Wendung eintreten würde, und dann werde sich diese Angelegenheit «sowohl vom Gesichtspunkte Sr. Majestät als auch der Republik angemessener und besser» verhandeln lassen. Pasqualigo erhielt die Weisung, dies Alles dem Primas vertraulich mitzuteilen und seinen Rat zu erbitten, den er «der Form nach» befolgen möge.

Antwort. Mehrere Wochen nachher teilte der Primas Pasqualigo das Geschehene mündlich mit; unter anderem auch, dass in Veszprim die Absendung von Gesandten an den Papst, den Sultan und den Fürsten von Moskau beschlossen worden sei (Pasqualigo's Berichte vom 4., 5., 27., 30. December 1510 und 19. Jänner 1511.)

<sup>1</sup> Pasqualigo's Bericht vom 27. December 1510.

Dieselbe Note, welche dem Gesandten Instructionen erteilte, benachrichtigte ihn auch darüber, dass der Papst mehr als je entschlossen sei, Italien von der Franzosenherrschaft zu emancipiren und dass er den Anführer der französischen Heere sowie auch den Senat von Mailand mit dem Kirchenbann getroffen habe; dass ferner das venezianische Heer den Po übersetzt und sich bei Modena mit dem päpstlichen vereinigt habe; dass die beiden Heere nun vereint gegen die Franzosen marschiren, auch den Herzog von Ferrara bedrohen, während die venezianische Flotte in Civitavecchia stationire, von woher sie bis Genua ausschwärme; dass demnach die Situation eine vollkommen befriedigende sei.<sup>1</sup>

Der Courier, welcher dieses Schreiben überbrachte, konnte erst am letzten Tage des December in Brod eintreffen.

Pasqualigo geriet in eine schwierige Lage. Laut seiner Instruction sollte er vor Allem den Rat des Primas erbitten. Bakocs aber befand sich weit entfernt von Brod, in Gran. Der König und seine Umgebung dagegen brannten vor Ungeduld. Dessenungeachtet sandte er seinen Geheimschreiber nach Gran und theilte dem König vorläufig bloß die vom Kriegsschauplatze erhaltenen Nachrichten mit.

Er hatte noch an demselben Tage eine Audienz. Nachdem der König seinen Vortrag angehört hatte, wechselte er einige Worte mit den Herren seiner Umgebung — es waren der Raaber Bischof, Buzlay und Bornemisza anwesend, — worauf der Bischof in seinem Namen sagte: »Herr Gesandter, Se. Majestät ist höchlich verwundert darob, dass die illustre Signoria dasjenige, was Sie mit uns in Neutra verhandelt haben, mit Stillschweigen übergeht.«

Der Gesandte wiederholte seine früher gebrauchte Ausflucht, dass der Courier, mit dem er seinen, die Ergebnisse der Neutraer Verhandlungen enthaltenen Bericht abgesandt habe, unterwegs mit Tod abgegangen, und die Antwort auf seinen zweiten Bericht noch nicht eingelangt sei.

Der König und die Herren liessen sich damit beruhigen.

<sup>1</sup> Die Note vom 16. November im venezianischen Staatsarchiv.

Bakocs empfing den venezianischen Secretär und die durch ihn überbrachten Nachrichten voll Freude. «Gott sei Dank» — sagte er, indem seine Augen sich mit Tränen füllten. — «Gott möge Se. Heiligkeit, den Papst, so erhalten, wie er bei seinem Vorhaben verharret, die Franzosen aus Italien zu vertreiben; im entgegengesetzten Falle werde ich Gott bitten, dass er ihm nicht zwei Stunden länger zu leben vergönne.» Pasqualigo liess er sagen, er würde es zwar gewünscht haben, dass sich die Signoria zur Erhöhung des Jahrgeldes bewogen gefunden hätte: da dies jedoch nicht geschehen sei, möge er sich nur genau an seine Instruction halten.

Nichtsdestoweniger hielt er es eben deshalb jetzt für doppelt notwendig, dass der Gesandte den *Palatin* vollständig gewinne. Dafür aber empfahl er ihm ein sehr einfaches und *wohlfeiles* Mittel: er möge sich bei ihm mit einem Geschenke angenehm machen.

Pasqualigo beeilte sich seinen Rat zu befolgen. Er gab dem Grosshändler Antonio de Zuane die Weisung, mit guter Art in Erfahrung zu bringen, welche Gattung von Seidenstoffen dem *Palatin* am meisten Vergnügen bereiten würde, und ihm sodann einen solchen Stoff, im Werte von zweihundert bis dritthalbhundert Ducati, heimlich, im Namen des Gesandten, geschenkwise zu überreichen.

Der *Palatin*, welcher jetzt in Abwesenheit des Königs das Amt des Statthalters bekleidete, kam in der zweiten Hälfte des Januar (1511) nach Ofen. Nach seinem Eintreffen betrachtete er es als eine seiner ersten Aufgaben, die Kaufläden zu besuchen und die Waaren zu besichtigen. Antonio de Zuane wusste die Sache derart einzurichten, dass er sich ihm anschliessen und ihn begleiten durfte. Auf diese Art erfuhr er denn, dass ein karmoisinroter Sammtstoff am meisten das Gefallen des *Palatins* erregt habe. Er kaufte nun 65 Ellen — soviel als für vier Anzüge ausreichte — von dem Sammt um den Preis von 257 Ducati, und übersandte ihm dem *Palatin*. Dieser hielt mit seinem Entzücken nicht zurück, und erklärte, dass er, «so lange er am Leben bleibe,

Hand in Hand mit dem Primas, allezeit Alles aufbieten werde, dass der König von Ungarn zur Signoria halte.\* Ja er nahm keinen Anstand, seinen Dank auch in einem an den Gesandten gerichteten Briefe auszudrücken.<sup>1</sup>

### XIII.

Uladislaus erklärte den kaiserlichen Gesandten in den ersten Tagen des Jahres 1511, dem Beschlusse der Veszprimer Conferenz entsprechend, dass er bezüglich ihrer Anträge vor dem Eintreffen der aus Frankreich erwarteten Ratification des Constanzer Vertrages nicht entscheiden könne. Demzufolge reisten Nogarola und Cuspinian ab. Breitenauer blieb allein in Brod, und begleitete den Hof nach Olmütz, sodann (Ende Jänner 1511) nach *Breslau*, wo sich der König für längere Zeit niederliess.

Kaiser MAXIMILIAN legte ein grosses Gewicht darauf, dass der König von Ungarn die Constanzer Convention ausführe. Er seinerseits jedoch war nicht im geringsten geneigt, seinen Verbindlichkeiten nachzukommen. Er sandte darum einen seiner Hofleute, CAMILLUS DE MONTIBUS, zu Uladislaus, um sich deswegen entschuldigen zu lassen. Er habe — liess er sagen — im Interesse der Wiederherstellung des Friedens Alles getan, was in seiner Macht gestanden habe; der Papst jedoch sei mit unannehmbaren Bedingungen hervorgetreten, und führe den Krieg jetzt mit potencirter Heftigkeit fort. In Folge dessen seien er (der Kaiser) und der König von Frankreich ausser Stande die in Constanz stipulirte Flotte beizustellen, und können vorläufig Uladislaus bloß tausend Infanterie-Soldaten, neun gut ausgerüstete Galeeren und fünfzig Lastschiffe zur Verfügung stellen; er bitte ihn daher, sich mit dieser Hilfe genügen lassen zu wollen, und den Krieg zur Wiedererwerbung Dalmatiens zu beginnen.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Pasqualigo's Bericht vom 15. März 1511, und diesem beiliegend der Brief des Palatins vom 10. Februar.

<sup>2</sup> Der Gesandte sollte, wenn sein Anerbieten angenommen wurde, nach Ferrara reisen, um die Schiffe auszurüsten und auslaufen zu lassen. (Eine



Kurze Zeit darnach schickte der Kaiser auch noch einen zweiten Gesandten, den Schlosshauptmann von Wiener-Neustadt MELCHIOR MASSMÜNSTER, an den ungarischen Hof, mit der Aufgabe, die ungarischen Herren davon zu überzeugen, dass die Verhältnisse für den Beginn des Krieges äusserst günstig stehen, da die Franzosen die im Busen von Genua beschäftigten Flotten des Papstes und der Signoria vom adriatischen Meere sehr leicht ferne halten können.<sup>1</sup>

Und es vergingen kaum einige Wochen, als (um die Mitte des Monats Februar) der gemeinsame Gesandte des Kaisers und des Franzosenkönigs mit der die Ratification des Constanzer Vertrages enthaltenden Urkunde Ludwigs XII. erschien. Er bot von Seiten des Kaisers eine bedeutende Geldsumme zu den Kriegsrüstungen an; verband jedoch die Versprechungen gleichzeitig mit Drohungen. Er erklärte: wenn sich die Ungarn mit der Occupation Dalmatiens nicht beeilen, würden die verbündeten Mächte noch in diesem Jahre diese Provinz, ja auch das in den Händen des Königs von Ungarn befindliche Küstenland besetzen.<sup>2</sup>

Diese wiederholten Aufforderungen und die Tätigkeit der kaiserlichen Gesandten ueben nicht ohne Wirkung. Die Feinde Venedigs traten wieder in den Vordergrund. JOHANN BORNEMISZA war einer der rübrigsten unter ihnen, und er richtete seine An-

gleichzeitige Copie der vom 13. December 1510 datirten kaiserlichen Instruction im Wiener Staatsarchiv.)

<sup>1</sup> Ueber den Zweck der Sendung Massmünsters verbreitet sich ausführlich die königliche Antwort, welche die kaiserlichen Gesandten später (am 22. März) erhielten, und welche Breitenauer's Bericht vom 27. März wörtlich mittheilt. (Das Original derselben ebendasselbst.)

<sup>2</sup> Pasqualigo's Berichte vom 25. Februar und 7. März 1511. Nach letzterem Berichte hätte der Gesandte geäussert, die Mächte würden Dalmatien für den König von England erobern, «welcher auf jene Provinz ein grösseres Recht habe, als die ungarische Krone.» Worauf dieses Recht des Königs von England auf Dalmatien gegründet worden sei, vermögen wir nicht zu bestimmen. Wir finden auch keine Spur davon, dass Heinrich VIII. selbst einen Anspruch auf diese Provinz erhoben hätte. Uebrigens ist es wohl möglich, dass mit dem König von England blos der venezianische Gesandte geschreckt werden sollte.

griffe insbesondere gegen Thomas Bakocs; er verkündete laut, der Primas sei bestochen und die Ursache alles Uebels, er werde aber auf dem nächsten Reichstage «für seinen Verrat büssen.»<sup>1</sup>

Dessenungeachtet zögerte Uladislaus unter verschiedenartigen Vorwänden noch immer mit seiner auf die kaiserlichen Anträge zu erteilenden Antwort. Bald liess er den Gesandten sagen, dass er die Ankunft des Kanzlers und einiger Räte abwarte; bald, dass er sich vorher mit seinem Bruder, dem König von Polen, zu beraten wünsche. Später ergaben sich aus dem Text der französischen Urkunde Schwierigkeiten. Ludwig XII. war nämlich dem Constanzer Bündniss nur *bedingungsweise* beigetreten, wenn nämlich «auch der König von Aragonien demselben beitrete.» Hiegegen erhoben die ungarischen Herren Einsprache, da in den Constanzer Verhandlungen von dieser Bedingung keine Rede gewesen sei.<sup>2</sup>

Uladislaus forderte demnach, der König von Frankreich möge eine neue Urkunde ausstellen, in welcher er den Constanzer Vertrag bedingungslos ratificirt. Den Kaiser aber ersuchte er, in jenes Sonderbündniss, welches er mit dem König von Aragonien abzuschliessen vorhabe, auch Ungarn einschliessen zu wollen.

Schliesslich entliess er die kaiserlichen Gesandten mit der Erklärung, dass er die Kriegsvorbereitungen von dem Eintreffen der neuen Urkunde und von dem Resultate der mit dem Könige von Spanien eingeleiteten Unterhandlungen abhängig mache, «da es ihm unmöglich sei, auf's Ungewisse ein Heer aufzustellen, eine Flotte auszurüsten.»<sup>3</sup>

Inzwischen setzte der ungarische Hof auch das eigentümliche Spiel mit dem *venezianischen Gesandten* fort. Dieser erschien am

<sup>1</sup> Pasqualigo's Berichte vom 25. Februar und 7. März 1511.

<sup>2</sup> Bericht Breitenauer's an Maximilian, Breslau 27. Februar 1511.

<sup>3</sup> Dies geschah am 22. März 1511. Uladislaus versicherte den Gesandten gleichzeitig, dass er die Doppelheirat beschleunigen werde und mit den Ständen Böhmens behufs Sicherung der Erbfolge der weiblichen Linie bereits Unterhandlungen angeknüpft habe. (Breitenauer's Bericht vom 27. März im Wiener Staatsarchiv.)

17. März vor dem König und meldete die aus Venedig eingelaufenen Nachrichten, welche von neuen, durch die Republik auf dem Kriegsschauplatz errungenen Erfolgen sprachen.

Der Kanzler erklärte in seiner Antwort, dass »Se. Majestät den für Venedig günstigen Fortgang der Ereignisse mit Vergnügen zur Kenntniß nehme und der Republik aufrichtig alles Gute wünsche, indessen darüber sehr verwundert sei, dass die Signoria das auf die *Erneuerung der Allianz* bezügliche Anerbieten fortwährend mit Stillschweigen übergehe.»

Pasqualigo betonte hierauf, dass die Republik für Ungarn unwandelbares Wohlwollen hege; dass jedoch, seit sich der Papst und die anderen Mächte gegen den König von Frankreich gewendet hätten, die Situation eine wesentlich andere geworden sei; die Zahlung des Jahrgeldes anbelangend aber die Republik ihren Verpflichtungen pünktlich Genüge leisten werde, sobald der Friede zu Stande käme.

Als die bei der Audienz anwesenden Herren die öfter wiederholte aufschiebende Erklärung des venezianischen Gesandten hörten, verbargen sie nicht ihre Entrüstung, welche sich in leidenschaftlichen Ausbrüchen kundgab und selbst den König nicht verschonte.

»Diese Venezianer — sagte der Eine — füllen den Magen Eurer Majestät fortwährend mit Neuigkeits-Meldungen, tun aber Nichts.»

»Wenn Eure Majestät — sprach ein Anderer — ihre Pflicht täte, so würden auch sie ihre Schuldigkeit tun.»

Einige gingen ungenirt im Saale auf und ab, und warfen mit Schmähreden um sich. Andere brachen in höhnisches Gelächter aus.

Während dieser peinlichen Scene wechselte der König mit dem Kanzler einige Worte, worauf dieser, zum Gesandten gewendet, sagte: »Se. Majestät erwartet eine *bestimmte* Antwort, und zwar bis zum nächsten Reichstage, auf welchem Alles definitiv in Ordnung gebracht werden muss.« Auch der König öffnete die Lippen, brachte aber bloß ein einziges Wort hervor: »Facite«, — »Tut es!«

Auf Pasqualigo macht dieser Vorfall einen tiefen Eindruck. Der Gedanke, dass dies vielleicht im Vorhinein abgekartet gewesen und ein Pressionsmittel habe sein sollen, dämmerte in seinem Geiste nicht auf. Er berichtete der Signoria, dass der Einfluss des Kaisers seit dem Auftauchen des Planes der Doppelheirat im Zunehmen begriffen sei, dass ferner, mit Ausnahme des Primas und des Palatins, die Herren insgesamt Feinde Venedigs seien. Demzufolge empfahl er der Signoria, sie möge sich zu irgend einem Opfer entschliessen, das Jahrgeld erhöhen, und jetzt auf einmal eine ansehnliche Summe zahlen.<sup>1</sup>

#### XIV.

Der ungarische Reichstag — dessen die königliche Erklärung gedachte — wurde von Breslau aus für den St. Georgstag auf das Rákosfeld zusammenberufen.<sup>1</sup>

Uladislaus wurde durch die Unterhandlungen, welche er mit den schlesischen Ständen zu dem Zwecke angeknüpft hatte, dass sie dem Prinzen Ludwig, als ihrem künftigen Fürsten, ihre Huldigung darbringen möchten, lange Zeit in Breslau aufgehalten.<sup>2</sup>

Die ungarischen Herren drangen, in Anbetracht dessen, dass der Einberufungstermin des Reichstages herannahe, auf seine Abreise. Er gab dem Drängen endlich nach, trat seine Rückreise am 14. April an und setzte dieselbe, obgleich die Charwoche und die Osterfeiertage dazwischen fielen, ohne Unterbrechung fort, was

<sup>1</sup> Pasqualigo's Bericht vom 19. März.

<sup>2</sup> Pasqualigo erwähnt die Einberufung in seinem Berichte vom 19. März.

<sup>3</sup> Es tauchten unvorhergesehene Schwierigkeiten bezüglich der Frage auf: ob Schlesien als Appertinenz der ungarischen Krone oder Böhmens betrachtet werden solle? Die schlesischen Stände stellten Bedingungen und waren geneigt, die Oberhoheit der ungarischen Krone anzuerkennen. Die Böhmen protestirten dagegen und rüsteten sich, en masse bewaffnet nach Breslau zu kommen. Schliesslich verzichtete der König auf die Entscheidung der Frage und auf die Huldigung. (Pasqualigo's Berichte vom 15. März, 7. April und 1. Mai 1511.)

zwei Wochen in Anspruch nahm, also ebenso viele Tage, in wie viel Stunden wir heute diesen Weg zurücklegen.<sup>1</sup>

Er traf am 29. April in Ofen ein, wo die Prälaten, Magnaten und Adelligen bereits in grosser Anzahl beisammen waren. Der Reichstag begann am 3. Mai seine Beratungen. Die *oberen Stände* kamen im königlichen Palaste zusammen und sandten von hier eine Deputation an den auf dem Rákos versammelten Gemeinadel.

Der Führer der Deputation, der Tavernicus BLASIUS RÁSKAI, trug das königliche Nuntium vor. Er sagte:

«Se. Majestät der König ist, auf der Flucht vor der Pest und behufs Regelung der schlesischen Angelegenheiten, eine Zeit lang ferne gewesen. Er ist zum Reichstage zurückgeeilt, um für die Bedürfnisse Ungarns zu sorgen. Se. Majestät lenkt die Aufmerksamkeit der Stände auf die von allen Seiten her drohenden Gefahren. Die Türken nämlich beunruhigen ohne Unterlass Kroatien, dessen letzter Rest verloren gehe, wenn ihm kein ausreichender Schutz zu Teil werde. Auch der Woivode der Moldau ist, wenn ihm der nötige Beistand nicht gewährt wird, genötigt, dem Sultan zu huldigen, woraus der ungarischen Krone grosse Schmach und grosser Nachteil erwachsen würde. Die Wälle von Jajeze (in Bosnien) sind derart durch das Erdbeben zerrüttet, dass es, wenn seine Befestigungen nicht sofort ausgebessert werden, keinen Sturm mehr auszuhalten im Stande ist. Die Stände mögen über alles dieses beratschlagen und ihre Beschlussfassung Sr. Majestät mitteilen.»

Nach Beendigung des Vortrages teilte sich der Adel in Gruppen, hörte einzelne Redner an, und beriet sich miteinander.<sup>2</sup>

Die Beratungen zogen sich, wie es scheint, mehrere Tage lang hin, und führten zu keinem Ergebniss. Denn der König war-

<sup>1</sup> Pasqualigo's Berichte.

<sup>2</sup> Von dieser Sitzung berichtet Pasqualigo eingehend in seinem Berichte vom 3. Mai; er bietet jedoch kein klares Bild. Er schreibt unter anderem, dass nach Anhörung Ráskai's «li qual populi tirati in parte in diversi circoli, come soleno far, parlarono assai insieme.»

tete die Beschlüsse der Rákoser Versammlung nicht ab und forderte sie in einem zweiten Nuntium auf, sessionsweise einen Dukaten Steuer zu votiren.

Der Adel war hiezu nicht geneigt. Aus seinen Reihen erhoben sich Aeusserungen der Unzufriedenheit. Mehrere Redner wählten die Schwäche des Königs und die Ordnungslosigkeit der finanziellen Gebahrung zum Gegenstande ihrer Reden. Schliesslich votirten sie siebzig Denare, und zwar zwanzig für die «königliche Küche», fünfzig für die Bedürfnisse des Landes. Da die Pest beinahe die Hälfte der Bevölkerung des Landes hinweggerafft hatte, konnte das Ergebniss dieser Steuer kaum auf 75—80,000 fl. veranschlagt werden.

Die Eintreibung und Manipulation dieser Steuer waren sie nicht geneigt dem Schatzmeister anzuvertrauen. Sie wählten zwei Commissäre, welche sie unter schwerer Strafe zur gewissenhaften Eintreibung der Steuer und zur Abrechnung auf dem nächsten Reichstage verpflichteten. Sie ernannten auch andere Commissäre, mit der Aufgabe, die Grenzfestungen zu visitiren, sie ausbessern zu lassen und die Commandanten mit Geld zu versehen. Der Adel ging, nachdem er diese seine Beschlüsse dem König zur Kenntniss gebracht, auseinander. Die oberen Stände (Prälaten und Magnaten) blieben beisammen. Diese beschäftigte in erster Reihe die Angelegenheit des türkischen Friedensschlusses. Am 11. Mai kamen nämlich Gesandte von der Pforte nach Ofen, welche um Verlängerung des Friedens ansuchten.

Der König war derselben nicht abgeneigt: aber die Unterhandlungen gierten alsbald in's Stocken, denn er wollte auch Venedig, Polen und die Walachei in den Friedensschluss miteinbegreifen; die türkischen Gesandten aber hatten hiezu keine Vollmacht, infolge dessen sie genötigt waren, sich deshalb an den Sultan zu wenden.<sup>1</sup>

<sup>1</sup> Es wurde Georg Horváth nach Konstantinopel entsandt und weil die Antwort lange auf sich warten liess, ging Anfang September ein zweiter Sendling dorthin ab. — Pasqualigo's Berichte vom 15. Mai, 1., 5., 16. Juni und 7. September.

Dem Reichstage bot sich, wie es scheint, keine Gelegenheit, in der obschwebenden grossen europäischen Frage Stellung zu nehmen. Die Haltung der Stände war jedoch jedenfalls von der Art, dass sie den König zur Teilnahme am italienischen Kriege nicht ermutigen konnte.

Inzwischen wurde, am 26. Mai, PASQUALIGO an den Hof berufen. Er wurde in den Bibliothekssaal geführt, wo die Reste der ehemals glänzenden Sammlung des grossen Königs (Mathias Corvinus) ein treues Bild des Machtverfalls des ungarischen Staates boten. Hier empfingen ihn im Auftrage des Königs vier Prälaten und fünf weltliche Herren. Den Gegenstand der Beratung trug der *Primas* vor.

Er ging davon aus, dass Venedig seine Verpflichtungen Ungarn gegenüber nicht immer pünktlich erfüllt habe. Der König wäre demzufolge zur Auflösung der Allianz berechtigt gewesen; er hat dieselbe aber dessenungeachtet treulich aufrechtgehalten und der Republik ohne Unterlass gute Dienste erwiesen, in der Hoffnung, dass er wechselseitig auf den Dank der Signoria rechnen dürfe. Er fordere demnach den Gesandten auf, zu erklären, was die Signoria Ungarn für seine guten Dienste als Gegenleistung anbiete.

Pasqualigo erwiderte: was der König von Ungarn im Interesse Venedigs getan habe, dazu sei er als getreuer Alliirter verpflichtet gewesen. Die Republik könne neue Anerbietungen nicht machen; sie könne bloß das Versprechen geben, dass sie, ungeachtet jener Unterhandlungen, welche der ungarische Hof mit ihren Feinden gepflogen habe, Ungarn ihre Freundschaft bewahren und die in früherer Zeit übernommenen Verbindlichkeiten erfüllen werde.<sup>1</sup>

Die Besprechung führte also der Lösung der Verwickelung um keinen Schritt näher. Es trat in den Unterhandlungen neuerdings eine Pause ein.

Die Signoria war, unter dem Eindrucke der auf dem Kriegsschauplatze errungenen Vorteile nicht geneigt, Ungarn zu Gefal-

<sup>1</sup> Pasqualigo am 1. Juni.

len neue Opfer zu bringen.<sup>1</sup> Dagegen wurde das Selbstgefühl des ungarischen Hofes auch durch die Erfolglosigkeit der bisherigen Unterhandlungen nicht erweckt; ja derselbe entschloss sich zu einem neuen erniedrigenden Schritte.

Anfang Juli suchten Blasius Raskai, Benedict Batthyányi und der Probst von Weissenburg, im Auftrage des Königs, Pasqualigo in dessen Wohnung auf. Sie erzählten: von der Pforte seien schlimme Nachrichten eingetroffen; der Sultan sei über Uladislaus unwillig geworden, weil dieser auf dem Miteinschluss der Republik Venedig in den Frieden bestanden habe; die Türken machen grosse Rüstungen und es stehe zu befürchten, dass sie Belgrad oder Peterwardein zu belagern beabsichtigen; demzufolge sei auch der König bemüssigt ein Heer auzurüsten und zu diesem Zwecke benötige er Tuch und andere Montirungs-Artikel, welche er beim Ofner Handelsherrn Antonio Zuena da Seda anschaffen wolle; dieser sei jedoch nur gegen baare Zahlung geneigt die Waaren auszufolgen; da aber der Staatsschatz leer sei, bäten sie den Gesandten, er möchte den Handelsherrn, durch die Zusicherung dass seine Rechnung aus dem venezianischen Jahrgelde beglichen werden würde, dazu vermögen, dass er dem König einen Credit eröffne.

Pasqualigo drückte vor allem seine Zweifel darüber aus, dass die türkische Offensive, vorausgesetzt dass dieselbe in der Tat im Plane sei, eine Folge der gelegentlich der Friedensunterhandlungen aufgetauchten Schwierigkeiten sein könnte. Im Uebrigen erklärte er, dass ihm kein Recht zustehe, über die Waaren des Handelsherrn zu disponiren, dass er zu einer derartigen Intervention seitens der Signoria keine Ermächtigung habe, und dass er allenfalls als Privatperson den Kaufmann überreden könnte, den Wunsch des Königs zu erfüllen.

Und Antonio war nicht unbeugsam. Er liess einige Tage

<sup>1</sup> Ende Juni und Anfang Juli kamen aus Venedig zwei Couriere zu Pasqualigo, welcher die günstigen Nachrichten nach Gewohnheit dem Primas und auch dem König zu wissen tat. (Seine Berichte vom 25. Juni und 2. Juli.)



nachher Waaren im Werte von 6000 Ducati, ganz gewiss zu hohen Preisen, für den König ausfolgen.<sup>1</sup>

Die Nachricht vom türkischen Angriff war eine erdichtete, und Viele sind der Meinung, dass sie von den Herren ausgesprengt wurde, um die Eintreibung der Steuer zu erleichtern. Mitte September brachten die ungarischen Abgesandten von der Pforte die Urkunde des Sultans, kraft welcher dieser den Frieden auf fünf Jahre verlängert und denselben zugleich auf Venedig und Polen ausdehnt.<sup>2</sup>

## XV.

Die Verhältnisse, welche der Constanzer Vertrag zwischen Ungarn und den gegen die Republik Venedig verbündeten Herrschern geschaffen hatte, waren fortwährend in den Nebel der Ungewissheit gehüllt, welchen kein Teil zu zerstreuen sich befliss, indem keiner derselben das ernstliche Vorhaben hatte, die übernommenen Verbindlichkeiten zu erfüllen.

Mittlerweile schlug der grosse Ringkampf der europäischen Mächte vom Schlachtfelde und aus dem Bereiche der diplomatischen Unterhandlungen auf das Gebiet des *kirchlichen Lebens* hinüber. Der Kaiser und der König von Frankreich, von Hass gegen den Papst erfüllt, weil er der Liga von Cambray abtrünnig geworden war, sich mit Venedig verbunden hatte und Italien von der Fremdherrschaft zu befreien strebte, — nahmen, um die Macht desselben zu brechen, auch die kirchlichen Waffen in Anspruch.

Ludwig XII. hatte die hohe Geistlichkeit Frankreichs bereits im Monat September des Jahres 1510 zu einer Synode zusammenberufen. Dieselbe erhob gegen den Papst Julius II. die Anschuldigung, dass er mit seiner Ehrsucht und seinem kriegerischen Geiste den Frieden der Christenheit störe. Sie ersuchte demzufolge den König, er möge, im Einverständnisse mit dem Kaiser, das allgemeine

<sup>1</sup> Pasqualigo's Bericht vom 15. Juli.

<sup>2</sup> Desselben Berichte vom 15. September und 6. October.

Concil ausschreiben, welches den Papst zur Rechenschaft ziehen und über ihn aburteilen sollte.

Kaiser Maximilian war mit seinem Mitverbündeten einverstanden. Er machte jedoch, bevor er die Gefahr der kirchlichen Spaltung heraufbeschwöre, wiederholte Versuche zum friedlichen Ausgleich. Erst im Frühling des Jahres 1511 als auch die Sendung des Gurker Bischofs Lang kein Resultat erzielte, entschloss er sich zur Anwendung der äussersten Mittel.

Bereits früher hatten, in Folge der Bemühungen der beiden Herrscher, einige Mitglieder des *Cardinal-Collegium*s (ein Italiener, zwei Spanier und zwei Franzosen) sich offen vom Papste losgesagt und Rom verlassend, im Mailänder Lager der Franzosen Zuflucht gesucht, entschlossen, sich in den auf die Vernichtung des Papstes abzielenden Plänen als Werkzeuge brauchen zu lassen.<sup>1</sup>

Diese schrieben jetzt, am 23. Mai, das Concil auf den ersten September nach Pisa zu dem Zwecke aus, damit die hohen Geistlichen der katholischen Kirche in Angelegenheit «der Wiederherstellung des Friedens zwischen den christlichen Herrschern, des gegen die Ungläubigen zu unternehmenden Feldzuges, der Reformation der Kirche, der Ausrottung der Schismen, Häresien und Sünden» miteinander zu Räte gehen. Sie motivirten ihr Ergreifen der Initiative damit, dass der Papst, gelegentlich seiner Erwählung, die Einberufung des Concils innerhalb der Frist von zwei Jahren mit Eid zugesagt habe und, trotz wiederholter dringender Aufforderungen, seine Zusage einzulösen sich weigere.

Der Kaiser und der König von Frankreich legten ein grosses Gewicht darauf, dass Ungarn die Berechtigung dieses Schrittes anerkenne und sich an dem Concil beteilige. Maximilian selbst übersandte dem Könige von Ungarn das Einladungsschreiben mit der Bitte, er möge das Concil mit Vertretern beschicken und die

<sup>1</sup> Brosch, Papst Julius II. S. 20 ff.

Prälaten des Landes dazu vermögen, dass sie auf demselben erscheinen.<sup>1</sup>

Die Cardinäle aber wendeten sich an den *Primas* und forderten ihn in einem in warmen Ausdrücken geschriebenen Briefe zum Beitritte auf, zugleich hervorhebend, dass auch vor hundert Jahren der Erzbischof von Gran an der Einberufung des Concils von Pisa einen hervorragenden Anteil gehabt habe.

Bakoos, der *Prälat*, erkannte sofort, dass das Factum der Einberufung des Concils vom Gesichtspunkte der kirchlichen Satzungen keine Berechtigung habe; als erfahrener *Politiker* konnte er keinen Zweifel darüber hegen, dass das Concil weder seine eingestandene Aufgabe, die Durchführung der Kirchenreform, noch seinen geheimen Zweck, die Absetzung des Papstes, zu verwirklichen im Stande sein werde. Aber als berechnender Mensch, der jeden Umstand zu seinem eigenen Vorteile zu verwerten versteht, nahm er vorläufig eine unentschiedene Stellung ein. Bei den das Concil zusammenberufenden Herrschern und Cardinälen erweckte er die Hoffnung, beim Papst und dessen Verbündeten erregte er die Befürchtung, dass er sich auf die Seite, oder gar an die Spitze des Concils stellen werde.

Und auch Uladislaus erklärte sich, ohne Zweifel auf seinen Rat, vorläufig weder für noch wider das Concil, sondern beobachtete eine neutrale Haltung. Er übersandte, dem Wunsche des Kaisers entsprechend, dem Polenkönig das für ihn bestimmte Exemplar des Einladungsschreibens, ohne ihm jedoch zur Publication desselben aufzufordern.<sup>2</sup>

<sup>1</sup> Maximilian bemerkt zugleich, dass er Pisa nicht für den geeigneten Ort halte, und die Abhaltung des Concils in Constanz durchzusetzen trachten werde. Er sandte auch das an den König von Polen gerichtete Einladungsschreiben an Uladislaus. Maximilians Brief an Uladislaus vom 14. Juni ist uns nicht bekannt. Den Inhalt desselben resumirt jedoch der *Polenkönig* in seinem an seine Räte gerichteten Schreiben vom 14. Juli und seinem Antwortschreiben an Uladislaus vom 15. Juli. (Acta Tomiceana I. S. 205, 212.)

<sup>2</sup> Der Polenkönig Sigmund drückt in seinem Schreiben vom 15. Juli seine Verwunderung darüber aus, dass Uladislaus ihm die Einladung zum

Bakoes rechnete darauf, dass so beide Teile wetteifern werden, sich seines Beistandes zu versichern. Und er pflegte nicht so discret zu sein, die Anerbietungen abzuwarten; er liebte es, den Preis seiner Gönnerschaft selbst zu bestimmen. Sein Plan war auch jetzt fertig.

Er brachte dem venezianischen Gesandten zur Kenntniss, dass er von mehreren Seiten zur Verkündigung des Einladungsschreibens zum Concil und zum Erscheinen auf demselben gedrängt werde, dass ferner der Kaiser und der König von Frankreich alle Hebel in Bewegung setzen werden, um Uladislaus zum Beitritte zu vermögen; er müsse daher, um diese Bestrebungen vereiteln zu können, mit einer grösseren Auctorität als bisher ausgestattet sein; seiner Ueberzeugung nach gebe es nur ein einziges Mittel, Ungarn, Polen und Böhmen in der Treue zum Papste zu erhalten, und dies sei, dass ihn der Papst für alle drei Länder mit der Würde eines *berollmächtigten Gesandten des heil. Stuhles* (*legatus a latere*) bekleide; und zwar unter dem Prätexte, als ob er berufen würde, im Interesse der Zustandebringung des gegen die Türken zu unternehmenden Feldzuges zu wirken.<sup>1</sup>

Um seinem Wunsche ein grösseres Gewicht zu verleihen, liess er dem venezianischen Gesandten gegenüber Aeusserungen fallen, aus welchen dieser den Schluss ziehen konnte, dass er (der Primas) der Verkündigung der Einladungsschreiben zum Concil geneigt zu werden anfangen.

Pasqualigo arbeitete deshalb einerseits darauf hin, dass die Signoria durch ihren römischen Gesandten für Bakoes die Würde des päpstlichen *legatus a latere* erwirke, andererseits ermangelte er auch nicht, auf den Primas einzuwirken. Er bemühte sich,

Concil übersende, ohne ihm seine Meinung darüber mitzuteilen, was bezüglich derselben zu tun sei. Am 13. August aber schreibt er ihm neuerdings und bittet ihn um schleunige Mitteilung seiner Ansichten in Betreff des Concils. (*Acta Tomiciana* I. 212. 221.)

<sup>1</sup> Bakoes erklärte unter Einem, dass er die mit der Würde eines *legatus a latere* verbundenen Auslagen aus seinem eigenen Beutel bestreiten, dem heiligen Stuhle also daraus keine Last erwachsen würde.

ihm in einem langen Briefe zu beweisen, dass den das Concil einberufenden Prälaten nicht das Wohl der Kirche vor Augen schwebte, dass sie durch den König von Frankreich beeinflusst und von einer verbrecherischen Leidenschaft geleitet würden, in Folge welcher das Concil zu einer kirchlichen Spaltung führen würde; gleichzeitig eiferte er ihm an, sich die Vereitelung dieses Attentates angelegen sein zu lassen; seine Weisheit könne die Einigkeit und den Frieden der Kirche retten, wodurch er sich den Dank des Papstes und der Bischöfe, Italiens und der gesammten Christenheit sichern würde.<sup>1</sup>

Bakocs beruhigte hierauf zwar den Gesandten, indem er erklärte, dass er jederzeit nach dem Befehle der Signoria vorgehen werde, und die Hoffnung ausdrückte, dass er mittelst seiner durch die gesuchte neue Würde vermehrten Auctorität Jedermann für seine Ansicht gewinnen würde; gab aber seine zweideutige Haltung doch nicht gänzlich auf, und liess die Aeusserung fallen, dass er «nach Art der Gladiatoren das von ihm einzuhaltende Verfahren erst auf dem Kampfplatze feststellen werde.»<sup>2</sup>

In den folgenden Wochen trug sich, ebensowohl in Angelegenheit des Concils von Pisa, wie auch in Angelegenheit der Wiedereroberung Dalmatiens, nicht das Mindeste zu. In der politischen Atmosphäre des ungarischen Hofes tritt häufig eine derartige Windstille ein. Dieselbe wurde Ende Juli durch das Erscheinen des Abgesandten der das Concil einberufenden Cardinäle in Gran unterbrochen. Die Briefe und Botschaften, welche derselbe mit sich brachte, überflossen von schmeichelhaften Aeusserungen und grossen Versprechungen, aus welchen Bakocs herauslesen konnte, dass er an die Stelle des abzusetzenden Papstes auf den heil. Stuhl erhoben werden sollte.<sup>3</sup>

<sup>1</sup> Sein Brief vom 5. Juli ist seinem Berichte vom 8. Juli beigelegt.

<sup>2</sup> Bakocs' Brief vom 7. Juli ist Pasqualigo's Bericht vom 7. August beigelegt.

<sup>3</sup> Pasqualigo berichtet am 5. August 1511, dass die Cardinäle Thomas Bakocs «invitano a venir al Concilio in Italia, adducendoli molte rasoni a

Der Plan, dass der Primas von Ungarn dereinst den Stuhl des heiligen Petrus besteigen sollte, tauchte jetzt nicht zum ersten Male auf. Bakocs hatte sich diesen höchsten Zielpunkt der priesterlichen Ambition längst vorgesteckt. Er war mit geschickter Berechnung, mit zäher Ausdauer bestrebt, sich demselben zu nähern. Dieses Endziel barg sich im Hintergrunde seiner politischen Combinationen; mitunter trat es auch in den Vordergrund.

Wie es scheint, ist es Kaiser MAXIMILIAN gewesen, der den kühnen Wunsch in seiner Seele wachrief. Als er im Jahre 1505 mit Uladislaus Unterhandlungen zum Zwecke der Bewerkstelligung jenes Bündnisses anknüpfte, welches den ungarischen Tron der habsburgischen Dynastie sichern sollte, liess er kein Mittel unversucht, um den schon damals allmächtigen Primas zu gewinnen; seinen unbegrenzten Ehrgeiz kennend, köderte er ihn mit dem Versprechen, dass er ihm in dem Falle, dass er seine Pläne fördern wollte, zur Belohnung auf den päpstlichen Tron verhelfen würde. Auf Thomas Bakocs machten indessen Phrasen keinen Eindruck. Maximilian musste eine Urkunde ausstellen, in welcher er sich ihm förmlich verpflichtet, im Falle der Erledigung des päpstlichen Trones seinen Einfluss, sowohl bei den Cardinälen, als auch bei den Herrschern, im Interesse seiner Erwählung geltend zu machen.<sup>1</sup>

Später machte ihm auch die Republik *Venedig* das Versprechen, dass sie ihm zur Erreichung seines Zieles behilflich sein werde; wechselseitig versicherte Bakocs wiederholt in feierlichen Erklärungen die Signoria, dass in dem Falle, dass es ihm gelänge den päpstlichen Stuhl einzunehmen, «alle seine Bestrebungen auf die Erhebung des venezianischen Staates gerichtet sein würden.»<sup>2</sup>

questo effetto, et lassaudosi assai ben intender, benche expresse non lo dicano, che omnino lo farano Papa.»

<sup>1</sup> Bakocs zeigte dem venezianischen Gesandten das Original exemplar dieser Urkunde; über das Vorhandengewesensein derselben kann daher kein Zweifel auftauchen. (Pasqualigo's Bericht vom 15. August 1511.)

<sup>2</sup> Von diesen Unterhandlungen werden wir an einer anderen Stelle sprechen.

Nach diesen geheimen Vorarbeiten war für ihn jetzt der Zeitpunkt gekommen, das Feld des offenen Handelns zu betreten. Er beschloss, nach Italien zu reisen. Die Situation war nicht klar. Man konnte nicht wissen, ob das Concil von Pisa wirklich zu Stande komme? und, wenn es geschieht, welche Stellung der Papst und die Herrscher demselben gegenüber einnehmen werden? Es schien ihm jedoch für alle Fälle vorteilhaft, auf dem Concil zu erscheinen, wo er, je nach den Chancen des Erfolges, zwischen zwei Rollen die Wahl hatte: sich an die Spitze der Feinde des Papstes zu stellen, oder zwischen dem Papst und dessen Feinden den Vermittler zu spielen.

Denn Bakocs hatte auch von den dem Papst anhänglichen Cardinälen Aufforderungen erhalten, nach Rom zu kommen, und Versicherungen, dass sie im Falle einer Papstwahl auf ihn stimmen würden.<sup>1</sup>

Die Politik des Primas gewann vollständig die Zustimmung des Hofes. Es wurde beschlossen, dass der König einen Gesandten an den Kaiser, an den König von Frankreich und nach Rom senden werde, mit der Aufgabe, sich über die Verhältnisse zu orientiren und die Erwählung Thomas Bakocs zum Papste vorzubereiten.<sup>2</sup>

Aber einige Tage darauf trafen von Rom wichtige Nachrichten ein. Der Papst hatte die Einberufung des Concils von Pisa für ein aufrührerisches Attentat erklärt, und gleichzeitig, um dem Wunsche der Herrscher und Völker Genüge zu tun, das allgemeine Concil nach Rom einberufen, und schickte einen besondern Gesandten nach Ungarn, mit dem Auftrage, Thomas Bakocs zum Erscheinen auf dem Concil in Rom einzuladen. Der Gesandte, Bernardus Cardulus, meldete, bevor er sich von Rom auf den Weg machte, dem Primas seine Sendung an, und befliss sich, den Erfolg derselben durch schmeichelhafte Erklärungen vorzubereiten. «Hier — schreibt er unter Anderem — wird Euer Hochwür-

<sup>1</sup> Bakocs erzählt dies Pasqualigo am 14. August.

<sup>2</sup> Pasqualigo's Berichte vom 8. und 15. August 1511.

den wie der Messias erwartet . . . und allein für befähigt gehalten, das umhergeworfene Schiff der Kirche in den Hafen des Heiles zu steuern.<sup>1</sup>

Bakocs war nach dem Empfange dieses Briefes keinen Augenblick lang unschlüssig. Er untersagte die Verkündigung der Einladungsschreiben zum Concil von Pisa und beschloss, bei dem lateranischen zu erscheinen.<sup>2</sup>

## XVI.

Kaiser Maximilian sah voraus, dass das energische Auftreten des Papstes am ungarischen Hofe eine grosse Wirkung hervorrufen werde. Darum sandte er den Grafen NOGAROLA und CUSPINIUS nach Ofen.

Gelegentlich ihres feierlichen Empfanges trug der erste Gesandte den Zweck seiner Sendung in einer langen Rede vor.

Er forderte Uladislaus auf, alle Bedenken beiseite setzend, den Krieg zu beginnen; er versicherte ihn, dass seine Bundesgenossen im laufenden Jahre die Vereinbarungen der Liga von Cambray ganz gewiss ausführen werden. Der Kaiser sei nämlich der Wiederherstellung des Friedens nicht abgeneigt gewesen; er würde jedoch die Bedingungen der Republik selbst dann unannehmbar haben finden müssen, wenn er, überwunden, um Frieden zu flehen genötigt gewesen wäre. Uebrigens müsse er die Verantwortung für die eingetretenen Uebel, für das Vergiessen christlichen Blutes, für den Ruin Italiens dem Papste aufbürden, welcher die Liga treulos im Stiche gelassen und, der Pflichten seiner hohen kirchlichen Stellung uneingedenk, «sich wie ein gemeiner Soldat benommen, den Bart wachsen lassen, die Waffen ergriffen habe und hoch zu Ross an der Spitze seines Heeres einhermarschirt sei.» Deswegen müsse die Reform der Kirche in Haupt und

<sup>1</sup> Pasqualigo legt den vom 22. Juli datirten Brief seinem Berichte vom 7. September bei.

<sup>2</sup> Pasqualigo's Berichte vom 30. August und 7. September.



Gliedern unverzüglich durchgeführt werden. — Dies sei der Beruf des Concils von Pisa, welches indessen, da seine Abhaltung auf italienischem Boden vielen Schwierigkeiten begegne, nach Deutschland verlegt werden soll. Zu diesem Concil berufen der Kaiser und seine Verbündeten den König nebst den Prälaten und Magnaten von Ungarn.<sup>1</sup>

An den folgenden Tagen machten die kaiserlichen Gesandten Besuche bei den ungarischen Herren, welche den Aufschub des gegen Dalmatien geplanten Feldzuges damit motivirten, dass der Kaiser die Stipulationen von Constanz nicht erfüllt, ja sich in Friedensunterhandlungen mit Venedig eingelassen habe. Darauf entgegneten die Gesandten, dass der Kaiser sich mit Venedig nie aussöhnen werde und dass er bereit sei, dem König von Ungarn die gesammte Kriegsmacht zu überlassen, welche ihm die Könige von Frankreich und Spanien angeboten haben.

Der Schlussbescheid, welchen die Gesandten erhielten, lautete: dass der König von Ungarn noch immer zur Liga von Cambrey halte, und bereit sei, zur Wiedereroberung Dalmatiens die Waffen zu ergreifen, wenn seine Verbündeten die versprochene Hilfe senden; da indessen die winterliche Jahreszeit herannahe, müsse die Eröffnung des Feldzuges auf das künftige Frühjahr verschoben werden.

In der zweiten Hälfte des September traf in Ofen der römische Gesandte ein, welcher dem König ein päpstliches Schreiben überbrachte, in welchem dieser ersucht wird, dem Primas Urlaub zum Besuche des Concils zu erteilen.

Der König gewährte den gewünschten Urlaub und Bakocs machte sich ohne Verzug auf die Reise. Er verliess seine Residenzstadt am 2. October.

Damit war entschieden, dass sich Ungarn den Feinden des Papstes nicht anschliesst.

Der Kaiser entsagte nun endlich — wie es scheint — vollständig der Hoffnung, Ungarn gegen den Papst und Venedig in

<sup>1</sup> Pasqualigo's Bericht vom 7. September.

Action setzen zu können; er forderte daher nun Uladislaus, oder eigentlich Thomas Bakocs, zur Uebernahme der Vermittlerrolle auf.

Zu diesem Zwecke schickte er im Herbste des Jahres (1511) den Drosendorfer Capitän, JOHANN MORASCHI, und CUSPINIANUS als Gesandte nach Ofen.

Durch diese drückte er sein Bedauern darüber aus, dass der dalmatinische Feldzug nicht zu Stande gekommen sei. Er entschuldigte den König von Spanien, welcher unterlassen hatte, seine Flotte in das adriatische Meer zu senden; die an den afrikanischen Küsten sich zeigenden bedrohlichen Bewegungen hätten die Schiffe desselben in Sicilien zurückgehalten; ausserdem hätte ihn der Papst irreführt, der ihn versichert habe, dass der Kaiser und seine Verbündeten auf friedlichem Wege befriedigt werden würden; endlich hätte ihn das freundschaftliche Verhältniss, welches Ungarn mit Venedig fortwährend unterhielt, zu dem Glauben berechtigt, dass der König gar nicht ernstlich vorhabe, gegen Dalmatien Krieg zu führen. Uebrigens würde zu der Zeit, als die kaiserlichen Truppen Venedig auf dem Gebiete von Treviso, Friaul und Istrien bedrängten, das Erscheinen einer kleinen ungarischen Truppenabteilung in Dalmatien genügt haben, welches kaum erwarten könne, das tyrannische Joch der Signoria abzuschütteln. Und es sei auch jetzt noch leicht das Versäumte gut zu machen.

Der König von Ungarn habe den Aufschub des Feldzuges nicht allein durch das Ausbleiben der auswärtigen Hilfe, sondern auch dadurch motivirt, dass der Kaiser selbst mit Venedig Friedensunterhandlungen gepflogen habe. Der Kaiser erklärt, dass dies ein grundloses Gerücht gewesen sei. Dagegen habe er den Versuch gemacht, sich mit dem Papst auszugleichen, und nur nachdem er die Ueberzeugung gewonnen habe, dass der Papst es selbst sei, der die Wiederherstellung des Friedens verhindere, habe er, vermöge seiner von Gott erhaltenen Macht, als «Patron, Anwalt und erstgeborner Sohn der Kirche», sich zur Zusammenberufung des Generalconcils entschlossen. Der Papst habe widerrechtlich

gehandelt, als er das Concil von Pisa untersagte; wenn er das Wohl der Kirche wirklich am Herzen trüge, würde er schon früher seiner Pflicht Genüge geleistet und das Concil abgehalten haben. Er (der Kaiser) fordere daher den König auf, das Verbot des Papstes nicht zu beachten, das Concil von Pisa als legal anzuerkennen, und zu demselben den Graner Erzbischof nebst anderen Prälaten und Magnaten zu entsenden.

Indessen hatte dieser Teil der kaiserlichen Botschaft bloß die Bestimmung, «die Ehre der Fahne zu retten.» Den wahren Zweck der Hieherkunft der Gesandten enthüllte das Ende der Botschaft.

Der Kaiser — hieß es da — wolle beweisen, dass er einzig und allein das Wohl der Kirche im Auge habe. Er bitte daher den König, *dieser möge beim Papst den Vermittler machen*, und die Vereinigung der beiden Concile erwirken; er würde auf jede anständige und ehrenhafte Bedingung eingehen.<sup>1</sup>

Der ungarische Hof begrüßte die Entschliessung des Kaisers mit Freuden. Und Bakocs würde gewiss mit voller Bereitwilligkeit des Vermittleramtes gewaltig haben. Aber inzwischen war auf dem Gebiete der europäischen Politik eine neuere Wendung eingetreten.

Es war dem Papste gelungen, den König von Spanien von der Liga von Cambray abzuziehen. Ferdinand von Aragonien sah mit neidischer Eifersucht die wachsende Macht Frankreichs,

<sup>1</sup> «Sumus contenti — schreibt der Kaiser — et rogamus fratrem nostrum (d. i. Uladislaus), ut interponat vires suas cum Beatitudine Pontificis, et procuret ex his duobus conciliis unum fieri . . . . Nos, contemplatione Serenitatis Sue (er meint Uladislaus) ad omnia honesta et condementia descendemus.» Als Maximilian diese Zeilen schreiben liess, wusste er nicht, dass Bakocs bereits nach Rom abgereist sei. Er bittet den König, er möchte den Primas zu ihm schicken; Cuspinianus würde ihm an den kaiserlichen Hof geleiten, wo seiner ein feierlicher Empfang harre, und von wo er ihn, von zwei Bischöfen und mehreren Grossen begleitet, auf das Concil entlassen würde. (Das datumlose Original-Concept der Instruction im Wiener Staatsarchiv. Herausgegeben von CHEML, Urkunden zur Geschichte Maximilians I. Stuttgart, 1848. S. 338—47.)

welche auch die italienischen Besitzungen Spaniens bedrohte. Die geschickte Diplomatie des Papstes vermochte ihn dazu, sich mit ihm gegen Frankreich zu verbünden. Auch die Republik Venedig wurde in die Verhandlung hineingezogen. Am 4. October 1511 brachten die drei Mächte die sogenannte *heilige Allianz* zuwege, welche eingeständenerweise den Schutz des heiligen Stuhles und die Wiedererwerbung seiner verlorenen Besitztümer, in Wirklichkeit aber die Vertreibung der Franzosen aus Italien zum Zwecke hatte.<sup>1</sup> Gleichzeitig forderten sie auch den Kaiser und die Könige von England und von Ungarn zum Beitritte auf.<sup>2</sup>

Das bedeutungsvolle Ereigniss brachte Pasqualigo in den letzten Tagen des November im Auftrage der Signoria dem König Uladislauß zur Kenntniss. Dieser erwiderte mit ungewöhnlich heiterem Gesichtsausdruck: «Wahrhaftig eine gute Nachricht, und eine überraschende Wendung des Schicksals, welche die Hand des Allerhöchsten herbeigeführt hat. Wir sind hocheifrig darob und danken für die Mitteilung.»

Der Kanzler bemerkte: «Auch Ungarn sollte in die Liga eintreten.» Aber der König schwieg.<sup>3</sup>

Einige Tage nachher traf der *Gesandte des Papstes* ein, welcher den König zum Eintritt aufforderte.

Nach langwieriger Beratschlagung kam man darin überein, dass der König in die Allianz eintritt, und zum Zwecke der Feststellung der Details den Weissenburger Probst nach Rom sendet.<sup>4</sup>

<sup>1</sup> BROSC, Papst Julius II. S. 227 ff.

<sup>2</sup> Der römische Geschäftsträger des Markgrafen von Mantua schreibt bereits am 2. October 1511 vor der Verkündigung der Liga: «Lassando in essa liga loco a l'Imperator et al Re d'Ungheria.»

<sup>3</sup> Pasqualigo's Bericht vom 27. November.

<sup>4</sup> Der päpstliche Gesandte theilte Pasqualigo die Antwort mit, welche er vom König erhielt: «Che quanto a la prima proposition del Concilio la Maestá suase excusava non poter per adesso mandar Prelati et Baroni a Romá al dicto Concilio, per diversi respecti, ma pregava la Sanctitá del Pontefice che volesse differir tal celebratione ad altro tempo, quando cum piú commoditá et cum manco periculo di questo Regno potranno andar li

Damit war Ungarns Lossagung von der Liga von Cambray vollzogen.

Aber wie früher der Liga von Cambray, so leistete Ungarn auch jetzt den Teilnehmern der heiligen Allianz keine positiven Dienste; aus seinem Beitritte erwuchs bloß der negative Vorteil, daß es die Macht des Gegners nicht vermehrte.<sup>1</sup>

Ungarn zog aus diesen Bündnissen ganz und gar keine Vorteile; ja sie boten im Gegenteil den europäischen Mächten Gelegenheit, sich von der Schwäche des Landes und von der Unverlässlichkeit seiner Staatsmänner zu überzeugen. Und die Isolirung des Landes zur Zeit der herannahenden grossen Krise war eine Folge der gegenüber der Liga von Cambray befolgten unglücklichen Politik.

Prelati et Baroni che la desidera. Quanto veramente ala secunda, del dar adiuto a la Sede Apostolica et del adherir a la liga nova, sua Maestà li havea risposto risolutive esser paratissima de far volentiera, quanto la Sanctità Pontificia li commanderà, del che la scrive amplamente a la Sanctità Sua et etiam commesse al Preposito Albense Orator suo appresso la Cesarea Maestà, che vadi immediate a Roma et li tracti et concludi questa materia cum Beatitudine Sua, juxta il desiderio suo.» (Pasqualigo's Bericht vom 6. December 1511.)

<sup>1</sup> Darum bittet der König von Frankreich, sobald er von dem Zustandekommen der heiligen Liga Kunde erhält, den Kaiser: «omni studio laboret, ne Rex Angliae, nec Rex Hungariae nec alii Principes ingrediantur hoc foedus tam turpe et perfidum et malum.» (Brief des kaiserlichen Gesandten in Frankreich vom 27. October 1511.)

## DAS RECHTSGUTACHTEN

DER MÜNCHENER JURISTENFACULTÄT IN DER RECHTSFRAGE  
DER SÄCHSISCHEN NATIONSunIVERSITÄT (UNIVERSITAS).<sup>1</sup>

## I.

Ein von einer Juristenfacultät abgegebenes Rechtsgutachten kann für die Wissenschaft von ausserordentlichem Werte sein. Ist es doch schon vorgekommen, dass derartige Gutachten hervorragender Männer zur Umgestaltung oder Auffassung der bestehenden Lehren geführt haben. Es ist dies auch natürlich. Die practischen Verhältnisse des Lebens gestalten sich in vorher nicht gesehnter Mannigfaltigkeit und erweitern den Gesichtskreis der sich mit ihnen Beschäftigenden fortwährend. So führen die durch das

<sup>1</sup> Die Verwaltung und Rechtspflege des in Siebenbürgen befindlichen und durch die Könige aus der Arpádenzeit von Sachsen angesiedelten s. g. Königsbodens beruhte auf einer eigentümlichen autonomen Organisation, aus welcher wir zum besseren Verständniss des Nachfolgenden nur so viel hervorheben wollen, dass der ganze Königsboden in den bezeichneten beiden Richtungen der sächsischen Nationalversammlung und dem ihr vorstehenden sächsischen Comes untergeordnet war. Der judicielle Wirkungskreis der Universität endete bereits vor dem, die Verhältnisse des Königsbodens regelnden G.-A. XII v. J. 1876. Aber es konnten, wie dies der Motiven-Bericht des cit. Gesetzes hervorhebt, auch die politischen und administrativen Functionen der Universität für die Dauer nicht aufrecht erhalten werden. Denn es war weder möglich sämmtliche, an Grösse sehr verschiedene Territorien des Königsbodens zu einer Jurisdiction zu vereinigen, noch auch konnte die damalige Einteilung der 11 von einander überaus abweichenden Jurisdictionen, aus denen der Königsboden bestand, belassen werden. Ebenso wenig war es zu gestatten, dass letztere abgesondert bestehen und gemeinschaftlich einen politischen Verband höherer Ordnung bilden sollten, und dass die unter dem Präsidium des Sachsen-Comes stehende Vertretung des Königsbodens, als Generalversammlung, in dem Staate einen Staat bilde; denn ein solcher Zustand wäre vom Gesichtspunkte des Verwaltungs- und Staatsinteresses geradezu unhaltbar. — Aus diesen Gründen hat, wie dies aus dem Texte erhellen wird, der G.-A. XII v. J. 1876 auch die ausgedehnten Verwaltungsbefugnisse der sächsischen Universitäts-Generalversammlung aufgehoben, und dieselbe für die Zukunft nur als eine, über die Verwendung des grossen Universitätsvermögens zu culturellen Zwecken verfügende Cultur-Behörde belassen.

Recht geregelten Verhältnisse den Juristen auf neuere und neuere Principien, welche in den Rahmen des bestehenden Systems einzufügen, eine seiner schönsten Aufgaben ist.

Unwillkürlich erwachten in uns diese Gedanken, als wir ein Rechtsgutachten erblickten, das die eine so hervorragende Stelle einnehmende Münchener Juristenfacultät abgibt, und von dem wir a priori die Bereicherung der Wissenschaft erwarteten.

Dass wir in unserer Hoffnung schmerzlich enttäuscht werden mussten, den Grund dessen suchen wir einzig in dem, mit Recht Bestürzung erregenden und in der jüngstvergangenen Zeit mit Trauer gewahrten Umstände, dass selbst die hervorragendsten, mit dem Glanze ihres Geistes die Wissenschaft eines ganzen Zeitalters beleuchtenden Männer manchmal nicht im Stande sind sich davor zu schützen, manche Tatsachen in einem, von gewisser Seite in Erhoffung des theatralischen Effectes heraufbeschworenen, schrecklich finsternen Lichte zu erblicken, welches, leider, mitunter sogar die Fackel der Wissenschaft zu umdüstern im Stande ist!

So konnte es geschehen, dass das Rechtsgutachten der Münchener Juristenfacultät irrige Schlüsse zieht.

Die Unbefangenen mögen urtheilen, ob wir eine Kühnheit begehren, wenn wir die Rechtfertigung unserer Behauptung durch die eingehende Schilderung und Kritik des Rechtsgutachtens versuchen. Wir meiden jede politische und nationale Leidenschaftlichkeit, indem wir unsere Aufgabe lediglich darauf beschränken, dass wir die zu beurteilenden Tatsachen — nach den Gesetzen der Wissenschaft — unter die Principien des Rechts ziehen, und dies bietet uns zugleich Gelegenheit, die Hauptzüge der staats- und privatrechtlichen Lage der sächsischen Universität zu präcisiren.

## II.

Indem der vom Königsboden (*fundus regius*), von der Regelung der sächsischen Universität (*universitas*) und vom Vermögen derselben handelnde G.-A. XII vom Jahre 1876 den Wirkungskreis der sächsischen Universitäts-Versammlung, als einer ausschliess-

lich culturellen Behörde, auf die Verfügung über das Universitätsvermögen, die bestimmungsgemässe Verwendung der unter ihrer Verwaltung stehenden Stiftungen und auf die Controle über dieselben beschränkte, hat er angeordnet, dass das Vermögen der sächsischen Universität ausschliesslich zu culturellen Zwecken, u. zw. dessen unter freier Verfügung stehende Einkünfte zu Gunsten der gesammten Bevölkerung ohne Unterschied der Religion und Sprache zu verwenden sind.

Ueber das Vermögen der Universität verfügt im Sinne und innerhalb der Grenzen der Stiftungen, unter Aufrechterhaltung des Aufsichtsrechtes der Regierung, die Generalversammlung der Universität; Präsident derselben ist der Obergespan des Hermannstädter Comitates, welcher als solcher den Titel: «Comes der Sachsen» führt; Vice-Präsident ist Derjenige, der von der Generalversammlung hiezu für die Dauer von drei Jahren gewählt wird; Schriftführer ist der Secretär der Universität, oder dessen von Fall zu Fall gewählter Stellvertreter; Mitglieder derselben sind 20, von der eigentumsberechtigten Bevölkerung im Sinne des Gesetzes hiezu gewählte Abgeordnete.

Als Aufgabe der ersten Generalversammlung bezeichnete das Gesetz die Feststellung der Beratungsnormen der Universitätsversammlung und der Geschäftsordnung des Centralamtes der Universität, unter Genehmigung des Ministers des Innern.

Ueberhaupt treten die Beschlüsse der Universitäts-Versammlung erst nach Genehmigung des Ministers des Innern, oder insoweit sich dieselben auf culturelle Angelegenheiten beziehen, nach Genehmigung des Cultus- und Unterrichtsministers in Giltigkeit.

Die Angelegenheiten der Universität verwaltet, auf Grund der Beschlüsse der Generalversammlung, das Centralamt der Universität. Chef dieses Amtes ist der Präsident der Generalversammlung; die Beamten sind: der Secretär und der Cassier der Universität.

Die Durchführung dieser Gesetzbestimmungen stiess — wie dies vorausszusehen war — schon im Anfang auf mannigfache Schwierigkeiten. Bedingte doch deren Vollzug die Mitwirkung



derjenigen Elemente, welche noch vor dem Zustandekommen des Gesetzes — aus vielleicht zur Genüge bekannten, uns jedoch hier nicht interessirenden Gründen — bereits gegen den Entwurf einen erbitterten Kampf geführt hatten.

So geschah es, dass die Herrschaft des neuen Gesetzes unter dem Auftauchen schroffer Gegensätze — mit denen sich ihrer Zeit auch die Presse lange beschäftigte — begann, welche wir in ihren Hauptzügen auch hier erwähnen müssen, da es uns sonst kaum möglich wäre, unsere Leser bezüglich der den Gegenstand unserer Untersuchungen bildenden Fragen schon hierorts zu orientiren, was wir jedoch für notwendig erachten, damit dieselben die ganze Angelegenheit mit Aufmerksamkeit verfolgen können.

Das Gesetz hatte verfügt, dass in der ersten Generalversammlung deren Beratungsnormen und die Geschäftsordnung des Centralamtes festgestellt werden sollen. Nachdem nun der Entwurf auch wirklich zu Stande gekommen war, wurde derselbe zur Genehmigung dem Minister des Innern unterbreitet. Indem die Regierung bezüglich einzelner Punkte des Organisations-Statutes beanständigende Bemerkungen machte, wies sie die Generalversammlung an, mit Berücksichtigung dieser Beanstandungen das Organisations-Statut zu modificiren und dasselbe behufs ordnungsgemässen Verfahrens vorzulegen. Die Majorität der zu diesem Zwecke zusammenberufenen Generalversammlung wollte jedoch von dem Inhalte des Ministerial-Erlasses nichts wissen, sondern, abgesehen von den durch den Minister beanstandeten Punkten, einen auch die unbeanstandeten, mithin genehmigten Punkte umfassenden, vollkommen neuen Entwurf zum Gegenstande der Verhandlung machen. Nachdem der Vorsitzende dies nicht statthaft fand, suspendirte, beziehungsweise vertagte derselbe im Sinne des § 14 des Gesetzes die Generalversammlung und berichtete an den Minister des Innern.

Der hierauf folgende Ministerial-Erlass wies die Generalversammlung an, die Angelegenheit zu verhandeln, bemerkte jedoch zur Darnachrichtung, dass auf Grund welchen Entwurfes immer die Beratung stattfände, bezüglich der unbeanstandeten Teile

Veränderungen nicht Statt gegeben würde. Nachdem sich die Majorität der Generalversammlung auf dieser Basis in eine Verhandlung nicht einlassen wollte, setzte die Minorität das betreffende Organisations-Statut fest, welches durch die Regierung genehmigt wurde.

Ein weiterer Gegensatz entstand dadurch, dass die Regierung in einem Falle, über Recurs der Minorität, entgegen dem Beschlusse der Majorität, zu Gunsten einer Schule eine bestimmte Unterstützungssumme bewilligte.

Zu derselben Zeit wurde auch die Forderung vorgebracht, dass die Schriftstücke des Centralamtes ausser dem Haupte des Amtes auch noch durch den Secretär mitgefertigt werden sollten.

All diese Vorgänge wuchsen dann zu «Gravamina», oder «ungerechten, dem Gesetze zuwiderlaufenden Unterdrückungen» heran.

Drei Mitglieder der Universitäts-Versammlung haben es im eigenen, wie im Namen mehrerer Genossen: «obgleich fortwährend erfüllt von der festen Ueberzeugung, dass ihre Anschauungen und Bestrebungen in Gesetz und Recht begründet seien, welche sie seit Jahren verteidigen, die sie aber gegenüber der die Anerkennung des Gesetzes verweigernden Regierung Tisza nicht zur Geltung bringen können, zur eigenen Beruhigung und zur Ueberprüfung dessen, wie sie ihr Recht verteidigt haben, für wünschenswert erachtet, von wissenschaftlichen Fachmännern unbestrittenen Ansehens ein Rechtsgutachten einzuholen, um daraus zu erfahren, wie von denselben die Rechtsfragen beurteilt würden, deren gerechte Lösung bei der Regierung nun schon seit sechs Jahren vergebens angesucht und erbeten wurde.»

So kamen die unten anzuführenden vier Fragepunkte vor die Münchener Juristenfacultät, welche in einem umfangreichen, bekanntlich auch durch die Presse<sup>1</sup> veröffentlichten Gutachten über dieselben entschied.

<sup>1</sup> S. insbesondere die Extrabeilagen der Nummern vom 14. und 16. April des «Siebenbürgisch-deutschen Tagblattes»; als auch den Rechenschaftsbericht über die Sitzungsperiode der sächs. Univ. Hermannstadt 1883 S. 48—65.

Die vier Fragen lauten folgendermassen :

1. Sind die vom Minister des Innern mit Erlass vom 19. November 1877, Z. 45,968, beziehungsweise vom 13. Jänner 1878, Z. 643, «genehmigten» Organisations-Statute der sächsischen Universität im Sinne des § 9 des XII. G.-A. vom Jahre 1876 *formal* rechtsgiltig zu Stande gekommen ?

2. Ist die Universität als die auch durch den XII. G.-A. von 1876 anerkannte Eigentümerin des Universitätsvermögens (resp. als gesetzliche Repräsentantin des Eigentümers) berechtigt, über dieses Vermögen *allein* zu verfügen, oder steht der Regierung auf Grund des ihr in diesem Gesetz eingeräumten Aufsichtsrechtes das Recht zu, nicht blos die Beschlüsse der Universität durch Verweigerung der Genehmigung jeder rechtlichen Wirkung zu entkleiden, sondern diese Beschlüsse auch *meritorisch* abzuändern und dadurch auch positive Verfügungen über das Vermögen zu treffen, z. B. eine von der Universität verweigerte Dotation einer Schule über eingelegten Recurs zu bewilligen ?

3. Kann die Universität rechtlich verhalten werden, eine solche Verfügung der Regierung zu vollziehen, und eine von der letzteren gegen den beschlussmässig ausgesprochenen Willen der Universität bewilligte Dotation auszusahlen ?

4. Hat die Universität im Sinne des XII. G.-A. von 1876 noch die Verwaltung des Vermögens in ihren Händen, wenn der von der Regierung ernannte Obergespan (als Oberhaupt des Centralamtes der Universität) alle Schriftstücke der Universität, mit Ausschluss der Gegenzeichnung durch den der Universität verantwortlichen Secretär, *allein* zeichnet und die Beamten der Universität unbedingt verpflichtet sind, alle Befehle des Obergespans zu vollziehen ?

### III.

Bevor sich das Rechtsgutachten in die Zergliederung der angeführten Fragen einliess, schildert es vor Allem — in der Absicht, die rechtliche Basis mit deren Zugrundelegung dieselben entschieden werden müssen, ins Reine zu bringen — in einem

vorangeschickten allgemeinen Teil die Entstehungsgeschichte des XII. Gesetzartikels vom Jahre 1876 und macht uns mit dem Inhalte desselben bekannt, indem es die Verfügungen des Gesetzes mit Paraphrasen «präcisirt».

Von diesen Umschreibungen müssen wir zwei Punkte herausheben, welche schon im Vorhinein die Beantwortung der vier Fragen ahnen lassen, die wir jedoch hin und wieder ergänzen und berichtigen müssen, da dieselben in ihrer gegenwärtigen Fassung zur irrigen Beantwortung der gestellten Fragen führen.

Und zwar tun wir dieses mit um so grösserem Vergnügen, als abgesehen von dem concreten Falle, auf welchen dieselben Anwendung finden sollen, auch schon vom allgemeinen, theoretischen Standpunkte eine äusserst dankbare Aufgabe unserer harrt.

Bezüglich der §§ 3, 4 und 6 des XII. G.-A. v. J. 1876 kommt nämlich vor Allem folgende Ausführung vor:

«Der Zweck, welchen das Gesetz verfolgt und welchen es erreicht hat, lässt sich in Kürze dahin bezeichnen, dass die Sachsen-Universität als öffentlich-rechtliche Corporation aufhöre, als privat-rechtliche Corporation dagegen fortbestehen solle. Dass nach Absicht des Gesetzes das Vermögen Corporations-Vermögen bleiben, nicht etwa Stiftungsvermögen werden solle, erhellt aus § 6, wo «von der gesammten eigentumsberechtigten Einwohnerschaft ohne Unterschied der Religion und Sprache» die Rede ist.

Aus dieser Eigenschaft des sächsischen Universitäts-Vermögens als Privateigentum der Corporation ergibt sich mit Notwendigkeit, dass der eigentumsberechtigten Körperschaft, beziehungsweise deren gesetzlicher Vertretung bezüglich dieses Vermögens grundsätzlich alle jene Rechte zukommen müssen, welche dem Eigentümer nach Civilrecht zustehen. «Als ein Recht betrachtet», sagt Artikel 354 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches, «ist Eigentum das Befugniss, mit der Substanz und den Nutzungen einer Sache nach Willkür zu schalten, und jeden Andern davon auszuschliessen». Eine Beschränkung

dieser Dispositionsbefugnisse kann nur insoweit Platz greifen, als eine ausdrückliche gesetzliche Bestimmung dies verfügt.

Das Gesetz unterscheidet nun in §§ 3 und 6 zwischen jenen von der Sachsen-Universität «manipulirten Foundationen», deren Verwendung nach Fundational-Bestimmungen zu erfolgen hat und den unter freier Verfügung stehenden Vermögenseinkünften.

Es enthält sodann bezüglich der Verfügung über das Vermögen in §§ 4 und 6 zwei Normen.

Die eine lautet dahin, dass das Vermögen der Sachsen-Universität nur zu culturellen Zwecken verwendet werden dürfe; die andere dahin, dass die unter freier Verfügung stehenden Einkünfte des Universitäts-Vermögens innerhalb der angegebenen Schranken zu Gunsten der gesammten eigentumsberechtigten Einwohnerschaft, d. h. wie aus § 8 ersichtlich, der Einwohnerschaft des Königsbodens ohne Unterschied der Religion und Sprache zu verwenden seien.\*

Zur Vermeidung von Missverständnissen halten wir es für notwendig hinsichtlich dieses Citates die folgenden einfachen und unbestreitbaren Sätze zu formuliren :

Indem der XII. G.-A. v. J. 1876 die ehemaligen ausgedehnten staatsrechtlichen Functionen der sächsischen Universität aufhebt, belässt er dieselbe oder richtiger den gesetzlichen Vertreter derselben: die Generalversammlung der Universität auch weiterhin als culturelle Behörde — die *Universität selbst* jedoch in Bezug auf ihr Vermögen als eine den Principien des Privatrechts unterliegende juristische Person.

Als solche juristische Personen figuriren auch in unserem vaterländischen Rechte die Gesammtheiten der physischen Personen.

Wir stimmen mit dem Rechtsgutachten vollkommen darin überein, dass es sich in dem gegebenen Falle um eine solche universitas personarum und nicht um eine universitas rerum (nach den Worten des Rechtsgutachtens «Stiftungsvermögen») handelt.

Wer sind nun aber diejenigen Personen, welche nach dem XII. G.-A. v. J. 1876 die einzelnen, diese universitas personarum

(Personengesamtheit oder Corporation) ins Dasein bringenden Personen bilden?

Hierauf antwortet der § 6 des Gesetzes, indem er als *Eigentümer* des Corporationsvermögens «die gesammte Bevölkerung des gewesenen Königsbodens ohne Unterschied der Religion und Sprache» bezeichnet.<sup>1</sup>

Wenn daher das Gesetz der Kürze halber überall sich der Ausdrücke bedient: «Sachsen-Universität», «sächsisches Universitäts-Vermögen» und «Vermögen der Sachsen-Universität», so müssen wir darüber im Klaren sein, dass:

1. im ersten und dritten Falle «Sachsen-Universität» (insoweit sich diese Worte auf die Bezeichnung der durch das Gesetz geregelten juristischen Person und nicht ihres gesetzlichen Vertreters, der Generalversammlung, als cultureller Behörde<sup>2</sup> beziehen) nur die im § 6 bezeichnete Corporation: «die eigentumsberechtignte gesammte Bevölkerung ohne Unterschied der Religion und Sprache» bedeutet und bedeuten kann, und dass an den Ausdruck keine andere Bedeutung geknüpft werden darf.

Wir müssen weiter auch darüber im Klaren sein (worin wir übrigens, wie aus Obigem hervorgeht, mit dem Rechtsgutachten übereinstimmen), dass

2. der Ausdruck «sächsisches Universitäts-Vermögen»<sup>3</sup> nicht den Zweck hat, das Vermögen selbst zum Subjecte der Rechte und Verbindlichkeiten zu machen (wie wir z. B. vom Aerar als einer universitas rerum, im Gegensatze zum Staate, oder gegenüber den zu einem Staatswesen vereinigten gesammten Bürgern, als einer universitas personarum sprechen), sondern dass der in Rede stehende Ausdruck eben nur denselben Sinn und dieselbe Bedeutung hat, wie die Worte «Vermögen der Sachsen-Universität».

Es ist allgemein bekannt, dass von den Handlungen einer juristischen Person, nachdem dieselbe kein Mensch ist, keine Rede sein kann.

<sup>1</sup> S. auch § 8 lit. d) des XII. G.-A. v. J. 1876.

<sup>2</sup> S. § 3 des Gesetzes.

<sup>3</sup> «Szász egyetemi vagyon.»

Die juristische Person kann daher nur Handlungsfähigkeit erwerben, indem das Recht den Handlungen bestimmter Menschen die Bedeutung unterlegt, als ob dieselben Handlungen der juristischen Person wären.

Darüber, wer jene Menschen seien, lässt sich eine allgemeine, auf jeden Fall passende Regel nicht feststellen. Bei Corporationen ist deren Organisation massgebend, resp. jenes Gesetz oder sonstige Norm, worauf ihre Organisation beruht.

Die Organisation der in Rede stehenden juristischen Person bestimmt der XII. G.-A. v. J. 1876.

Gemäss § 7: «verfügt über das Vermögen der Sachsen-Universität, im Sinne und innerhalb der Schranken der Foundationen, sowie unter Wahrung des Aufsichtsrechtes der Regierung die (nach dem § 8 zu constituirende) Generalversammlung der Sachsen-Universität».

Gemäss § 12: «werden die Beschlüsse der Universitäts-Versammlung im Allgemeinen nach Gutheissung des Ministers des Innern, oder insofern sie sich auf Sachen der öffentlichen Bildung beziehen, nach Genehmigung von Seite des Cultus- und Unterrichtsministers Geltung erlangen»; weshalb auch nach § 13: «die Protocolle der Universitäts-Generalversammlung längstens binnen fünfzehn Tagen nach Schluss der Sitzung dem Minister des Innern zu unterbreiten sind».

Nach § 16 hingegen: «werden die Angelegenheiten der Universität auf Grund der Generalversammlungsbeschlüsse durch das Centralbureau geleitet».

Die handelnden Organe der Corporation sind daher: die Generalversammlung (deren Executivorgan das Centralamt ist) und die Regierung, ohne deren Genehmigung die Generalversammlung keinen Willen im rechtlichen Sinne hat und die im Allgemeinen das *Aufsichtsrecht* über die Generalversammlung ausübt.

All dies ist an und für sich so klar, dass sich darüber nicht einmal debattiren lässt.

Einer näheren Präcisirung jedoch bedarf das Verhältniss, welches zwischen der Generalversammlung der Universität und

der Regierung obwaltet, denn von der richtigen Feststellung dieses Verhältnisses hängt zum grossen Teile die Beantwortung all jener Fragen ab, in denen die Münchener Facultät zu entscheiden berufen war und auf die auch wir antworten wollen. Dies ist der Schwerpunkt der ganzen Angelegenheit. Und es ist klar ersichtlich, dass auch die Verfasser des Gutachtens von diesem Bewusstsein durchdrungen waren, denn dies ist der Punkt, dessen Ausführung im allgemeinen Teil des Gutachtens verhältnissmässig den grössten Raum für sich in Anspruch nimmt.

Nach Anführung des Inhaltes des Gesetzes lesen wir nämlich im Rechtsgutachten Folgendes :

«Weder das Gesetz selbst, noch der Motivenbericht gibt eine nähere Erläuterung darüber, was unter dem Aufsichtsrechte der Regierung zu verstehen sei.

Indessen ist dieser Begriff nichtsdestoweniger mit Sicherheit zu ermitteln. Es darf angenommen werden, dass, nachdem es sich hier um die Aufsicht über eine Verwaltung aus Gründen staatlichen Interesses handelt, der Ausdruck in seinem gewöhnlichen staatsrechtlichen Sinne gebraucht sei. Bestätigt wird dies dadurch, dass § 8 des Gesetzes das Aufsichtsrecht der Regierung dem Verfügungsrecht der Universität entgegenstellt. Es ist also jenes Aufsichtsrecht gemeint, durch welches die Selbstverwaltung controlirt wird. Der Inhalt des Aufsichtsrechtes im allgemeinen staatsrechtlichen Sinne und abgesehen von weitergehenden positiven Rechtsvorschriften ist aber der, dass kraft desselben gesetzwidrige Handlungen verhindert werden können, nicht dagegen der, dass kraft desselben in eine gesetzmässig geführte Verwaltung eingegriffen werden darf.

In diesem Sinne sagt z. B. Art. XVI Absatz 1 des österreichischen Reichsgesetzes über das Gemeindewesen vom 5. März 1862: Die Staatsverwaltung übt das Aufsichtsrecht über die Gemeinden dahin, dass dieselben ihren Wirkungskreis nicht überschreiten und nicht gegen die bestehenden Gesetze vorgehen.

Im vorliegenden Falle ist es klar, dass, wenn das Gesetz



der Sachsen-Universität das Eigentum ihres Vermögens und der Generalversammlung die Verfügung über dieses Vermögen zuschreibt, der Inhalt des Aufsichtsrechtes der Regierung kein solcher sein kann, welcher jenes Eigentums- und Verfügungsrecht wieder aufhebt. Es kann, wenn anders die Dispositionen des Gesetzes einen vernünftigen Sinn haben sollen, die Regierung über das Vermögen der Universität niemals selbst verfügen, sondern nur solche Verfügungen verhindern dürfen, welche den Gesetzen und Foundations-Bestimmungen zuwiderlaufen. Denn die Verfügung über das Vermögen ist Sache des Eigentümers, beziehungsweise seines Vertreters; die Regierung aber ist weder Eigentümerin noch Vertreterin des Eigentümers.

Daraus folgt, dass überall da, wo das Gesetz die Beschlüsse der Generalversammlung an die Genehmigung des Ministers bindet, es hiemit unmöglich den Sinn verknüpfen kann, es solle in der Willkür des Ministers liegen, ob er die Beschlüsse genehmigen wolle oder nicht. Diese Genehmigung kann nur als eine aufsichtliche Genehmigung verstanden werden. Hienach wird die Versagung der Genehmigung eines ihm vorgelegten Beschlusses seitens des Ministers nur dann eintreten, wenn derselbe den Beschluss gesetzwidrig findet, nicht aber dann, wenn er lediglich subjectiv mit demselben nicht einverstanden ist. Noch viel weniger aber wird der Minister rechtlich in der Lage sein, unter dem Titel der Genehmigung den ihm gut scheinenden Beschluss zu erzwingen oder an Stelle der ihm nicht zuzugenden Verfügung eine andere zu setzen. Ein derartiges Verfahren wäre keine Handhabung der Staatsaufsicht, sondern eine Negation des Eigentumsrechtes.»

Sodann beruft sich das Gutachten zum Schlusse auf den «Geist des Gesetzes».

Wir müssen vor Allem erklären, dass auch unserer Ansicht nach der *Inhalt* des in Frage stehenden Aufsichtsrechtes in erster Linie auf der Grundlage des gegenwärtigen Gesetzes festgestellt werden muss. Wenn uns nun aber dieses Gesetz keinen näheren Stützpunkt bieten sollte, werden wir, gemäss der acceptirten Prin-

icipien der Hermeneutik, nicht allsogleich zu den allgemeinen theoretischen Satzungen der Staatsrechtswissenschaft greifen, sondern müssen vor Inangriffnahme «der Natur der Sache» noch ein Weilchen auf *positivem Boden* bleiben und die Analogie zu Hilfe nehmen, und nachdem wir aus später zu erörternden Gründen die Auffassung des Rechtsgutachtens, dass in dem Gesetze nur jenes Aufsichtsrecht verstanden sei, «womit die Selbstverwaltung controlirt wird», vollkommen teilen, müssen wir vor Allem feststellen, welchen Inhalt nach dem positiven ungarischen Staatsrechte das Aufsichtsrecht der Regierung gegenüber den ungarischen Selbstverwaltungskörpern hat? Und wenn wir denselben festgestellt, müssen wir diesen *per analogiam* auf den gegebenen Fall anwenden.

Doch sind wir genötigt hinzuzufügen, dass abgesehen von dem Obenangeführten selbst jene im Rechtsgutachten enthaltene allgemeine, theoretische Skizzirung des Aufsichtsrechtes in einer Richtung entschieden der Ergänzung bedarf; in der daselbst ausgeführten Form ist selbe zum Zwecke der uns beschäftigenden Frage noch nicht genügend ausgearbeitet und kann daher nicht nur, sondern hat auch bereits zu irrigen Resultaten geführt.

Es ergibt sich daher unwillkürlich die Reihenfolge der folgenden Untersuchungen :

*I. Frage* : Bietet der G.-A. XII v. J. 1876 bezüglich des von ihm bezeichneten Aufsichts- und beziehungsweise Genehmigungsrechtes vollkommene Aufklärung?

*II. Frage* : Wie muss im Notfalle, mit Anwendung der Analogie, der Inhalt jenes Rechtes festgestellt werden?

*III. Frage* : Welchen Inhalt hat vom allgemeinen theoretischen Gesichtspunkte das Aufsichtsrecht?

Nach Klarstellung dieser Punkte können wir

*W-tens* noch all jene Hauptbemerkungen machen, welche sich den einzelnen Behauptungen des reproducirten Textes gegenüber als notwendig erweisen.

Sodann werden wir uns in dem vollen Besitze jener theoretischen Basis befinden, nach welcher die «vier Fragepunkte» ent-

schieden werden müssen und nach deren Klarstellung die Lösung der letzteren, eigentlichen Aufgabe auf keine Schwierigkeiten stossen wird.

I. Die erste Frage lässt sich schnell erledigen. Es ist Tatsache, dass weder der Text, noch die Motivirung des XII. G.-A. v. J. 1876 einen bestimmten Anhaltspunkt bietet, mit dessen Hilfe sich der Inhalt des in Frage stehenden Aufsichtsrechtes definiren liesse.

II. Welchen Sinn müssen wir daher nach ungarischem Staatsrechte diesem Aufsichtsrechte beilegen?

Unser heimisches Staatsrecht erkennt in allen Fällen das Aufsichtsrecht der Regierung gegenüber den verschiedenen Selbstverwaltungskörpern an, und einzelne ältere und neuere Gesetze definiren auch bei Gelegenheit der Normirung der betreffenden Fälle den Inhalt des Aufsichtsrechtes, mit Rücksicht auf die in Frage stehenden Selbstverwaltungskörper, mit mehr oder weniger grosser Bestimmtheit. Mit ziemlich genauer Präcision geschah dies bei Gelegenheit der Regelung der staatsrechtlichen Stellung der Jurisdictionen und dieser Umstand ist für uns insoweit äusserst günstig, als gemäss der richtig angewendeten Analogie, eben der Inhalt des bezüglich der Jurisdictionen auszuübenden Aufsichtsrechtes es ist, welcher beim gegenwärtigen Falle in Anwendung kommen muss.

Hierauf deuten mit Bestimmtheit die einleitenden Worte und § 3 des Gesetzes.

Aus der Einleitung leuchtet hervor, dass die Sachsen-Universität (nämlich deren Generalversammlung) als Verwaltungsbehörde aufgehoben, und deren Wirkungskreis in Bezug auf die Verfügung über das Universitätsvermögen etc. unter dem Aufsichtsrechte der Regierung, in Zukunft jedoch nur als der einer culturellen Behörde aufrechterhalten wird (siehe auch die Motivirung des Gesetzes).

So lange die Universitäts-Generalversammlung in ihrer vor dem XII. G.-A. v. J. 1876 bestandenen Gestalt eine «Verwaltungsbehörde» in dem vom Gesetze gebrauchten Sinne war, stand sie eben so unter der Aufsicht der Regierung, wie die übrigen Selbstverwaltungskörper, und ihre culturelle Function, welche auch

heute aufrecht besteht, bildete eines der Elemente ihrer in weiterem Sinne verstandenen Verwaltungstätigkeit; eben so wie auch die übrigen Jurisdictionen, als Verwaltungsorgane, solche culturellen Functionen ausüben konnten, in der That ausübten und auch heute ausüben. Indem das Gesetz vom Jahre 1876 den Wirkungskreis der sächsischen Universität (d. h. der Generalversammlung) auf diese culturelle Function beschränkte, änderte dasselbe nicht das Geringste an dem Inhalte jenes Aufsichtsrechtes, welches die Regierung gegenüber derselben schon von früher her ausübte, und welches identisch war mit dem Inhalte desjenigen Aufsichtsrechtes, welches sie gegenüber den übrigen Selbstverwaltungskörpern, als den Functionären der Verwaltung, ausübte und auszuüben hatte.

Und dies ist auch natürlich. Denn die gelehrten Verfasser des Gutachtens werden es wohl nicht in Zweifel ziehen, dass indem die Sachsen-Universität einerseits als Eigentümer ihr Recht ausübt, andererseits — indem wir die historische Entwicklung und den Umstand im Auge behalten, dass die Ausübung dieses Rechtes durch das Gesetz auf einen solchen Zweck beschränkt ist, der in das Gebiet der Verwaltungstätigkeit fällt, — das handelnde Organ der sächsischen Universität auch als *Verwaltungsorgan von autonomem Charakter* auftritt. Deshalb spricht der § 3 des Gesetzes von der «Sachsen-Universität als cultureller Behörde».

Aus all Diesem geht klar hervor, dass das Gesetz unter diesem Ausdrucke ein solches Aufsichtsrecht verstanden, wie solches der XLII. G.-A. v. J. 1870 den Jurisdictionen gegenüber formulirt hat.

Bestätigt dies wohl nicht auch der § 13 des XII. G.-A. v. J. 1876 auf das Prägnanteste, indem derselbe bezüglich der Vorlage und Genehmigung der Beschlüsse der Universitäts-Generalversammlung, resp. ihrer Protocolle — ganz dasselbe Verfahren und dieselben Principien feststellt, welche der G.-A. XLII. v. J. 1870 bezüglich der Jurisdictionen andeutet?

In Anbetracht, dass auch die Verfasser des Gutachtens es anerkannt haben, dass hier nur von jenem Aufsichtsrechte die Rede sein kann, «durch welches die Selbstverwaltung controlirt wird»:

in Anbetracht, dass der Inhalt dieses Aufsichtsrechtes nach

den Grundsätzen des positiven ungarischen Staatsrechtes, und insbesondere im Sinne des XLII. G.-A. v. J. 1870 beurteilt werden musste; und

in Anbetracht, dass der Inhalt des letztbezogenen Gesetzartikels viel zu bekannt ist, um des concreten Beweises zu bedürfen — *wie dies übrigens auch aus dem alltäglichen Usus zu erschen ist* — dass die Regierung befugt ist, die Jurisdictionen, welche die Anordnungen des Gesetzes nicht erfüllen, vermöge ihres Aufsichtsrechtes zur Erfüllung ihrer Pflichten anzuhalten:\* besteht dieser letztere Satz auch gegenüber der Generalversammlung der sächsischen Universität, als einer autonomen culturellen Behörde.

Und wie wir später sehen werden, ist dies hier das entscheidende Moment, denn die Hauptdifferenzen bewegen sich um diesen Punkt. Und nur auf die Nichtkenntniss der Institutionen des ungarischen Staatsrechtes kann die eigentümliche Situation zurückgeführt werden, dass das Gutachten einerseits entschieden ausspricht, es könne hier in dem gegebenen Falle nur von einer zur Controle der Selbstverwaltung dienenden Aufsicht die Rede sein, andererseits hingegen, an fernerer Stelle, dem Ministerial-Erlass vom 19. November 1877 gegenüber anführt: «wenn sich der Erlass dabei auf die Willfähigkeit aller Jurisdictionen des Landes gegenüber einer ähnlichen Handhabung des Genehmigungsrechtes beruft, so vergisst er, dass er hier nicht einer Jurisdiction, sondern einem sein Eigentum verwaltenden Eigentümer gegenüber steht, dass also die herangezogene Analogie in keiner Weise passt.»

Das Gutachten vergass darauf Bedacht zu nehmen, dass das Eigentumsrecht der sächsischen Universität als Corporation, und ihre Eigenschaft als Eigentümer, den verwaltungsrechtlich-functionellen Charakter des handelnden Organes der Corporation: der Generalversammlung — welchen der Ausdruck «culturelle Behörde» im § 3 des G.-A. XII v. J. 1876 so getreu wiederspiegelt — durchaus nicht ausschliesst.

Auch die königlichen Freistädte besitzen, und zwar gerade

\* S. noch weiter unten S. 629 u.fg.

auch culturellen Zwecken dienendes Eigentum; deshalb jedoch fiel und konnte Niemandem die Behauptung einfallen, dass die städtische Generalversammlung, welche im Namen der Stadt als juristischer Person über das Eigentum verfügt, in *diesem* Falle ihren *verwaltungsrechtlich-functionellen Charakter*, als Functionär der Verwaltung verliert.

Die weltberühmten Verfasser des Gutachtens geben jedoch ein noch grösseres Zeichen der Vergesslichkeit, deren sie Andere beschuldigen, indem sie einige Zeilen weiter oben — (freilich bei anderer Gelegenheit, nämlich zum Beweise dessen, dass ein Statut nur als Ganzes den Gegenstand einer Genehmigung bilden kann, und daher der Minister das Organisations Statut der Sachsen-Universität nur im Ganzen genehmigen oder im Ganzen verwerfen konnte) — ausführt, dass: «eine Analogie für diesen Gedanken bietet die Gesetzgebung in manchen Staaten, welche den Körpern der Selbstverwaltung den Erlass von Polizei-Verordnungen anheimgibt und sie hiebei an die Genehmigung der staatlichen Aufsichtsbehörde bindet. Der Aufsichtsbehörde wird hier nicht gestattet, aus dem Zusammenhange der Verordnung heraus, das Eine zu genehmigen, das Andere zu beanstanden, sondern es wird nur zwischen Genehmigung und Nichtgenehmigung der ganzen Verordnung die Wahl gelassen. Was hier für Anordnungen polizeilicher Natur verfügt wird, hat umso grössere Berechtigung bei solchen statutarischen Bestimmungen, *die nicht kraft übertragener öffentlich-rechtlicher Functionen, sondern kraft der Dispositionsbefugnis des Eigentümers erlassen werden.*»

Hier sucht also das Gutachten jene Analogie auszubeuten, gegen welche es einige Zeilen weiter unten, da ihm dieselbe Unbequemlichkeiten zu verursachen beginnt, so sehr zu Felde zieht.

Es ist wunderbar, dass so viele weltberühmte Köpfe einen so grossen Widerspruch nicht bemerkten!

Somit ist es klar, dass der G.-A. XII v. J. 1876 den Inhalt des in dem G.-A. XLII v. J. 1870 enthaltenen Aufsichtsrechtes für sich in Anspruch nimmt.

Doch gehen wir weiter.

Betrachten wir:

III. Welchen Inhalt das Aufsichtsrecht der Regierung den Selbstverwaltungskörpern gegenüber vom allgemeinen theoretischen Standpunkte hat.

Das Gutachten sagt: «Der Inhalt des Aufsichtsrechtes im allgemeinen staatsrechtlichen Sinne und abgesehen von weitergehenden positiven Rechtsvorschriften ist aber der, dass kraft desselben gesetzwidrige Handlungen verhindert werden können, nicht dagegen der, dass kraft desselben in eine gesetzmässig geführte Verwaltung eingegriffen werden darf.»

Dies ist richtig. Die Wissenschaft hat dieses Princip schon seit lange sanctionirt.

Das Gutachten jedoch leitet aus demselben die Schlussfolgerung ab, dass die Regierung nie und nimmer berechtigt sein kann, bezüglich der dem Wirkungskreise der sächsischen Universität zugewiesenen Fragen eine positive Anordnung zu treffen.

Verweilen wir hier ein wenig: Betrachten wir die Frage in ihrem *ganzen* Umfange, und ziehen wir nicht aus einem an sich vollkommen richtigen allgemeinen Satze, im Vertrauen auf den gefälligen Anschein, solche Consequenzen, die sich aus demselben *nicht notwendigerweise* ergeben.

Der Inhalt des Aufsichtsrechtes besteht (abgesehen von weitergehenden positiven Beschränkungen) darin, dass durch dasselbe gesetzwidrige, d. h. das Gesetz verletzende Handlungen verhindert werden können.

Uns Juristen ist es Allen bekannt — denn es gehört ja dies zum ABC unserer Wissenschaft — dass die Handlungen, daher auch die uns interessirenden gesetzwidrigen Handlungen von zweierlei Art sind: *positive* und *negative* Handlungen = *ein Tun* dessen, was dem Gesetze zuwiderläuft, dasselbe verletzt, und ein *Nichttun* oder *Unterlassen* dessen, was das Gesetz gebietet.

Nach dieser zweifachen Eigenschaft können auch diejenigen gesetzwidrigen Handlungen eingeteilt werden, zu deren Hintanhaltung das Aufsichtsrecht der Regierung besteht.

Ich stelle nun die Frage, wie könnten wir das Aufsichtsrecht

*Recht* nennen, wenn dasselbe den Berechtigten *unter allen Umständen* nur zur Annahme oder Verwerfung berechtigte?

Was soll geschehen, wenn der unter dem Aufsichtsrechte Stehende zu einem *positiven Tun* verpflichtet ist, und das Gesetz durch *Nichttun* verletzt? Oder beispielsweise — um bei unserem Gegenstande zu bleiben —: das Gesetz hat die Generalversammlung der sächsischen Universität verpflichtet, ihr Organisations-Statut in der ersten Generalversammlung festzusetzen und zur Genehmigung vorzulegen. Setzen wir nun den Fall, die Generalversammlung, beziehungsweise deren Majorität würde auf jede Art und Weise sich dieser gesetzlichen Pflicht zu entziehen suchen und selbe nicht erfüllen. Was würde nach der Theorie des Rechtsgutachtens anderes erübrigen, als dass der Inhaber des Aufsichtsrechtes: die Regierung sich bestrebe, «gute Miene zum bösen Spiel zu machen» und zusehe, wie das Gesetz mit Füßen getreten wird, denn irgend eine positive Verfügung darf sie ja nicht treffen.

Dieser Theorie ist wenigstens unser Staatsrecht (und wahrhaftig auch die übrigen) zum Glücke fern geblieben, wie wir dies mit zahlreichen Beispielen beleuchten könnten. Bleiben wir jedoch bloß bei dem Folgenden, welches für uns, vom Standpunkte unseres eigentlichen Gegenstandes, von unmittelbarstem Interesse ist.

Der G.-A. XLII v. J. 1870 hat in den Kreis des Aufgabens der Jurisdictionen als Selbstverwaltungskörper auch die Vermittlung der staatlichen Executive und insbesondere auch den Vollzug der Gesetze und Regierungsverordnungen gewiesen.

Der Jurisdiction steht bezüglich der einzelnen Regierungsverordnung, falls sie dieselbe dem Gesetze zuwiderlaufend oder unter den obwaltenden Localverhältnissen unzweckmässig findet, das einmalige Vorstellungsrecht zu. Sollte jedoch der Minister dennoch den Vollzug der Verordnung verlangen, so ist sowohl diese, sowie die auf die Einberufung der Urlauber und Reservisten, sowie alle wegen Gefährdung der Staatsinteressen unaufschiebbaren polizeilichen Verfügungen, sogleich und unbedingt zu vollziehen.

Es ist bekannt, welche unbedingt und welche ausserordent-



liche Macht umfassendes Verfügungsrecht das Gesetz der Regierung im Falle der Widersetzlichkeit, d. h. für den Fall der Verweigerung der Erfüllung der gesetzmässigen Pflicht gibt.<sup>1</sup>

Oder nehmen wir nur den Fall an, es wollte einfach irgend eine Jurisdiction aus welcher immer für einem Grunde, ihre zu ihrem eigenen Wirkungskreise gehörigen und durch sie *selbstständig* durchzuführenden *Innerangelegenheiten* nicht erledigen. Wer

<sup>1</sup> G.-A. XLII. v. J. 1870: § 16. «Das Municipium kann innerhalb der Schranken dieses Gesetzes gegen einzelne Regierungsverordnungen vor dem Vollzug derselben repräsentiren (Vorstellungen machen), wenn es diese für gesetzwidrig oder örtlicher Verhältnisse wegen für unzweckmässig hält.» «Wenn aber der Minister trotz der vorgebrachten Motive die Durchführung eines gefassten Beschlusses zum zweiten Male untersagt, muss die Regierungsverordnung sofort und unbedingt vollzogen und durchgeführt werden (§ 58 Punkt e). Eine solche Verordnung, sowie eine Verfügung welche die Einberufung der Uralber und Reservisten anordnet, oder eine wegen der gefährdeten Staatsinteressen unaufschiebbare polizeiliche Verfügung darf nur nach der Durchführung und nur insoweit Gegenstand einer Discussion oder Beschlussfassung der Generalversammlung sein, als das Municipium den Vorgang der Regierung etwa für beschwerlich hält und Abhilfe bei dem Abgeordnetenhanse suchen will.»

§ 54: *Wenn das Municipium die im § 16, (oder der Vicegespan, beziehungsweise Bürgermeister die im § 58 Punkt e) vorgeschriebene gesetzliche Pflicht verletzt oder nicht pünktlich erfüllt: kann das Ministerium den Obergespan ermächtigen, dass er über alle jene Municipalbediensteten und Organe unmittelbar verfügen könne, deren er zur Vollsetzung der nicht durchgeführten Verordnung bedarf.*

«In diesem Falle sind die Bediensteten und Organe schuldig, die auf die Durchführung heziglichen Anordnungen des Obergespanns allsogleich und unbedingt zu vollziehen und dürfen dieserhalb vom Municipium nicht zur Verantwortung gezogen werden.»

§ 55: «In den Fällen des § 54 kann der Obergespan die nicht gehorchenden Bediensteten und Organe discipliniren lassen, vom Amte suspendiren oder absetzen und in ihre Stelle Andere substituiren.»

«Die solcherart substituirten Bediensteten und Organe bleiben in ihrer Stellung bis zur nächsten allgemeinen Beamten-Restoration und sind betreffs ihrer Rechte und Pflichten den übrigen Bediensteten vollkommen gleichgestellt.»

§ 56: «Mit der Durchführung der Regierungsverordnung erreicht die Ausnahmsgewalt des Obergespanns sofort ihr Ende.»

«Wenn das Municipium den Vorgang der Regierung für beschwerlich erachtet, kann es bei dem Abgeordnetenhanse Abhilfe suchen.»

würde zu behaupten wagen, dass die das Aufsichtsrecht ausübende Regierung keine positive Verfügung treffen könne, damit der Befehl des Gesetzes respectirt werde.

Auch das Gutachten wird nicht behaupten können, dass auch im Falle negativer gesetzwidriger Handlungen, das Aufsichtsrecht nur in der Genehmigung oder Verwerfung bestehen kann, denn in diesem Fall ist das Object, welches nach dem Gesetze zu genehmigen oder zu verwerfen wäre, ganz einfach nicht zu Stande gekommen, d. h. es fehlt dasselbe und mithin könnte in einem solchen Falle die Verletzung des Gesetzes durch die blossе Genehmigung oder Verwerfung auch nicht verhindert werden. Die Verhinderung erheischt in diesem Falle nach den Gesetzen der nüchternen Logik irgend eine Verfügung oder Anordnung von positivem Charakter.

Dies auszuführen war unbedingt notwendig, denn ohne dieses kann von den zu entscheidenden vier Fragen in dreien derselben kein Urtheil gefällt werden.

Hiemit wären wir mit dem allgemeinen Theile im Reinen und könnten nun zu den concreten Fragepunkten übergehen.

Bevor wir dies jedoch tun, müssen wir

IV. noch einige Worte bezüglich einiger allgemeiner Bemerkungen des allgemeinen, oder wenn der Ausdruck besser gefällt, des principiellen Theiles des Gutachtens vorausschicken, damit es nicht den Anschein habe, als ob wir irgend einer angeführten Behauptung gegenüber die Antwort schuldig geblieben wären.

Dass es im Falle negativer Gesetzesverletzungen unter gewissen Umständen denn nun doch vorkommen kann, dass die Regierung vermöge der Ausübung ihres Aufsichtsrechtes *genötigt* ist, bezüglich des das Eigentum der Universität bildenden und durch deren Generalversammlung zu einem bestimmten Zwecke und auf eine bestimmte Weise zu verwendenden Vermögens positive Verfügungen zu treffen, werden nach dem Vorangehenden nun wol auch die zu der Ansicht des Gutachtens Hinneigenden einsehen, ohne dabei eine willkürliche Schaltung mit dem Privateigentum oder andere ungeheuerliche Dinge zu entdecken.

Freilich können wir bei dieser Gelegenheit unmöglich ver-

schweigen, dass dem Rechtsgutachten von Anfang bis zu Ende nicht Regierung und Selbstverwaltungskörper als *allgemeine theoretische Begriffe*, sondern (auch im Allgemeinen) nur «*die tyrannische Regierung Tisza*» und «*das unterdrückte Sachsen*» vor-schwebten; und so entstanden denn die im «allgemeinen Teile» ausgesprochenen principiellen, — diese abgesehen von allen gegebenen concreten Verhältnissen, nach den Grundsätzen der Wissenschaft abzuleitenden Sätze, unter dem *entscheidenden Einflusse* der im zum Ueberdruss bekannten ungeheuerlichen Lichte aufgedrängten concreten Verhältnisse.

Schliesslich müssen wir erklären — was übrigens eigentlich selbstverständlich wäre — dass es uns auch nicht beifällt, zu behaupten, die Regierung könne ihr Aufsichtsrecht nach ihrem blossen Belieben gebrauchen, es ist klar, dass sie dasselbe nur innerhalb der Schranken der bestehenden Gesetze in Anspruch nehmen darf, wie dies in einem modernen constitutionellen Staate auch nicht anders möglich ist.

Das Gutachten decretirt allerdings, indem es den durch uns detaillirt ausgeführten Fall ausser Acht lässt, vom Standpunkte des Aufsichtsrechtes etwas als gesetzwidrig, was mit den bestehenden Gesetzen und auch mit den allein anwendbaren staatsrechtlichen Principien vollkommen übereinstimmt.

Es ist jedoch überflüssig, nach dem Vorangehenden und bei dem noch von uns weiters Anzuführenden den «vernünftigen Sinn» und den Geist des Gesetzes hierorts noch weiter zu erörtern.

#### IV.

Schreiten wir nun zu den concreten Fragepunkten:

1. Sind die vom Minister des Innern mit Erlass vom 19. November 1877, Z. 45968, beziehungsweise vom 13. Jänner 1878, Z. 643, genehmigten Organisations-Statute der sächsischen Universität im Sinne des § 9 des XII. G.-A. v. J. 1876 *formal* rechtsgiltig zu Stande gekommen?

Die auf die Frage entscheidenden Einfluss übenden, im G

achten mit grosser Weitläufigkeit angeführten, und teilweise auch schon von uns berührten Prämissen sind folgende:

Nach § 9 des XII. G.-A. v. 1876: «stellt die auf Grund dieses Gesetzes zu bildende erste Generalversammlung unter Genehmigung des Ministers des Innern die Berathungsnormen der Universitäts-Versammlung und Geschäftsordnung des Centralamtes der Universität fest.»

Die Generalversammlungen vom 19., 20., 26. April und 2. Mai 1877 stellten die Organisations-Entwürfe fest und unterbreiteten selbe auch behufs Genehmigung der Regierung.

Das am 14. Juni 1877 herabgelangte Ministerial-Rescript beanstandete einige Punkte, indem es die übrigen genehmigte.

Am 5. September 1877 wurde eine ausserordentliche Generalversammlung einberufen, in welcher das Ministerial-Rescript vortragen wurde und nun kam es zu heftigen Scenen.

Wir wollen den Grund nicht erörtern, indessen genügt die Tatsache, dass die Majorität der Generalversammlung sich über den Inhalt des Ministerial-Erlasses hinwegsetzend, einen neuen Entwurf zum Gegenstand der Verhandlungen machen, somit auch die ohne Anstand genehmigten Punkte neuerdings in Beratung zu ziehen wünschte.

Der Vorsitzende willigte in diesen Vorgang nicht ein und forderte die Generalversammlung auf, sie möge ihre Beratungen nur auf die im Ministerial-Erlass bezeichneten beanstandeten Punkte ausdehnen.

Nachdem alle Mitglieder der Generalversammlung mit Ausnahme von zweien derselben sich hiegegen erklärten, hob der Vorsitzende im Sinne des § 14 des G.-A. XII v. J. 1876 die Beratungen der Generalversammlung bis zum 17. September auf.

Nachdem in der am letztgenannten Tage zusammengetretenen Generalversammlung die Majorität dieselbe Haltung beobachtete, vertagte der Vorsitzende im Sinne des citirten Paragraphes die Versammlung auf 14 Tage, und erstattete gleichzeitig Bericht an den Minister des Innern.

Im Erlass vom 5. October 1877 forderte der Minister die Ge-

neralversammlung ernstlich auf, sie möge, auf welcher Basis sie auch beraten würde, ihrer gesetzlichen Pflicht Genüge leisten und bezüglich der beanstandeten Punkte ihre Entwürfe ausarbeiten, indem er sie gleichzeitig darauf aufmerksam machte, dass bezüglich der genehmigten Punkte neueren Beschlüssen nicht Statt gegeben werden würde.

Nachdem dieser Erlass der für den 21. October 1877 zusammenberufenen Generalversammlung vorgelegt worden war, forderte der Vorsitzende die Generalversammlung wiederholt auf, im Sinne desselben vorzugehen.

Die Majorität der Generalversammlung wich jedoch nicht von ihrem bisher eingenommenen starren Standpunkte, worauf der Vorsitzende erklärte, es bliebe sonach nichts übrig, als dass die Beratungsordnung der Generalversammlung und die Geschäftsordnung des Centralamtes der Universität durch Diejenigen festgestellt werde, die hiezu geneigt seien; dies geschah nun auch und der Präsident unterbreitete das so zu Stande gekommene Elaborat sammt den, den Standpunkt der Majorität kennzeichnenden, als auch allen übrigen Vorarbeiten. Der auf die Beratungsnormen der Generalversammlung bezügliche Teil des Entwurfes wurde genehmigt (Ministerial-Erlass vom 9. November Z. 45968).

Bezüglich einiger Punkte der Geschäftsordnung des Centralamtes erhob jedoch der Minister Einwendungen und forderte die Generalversammlung auf, mit Berücksichtigung derselben die nöthigen Verbesserungen vorzunehmen und ihre Beschlüsse vorzulegen.

Hierauf wiederholten sich die früheren Scenen, bis die Umarbeitung auch diesbezüglich in obiger Weise vollzogen wurde und die Genehmigung mit Ministerial-Erlass vom 12. Jänner 1878 Z. 643 erfolgte.

Es ist nun die Frage: sind die Organisations-Statute *formal* rechtsgiltig zu Stande gekommen?

Nach den vorhergegangenen Ausführungen ist es wahrlich nicht schwer die Frage zu beantworten.

Der § 9 des G.-A. XII v. J. 1876 machte die Feststellung des Organisations-Statutes der *ersten* Generalversammlung zur *Pflicht*

(welche daher so lange zusammenbleiben musste, bis sie den Entwurf festgestellt) indem es hiebei den selbstverständlichen Zweck verfolgte, dass *vor Allem* das Statut zu Stande komme, da ohne dieses die Organe der Universität gar nicht functioniren konnten.

So augenscheinlich dieses auch ist, muss es dennoch besonders hervorgehoben werden, denn diesen Gesichtspunkt dürfen wir bei der Entscheidung des Falles nicht aus den Augen verlieren.

Die erste Generalversammlung schritt zur Lösung ihrer durch das Gesetz vorgezeichneten Aufgabe, indem sie den Entwurf des Statutes verfertigte.

Es fehlte nun die durch das Gesetz vorgeschriebene Genehmigung. Diese blieb bezüglich einiger Punkte aus, da die ihr Aufsichtsrecht übende Regierung bezüglich dieser ihrem Rechte gemäss, gewisse Einwendungen erhob,<sup>1</sup> und in Bezug auf diese ein neues, mit Erwägung der Einwendungen zu verfertigendes Elaborat verlangte. Die unbeanstandeten Teile bildeten nach dem Gesetz und der Natur der Sache eine *erledigte Angelegenheit*.

Was war nun die gesetzmässige Pflicht der Generalversammlung? Nichts anderes als den *Mangel* zu ergänzen, bezüglich dessen ihr Elaborat einer *Ergänzung* bedurfte.

Einzelne, zusammengenommen die Majorität bildende Mitglieder der Generalversammlung verweigerten die Erfüllung dieser gesetzlichen Pflicht. Ja wohl, sie verweigerten dieselbe! Denn umsonst behaupten sie, dass sie ja ein Organisations-Statut anfertigen wollten, jedoch ein in allen Teilen neues, welches daher auch den gemäss dem Gesetze fertigen und rechtsgiltig zu Stande gekommenen Teil desselben über den Haufen werfen würde. Es wäre dies nichts anderes, als die Umgehung des Gesetzes.

Wohin würde es führen, wenn man nach jeder neueren einzelne Fragen berührenden Einwendung die Sache von vorn be-

<sup>1</sup> Ob diese in merito gesetzlich begründet waren, gehört nicht hierher, da es sich nur um die *formelle* Seite der Entstehung des Statuts handelt; den genannten meritorischen Punkt hat auch die Frage und das Rechtsgutachten ausgeschlossen, daher sich unsere Untersuchungen nur auf die formelle Frage beziehen können.

ginnen und auch das umändern könnte, wogegen gar keine Einwendung erhoben wurde, das heisst nun dieses so gestalten könnte, dass es notwendigerweise Grund zu einer Einwendung geben müsste? Die Anordnung des Gesetzes, welche *vor Allem* die Feststellung eines Organisations-Statutes vorschreibt, bliebe geschriebene Verheissung, der die Generalversammlung, wenn es der Mehrheit ihrer Mitglieder so gefiele, bis zum jüngsten Tage ein Schnippchen schlagen könnte.

Es ändert auch nichts an der Sache, wenn die Generalversammlung die Erfüllung ihrer gesetzlichen Pflicht *nicht unbedingt* verweigerte, sondern dieselbe an eine *gesetzwidrige Bedingung*, d. i. an die neue Umarbeitung des ganzen Entwurfes knüpfte. Diese Bedingung wäre selbst dann gesetzwidrig, wenn dieselbe nicht schon durch den klaren Buchstaben des § 9 des XII. G.-A. v. J. 1876 ausgeschlossen wäre. Auch den Jurisdictionen steht gemäss dem XLII. G.-A. v. J. 1870 das Recht zu, bezüglich ihrer Innerangelegenheiten — und somit gegebenen Falles auch in culturellen Fragen — innerhalb der bestehenden Schranken und unter Aufrechterhaltung des aufsichtlichen Genehmigungsrechtes der Regierung, Statute festzustellen, und sollten sie in der Ausübung dieses Rechtes (also selbst dort, wo nur von *Recht* und nicht auch *Pflicht*, wie hier, die Rede ist) ein Statut gebracht haben, dessen einzelne Punkte von Seite der Regierung beanstandet wurden: so ist es bisher in Ungarn noch keiner Jurisdiction und noch keinem Fachgelehrten des Staatsrechtes beigefallen behaupten zu wollen, es könne nun die betreffende Jurisdiction ihre neue Tätigkeit auch auf die unbeanstandeten, daher genehmigten Punkte ausdehnen. Und insoweit die Feststellung eines Statuts das Gesetz anordnet, enthält dieser Vorgang *notwendigerweise* die Verweigerung der Erfüllung der vorgeschriebenen Pflicht.

Dem insoweit eine bezüglich einer Frage gemachte Einwendung, vermöge des inneren logischen Zusammenhanges, wirklich auch eine andere Frage berühren sollte, wäre es geradezu absurd vorauszusetzen, das Aufsichtsorgan würde bei der einen Frage dagegen sein, dass hier diejenigen seiner Intentionen Anwendung

finden sollen, welche es bei einer anderen — auf denselben Punkt bezüglichen oder mit demselben in innerem Zusammenhange stehenden — Frage selbst zur Geltung zu bringen sucht. Einer solchen Regierung müsste man den klaren Verstand absprechen. Es erhellt aus diesem Satze noch klarer, dass der ganze Standpunkt, von dessen Anerkennung die Majorität der Universitäts-Generalversammlung die Erfüllung ihrer gesetzlichen Pflicht abhängig macht, nichtig und und unacceptirbar ist.

Es ist somit bewiesen, dass die durch das Gesetz gebotene Pflicht zu *handeln* an eine *rechtswidrige* Bedingung geknüpft, mithin das Gesetz durch eine rechtswidrige Unterlassung, eine negative rechtswidrige Handlung verletzt wurde.

Wenn das Gesetz der Regierung ein Aufsichtsrecht verliehen, wenn der Inhalt dieses Aufsichtsrechtes nach dem allgemeinen theoretischen Standpunkte des Gutachtens: «abgesehen von weitergehenden positiven Rechtsvorschriften der ist, dass kraft desselben rechtswidrige Handlungen verhindert werden können», so muss es notwendigerweise in der Macht des Aufsichtsorganes stehen, alle, d. h. auch negative rechtswidrige Handlungen zu verhindern.

Was blieb daher der Regierung zu tun übrig, wenn 3—10—15 oder eine beliebige Anzahl der Mitglieder der Universitäts-Versammlung die Erfüllung ihrer gesetzmässigen Pflicht verweigert und aus einem nichtigen unacceptirbaren Grunde die Feststellung des Organisations-Statutes unterlässt?

Nachdem keine Zwangsmittel existiren, war sie genötigt im gegenwärtigen Falle, auch im Geiste des XLII. G.-A. v. J. 1870<sup>1</sup> das Elaborat Derjenigen, die der gesetzlichen Pflicht Genüge geleistet, als das Elaborat der Generalversammlung zu betrachten. Im gegebenen Falle ist jede andere Möglichkeit ausgeschlossen.

Und wie spricht sich das Rechtsgutachten bezüglich dieser Frage aus?

<sup>1</sup> G.-A. XLII v. J. 1870 § 46. Al. 1: «In der Generalversammlung entscheiden die Anwesenden» (d. h. ohne Rücksicht auf die noch so grosse Zahl derjenigen, die abwesend sind oder aber an den Beratungen und Beschlüssen der Versammlung nicht Teil nehmen wollen.)



«Diese Frage (Sind die Organisations-Statute formal rechtsgültig zu Stande gekommen?) ist zu verneinen.»

Gründe:

a) Die allgemeinen Erörterungen, welche im Gutachten bezüglich des ministeriellen Aufsichts- und Genehmigungsrechtes vorangeschickt wurden.

Mit diesen haben wir bereits abgerechnet.

b) Jedes Statut kann nur als Ganzes Gegenstand der Genehmigung oder Verwerfung sein, was dadurch bewiesen wird, dass einige Selbstverwaltungskörper das Recht haben, unter Genehmigung der Aufsichtsbehörde Polizei-Statute zu erlassen, welche jedoch ganz bestätigt oder ganz verworfen werden müssen. (Siehe das Citat auf Seite 627.)

Hierauf bemerken wir nach dem Vorangeschickten nur so viel, dass das Vorkommen eines solchen Falles noch nicht den Beweis liefert, *es müsse dies auch so sein*.

Auch das ungarische St.-G.-B. über Uebertretungen hat den Jurisdictionen das Recht zur Errichtung solcher Statute gegeben, doch fiel es ihm deshalb nicht bei, das Genehmigungsrecht der Regierung an die Genehmigung oder Verwerfung des Ganzen zu binden, sondern nach § 5 kann dieselbe ausdrücklich die Genehmigung von der Modificirung oder Ergänzung des Statutes abhängig machen.

c) Der Minister kann die Genehmigung nur an eine in dem Gesetze begründete Bedingung knüpfen.

Richtig, und hiegegen sprechen wir kein Wort. Wenn indessen der Minister die Intactlassung der genehmigten Punkte als einer erledigten Angelegenheit zur Bedingung machte, so stand er auf dem Boden des Rechts und Gesetzes.

d) Der Minister hat etwas bestätigt, was die Generalversammlung der Universität nicht beschlossen hat.

Hier berufen wir uns auf das von uns diesbezüglich bereits Gesagte.

e) Der Vorsitzende der Generalversammlung verletzte in gesetzwidriger Weise die Freiheit der Mitglieder, indem er die Bera-

tung und Beschlussfassung bezüglich der unbeanstandeten Punkte verbot.

Die Verhinderung des gesetzwidrigen Gebrauchs der Freiheit ist keine Gesetzwidrigkeit.

2. Gehen wir zu den in innerem logischen Zusammenhange stehenden Fragen II und III über.

II. Frage: «Ist die Universität als die auch durch den XII. G.-A. v. J. 1876 anerkannte Eigentümerin des Universitäts-Vermögens (resp. als gesetzliche Repräsentantin des Eigentümers) berechtigt, über dieses Vermögen *allein* zu verfügen, oder steht der Regierung auf Grund des ihr in diesem Gesetz eingeräumten Aufsichtsrechtes das Recht zu, nicht bloß die Beschlüsse der Universität durch Verweigerung der Genehmigung jeder rechtlichen Wirkung zu entkleiden, sondern diese Beschlüsse auch meritorisch abzuändern und dadurch auch positive Verfügungen über das Vermögen zu treffen, z. B. eine von der Universität verweigerte Dotation einer Schule über eingelegten Recurs zu bewilligen?»

III. Frage: «Kann die Universität rechtlich verhalten werden, eine solche Verfügung der Regierung zu vollziehen, und eine von der letzteren gegen den beschlussmässig ausgesprochenen Willen der Universität bewilligte Dotation auszuzahlen?»

Wir antworten auf die vorhergehende Frage:

So lange und so oft die sächsische Universität ihr im Gesetze definirtes Verfügungsrecht in Uebereinstimmung mit dem Gesetze ausübt, so lange und so oft wird unstreitig sie allein dieses Verfügungsrecht ausüben.

Bei Ausübung dieses Verfügungsrechtes kann sie jedoch eine oder die andere Gesetzesbestimmung, welche eine *positive* Pflicht auferlegt, verletzen, und in diesem Falle wird der aufgestellte Satz eine Modificirung erleiden und notwendigerweise auch erleiden müssen.

Auch der G.-A. XII v. J. 1876 auferlegt bezüglich der Art und Weise der Ausübung des Verfügungsrechtes eine solche positive Pflicht.

Der § 6 lautet: «Die unter freier Verfügung stehenden Ein-

künfte des Vermögens der Sachsen-Universität *sind*, innerhalb der Schranken der §§ 3 und 4 zu Gunsten der gesammten eigentumsberechtigten Einwohnerschaft ohne Unterschied der Religion und Sprache *zu verwenden.*»

Was ist jedoch nun die nähere Bedeutung des Ausdruckes: «ohne Unterschied der Religion und Sprache?»

Nach der einzig richtigen Auslegung nur die, dass die gesammte eigentumsberechtignte Bevölkerung, und zwar jede durch eine gemeinsame Sprache gebildete Gruppe (Nationalität) und alle zu einem Glaubensbekenntniss Gehörigen aus den Einkünften *beteiligt werden müssen*; diese haben daher Anspruch *auf einen bestimmten Teil* der Einkünfte, welche dem Gesetze gemäss zu ihren Gunsten (d. h. zu ihren culturellen Zwecken) *zu verwenden sind.*

In welchem Verhältnisse sollen nun diese bestimmten Teile zu einander stehen?

Es ist klar, dass das Gesetz nur ein *gerechtes Verhältniss* beabsichtigte und dass dieses nur dann vorhanden ist, wenn die Seelenzahl der verschiedenen Nationalitäten und Confessionen der gesammten eigentumsberechtigten Bevölkerung möglichst verhältnissmässig berücksichtigt wird. Jede andere Modalität wird durch die Natur der Sache ausgeschlossen.

Das hier angedeutete Princip erhält auch eine positive Bestätigung durch eine ähnliche Bestimmung des Schulgesetzes (G.-A. XXXVIII v. J. 1868).

Das Gesetz definirt nämlich, welche Volksschulen als gemeinsame Schulen betrachtet werden können, und indem es als eine Art derselben diejenigen anführt, «welche aus dem Vermögen und Einkommen der Gemeinde, von sämmtlichen Mitgliedern der Gemeinde, ohne Unterschied der Confession erhalten werden», fügt es hinzu (§ 25): «Hinsichtlich jener schon bestehenden confessionellen Schulen jedoch, welche bisher aus dem Vermögen und Einkommen der Gemeinde erhalten werden, steht es der betreffenden Gemeinde frei, den bisherigen Gebrauch auch fernerhin aufrechtzuerhalten; in solchen Fällen ist aber die Unterstützung

unter den Schulen verschiedener Confession *in gerechtem Verhältniss* zu verteilen, und kann dieselbe keiner einzigen confessionellen Schule entzogen werden, bis sie nicht auch gegenüber den übrigen confessionellen Schulen eingestellt wird.\*

Und wer die übrigen Teile des Gesetzes liest, wird ersehen, dass das *«gerechte Verhältniss»* das Verhältniss der Seelenzahl ist. Das Gesetz operirt überall mit diesem Factor.

Wir sind daher im Reinen, auf welche Art und Weise das Verfügungsrecht der Universitäts-Generalversammlung nach § 6 in positiver Richtung ausgeübt werden muss.

Setzen wir den Fall, die Generalversammlung verfügte über das Einkommen des Vermögens (§ 3) und würde auch die Grenzen der §§ 4 und 7 innehalten, indem sie die Stiftungssummen im Sinne der Stiftungen (§ 7), die unter freier Verfügung stehenden Einkünfte hingegen wirklich zu culturellen Zwecken verwendete, befolgt aber nicht die auf § 4 bezügliche Anordnung des § 6, nämlich votirt nicht der einen oder anderen Nationalität oder Confession die verhältnissmässige Summe, welche zu deren Gunsten *zu verwenden ist*.

So ist die im Gesetze vorgeschriebene *positive Pflicht* hier durch eine Unterlassung verletzt worden.

Das Rechtsgutachten erblickt selbstverständlich keine Rechtsverletzung darin, dass mit Dotirung nur auch einer, sagen wir beispielsweise der sächsischen Nationalität, die übrigen ausgeschlossen wurden; dies kann seiner Ansicht nach gemäss § 6 des Gesetzes *rechtmässig* geschehen, denn: *«der § 6 verpflichtet die Generalversammlung nur dazu, eine Zuwendung deshalb nicht abzulehnen (!) weil sie den Angehörigen einer bestimmten Confession oder Nationalität zu Gute kömmt. Gegenüber der freien Dispositionsbefugnis des Eigentümers innerhalb der Schranken des § 4 hat Niemand ein Recht auf eine Zuwendung. Die Ablehnung einer solchen enthält keine Rechtsverletzung etc.»*

Selbst die erbittertsten Gegner der ungarischen Gesetzgebung werden derselben wohl nicht insinuiren wollen, als hätte sie eine

solche Ungereimtheit *gerollt*, wie solche hier in den citirten Paragraph. eingeschmuggelt wird.

Dass nämlich dasjenige Gesetz, welches die gesammte Bevölkerung ohne Unterschied der Religion und Sprache *den Eigentümer* nennt, dasjenige Gesetz, welches die Einkünfte dieser Bevölkerung ohne Unterschied der Religion und Sprache zuweist: darin keine Rechtswidrigkeit hätte erblicken wollen, wenn diejenige Nationalität oder Confession, der es gelungen zur zufälligen Majorität in der Generalversammlung zu gelangen, die der freien Verfügung unterstehenden Einkünfte des Vermögens für ihre eigenen Zwecke *monopolisirt!*

Nun ein solches Gesetz, welches in einem Athem zwei sich gegenseitig ausschliessende Dispositionen zusammenfassen würde, existirt weder überhaupt in der civilisirten Welt, noch aber mit gütiger Erlaubniss des Gutachtens im ungarischen Corpus Juris.

Das Gesetz ist daher durch die *Unterlassung* der von ihm vorgeschriebenen *positiven Pflicht* verletzt.

Gemäss ihrem Aufsichtsrechte muss die Regierung diese Verletzung verhindern.

Wie kann sie dies nun tun?

Nach der staatsrechtlichen Theorie des Gutachtens könnte sie dies gar nicht, da sie die Beschlüsse der Generalversammlung eben hundertmal oder tausendmal verwerfen könnte, so lange es derselben gefällig wäre der Vorschrift des Gesetzes keine Genüge zu leisten, das Gesetz bliebe beschriebenes Papier und könnte «schönerer Jahrhunderte» harren.

Wenn es jedoch der Regierung gemäss ihres Aufsichtsrechtes wirklich zusteht die Gesetzesverletzungen zu verhindern — wozu sie auch verpflichtet ist — so blieb ihr in dem vorliegenden Falle nichts übrig, als — dem Wortlaute des Fragepunktes gemäss —: «nicht blos die Beschlüsse der Universität durch Verweigerung der Genehmigung jeder rechtlichen Wirkung zu entkleiden, sondern diese Beschlüsse auch meritorisch abzuändern und dadurch auch positive Verfügungen zu treffen, z. B. eine von der Universität verweigerte Dotation einer Schule (wenn deren Bewilligung vom Re-

curs der Interessenten abhängig gemacht ist) über eingelegten Recurs (wenn nicht auch ohne solchen) zu bewilligen.»

Der Angelpunkt der Angelegenheit ist hier nur der, dass eine derartige Verfügung der Regierung die Verletzung der im Detail zergliederten Vorschrift des Gesetzes zur Voraussetzung hat.

Hiemit haben wir auch bezüglich der

3. III. Frage geantwortet. Die Generalversammlung kann in dem hier angeführten Falle verpflichtet werden, eine derartige Verfügung der Regierung zu vollziehen, insbesondere die angewiesene Dotation auszuführen.

Nehmen wir nun in Augenschein, wie das Rechtsgutachten die Fragepunkte 2 und 3 entscheidet?

Mit zwei entschiedenen «Nein».

Die Gründe sind kurz, jedoch in allen erheblichen Momenten zusammengefasst die folgenden:

a) Der Zweck des Aufsichtsrechtes ist nur die Verhinderung einer Rechtsverletzung, nicht aber der, dass das Verfügungsrecht des Eigentümers innerhalb seines Wirkungskreises vernichtet werde.

b) Der § 6 verpflichtet die Generalversammlung nur dazu, eine Dotation nicht deshalb zu verweigern, weil dieselbe einer bestimmten Nationalität oder Confession zu Gute kömmt; innerhalb der Grenzen des § 4 hat Niemand ein Recht auf eine Dotation, mithin kann die Verweigerung derselben niemals eine Gesetzesverletzung bilden.

Nach dem Obenangeführten ist es wohl überflüssig hierauf zu reflectiren.

c) In dem gegebenen Falle kann gemäss der *sub b)* angeführten Begründung von einem Recursrechte keine Rede sein und zwar weder seitens der abgewiesenen Interessenten, noch seitens der Minorität der Generalversammlung, da die Voraussetzung des Recurses eine rechtswidrige Entscheidung einer unteren Instanz bildet, von einer solchen kann jedoch keine Rede sein, wo der Eigentümer über sein Eigentum verfügt. Höchstens könnte eine an die Oberaufsichtsbehörde gerichtete Denunciation statthaben,

dass die Generalversammlung einen gesetzwidrigen Beschluss gefasst habe. Der Denunciant kann jedoch niemals als *Partei* figuriren, sein Auftreten kann an dem Aufsichtsrecht, welches eine positive Anordnung niemals in sich begreifen kann, nichts ändern.

Diesbezüglich genügt es an dieser Stelle vollkommen noch Folgendes zu bemerken:

α) Die sächsische Universitäts-Versammlung vertritt nicht nur den Eigentümer bezüglich seiner Verfügung über das Eigentum, sondern sie ist auch eine culturelle Behörde, und steht als solche gegenüber dem Aufsichtsrechte der Regierung in dem bereits detaillirt erörterten Verhältniss.

β) Das Recursrecht der Interessenten ist der Ausfluss ihres ihnen im § 6 des G.-A. XII v. J. 1876 gewährleisteten Anspruches, aber überdies basirt sowohl dieses als auch das eventuelle Recursrecht der Minorität auf den Principien unseres heimischen Staatsrechtes und insbesondere — mit Rücksicht auf die obigen Ausführungen — auf den Bestimmungen des G.-A. XLII v. J. 1870.<sup>1</sup>

γ) Sei nun entweder von Recursrecht oder nur von einfacher Denunciation die Rede, erstreckt sich unter den erörterten Verhältnissen das Aufsichtsrecht der Regierung entschieden auch auf positive Verfügungen, z. B. die Anweisung einer Schuldotation.

Und nachdem es in unserem Staate noch keinen über die Gesetzlichkeit der Regierungsverordnungen entscheidenden Gerichtshof gibt,<sup>2</sup> ist uns die Behauptung, die Generalversammlung könne die Auszahlung verweigern, unter allen Umständen unbegreiflich.

Ist denn wohl sie dazu berufen, über die richtige oder gesetz-

<sup>1</sup> § 4 des G.-A. XLII v. J. 1870: «Privatparteien können gegen beschwerliche Beschlüsse, die das Municipium im Bereich der Selbstverwaltung gefasst hat... Beschwerden an den betreffenden Minister einbringen.»

§ 7: «Gegen Statute können die Interessenten innerhalb 30 Tagen nach der vorschriftmässigen Verlautbarung bei dem betreffenden Minister Beschwerde führen.»

«Der Minister entscheidet nach Anhörung des Municipiums endgiltig.»

<sup>2</sup> Hiegegen kann blos ein Recurs an die Gesetzgebung stattfinden.

widrige Ausübung des Aufsichtsrechtes zu entscheiden und in ihrer eigenen Sache den Richter abzugeben?

4. Es bliebe sonach nur noch die IV. Frage übrig:

Hat die Universität im Sinne des XII. G.-A. v. J. 1876 noch die Verwaltung des Vermögens in ihren Händen, wenn der von der Regierung ernannte Obergespan (als Oberhaupt des Centralamtes der Universität) alle Schriftstücke der Universität mit Ausschluss der Gegenzeichnung durch den der Universität verantwortlichen Secretär *allein* zeichnet und die Beamten der Universität unbedingt verpflichtet sind, alle Befehle des Obergespans zu vollziehen?

Alinea 1 des § 6 des G.-A. XII v. J. 1876 sagt:

«Die Angelegenheiten der Universität werden auf Grund der Generalversammlungsbeschlüsse durch das Centralbureau geleitet. Das Haupt dieses Bureaus ist der Präsident der Universitäts-Generalversammlung; die Beamten sind der Secretär und der Cassier der Universität.»

Das Gesetz trifft hier klare Disposition, dass das Centralamt auf einer bureaukratischen und nicht auf einer collegialen Organisation zu beruhen hat.

Wenn in unserem heimischen Verwaltungsrechte von dem *Haupt* eines Amtes die Rede ist, dem die übrigen, von einander verschiedene Functionen ausübenden *Beamten* entgegengestellt werden, so hat das Wort «Haupt» oder Chef, insoweit keine abweichende specielle Verfügung besteht, als technischer Ausdruck die Bedeutung, dass die durch das Amt zu erledigenden Angelegenheiten durch ihn allein zu unterfertigen sind, und dass die übrigen «Beamten» unter seiner «Leitung» stehen.

Dies ist ein in unserem Verwaltungsrechte so allgemein acceptirtes Princip, dass dasselbe unseres Wissens nach noch von keiner Seite angezweifelt wurde.

Und eigentlich darf nur hierüber ein Streit stattfinden. Denn wenn es feststeht, dass diese Frage im Gesetze entschieden ist, so hat die weitere Frage — ob durch diese Vorschrift des Gesetzes das Princip, welches die Verfügung über das Vermögen als ein



Recht der Generalversammlung anerkennt, nicht negirt wird — höchstens vom Standpunkte der Kritik darüber, ob das Gesetz seinen Grundsätzen mehr oder minder consequent bleibt, eine Bedeutung.

Doch kann auch die Kritik für das Gesetz nicht ungünstig ausfallen.

Denn das Centralamt versieht — laut § 16 — die Angelegenheiten der Universität in Gemässheit der Beschlüsse der Generalversammlung, ist daher nur ein *Executivorgan* derselben, als *beschlussfassenden Organes*. Wie jenes daher auch immer organisiert werde, kann hiedurch das Verfügungsrecht der Generalversammlung nicht vernichtet werden.

Der Fragepunkt legt ein besonderes Gewicht darauf, dass das Haupt des Amtes durch die Regierung ernannt wird, ob daher neben seiner Unterschrift nicht auch die Gegenzeichnung des durch die Universität gewählten Secretärs erforderlich sei?

So ist wohl die Ernennung seitens der Regierung eo ipso eine Gefahr! Die Regierung ist deshalb Regierung, damit sie notwendigerweise tyrannisch sei; und wenn auch nicht offen, so wenigstens auf Schleichwegen die durch das Gesetz garantirten Rechte und Freiheiten vernichte oder vernichten lasse!

Als ob die durch den Inhaber des Aufsichtsrechtes ausgeübte Ernennung die Autonomie notwendigerweise vernichten müsste! Kann die politische Wissenschaft dies behaupten, ohne vor marquantesten entgegengesetzten Erscheinungen die Augen zu schliessen? Armes England! Wie bist du ob deiner Selbstverwaltung zu bedauern!

Und jene Vernichtung wird überdies noch unter solchen Umständen behauptet, wo der ernannte Functionär nur das Executivorgan der in ihrer autonomen Rechtssphäre entscheidenden Corporation ist.

Freilich hat hier sowohl der Fragepunkt als auch das Gutachten das Gebiet der Objectivität weit-weit überschritten.

Hier wurde geradeswegs die *gegenwärtige sächsische Universitäts-Versammlung* der „das Recht mit Füßen tretenden“ Regierung

Tisza gegenübergestellt; die *Begriffe* figuriren nur, hinter denselben verbergen sich *Individuen*.

So ist die Begründung des Gutachtens zu verstehen, welche, indem sie vorausgeschickt, dass das Gesetz die Frage vollkommen unentschieden lässt, und daher die Universität in ihrem Organisations-Statut die Organisation des Centralamtes nach Belieben feststellen konnte — weiters hinzufügt: «Der Geschäftsordnung ist es durch das Gesetz nicht verwehrt, die Tätigkeit des Comes als Vorsitzenden *mit allen denjenigen Cautelen zu umgeben, welche zur Wahrung der Unversitäts-Interessen erforderlich erscheinen.*» Und noch weiters: «Es ist klar, dass die Generalversammlung *ein wesentliches Interesse daran hat, wenn die Verfügungen des Centralamtes nur durch die Mitunterzeichnung eines ihr verantwortlichen Beamten Rechtsgiltigkeit gewinnen können.*»

«So beschlossen in versammelter Sitzung», schliesst das Rechtsgutachten und so entstand das auch bezüglich des IV. Fragepunktes ausgesprochene, jedoch vielleicht nicht eben gerade so niederschmetternde «Nein».

Hermannstadt, im Juni 1883.

Prof. Dr. MOR. KISS.

## AN H A N G.

### XII. Gesetzartikel vom Jahre 1876,

*über den Königsboden (fundus regius), ferner über die Regelung der Sachsen-Universität (universitas) sowie über das Vermögen der Universität und der sogenannten sieben Richter.*

(Sanctionirt am 2. April 1876; verlautbart in beiden Häusern des Reichstages am 8. April 1876.)

Da die Regelung eines Theiles des Landes-Territoriums aus administrativen Rücksichten unvermeidlich geworden, wird bezüglich des Königsbodens Folgendes bestimmt.

#### § 1.

Bei der Regelung der Municipal-Territorien, worüber ein besonderes Gesetz verfügen wird, werden der Königsboden und die ihm benachbarten Territorien einer und derselben Rücksicht unterliegen.

Nach Regelung der Territorien hören die für den Königsboden in Sachen der Administration bisher bestandenen Unterschiede auf.

§ 2.

Das Amt eines sächsischen Obergespanns (Comes) hört auf und dieser Titel geht auf den Obergespann des Hermannstädter Comitates, als den Präsidenten der Generalversammlung der Sachsen-Universität über.

§ 3.

Der Wirkungskreis der Sachsen-Universität (universitas) als einer ausschliesslich culturellen Behörde, wird betreffs der Verfügung über das Universitäts-Vermögen, dann betreffs der nach Fundational-Bestimmungen zu erfolgenden Verwendung der von ihr manipulirten Foundationen, sowie betreffs der Controle über dieselben auch weiterhin aufrecht erhalten.

§ 4.

Das Vermögen der Sachsen-Universität (§§ 6. u. 7.) darf nur zu culturellen Zwecken verwendet werden.

§ 5.

Das betreffs des Vermögens der Sachsen-Universität bestehende Eigentums-Recht bleibt durch dieses Gesetz unberührt. Die Fragen, welche über dieses Eigentumsrecht etwa auftauchen könnten, werden durch richterliches Urteil entschieden.

§ 6.

Die unter freier Verfügung stehenden Einkünfte des Vermögens der Sachsen-Universität sind, innerhalb der Schranken der §§ 3 und 4, zu Gunsten der gesammten eigentumsberechtigten Einwohnerschaft ohne Unterschied der Religion und Sprache zu verwenden.

§ 7.

Ueber das Vermögen der Sachsen-Universität verfügt, im Sinne und innerhalb der Schranken der Foundationen sowie unter Wahrung des Aufsichts-Rechtes der Regierung, die General-Versammlung der Sachsen-Universität.

§ 8.

Der Universitäts-General-Versammlung :

a) Präsident ist der Obergespann des Hermannstädter Comitates :

b) Vicepräsident ist derjenige, den die General-Versammlung unter ihren Mitgliedern auf drei Jahre wählt :

c) Schriftführer ist der Universitätssecretär (§ 15), und im Verhinderungsfalle der durch die General-Versammlung unter ihren eigenen Mitgliedern für die Dauer einer Sitzung gewählte Substitut;

Der Schriftführer hat Sitz und Stimme;

d) Mitglieder sind zwanzig Vertreter der, mit dem Wahlrechte für den Reichstag bekleideten Einwohner der Stühle, Districte und Städte, welche den Königsboden gebildet, und zwar von Seite der Städte Hermannstadt und Kronstadt je zwei, daher vier, von Seite der Städte Mühlbach, Broos, Mediasch, Bistritz und Schässburg je eines, also zusammen fünf.

Für die Wahl der übrigen elf Mitglieder werden die übrigen Teile des Königsbodens in elf Wahlbezirke eingeteilt, und zwar mit Rücksicht darauf, dass in denselben die Zahl der Wähler möglichst gleich sei, dass ein Wahlbezirk sich auf mehrere neu zu bildende Jurisdictionen nicht erstrecke und dass die Wähler, welche früher einer und derselben Jurisdiction des Königsbodens angehörten, möglichst beisammen bleiben. Jeder Wahlbezirk entsendet einen Vertreter in die General-Versammlung der Universität.

§ 9.

Die im Sinne des Punktes d) (§ 8) zu bildenden elf Wahlbezirke bestimmt der Minister des Innern nach Anhörung der General-Versammlung der bestehenden Sachsen-Universität. In derselben Weise wird der Wahlmodus für die Mitglieder der Universitäts-Versammlung festzustellen sein.

Die auf Grund dieses Gesetzes zu bildenden erste General-Versammlung aber stellt unter Genehmigung des Ministers des Innern die Beratungsnormen der Universitätsversammlung und Geschäftsordnung des Centralamtes der Universität fest.

Auch jede nachträgliche Modification der in diesem Paragraph enthaltenen Bestimmungen wird vom Minister des Innern nach Anhörung der General-Versammlung der Sachsen-Universität bestimmt.

§ 10.

Die Mitglieder der Universitäts-Generalversammlung werden auf drei Jahre gewählt.

§ 11.

Eine General-Versammlung der Sachsen-Universität wird regelmässig jährlich einmal abgehalten, in welcher die Rechnungen des vorhergegangenen Jahres geprüft und das Budget des künftigen Jahres angefertigt wird.

Die Regierung kann die Abhaltung einer ausserordentlichen Gene-

ral-Versammlung anordnen; ausserdem ist es Pflicht des Präsidenten der General-Versammlung der Universität, auf Wunsch der Mehrheit der Mitglieder eine ausserordentliche General-Versammlung einzuberufen.

#### § 12.

Die Beschlüsse der Universitäts-Versammlung werden im Allgemeinen nach Gutheissung des Ministers des Innern, oder insofern sie sich auf Sachen der öffentlichen Bildung beziehen, nach Genehmigung von Seite des Cultus- und Unterrichtsministers Geltung erlangen.

#### § 13.

Die Protokolle der Universitäts-Generalversammlung sind längstens binnen fünfzehn Tagen nach Schluss der Sitzung dem Minister des Innern zu unterbreiten. Ein Protokollbeschluss, auf welchen innerhalb 40 Tagen, vom Einlangen desselben gerechnet, das Ministerium keine Bemerkung macht, ist als genehmigt zu betrachten.

#### § 14.

Wenn der Präsident der Meinung ist, dass die Generalversammlung ihren Wirkungskreis überschritten hat, oder wenn er die Ordnung nicht aufrecht zu erhalten vermag, so hat er das Recht die Sitzung aufzuheben und im Falle der Wiederholung dieselbe auf vierzehn Tage zu vertagen.

In diesem Falle hat der Präsident einen motivirten Bericht dem Minister des Innern zu erstatten.

#### § 15.

Die Sitzungen der Universitäts-Generalversammlung sind öffentlich.

#### § 16.

Die Angelegenheiten der Universität werden auf Grund der Generalversammlungsbeschlüsse durch das Centralbureau geleitet. Das Haupt dieses Bureaus ist der Präsident der Universitäts-Generalversammlung; die Beamten sind der Secretär (§ 8) und der Cassier der Universität.

Beim Centralbureau vertritt den Präsidenten im Verhinderungsfalle der Secretär der Universität.

Den Status der übrigen Beamten des Centralbureaus, ferner die Gehalte sämtlicher Beamten des Centralbureaus, sowie den Modus ihrer Wahl und die Dauer ihrer Amtirung bestimmt die Universitäts-Generalversammlung mit Genehmigung des Ministers.

Die Aufgabe der Universitäts-Rechnungsbehörde, die Rechnungen der Städte und Gemeinden des Königsbodens zu prüfen, hört auf.

## § 17.

Ueber das Vermögen der sogenannten sieben Richter, in welcher Beziehung übrigens die Bestimmungen der §§ 4, 5, 6, 7, massgebend sind, verfügen collegialiter unter Vorsitz des Obergespanns des Hermannstädter Comitates jene Mitglieder der Universitäts-Generalversammlung, welche jene Städte und Bezirke des bisherigen Königsbodens vertreten, die zusammen die Eigentümer des Vermögens der sieben Richter sind.

Der Schriftführer dieser Versammlung ist eben der Secretär der Universität und ihr Rechtskreis betreffs des Vermögens der sieben Richter ist identisch mit demselben, welcher durch das vorliegende Gesetz bezüglich des Universitätsvermögens für die Universitäts-Generalversammlung festgestellt ist.

## § 18.

Die General-Versammlung der sieben Richter wird zur Zeit abgehalten, wann die General-Versammlung der Universität tagt. Eine besondere Einberufung derselben ist nicht nötig.

## § 19.

In welchem Maasse und in welcher Weise das Vermögen der sieben Richter zu den Kosten des Centralbureaus beitragen soll, werden die Universitäts-Generalversammlung und die General-Versammlung der sieben Richter im Einvernehmen feststellen; sollten aber diese beiderseitigen General-Versammlungen in dieser Frage zu keiner Verständigung gelangen, so entscheidet der Minister des Innern die Frage.

## § 20.

Den Zeitpunkt des Insbentretens dieses Gesetzes bestimmt der Minister des Innern, mit dem Vollzug des Gesetzes aber werden der Minister des Innern und der Minister für Cultus- und Unterricht betraut.

Prof. Dr. MORIZ KISS.

UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.<sup>1</sup>

*Aigner K.*, *A könyvnyomdászati történetének vázlata* (Grundriss der Geschichte der Buchdruckerkunst von Karl Aigner. I. Theil). Budapest, 1883, Aigner, XV und 91 S.

*Aujoukori okmánytar.* Codex diplomaticus hungaricus andegavensis. Im Auftrage der historischen Commission der ungar. Akademie der Wissenschaften herausgegeben von Emerich Nagy. III. Band: 1333—1339. Budapest, 1883, Akademie, VI und 650 S.

*Bászel A.*, *Az ókori klasszikusok tanulmánya* (Das Studium der alten Klassiker als ein Hauptmittel unserer allgemeinen Bildung von Dr. Aurelius Bászel). Budapest, 1883, Kókai, 155 S.

*Czakó Zs. összes művei* (Sämmtliche Werke von Sigmund Czakó, mit einer Biographie des Dichters herausgegeben von Josef Ferenczy). Budapest, 1883, Aigner, I. Band, LXVI und 413 S.

*Degré A.*, *Visszaemlékezésim* (Meine Erinnerungen aus der Zeit vor, während und nach dem Freiheitskriege von 1848—49 von Alois v. Degré). Budapest, 1883, Pfeifer, 2 Bände, 180 und 224 S.

*Konkoly Miklos*, *Astrophysikai megfigyelések* (Astrophysikalische Beobachtungen auf der O-Gyallaer Sternwarte im Jahre 1882, von Nikolaus v. Konkoly). Budapest, 1883, Akademie, 22 S.

— — *Hullocsillagok megfigyelése* (Beobachtung von Sternschnuppen auf dem Gebiete der ungarischen Krone im Jahre 1882 von demselben). Das. 14 S.

— — *Egy új reversio spectroscop* (Ein neues Reversions-Spectroscop und dessen Gebrauch, von demselben). Das. 13 S. und eine Tafel.

*Kovács Gy.*, *A házassághoz Magyarországon* (Die Eheschliessung in Ungarn nach kanonischem und bürgerlichem Recht, mit Rücksicht auf die Aufgaben unserer Gesetzgebung von Dr. Julius Kovács). Budapest 1883, Eggenberger, 328 S.

*Kriesch J.*, *A modern zoologia* (Die Gesichtspunkte und Ziele der modernen Zoologie von Professor Johann Kriesch). Budapest, 1883, Akademie, 17 S.

*Mailáth K.*, *A Mailáth család tragédiája* (Die Tragödie der Familie Mailáth von Graf Koloman Josef Mailáth). Budapest, 1883, Károlyi, 48 S.

*Mikszáth K.*, *Kavicsok* (Kies. Erzählungen von Koloman Mikszáth. Herausgegeben von der Petöfi-Gesellschaft). Budapest, 1883, Aigner, 163 S.

*Pauer Inre*, *Alvis és Álom* (Schlaf und Traum, Vortrag von Dr. Emerich Pauer). Pressburg, 1883, Stumpf, 29 S.

*Pozder K.*, *Idegen szók a görögben és latinban* (Fremdwörter im Griechischen und Lateinischen von Dr. Karl Pozder). Budapest, 1883, Akademie, 77 S.

*Reissenberger L. és Henszlmann I.*, *A nagyszombati templom* (Die alten Kirchen von Herraunstadt und Stuhlweissenburg von Ludwig Reissenberger und Emerich Henszlmann). Budapest, 1883, Akademie, 4<sup>o</sup>, IV und 87 S., 2 Kupferstiche und ein Grundriss.

*Réthy L.*, *Megpihenés óráiból* (Aus den Stunden der Musse. Erzählungen von Ludwig Réthy). Déva, 1883, Hirsch, 184 S.

*Szűdeczky L.*, *Báthori Zsigmondné* (Maria Krisztierna, die Gattin Sigmund Báthori's, von Dr. Ludwig Szűdeczky). Budapest, 1883, Pfeifer, 62 S.

*Szemere M. összes művei* (Nikolaus v. Szemere's sämmtliche Werke). Budapest, 1883, Aigner, drei Bände, XX, 381, 405 und 295 S.

<sup>1</sup> Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

## XLIII. JAHRESVERSAMMLUNG

### DER UNGARISCHEN AKADEMIE DER WISSENSCHAFTEN

am 20. Mai 1883.

#### I. Eröffnungsrede des Präsidenten Graf Melchior Lónyai.

**D**ER alten Sitte und unseren Statuten gemäss sind wir neuerdings zu dieser feierlichen Sitzung erschienen, über die in der jüngsten Vergangenheit zu Tage getretene Tätigkeit der Akademie Rechenschaft zu geben.

Den Statuten der Akademie entsprechend werden alle drei Jahre, und wurden auch in diesem Jahre, die Präsidenten und Classenpräsidenten, sowie auch die Commissionen der Akademie neu gewählt. Gestatten Sie daher, dass ich auf die abgelaufenen drei Jahre einen Rückblick werfe, nicht in minutiöses Detail eingehend, nur die hauptsächlichsten Momente hervorhebend.

Wir dürfen von den abgelaufenen drei Jahren behaupten, dass sich auch in ihnen das innere Leben der Akademie systematisch fortentwickelt habe. Die Classen, die Commissionen sind unausgesetzt tätig gewesen, auch der Directionsrat hat das von den ungarischen Patrioten seiner Obsorge anvertraute Vermögen getreulich verwaltet; er hat in schönster Einmütigkeit mit der Akademie die Jahresbudgets festgestellt, der Zunahme der materiellen Kräfte entsprechend die den rein wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten Ausgaben von Jahr zu Jahr erhöhend. Im Jahre 1880 hatten sich die Ausgaben zu wissenschaftlichen Zwecken auf 64,200 fl. belaufen, im Jahre 1882 erreichten dieselben die Höhe von 68,800 fl.



Die Nation bekundet für unsere Akademie auch heute eine so lebhaft Anhänglichkeit und Pietät, wie zur Zeit ihrer Gründung und in jenen begeisterten Tagen, als in Folge des Aufrufes meines hochverdienten Vorgängers, des Grafen Emil Dezseffy, ein eine Million übersteigender Betrag auf dem Altare der Nationalität und Wissenschaft zusammenfloss. Die Summe der Vermächtnisse und Spenden beträgt in den letzten drei Jahren nahezu dritthalbhunderttausend Gulden. Es sei mir gestattet der bedeutendsten Spender und Erblasser auch namentlich zu gedenken. Unter Anderen hat unser unvergesslicher College, das Ehrenmitglied Moritz LUKÁCS, der Akademie 20,000 Gulden vermacht. Ladislaus BÜKK hat derselben Immobilien im Werte von 10,000 Gulden gespendet. Das der Akademie von Franz ROMÁN testirte Vermögen im Werte von 25,000 Gulden ist vor Kurzem in deren Besitz gelangt. Ludwig SZUTITS von PACSER hat uns ein unbewegliches Vermögen im Werte von 60,000 Gulden hinterlassen, Stephan GOROVE hat uns 11,000, der Waizner Einwohner Johann HAMMERNYIK 65,000, Johann MOLNÁR von SZÉCSÉNY 9330 Gulden vermacht. — Genehmigen die noch Lebenden unseren herzlichsten Dank, wache über den Todten unser dankbares Andenken! Unter allen Formen der Vertrauens-Aeusserungen ist die Selbstbesteuerung, die Kundgebung der Opferbereithheit unzweifelhaft die aufrichtigste und überzeugendste.

Wir haben eine, merkwürdiger Ereignisse, auffallender Erscheinungen ermangelnde Periode stiller Arbeitsamkeit verlebt. Wir sind nach allen Richtungen in der Entwicklung und im Wachstum fortgeschritten. Gleichwie an der kraftvollen, zu jahrhundertlangem Leben bestimmten Eiche von einem Jahre zum andern kaum eine Veränderung wahrnehmbar ist, die Entwicklung und das Wachstum kaum ins Auge fällt, der Ring, den ihr Stamm alljährlich angesetzt, die Zweige und Triebe, mit denen jeder junge Lenz sie bekleidet hat, von uns kaum bemerkt werden: ebenso ist es mit unserer Akademie. Wer nimmt an ihr — nach den überlebten Stürmen — die stille Entwicklung wahr? wer erreicht und ermisst ihre himmelanstrebende Krone? wer beobachtet ihr un-

unterbrochenes Höhenwachstum? Indessen ist unter den zahlreichen Zeichen ihres blühenden Lebens und Wachstums das bedeutendste dies, dass ihre Krone ihre schützenden Arme immer weiter ausbreitet über die rings um sie her aufgeschossenen blühenden Schösslinge der vaterländischen Gelehrsamkeit. Den Erfolg der eifrig vollbrachten Arbeit vor Augen, können wir sagen, dass wir im Wachstum und in der Entwicklung fortgeschritten sind und fühlen, dass wir immer mehr und mehr würdige Genossen jener Völker werden, welche mit unermüdlichem Fleisse an der Ausbreitung der allgemeinen Bildung, der Civilisation arbeiten, — dabei jedoch unsere Nationalität und Eigenart bewahren und in edler Richtung weiter entwickeln.

Es ist sicherlich ein Zeichen des Wachstums, dass unsere ständigen Commissionen, welche unserer wissenschaftlichen Wirksamkeit die Richtung geben, immer zahlreicher werden, und dass die Akademie im Stande ist, auch über ihren eigenen Kreis hinaus die wissenschaftlichen Bestrebungen zu unterstützen. In der ersten Classe sind innerhalb der jüngstverflossenen drei Jahre zwei neue ständige Commissionen entstanden: die literar-historische und die classisch-philologische; in der zweiten Classe erfuhr die national-ökonomische Commission eine den Zeitansprüchen entsprechende Umgestaltung und erfreut sich nun einer lebhafteren Tätigkeit; in der dritten Classe hat sich die kriegswissenschaftliche Commission gebildet und wir dürfen hoffen, dass auch dieser bisher vernachlässigte Wissenschaftszweig zu neuem Leben erspriessen werde. Daneben ist die Akademie nicht allein bemüht durch ihre eigenen Organe zur Belebung der wissenschaftlichen Tätigkeit beizutragen, sondern ermöglicht auch durch ihre Subventionen das Erscheinen zahlreicher wissenschaftlicher Werke und Zeitschriften. — Eine erfreuliche Erscheinung ist es ferner, dass wir mit den Vertretern der ausländischen Gelehrsamkeit in häufigere Berührung kommen, als bisher. Wir haben, theils aus eigener Initiative, theils im Auftrage der Regierung, an den orientalistischen, geographischen und statistischen Congressen teilgenommen und gleichzeitig Zeitschriften subventionirt, welche dem

Auslande von den bedeutenderen Bewegungen auf dem Gebiete der ungarischen Literatur und Wissenschaft Kunde geben. Der glühende Cultus der Nationalität und die Mitwirkung an der europäischen Gelehrsamkeit leiten unsere Schritte, wie sie den unsterblichen Gründer unserer Akademie, den Grafen SZÉCHENYI geleitet haben, der unter uns die grösste Repräsentation des vereinten Ungar- und Europäertums gewesen ist.

Bei dieser Gelegenheit erachte ich es auch für meine Pflicht, der geehrten Akademie, in meines Mitpräsidenten und meinem eigenen Namen, aufrichtigen, innigen Dank dafür zu sagen, dass sie so gütig gewesen ist, uns für einen neuen dreijährigen Zeitraum mit dem Präsidium zu beehren.

Ich weiss es sehr wohl, und habe es auch zu wiederholten Malen ausgesprochen, dass ich diese grosse Auszeichnung, — die glänzendste und ehrenvollste, die mir je bekannt geworden ist — indem ich durch die Wahl unserer Genossen auf den Präsidensitz der ersten wissenschaftlichen Anstalt des Landes erhoben wurde, — nicht meinen eigenen Verdiensten, sondern dem Zusammentreffen der Umstände zuzuschreiben habe. Es ist ein Vierteljahrhundert her, dass die Ungarische Akademie der Wissenschaften nach langwierigen Widerwärtigkeiten zu neuem Leben erwachte und zwei Männer an ihre Spitze traten, wie Graf Emil DEZSEWFFY, der unsere Akademie durch eine kritische Zeitperiode hindurchleitend für sie die Teilnahme der Nation erweckt und dieselbe sozusagen auf's Neue gegründet hat, und Baron Josef EÖTVÖS, dieser strahlende Stern der ungarischen Literatur und Wissenschaft, — welche wir — leider — so früh und so unerwartet verloren haben. Wären jene Tage doch nie eingetreten, welche Veranlassung wurden, dass ich an ihre Stelle trete.

Heute, in vorgerücktem Lebensalter nach Ruhe verlangend, harre ich mit Sehnsucht der Zeit, wo ich diesen hervorragenden Posten, mit dem Bewusstsein der meinem Vermögen entsprechenden Pflichterfüllung Demjenigen werde übergeben können, der ein würdiger Nachfolger der grossen und ruhmreichen Vorgänger sein wird; und ich überlasse, obgleich dermalen neuerdings auf drei

Jahre gewählt, mein Amt wann immer der Verfügung der Akademie.

In der auf die Tage der Kämpfe folgenden ruhigen Periode hatte ich nicht die Aufgabe Neues zu schaffen, neue Richtungen anzubahnen, sondern hielt es für meine Pflicht, in stiller Wirksamkeit die Interessen der Akademie zu fördern, an ihrem Wachstum zu arbeiten. Wenn ich jener vergangenen Jahre gedenke, da mich — es sind nun 17 Jahre — Ihr Vertrauen an die Seite des nach dem Ableben des Grafen Dessewffy zum ersten Präsidenten erwählten Baron Eötvös setzte und, während er die geistige Leitung der Akademie und das ebenso schwierige wie wichtige Werk ihrer Neugestaltung in die Hände nahm, mir die Ordnung der materiellen Angelegenheiten und die Vermehrung des Vermögens der Akademie übertrug, — wenn ich an jenes stürmische Jahr zurückdenke, wo selbst die unserem Erachten nach sichersten Werte schwankten: welch unaussprechliche Freude erfüllt mich, indem ich unsere Akademie, an Vermögen gewachsen, fest, jeder materiellen Last ledig, der Verwirklichung ihrer wissenschaftlichen Zwecke zustreben sehe! Vor siebzehn Jahren blieb der Akademie, obgleich ihr Palastbau grösseren Theils vollendet und ihr Fonds beträchtlich angewachsen war, dessenungeachtet noch Vieles zu ordnen und zu regeln, noch manche dringende und schwebende Schuld zu tilgen übrig. Heute sehen wir das Vermögen der Akademie nicht nur bereits vollständig geordnet und in den sichersten Werten angelegt, sondern wir sind bei der weisen Unterstützung und gewissenhaften Controle des Directionsrates auch im Stande, von Jahr zu Jahr mehr und mehr zu wissenschaftlichen Zwecken zu verwenden. Ich darf es voll Zuversicht aussprechen, dass wir während der Zeit meines Präsidialamtes nicht allein in geistiger, sondern auch in materieller Hinsicht nicht gering zu schätzende Erfolge erzielt haben und dass mir allezeit jene Stunden meines tätigen Lebens die liebsten sein werden, welche ich den Interessen der Akademie gewidmet habe!

Ich kämpfe seit vierzig Jahren auf der öffentlichen Laufbahn, ich habe dieselbe als zwanzigjähriger Jüngling betreten; ich habe

ruhmvolle und leidvolle Tage durchlebt; Hoffnung und Enttäuschung, Freude und Harm haben wechselnd mein Herz erfüllt. Ich habe manchen Kampf mitgekämpft und es sind mir Wunden nicht erspart geblieben. Doch den brennenden Schmerz derselben linderte das Bewusstsein, dass meinen Bemühungen Erfolge für das Vaterland entsprangen, dem ich allezeit treu geblieben bin. Und wenn ich nun auf meine nachgerade lange Laufbahn zurückblicke, finde ich unter meinen Erinnerungen kaum eine teurere als die, dass ich das Wachstum der Akademie, den Aufschwung der ungarischen Literatur und Wissenschaft sehen, erleben, dass ich dazu gewissermassen auch selbst beitragen und jene Grundlage befestigen helfen konnte, welche eine der höchsten Bürgschaften unserer nationalen Entwicklung und unseres nationalen Fortbestandes ist.

Hiemit erkläre ich die dreiundvierzigste feierliche Jahressitzung der Akademie für eröffnet.

## II. Bericht des Generalsecretärs Wilhelm Fraknoi über die Wirksamkeit der Akademie im Jahre 1882/83.

Ueber die im verflossenen Jahre entfaltete Wirksamkeit unserer Akademie zu berichten berufen, bin ich in der Lage, ein Bild kräftigen Lebens zu entrollen, welches neben der langsamen Stetigkeit der regelmässigen Entwicklung auch neuer Erscheinungen und Ergebnisse nicht entbehrt.

Wie jeder lebensfähige Organismus, wächst, occupirt auch die Akademie von Jahr zu Jahr mehr Terrain auf dem Gebiete des Culturberufes der Nation, und auch das abgeflossene Jahr ist, wie ich im Laufe meines Vortrages nachzuweisen die Ehre haben werde, fruchtbar in der Initiative, in der Aufnahme neuer Richtungen der Wirksamkeit gewesen.

Andererseits jedoch, wie die verschiedenartigsten Wandlungen des lebensfähigen Organismus im Dienste eines ständigen Zweckes stehen, ist dieser Zweck bei unserer Akademie auch heute, wie

vor einem halben Jahrhundert, die Entwicklung der nationalen Sprache, die Pflege der nationalen Literatur.

Und der innige Zusammenhang, welchen die Eigenartigkeit unserer Verhältnisse zwischen diesem Zwecke und den wichtigsten Lebensfragen unseres Staates zuwege bringt, macht ihre Wirksamkeit über den engen Kreis der Fachmänner hinaus zum Gegenstande allgemeiner Aufmerksamkeit.

So hat auch in diesem Jahre die Frage des Ursprunges der ungarischen Sprache, welche die Akademie durch die Herausgabe des Werkes VÁMBÉRY's neuerdings in den Vordergrund schob, wir können sagen, das Interesse aller gebildeten Kreise erregt. Die Tatsache, dass das Werk, ungeachtet seiner streng wissenschaftlichen und fachlichen Natur, den Weg in das grosse Publicum fand, und binnen kurzer Zeit die Notwendigkeit einer zweiten Ausgabe eintrat, würde selbst in den grossen westlichen Literaturen als eine erfreuliche bezeichnet werden können.

Es war vorauszusehen, dass dasselbe die eindringende Kritik und die schneidigen Angriffe der Führer der gegensätzlichen Richtung auf sich ziehen werde. Paul HUNFALVY, Josef BUDENZ und Ferdinand BARNÁ verfochten in den Sitzungen der Akademie in einer ganzen Reihenfolge von Abhandlungen ihren Standpunkt: die Theorie des finnisch-ugrischen Ursprunges gegenüber der turkotatarischen Ableitung. Die vergleichende Sprachforschung und die Ethnologie bilden den Boden, auf welchem der Kampf, nicht ohne Leidenschaftlichkeit, jedoch immer von wissenschaftlicher Ueberzeugung geleitet, geführt wird, weshalb wir dem Ausgange desselben mit Beruhigung entgegensehen dürfen. Der Kampf der gegensätzlichen Auffassungen ist auf dem Gebiete der Wissenschaft eigentlich nichts anderes, als gemeinsames Arbeiten an der Lösung einer gemeinsamen Aufgabe mit verschiedenartigen Mitteln. Und der Emporgang unseres wissenschaftlichen Niveaus wird durch nichts so ausgiebig charakterisirt, wie durch jene grosse Distanz, welche den Standpunkt Stephan Horváth's und Gyarmathy's von dem heutigen Stadium der Controverse trennt, wo sich dem Forscher bereits die Geheimnisse des inneren Organis-

mus und der Gesetze der Sprachen aufzun, gleichzeitig über das Dunkel der ältesten Civilisation der Völker Licht verbreitend.

Während des hochwichtigen Kampfes feierte auch das Studium der verwandten Sprachen nicht. Hermann VÁMBÉRY dissertirte im verflossenen Jahre über die Völker der Tschuwassen und Baschkiren, während in den von Joseph BUDENZ redigirten «Sprachwissenschaftlichen Mittheilungen» (Nyelvtudományi Közlemények) mehrere die ugrischen und türkischen Sprachen behandelnde Arbeiten erschienen.

Und an dieser Stelle muss ich auch erwähnen, dass die Akademie das Andenken jenes Mannes aufgefrischt hat, welcher vor mehr als einem halben Jahrhunderte, beispiellose Schwierigkeiten mit heroischer Selbstaufopferung überwindend, der Erste aus den Reihen der ungarischen Sprachforscher, der europäischen Wissenschaft wichtige Dienste zu leisten vermochte. Sie schickt sich eben an, dem Andenken Alexander Kőrösi-Csoma's durch die Herausgabe seiner in englischen Zeitschriften erschienenen Arbeiten und seiner Biographie, zu welcher das corresp. Mitgl. Theodor DUKA im fernen Osten soeben die Sammlung des Materials vollendet hat, die Schuld der Pietät zu entrichten.

Aus der Reihe der die speciell ungarische Sprachwissenschaft betreffenden Arbeiten muss ich des corr. Mitgliedes Siegmund SIMONYI's Werk über die ungarischen Bindewörter hervorheben, mit welchem derselbe eines der wesentlichsten Capitel der ungarischen Syntax, die ganze Theorie des zusammengesetzten Satzes und der Satzfügung geschaffen hat, wobei er seine Schlussfolgerungen auf ein reiches Datenmaterial aus der alten und neuen Sprache basirt.

Die Monatschrift «Sprachwart» (Nyelvőr) hat zahlreiche Fragen der ungarischen Sprachwissenschaft erörtert und die Mittheilung von Materialien zur Kenntniss der lebenden Volkssprache fortgesetzt.

Die Arbeiten am sprachgeschichtlichen Wörterbuche der ungarischen Sprache, welche die sprachwissenschaftliche Commission seit mehreren Jahren beschäftigt, sind bereits so weit gediehen,

dass die Vollendung der Redaction im Jahre 1885 zuversichtlich erwartet werden darf, wo das monumentale Werk, eine würdige Ergänzung des grossen Wörterbuches, wird unter die Presse gehen können.

Die Sammlung der alten ungarischen Sprachdenkmäler nähert sich ihrem Abschlusse. Der den Debrecziner und Gömör-Codex enthaltende XI. Band ist erschienen; der XII. mit dem Texte des in Karlsburg aufbewahrten Döbrentei-Codex befindet sich unter der Presse.

Von der Sammlung der alten ungarischen Dichter ist der IV. Band publicirt worden. Den grösseren Teil desselben nehmen die Werke Ilosvay's ein, welche dem Redakteur, dem ord. Mitgl. Aaron SZILÁDY, Anlass boten, die volkstümlichste Gestalt der ungarischen historischen Sage, «den berühmten Helden Nicolaus Toldi», zum Gegenstande seiner Forschungen zu machen. Er hat die in unserer Literaturgeschichte wiederholt discutirten Fragen neuerdings aufgeworfen: wie viel darin Geschichte und was daran Märchen sei? wenn Geschichte, welcher Zeit sie angehöre? wenn Märchen oder Mythos, woher er entsprungen und wie er sich entwickelt habe? Eine glückliche Vereinigung und Zusammenstellung der zerstreuten Bruchstücke der historischen Denkmäler führte ihn zu bedeutenden Ergebnissen. Wir werden fortan Toldi nicht mehr im mythischen Nebel der ungarischen Urzeit suchen und ihn ebensowenig für eine Entlehnung aus der französischen oder deutschen Sage halten. Er hat tatsächlich zur Zeit Ludwigs des Grossen gelebt, wie Ilosvay singt, und seine aus den Urkunden ausweisbare Laufbahn — sein Pressburger Vicegespantum, seine italienische Campagne — ist derart beschaffen\*, dass der Lebenslauf des uns im Liede entgegentretenen Helden mit derselben leicht in Einklang gebracht werden kann. Alles dies wirft ein interessantes Licht auf das Verhältniss zwischen Geschichte und Sage: zugleich auf jene, das Eigentum der poetischen Genies bildende, an die Divination grenzende Fähigkeit, mit welcher Johann ARANY, als er die Toldi-Trilogie schuf, anstatt Ilosvay's chronikhafter Erzählung ein wunderbares Charakterbild und



Zeitgemälde bietend, die Lücken der Sage und der Quellen derart ausfüllte, dass der Dichter durch den spätern Geschichtsforscher gerechtfertigt wird.

Die *literarhistorische Commission* der Akademie, welche die Herausgabe der Sammlung der alten ungarischen Dichter besorgt und bereits den V. und VI. Band derselben unter die Presse gegeben hat, hat auch den Wiederabdruck der ältesten prosaischen Druckwerke der ungarischen Literatur begonnen. In den gebildeten Kreisen Englands und Frankreichs existirt seit langer Zeit eine ganze Classe von Sammlern, welche von den seltenen und interessanten Drucken, deren Original-Exemplare sie sich nicht zu verschaffen vermögen, wenigstens treue Nachbildungen zu besitzen wünschen. So kommen die sogenannten Amateur-Ausgaben zu Stande, welche das Papier und die Papierfabrikszeichen, die Buchstaben und Ornamente der alten Drucke täuschend treu nachahmen. Unter unseren Verhältnissen ist ein so edler, aber kostspieliger Luxus noch nicht an der Zeit. Die Commission beschränkt sich daher bloß darauf, dass sie, um den Ansprüchen der Wissenschaft und der Schule zu genügen, den in linguistischer Hinsicht treuen Nachdruck der seltensten Druckwerke in Angriff nimmt, und allenfalls durch die Nachbildung einiger Blätter eine Vorstellung von dem Stande der ungarischen typographischen Technik giebt. Die Reihe derselben wird durch das erste in ungarischer Sprache gedruckte Werk, Komjáthi's Paulus-Übersetzung, eröffnet, von welcher wir bloß zwei Exemplare kennen und welche jetzt eben nach vierthalhundert Jahren ihre zweite Ausgabe erlebt.

Vor vier Jahren hat die Akademie die Bibliographie der alten ungarischen Druckwerke veröffentlicht. Jetzt geht sie um einen Schritt weiter; sie hat die Herausgabe der Bibliographie der in Ungarn in fremden Sprachen gedruckten Werke beschlossen und mit der Redaction derselben das ord. Mitgl. Karl Szabó betraut. Da in den früheren Jahrhunderten die lateinische Sprache ein hervorragendes Medium unseres geistigen Lebens gewesen ist, wird das geplante Werk die Geschichte unserer wissenschaftlichen

Zustände im XVI. und XVII. Jahrhundert in bedeutendem Maasse fördern. Dasselbe dürfen wir von einem anderen Unternehmen der Commission erwarten, welches die Namensliste jener ungarischen Jünglinge zusammenstellt, die in den früheren Jahrhunderten an ausländischen Universitäten studirt haben; dasselbe wird zu wichtigen statistischen Combinationen Daten liefern und zur Erkenntniss jener culturellen Einflüsse einen Stützpunkt bieten, welche sich in der Wirksamkeit Einzelner und in der Richtung ganzer Zeitalter manifestiren.

Während unsere Akademie die Ueberreste der alten ungarischen Literatur aufsucht und rettet, vergisst sie keineswegs der grossen Gestalten der neueren Zeit, denen die ungarische Sprache und Literatur ihre Wiedergeburt verdankt. Sie hütet insbesondere das Andenken Franz Kazinczy's allezeit mit dankbarer Verehrung. Anlässlich der von der ganzen Nation mit Begeisterung begangenen hundertjährigen Feier seines Geburtstages hat sie eine zweifache Pflicht auf sich genommen: eine würdige Biographie des grossen Literators zu liefern, und dessen Wohnort zu einer geheiligten Halle der nationalen Pietät umzugestalten. Der Directionsrat hat bezüglich der Vollendung des Mausoleums und Denkmal-Gartens in Széphalom, und bezüglich der definitiven Rangirung der Angelegenheiten des Kazinczy-Fondes im vorigen Jahre Verfügungen getroffen. Die Akademie dagegen hat die Herausgabe der Correspondenzen, Tagebücher und Werke des classisch gebildeten Autors beschlossen: und schreibt zugleich aus der gegenwärtigen Generalversammlung im Wege offener Concurrrenz einen bedeutenden Preis für die Abfassung seiner Biographie aus.

Desgleichen sind vor Kurzem die Vorarbeiten zur Herausgabe der Werke des grossen Gründers der Akademie, des Grafen Stephan Széchenyi, vollendet worden. Sein literarischer Nachlass gelangte aus den Händen der Erben seines vertrauten Secretärs durch die Spenden der Nation in das Eigentum der Akademie, und wurde durch die vom Ehrenmitgliede Grafen Béla Széchenyi gespendeten Schriften ergänzt. Den wertvollsten Teil derselben bilden die Tagebücher, welche er von seiner frühesten Jugend an bis an das

Ende seiner öffentlichen Laufbahn geführt hat, — mit beispiellos dastehender Aufrichtigkeit, wir könnten sagen Schonungslosigkeit, sein ganzes Wesen enthüllend, ein tief ergreifendes Bild seiner Kämpfe und Leiden bietend, welche ihn vom Anbeginn seiner Bahn begleiten und die Katastrophe vorbereiten, wo er mit eigener Hand das Grab öffnet, mit gebrochener Seele hinabsteigt, an der Zukunft seines Vaterlandes verzweifelnd, welchem treuer und uneigennütziger Niemand gedient hat. Die vollumfängliche Veröffentlichung dieser Tagebücher gestattet ihre Composition und ihr Inhalt nicht. Dessenungeachtet wollte die Akademie diese ebenso lehrreichen, wie spannend-interessanten geschichtlichen Quellen dem Publikum nicht vorenthalten, und hat das Ehren- und Directionsrats-Mitglied Anton Zichy beauftragt, aus denselben ausführliche Auszüge zu machen, welche, mit Tact ausgewählt und zusammengestellt, gleichsam eine Selbstbiographie bilden. Diese wird als Einleitung zum literarischen Nachlasse des grössten Ungars dienen.

Zum weiten Wirkungskreiss der I. Classe gehört auch das Studium und die Bekanntmachung der fremden Literaturen. Ich kann die Studien unseres veteranen Collegen, des corr. Mitgl. Stephan SZABÓ, welche mehrere wichtige Teile der altgriechischen Philologie und Mythologie behandeln, sowie die akademischen Vorträge des corr. Mitgl. Iván TELFY, welche die mittelalterliche und neuere griechische Literatur bekannt machen, nur kurz erwähnen. Dagegen muss ich jenen hochwichtigen Beschluss der dies-jährigen Generalversammlung hervorheben, durch welchen dieselbe eine besondere, ständige Commission für die Pflge der classischen Philologie geschaffen hat. Die Hauptaufgabe dieser wird sein: eine systematische Sammlung sowohl den wissenschaftlichen als auch den schönliterarischen Anforderungen entsprechender ungarischer Uebersetzungen auserlesener griechischer und römischer Classiker zu bewerkstelligen. Daneben wird dieselbe auch selbständige auf kritischem Apparat beruhende Textausgaben und in das Bereich der classischen Philologie einschlagende literarhistorische Arbeiten veröffentlichen. Indem sie also solcherweise der wissenschaftlichen

Tätigkeit ein neues Gebiet eröffnet, wird sie auch dem grossen Publikum einen Dienst erweisen, indem sie demselben die ewig erfrischenden Quellen der erhabenen Weltanschauung und des edlen Geschmacks der Classiker des Altertums auftut.

Mit Fug kann denselben der grösste Dichter des Mittelalters, Dante, an die Seite gesetzt werden, mit dessen unsterblichem Werke die Akademie unsere Literatur zu bereichern wünscht. In Folge Beschlusses der ersten Classe kann bereits für das nächste Jahr die Herausgabe der «Hölle» in der meisterhaften Uebersetzung des ordentl. Mitgliedes Karl Szász erwartet werden. Das Verständniss, die Würdigung und der Genuss derselben wird in hohen Grade durch das Werk «Die grossen Epen der Weltliteratur» gefördert werden, welches wir ebenfalls Karl Szász zu verdanken haben. Der zweite Band dieses Werkes behandelt die mittelalterlichen Epen, unter welchen natürlicherweise die Divina Comedia die erste Stelle einnimmt. Das ganze Werk wurde den Abonnenten des Bücherverlags-Unternehmens der Akademie als Competenz-Anteil geliefert.

Zu den Ergebnissen der im Bereiche der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften entwickelten Tätigkeit der Akademie übergehend, muss ich vor allem Anderen erwähnen, dass die Akademie den auf dem Gebiete unseres Vaterlandes übriggebliebenen Denkmälern aus der Zeit der Römerherrschaft fortwährend die gebührende Aufmerksamkeit widmet. Das ord. Mitgl. Karl TORMA bereitet die Herausgabe der Sammlung der Dacischen Inschriften vor und hat vor Kurzem in seinem Antrittsvortrage als ordentliches Mitglied seine Studie über die Heerstrassen und Heerstationen Daciens dargeboten. Er fasst in derselben die Ergebnisse seiner seit einer Reihe von Jahren an Ort und Stelle gemachten Forschungen zusammen. Er giebt eine eingehende Beschreibung der grösseren Lagerstandorte von Viminacium und Bersovia, sowie der Stationen der einzelnen Legionen. Er verbreitet sich über die Geschichte der Eroberung der ganzen Provinz, sowie über jene politischen und militärischen Institutionen, welchen die römische

Herrschaft ihre Machtstellung und ihre **civilisatorischen Erfolge** zu verdanken hatte.

In dem Werke des corr. Mitgl. Heinrich FINÁLY über die Gewichte und Maasse des Altertums haben wir einen schätzenswerten Beitrag zum Verständnisse der Quellen der Geschichte des Altertums geboten.

Für die Bearbeitung der mittelalterlichen politischen Geschichte unseres Vaterlandes vermochte die Akademie seit einiger Zeit, leider, wenig zu leisten. Das in den neuen Quellen-Publicationen aufgespeicherte Material ist grösstenteils nicht verwertet. Ebenso sind auch die Preisausschreibungen, deren Aufgaben diese Zeit betreffen, erfolglos geblieben.

Unsere mittelalterliche Kunstgeschichte erhält einen wertvollen Zuwachs in der Beschreibung der Hermannstädter gothischen Hauptkirche von Leopold Reissenberger, welche die Archäologische Commission herausgibt. Im Auftrage und auf Kosten derselben Commission hat Emerich HENSSLMANN die Ausgrabungen in Stuhlweissenburg fortgesetzt; er hat den dritten Turm der Basilika Stephans des Heiligen blosgelegt, die Zahl ihrer Säulen festgestellt und die Situation der königlichen Gräber nachgewiesen.

Unsere alten topographischen und mit diesen zusammenhängenden culturellen Zustände gewinnen Licht durch das zweibändige Werk Theodor ORTVAY'S «die Hydrographie Ungarns bis zum Ende des XIII. Jahrhds», welches die historische Commission veröffentlicht hat.

Die grossen Quellenwerke unserer Geschichte im XVI. und XVII. Jahrhundert, die ungarischen und siebenbürgischen Reichstags-Denkmäler, und das Rákóczy-Archiv, sind ebenfalls um je einen Band gewachsen.

Die Commission hat in den städtischen Archiven zum Zwecke der Herausgabe der alten Rechnungen, als wertvoller Quellen unserer alten Culturgeschichte, Forschungen veranstaltet. Sie hat die im venezianischen Staatsarchive angefertigten Urkunden-Abschriften unseres früh verstorbenen verdienstvollen Landsmannes Johann Mircse erworben, von welchen sie zuerst die diplomati-

schen Correspondenzen Gabriel Bethlens veröffentlicht wird. Die Commission hat schliesslich den Versuch gemacht, die den europäischen Geschichtsforschern bisher verschlossen gewesenen Archive der Hohen Pforte ihrem Betrauten, Dr. Ludwig Thallóczy, zugänglich zu machen. Die wirksame Intervention unserer Regierung ist nicht erfolglos geblieben, und wir haben Aussicht, auch aus dieser reichen Quelle schöpfen zu können.

Auf dem Gebiete der socialen Wissenschaften haben die Akademie in gleichem Maasse die theoretischen und die practischen Fragen beschäftigt.

Wir haben ein zweibändiges Werk des corr. Mitgl. LEO BEÖTHY unter dem Titel «Die Anfänge der socialen Entwicklung» veröffentlicht, welches die von Maine und Spencer entwickelte sociologische Wissenschaft auf Grund selbständiger Studien in der ungarischen Literatur eingebürgert hat. Das ord. Mitgl. Julius KAURTZ hat in einer seiner Vorlesungen jene neue Richtung besprochen, welche das Princip der Staatswirtschaft zur Geltung zu bringen strebt; er hat die Gefahren derselben gekennzeichnet, wiewohl er seine Augen auch vor den nachtheiligen Folgen des Individualismus und der freien Concurrenz nicht verschloss.

Das corr. Mitgl. Julius SCHWARZ hat dem Ursprunge der ministeriellen Verantwortlichkeit in der europäischen Verfassungsgeschichte nachgeforscht, wobei er ein hervorragendes Gewicht auf jene eigenartigen Momente legte, welche die ungarische Gesetzgebung in der Zeit Andreas II. aufweist.

Das ord. Mitgl. Lorenz TÖRH hat die wichtige Frage der Reform des Oberhauses, das ord. Mitgl. Gustav WENZEL die Grundprincipien und Beziehungen des Eisenbahnrechts behandelt.

Die nationalökonomische Commission hat in diesem Jahre ein neues Unternehmen begonnen. Sie giebt eine Folge von Abhandlungen heraus, welche sich mit den die wirtschaftlichen Interessen unseres Vaterlandes tangirenden practischen Fragen beschäftigen. Demnächst wird auch ihr Jahrbuch erscheinen, welches die wichtigsten Momente des volkswirtschaftlichen Lebens auf Grund der neuesten statistischen Daten zur Anschauung bringt.

Daneben hat sie in den Kreis ihrer Aufgaben die Schaffung eines *technisch-kommerziellen Wörterbuches* aufgenommen, wie es von der patriotischen öffentlichen Meinung seit langer Zeit gefordert wird, welches durch die Schöpfung der ungarischen Handelsterminologie einen wichtigen Dienst zu leisten berufen ist.

Gleichzeitig hat die sprachwissenschaftliche Commission die Einsammlung der ungarischen Handwerks-Wörter begonnen und bereitet das ungarische *technisch-gewerbliche Wörterbuch* vor, welches auch für den gewerblichen Unterricht ein dringendes Bedürfniss ist.

Die Akademie hat den wissenschaftlichen Charakter ihrer Wirksamkeit niemals in der starren Abschliessung vom gewöhnlichen Leben gesucht. Es ist im Gegenteil der innigste Wunsch ihrer Gründer gewesen, dass sie zur Befriedigung der im Leben der Nation zeitweise auftauchenden culturellen Bedürfnisse mitwirke.

So hat sie auch jetzt alte Traditionen wiederbelebt, als sie die Errichtung einer selbständigen kriegswissenschaftlichen Commission beschloss und gelegentlich der gegenwärtigen Generalversammlung auch faktisch constituirte.

Die Akademie befand sich noch im Stadium der Organisation, als Graf Ladislaus Festetics im Jahre 1826 eine Stiftung von 10,000 fl. zu dem Zwecke machte, dass die Zinsen derselben ein ordentliches Mitglied der mathematischen Classe geniesse, welches — wie wir in der Stiftungsurkunde lesen — die Aufgabe haben soll, unter der Oberaufsicht der Gesellschaft die wertvollen kriegswissenschaftlichen Werke der englischen, französischen, deutschen, russischen und anderer europäischer Nationen ins Ungarische zu übersetzen, die neuen Erfindungen der Ausländer auf diesem Gebiete bekannt zu machen und überhaupt die militärischen Wissenschaften in unserem Vaterlande in ungarischer Sprache zu cultiviren.

Diese Aufgabe erfüllte durch mehr als ein Vierteljahrhundert Karl Kiss, welcher unter Anderem im Auftrage der Akademie auch das grosse strategische Werk des Erzherzogs Karl ins Unga-

rische übersetzt hat. Zum Wirkungskreise der jetzt ins Leben getretenen kriegswissenschaftlichen Commission gehört: die Entwicklung der Kriegswissenschaft mit Aufmerksamkeit zu verfolgen; die Begebenheiten der ungarischen Kriegsgeschichte zu studiren und fachwissenschaftlich darzustellen; auf die Entwicklung der Kriegskunst bei der ungarischen Nation bezügliche Daten zu sammeln und aufzuarbeiten, endlich die kriegswissenschaftlichen Meisterwerke in ungarischer Uebersetzung zu veröffentlichen.

Im Bereiche der dritten Classe hat sich auch die Errichtung noch einer zweiten neuen Commission als notwendig erwiesen. Der 1881-er Pariser internationale electrische Congress, auf welchem auch Ungarn vertreten war, hat ausgesprochen: weil sich zwischen den theoretisch definirten Werten der electrischen Einheiten und den in der Praxis zur Anwendung kommenden Einheiten beträchtliche Differenzen zeigen, ist es notwendig, den absoluten Wert der electrischen Widerstands-Einheit neuerdings zu bestimmen und mit Benützung der Forschungs-Ergebnisse der Fachmänner auf Grund internationaler Uebereinkunft die practische Einheit (Etalon) des electrischen Widerstandes festzustellen, welche zur Bestimmung der durch die verschiedenen Maschinen practisch geleisteten Arbeit dient.

Die naturwissenschaftliche Classe ist am meisten dazu befähigt und berufen, an der Förderung der allgemeinen Wissenschaft fortwährend Anteil zu nehmen. Sie kommt diesem ihrem Berufe auch nach und sowohl den naturgeschichtlichen Beobachtungen und Entdeckungen, als auch den mathematischen, astronomischen, chemikalischen und physikalischen Studien der Mitglieder unserer Akademie wird seitens der ausländischen Fachkreise volle Würdigung zu Theil.

Auch die gegenwärtige Generalversammlung ist in der Lage gewesen, den grossen Akademiepreis den Arbeiten des ordentl. Mitgl. Eugen HUNYADY «Von den verschiedenen Formen der Bedingungsgleichung von sechs auf einem Kegelschnitte liegenden Punkten», einem Werke von absolutem Werte zuzuerkennen, welches nach dem Urtheile der berufensten ausländischen Fach-



männer zu den bedeutendsten Erzeugnissen der heutigen Behandlungsweise der analytischen Geometrie gehört, in mehreren mathematischen Zeitschriften in Uebersetzung erschienen ist, und eine ganze Reihe seinen Fusstapfen folgender Abhandlungen hervorgerufen hat.

Auch die «Untersuchungen über die Intensität des gebeugten Lichts» von Dr. Isidor FRÖHLICH, welche die Akademie des Marczibányi'schen Nebenpreises gewürdigt hat, haben die Klärung der die Theorie des Lichts betreffenden Begriffe gefördert.

Demzufolge hat die Akademie, behufs Hebung des Ansehens und Einflusses der vaterländischen Wissenschaft, mit Bereitwilligkeit die Subvention einer fremdsprachigen Fachzeitschrift zugesagt, welche noch in diesem Jahre zu erscheinen beginnen und die Aufgabe haben wird: die ungarischen naturwissenschaftlichen und mathematischen Arbeiten dem Auslande systematisch und erschöpfend bekannt zu machen.

Daneben widmet aber die Classe und ihre Commission nicht nur den auf die Entwicklung der experimentellen Wissenschaften gerichteten Untersuchungen, sondern auch den die naturwissenschaftliche Bekanntmachung unseres Vaterlandes bezweckenden Forschungen und Studien eine hervorragende Beachtung, ja sie ignoriert selbst die historischen Antecedentien nicht.

Im verflossenen Jahre hat das corr. Mitglied Anton PÉCH sein grosses Werk: «Die Geschichte des Bergbaues in Unterungarn bis zum Ende des XVI. Jahrhunderts» der Akademie zur Herausgabe eingereicht; und die naturwissenschaftliche Commission hat Aufträge zum Studium der «aus prähistorischem und paläontologischem Gesichtspunkte interessanten Höhlen, der Vögelfauna des Gömörer Komitates, einer eigenartigen Bienengruppe des Széklerlandes, der Moosflora des ungarischen Küstenlandes und des Ungher Komitates, der fossilen Gewächse des Szatmárer Komitates u. s. w. erteilt.

Die Commission richtet ein besonderes Augenmerk darauf, auch die jüngern Fachkräfte in ihr Wirkungsbereich hereinzuziehen. Sieben von den im gegenwärtigen Jahre erteilten neun

Aufträgen haben Fachmänner erhalten, welche noch nicht Mitglieder unserer Akademie sind.

Der Bericht über die gelegentlich der Generalversammlung stattgefundenen Wahlen befindet sich gedruckt in aller Händen. Es sind sechs Directionsrats-, zwei Ehren-, vier ordentliche und neun correspondirende Mitglieder gewählt worden.

Die Generalversammlung hat sicherlich unter der Einwirkung des Gedankens gestanden, dass uns angesichts der grossen Verluste, die wir erlitten haben, eine Vermehrung unserer Kräfte, neue Arbeitsgenossen doppelt not thun, wengleich wir alleammt wohl wissen, dass jene auch so unersetzlich sind.

Wir, die wir des Glückes theilhaft geworden sind, die Genossen Johann ARANY'S zu sein, und in ihm nebst dem lorbeergekrönten Dichter den edelsten Menschen betrauern, können es nicht vergessen, wie er, den die Macht des Genius in die höchsten Regionen der geistigen Welt erhoben hatte, während seines ganzen Lebenslaufes, aber am meisten vielleicht während jener anderthalb Jahrzehnte, welche er den Angelegenheiten unserer Akademie widmete, sich mit beispielloser, wir könnten sagen, selbstaufopfernder Gewissenhaftigkeit vor den unbedeutendsten Anforderungen des Alltagslebens, den Eingebungen des zartesten Pflichtgefühls gebeugt hat.

Die nächstjährige feierliche Jahressitzung ist dazu berufen, sein Andenken an diesem Orte in würdiger Weise zu feiern. Aber neigen wir uns auch heute huldigend vor jener Höhe, auf welcher seine gesammte schriftstellerische Tätigkeit steht, und auf welcher, in der geklärten Athmosphäre der edelsten Weltanschauung, der Cultus der menschlichen und patriotischen Tugenden in nie verdunkeltem Glanze strahlt.

Und betonen wir es auch heute, dass jenes Ideal, welches unserer Akademie ihre Gründer vorgesteckt haben, vollständiger und glücklicher, als er, kaum irgend ein Anderer verwirklicht hat. Während er mit den Zauberklängen seiner Leier den ungarischen Mythos und die heroischen Gestalten der nationalen Geschichte zum Leben zu erwecken verstand, bot er Uebersetzungen der

Werke des Aristophanes und Shakespeare, welche — sozusagen — das Original entbehrlich machen. Der ungarischeste ungarische Dichter, war er der gründlichste Kenner und wahrhafteste Würdiger der grossen Geister der classischen und neueren Literaturen. Er hat solcherweise bewiesen, dass fremde Bildung der Integrität des nationalen Gefühls keinen Abbruch tut, ja dasselbe belebt und veredelt.

Mit Recht hat an seinem Sarkophage die ganze Nation getrauert. Und dem Aufrufe der Akademie folgend, haben sich alle Classen der Nation beeilt, zur Schaffung jenes Denkmals ihr Scherflein beizusteuern, welches den Ruhm des Dichters, aber zugleich die Tatsache verkündigen wird, dass die Nation ihre grossen Söhne erkennt, versteht und würdigt. Und wir können mit grosser Befriedigung hervorheben, dass unter den angemeldeten nahezu 16,000 Subscribenten die Hoffnung der Zukunft, die Jugend unserer Unterrichtsanstalten, eine bedeutende Stelle einnimmt.

Dem grossen Dichter folgte nach wenigen Wochen sein begeisterter und gründlicher Commentator, das ordentl. Mitglied August GREGUSS, in die Ewigkeit. — GREGUSS hat auf dem Gebiete der Poesie und Kunstübersetzung, Aesthetik und Philosophie eine vielseitige Tätigkeit entfaltet. Das erste, in ungarischer Sprache geschriebene Handbuch der Aesthetik, welches er verfasst hat, führte ihn in unsere Akademie und erwarb ihm hier seinen ersten Lorbeer, den Marczibányi'schen Nebenpreis. Bald darauf gewann er mit einem dramatischen Versuch den Teleki-Preis. Seinen ordentlichen Mitgliedsitz trat er mit einer philosophischen Abhandlung an. Und im letzten Abschnitte seines Lebens betraute ihn die Akademie mit der Abfassung eines hochwichtigen literarhistorischen Werkes über die Dichterlaufbahn Shakespeares. Hohe Bildung und geläuterter Geschmack kennzeichnen seine Schöpfungen auf jeglichem Gebiete. Wie in der Literatur, hat er auch auf der Lehrkanzel tiefe Spuren seiner Tätigkeit zurückgelassen.

Diesen Ruhm teilen mit ihm drei unserer Genossen, die wir ebenfalls im abgelaufenen Jahre verloren haben: das ord. Mitgl. Alexander KONEK, eines der arbeitsamsten Mitglieder unserer

Akademie auf dem Gebiete der statistischen Wissenschaft, einer ihrer Begründer in unserer vaterländischen Literatur und ihr eifriger Professor auf unserer Universität; das ord. Mitgl. Hermann VÉSZ, der ausgezeichnete Mathematiker, dessen Werk über die höhere Mathematik die Akademie des grossen Preises gewürdigt hat, und das corr. Mitgl. Ludwig KALLÓS, Verfasser mehrerer rechtswissenschaftlicher Lehrbücher.

Der letzte in der Reihe unser dahingeshiedenen Genossen war das Directionsrat- und Ehrenmitglied Georg MAILÁTH, den ein grauenhaftes Verbrechen aus unserer Mitte gerissen hat.

Er hatte das starke Nationalgefühl, die Liebe zur Wissenschaft und das Interesse für die Angelegenheiten unserer Akademie als väterliches Erbe überkommen.

Dieses Erbe hat er treu bewahrt, bedeutend vermehrt, und in Einklang mit den veränderten Zeitansprüchen verwertet.

Er hat nicht gewünscht, sich auf die Höhe des Mäcenas und Gönners zu erheben. Er hat wohl gewusst, dass er durch seine anspruchlose Teilnahme an unserer Wirksamkeit an seiner Würde keinerlei Einbusse erleide, da wir uns vor der Autorität seiner Weisheit, seines weiten Gesichtskreises und seiner reichen Erfahrungen allezeit mit williger Huldigung beugten.

Es hatte ihn nicht kleinliche Eitelkeit — welche seinem ernstesten Geiste fremd war — in unsere Mitte geführt. Er war, als echter Staatsmann, von der Ueberzeugung durchdrungen, dass im Leben der Nationen die blühende Literatur und der entwickelte wissenschaftliche Geist, ebenso sehr wie die materielle Kraft und das politische Gewicht, eine Bedingung der Grösse und der Macht sei.

### III. Arnold Ipolyi's Denkrede auf das Directionsmitglied Grafen Stefan Károlyi.

Die Wirksamkeit eines edlen und vorbildlichen Lebens ist eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung und der Begeisterung. Der Mann, dessen Gedächtniss die Akademie in dieser feierlichen

Sitzung zu ehren gewünscht hat, hat sich durch seine Religiosität und seine Vaterlandsliebe, durch seine Protection der Literatur und Wissenschaft und seine Wohltätigkeit zu einem würdigen Vorbilde emporgeschwungen.

Die Akademie, als eine der höchsten Manifestationen des nationalen Gemeingefühles, hat allezeit, sich über die engeren Fachschränken der von ihr gepflegten Literatur emporhebend, die eifrigen Arbeiter der nationalen Sache mit pietätvoller Verehrung ausgezeichnet, und dieselben auf ihre Directionsrats-Stühle erhebend, das Gedächtniss derjenigen gefeiert, die sich durch die Förderung der ungarischen Literatur verdient gemacht haben. Und gegenwärtig, wo die stärkeren Fäden des Gemeingefühls, der Wissenschaft und der Bildung die Akademie mit der Nation verbinden, wo derselben nicht nur der uralte Name oder die Würde und Gönnerschaft der Grossen Glanz verleiht, sondern sie selbst Auszeichnungen austheilt: ist es für uns um so mehr eine edle Pflicht, den Männern jenes grossen Zeitalters, für welche es nicht so sehr ein Ruhm, als ein Opfer gewesen ist der Akademie zu dienen, die gebührenden Ehren zu entrichten.

Aber der Graf Stephan Károlyi stand nicht allein in der ersten Reihe der Directoren und Gründer der Akademie, sondern er hat auch mit seiner Gründung des Schriftsteller-Unterstützungs-Vereines und seiner Protection der ungarischen Literatur die erste Stelle eingenommen, auf welcher ihn überdies auch hohe wissenschaftliche Bildung zierte.

Und doch reichten die ersten Jahre seiner Kindheit noch in jene für die Nation so unheilvolle Zeit hinauf, wo mit dem Verfall des Gemeingeistes das Nationalgefühl erstarrt, die nationale Sprache aus dem Kreise der vornehmeren Familien durch fremde Einflüsse verdrängt war. Und sein beim Morgenrot des nationalen Erwachens frühzeitig dahingesciedener Vater hielt es noch für notwendig, letztwillig anzuordnen, dass sein Sohn zum Ungarn erzogen werde, und seine Mutter, bei der Geburt ihres Sohnes Stephan, es in ihren Briefen kund zu tun, dass sie in ihm dem Vaterlande einen ungarischen Sohn zu erziehen wünsche.

Aber auch in Epochen, wo die nationale Entwicklung stockt, hat bei uns oft die Geschichte und Tradition der Familien und Geschlechter die Sprache ersetzt und die Nation am Leben erhalten. Dieselben sind oft stärker gewesen als die Sprache und die Race. Denn auch sie bilden ein ähnliches Erbteil, wie etwa der Name und das Vermögen, die körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten der Ahnen, wie sie auch im späten Nachkommen sich erneuernd zum Ausdruck gelangen und dessen Geschick bestimmen. Die Vergangenheit der Nation sowie ihrer grossen Geschlechter, die Denkmäler der Kämpfe und des Ruhmes ihrer Ahnen und Helden bilden diesen traditionellen Zug, welcher sie auch in der Zeit des Niederganges aufrecht hält und von Neuem aufrichtet.

Die derartigen Familientraditionen der Károlyi haben, weit in die ungarische Vorzeit hineinreichend, lebendig gesprochen und hoch getönt. Den Ursprung der Familie vermochte die Tradition vermöge des Besitztitels der ersten Eroberung bis auf die ersten Herzoge zurückzuleiten, während denselben auch die Geschichtswissenschaft, auf Grund der Urkunden ihrer Archive (welche von der Familie eben jetzt in zahlreichen Bänden herausgegeben werden), wenigstens bis zu den Königen aus dem Hause Árpád, bis zum XII. Jahrhundert hinaufführen konnte. Unbemerkt lebend, lange Zeit hindurch kaum dem Namen nach bekannt, werden sie in ihren Ahnenkastellen und Familienmünstern, in Károly und Semjény, in Kaplony und Sárvar, erzogen und bestattet; und ihre tapferen Ahnen bringen aus den blutigen Schlachten unter ihren wechselnden Namen die ihre Heldentaten kennzeichnenden alten Zunamen Karul (Karvaly = Falke) und Úrdung (Ördög = Teufel) nach Hause. Doch ich kann den breitkronigen Baum, dessen reiche Zweige so viele Heerführer und Feldherren, Komitatsgespane und Staatsmänner, hohe Geistliche und Fürstengemahlinnen hervorgebracht haben, nicht bis zu seinem Wurzelstock hinab aufgraben. Obgleich wir sie, dem Zeitcharakter entsprechend, öfter im kriegerischen Sagum, als in der Toga des Friedens schauen: haben dessenungeachtet unter ihnen auch die in ihren Urkunden öfter

erwähnten Literaten und Magister, Lateiner und Geistlichen nicht gefehlt. Ja wir begegnen ihnen sogar bereits in der Reformation bald als Schützer des alten Glaubens und Kirchentums, bald als Patrone der Glaubensneuerer. Und während die Gemahlin Gabriel Bethlens, Susanna Károlyi — welche diesem der Fürst Stephan Bocskay, als seine Anverwandte, als Tochter seines Heerführers und als eine der reichsten Erbiinnen des Landes, zum Zeichen seines Dankes dafür, dass er ihm zur Fürstenwürde verholfen, zur Gemahlin verschafft hatte — als eifrige Amme der Glaubensreformation tätig ist, die Hauptsäulen derselben: Dajka de Keserü und Stephan Katona de Gelej begünstigt und erziehen lässt: unterstützt die Gemahlin Michael Károlyis den katholischen Glauben, verbirgt in ihrem Hause zu Szatmár die Jesuitenväter Kornis und Bánffy vor der Verfolgung Georg Rákóczy's, und entsendet sie wiederholt, ihm trotzend, zur Bekehrung Siebenbürgens. Aber auch der damals bereits mit seiner flammenden Redeglut bekehrende Cardinal Pázmány ist der Enkel einer Tochter dieses Geschlechtes. Aehnlich stehen sie als Verteidiger bald des Landes und des Königstrones, bald der Verfassung und der Freiheit der Nation in den Heeren und in den nationalen Insurrectionen da. Denn dies war damals inmitten der für die Erhaltung der Nation gefochtenen heftigen Kämpfe die, wenn auch nicht immer fehlerlos betriebene, politische Wechselwirtschaft ihres historischen Lebens, mittelst welcher sie ihre so oft bedrohte Selbständigkeit und Fortdauer zu erringen und zu erhalten bestrebt war.

Die starre, feste Parteistellung würde die Nation vielleicht in das Grab geführt haben. Dagegen ist die Lebenszähigkeit, mit welcher sie bald die sie aufrechthaltende Macht mit Opfern unterstützt, bald auch sich selbst aufopfert, um ihre Freiheit und ihr Recht gegen dieselbe zu schützen, jener Doppelgrundzug, der sich durch unsere Geschichte hindurchzieht und eines ihrer constituirenden Elemente gebildet hat. Wer, von den actualen Zuständen der Nation ausgehend, die eine oder die andere Partei heute deshalb absolut verdammt, würde Parteigeschichte schreiben. Das gesammte Handeln der Parteien bildet erst das Leben der Nation.

Fehler, ja selbst Verrat sind auf der einen und auf der andern Seite begangen worden. Aber nicht dies, sondern die höhere patriotische Idee ist es gewesen, was die Parteien zum Handeln hinriss und das Princip und die Seele der politischen Action bildete.

Und ich würde dies nicht überflüssigerweise so scharf hervorgehoben haben, wenn dieser Doppelzug nicht bis in die letzteren Zeiten die Geschichte der Nation und mit ihr das Leben der Mitglieder der Familie Károlyi so stark charakterisirte, bis herab zum Kuruzenführer Alexander und bis zum Grafen Stephan, in welchem die edelsten Traditionen seines Geschlechtes gleichsam wieder auflebend an die Oberfläche traten. Denn er hat sich des grossen Namens, den eine lange Reihe von Ahnen auf ihn vererbt hatte, nicht allein würdig erwiesen, sondern dessen Glanz noch um ein gutes Teil vermehrt, während er mit seiner Hochherzigkeit und patriotischen Opferwilligkeit, mit seiner exemplarischen Religiösität und Wohltätigkeit alle seine Vorfahren überragte.

Den Samen dieser Tugenden streute seine hochreligiös gesinnte Mutter in seiner Seele aus. Seine Erzieher und Lehrer an der Piaristen- und Hochschule unserer Hauptstadt mögen denselben höher entwickelt haben. Man nennt unter ihnen den Bruder Stephan Kovácsóczy's, des Redakteurs der Arpadias, und Nikolaus Révai, den grössten ungarischen Sprachgelehrten, welcher bereits ein Günstling seines grossen Vaters gewesen war. — Doch das nationale Gemeingefühl hatte zu jener Zeit das Gemeinleben noch nicht tiefer durchdrungen. Révai und Kazinczy, ihr Kreis und ihre Schüler, hatten die literarische Bewegung eben erst begonnen, als auch Graf Stephan, die damals gewöhnliche Laufbahn der Jünglinge unserer Magnatenfamilien einschlagend, in den Militärdienst trat, welcher der so hochgehaltenen traditionellen ungarischen Tapferkeit den einzigen Spielraum, die einzige Aeusserungsmöglichkeit bot. Hier, wo damals auch der erste und grösste ungarische Reformers, Stephan Széchenyi, seine Laufbahn begann, konnten dieselben sich noch am meisten auszeichnen. Graf Stephan



Károlyi gelangte indessen auch von hier alsbald auf das diplomatische Gebiet. Damit fand er sich mit einem Male inmitten einer der Hauptstädte der Welt, in Paris, wo er ein Mitglied einer der Hauptagenturen der damals einflussreichen Metternich'schen Politik, der österreichisch-französischen Gesandtschaft, wurde. Dies geschah nach dem Wiener Congress, auf welchem Talleyrand die Partie für Frankreich gewonnen hatte und der in seinen Ansichten wandelbarste Diplomat der Weltpolitik durch die Annahme des festständigen Princips der Legitimität damals zum Mittelpunkt der conservativen Restauration geworden war. Und dies wurde auch den Grafen Stephan von grossem Einfluss.

Die französische Gesellschaft hatte seit einem Vierteljahrhundert gleichsam die sechste Wandlung durchgemacht, indem der absoluten Monarchie die constitutionelle, dieser die Revolution, die Schreckensherrschaften des Convents und des Directoriums, die Dictatur und das Consulat, bis zur imperatorischen Willkür rasch aufeinander folgten; und mit dem Sturze dieser setzte nun wieder Jedermann seine Hoffnung auf die constitutionelle monarchische Restauration. Die Springfedern der durch die wilden Orgien der Freiheit und durch die Tyrannei des Imperialismus lange Zeit darniedergedrückten höheren und geistigeren Aspirationen schnellten auf einmal wieder in die Höhe. Neueres Leben, neuere Ideale begannen in der zu neuem Dasein erwachenden höheren Societät zu pulsiren und zu regieren. Anstatt der Tribüne und Guillotine, der Armee und Campagne wurde wieder der Salon und die Literatur zum Mittelpunkte. Mit den glänzenden Festlichkeiten des Triumphes der Restauration, so wie im Hotel de Ville mit der Musik Cherubini's und dem Gesange der Malibran der königliche Friedenshymnus Millvoje's ertönte, öffneten und füllten sich von Neuem die verödeten Salons des Faubourg St. Germain mit den überlebenden Sprossen des zerzausten Baumes seiner alten Aristokratie. Der Hof der zurückgekehrten Bourbonen war zwar nicht mehr der Salon der glänzenden und rauschenden Gesellschaft Ludwigs XIV., wo die Macht und der Ruhm, die Tändelei und der Müssiggang sich mit dem Esprit und der Inspiration Stelldichein

gaben und die grossen Tugenden mit den Ungeheuern der Verbrechen Arm in Arm gingen: dessenungeachtet erweckten die Enkel der Helden der Kreuzzüge, mit ihrem durch das Unglück geläuterten feinen Geist und Geschmaek das Salon-Leben wieder in Schwung bringend, die edlere Gesellschaft zu neuem Leben.

Der höhere französische Salon ist indessen allezeit vorwiegend Salon und Gesellschaftskreis für Literatur und Kunst gewesen. Und nichts bedurfte so sehr der Restauration, wie die höhere Literatur, welche von der Revolution im Kot geschleift und vom Kaisertum an die Heerwagen seiner Armeen gefesselt fortgeschleppt worden war. Jetzt feierte sie endlich ihren Triumph. Hohe Staatsmänner, vom König, Ludwig XVIII., angefangen — dem sein Minister Marquis Villèle die Oden seines geliebten Horaz abwechselnd mit den Meditationen Lamartine's vorliest — Gelehrte und Philosophen, Belletristen und geistreiche Damen wetteiferten im Cultus der Literatur. Während der Salon der Herzogin Duras zur glänzenden Ruhmeshalle Chateaubriands wurde, wo sein «Geist des Christentums» und sein «Blutzeugen»-Epos, im Anbeginn des Jahrhunderts erst als leiser Seufzer vernehmbar, nunmehr als Triumphgesang ertönte, und bei der Herzogin Tremouille neben den ernsteren religiösen Schriften Bonals und De Maistre's die Hymnen Lamartine's voll Rührung vorgelesen wurden: ging in den gleichsam vermittelnden Salons der Madame Recamier und der Herzogin von Broglie auch die Philosophie Arm in Arm mit der Politik, Wissenschaft und Literatur, und bildete das Auftreten und die Conversation Rémusat's und Sismondi's, Benjamin Constant's und Royer Collard's, Guizot's und ihres Kreises den Mittelpunkt.

Graf Stephan Károlyi verlebte seine Jugendzeit in diesen Salons und erhielt, in diese höchste und glänzendste Gesellschaft jener Zeit hineingelangt, eigentlich hier seine höhere Erziehung. Gleichwie sich diese Kreise seiner vornehmen Herkunft und Stellung öffneten, öffnete sich sein empfangliches Inneres ihren höheren Inspirationen. Er gehörte zu ihren regelmässigen Besuchern. Bald verbanden ihn noch engere verwandtschaftliche Bande mit der Pariser Grandseigneurwelt. Er vermählte sich nach kaum zwei-

jähigem Aufenthalte daselbst mit der Gräfin Georgine Dillon, der Tochter einer der vornehmsten und wohlhabendsten Familien des Landes, der Nichte des Ministers Fürsten Polignac, welche ihre in zwei Welttheilen befindlichen Besitztümer, von ihrem Pariser Palais angefangen bis zu ihrem Erbtheile in den Zuckerrohrpflanzungen der französischen Colonie auf Martinique in Amerika, in den Besitz der Familie Károlyi brachte. Dieses Familienband, zugleich mit seiner Stellung, fesselte ihn noch längere Zeit an Paris, und führte ihn auch nachher, nach dem frühzeitigen Tode seiner Gemahlin, vereint mit seinen Kindern und seiner Familie, öfter dorthin zurück, und das Familien- und Salonleben dieser Kreise wurden ihm lange Zeit hindurch zur zweiten Heimat. Die edlere Richtung ihres literarischen Geistes aber durchdrang ihn vollständig. Die Beschäftigung mit der französischen Literatur wurde sein Lieblings-Zeitvertreib, ja seine Leidenschaft. Er stellte die Werke derselben sorgfältig im glänzenden Bibliothekssaale seines Fötter Kastells zusammen, welcher in dieser Hinsicht in unserem Vaterlande ohne gleichen dastand.

Inmitten jener Kreise erwuchs aber in seiner Seele auch das höchste Ideal seines Lebens, welches ihm Geist und Herz vollkommen durchdrang: das tiefere Gefühl der Religiosität. Die Literatur der Restauration hatte nämlich nicht allein eine vornehmlich religiöse Richtung, sondern sie bezweckte geradezu auch die Wiederherstellung der Religion. — Aehnlich, wie die Literatur des XVIII. Jahrhunderts nicht allein irreligiös gewesen war, sondern, die Religion verhöhrend und verfolgend, gleichsam die Ausrottung derselben angestrebt hatte, begann die Restauration mit ihren literarischen und wissenschaftlichen Werken die Wiederherstellung der Religion.

Das religiöse Leben bot damals nirgends so grosse Lehren, wie in Frankreich. Dasselbe hatte innerhalb einiger Jahrzehnte die Epochen sämmtlicher Jahrtausende der Geschichte des Christentums durchlebt. Es war bis zur heidnischen Glaubenslosigkeit gelangt; es erlebte sozusagen die Periode des Urchristentums, die Verfolgungs- und Ausrottungszeiten der Nero und Diocletian

und Julianus Apostata. Es opferte bereits, wie einst, in den unterirdischen Schlupfwinkeln der Katakomben, bei verschlossenen Türen und im tiefen Schosse der Kerkerverliesse, auch hieher vom Beile der Henker verfolgt und vom schneidenden Hohne der Gottesleugner bis in die Tiefe des Herzens verwundet. Kaum einige übriggebliebene glaubenstreue Hirten und des Hirten beraubte einfache Heerden hüteten noch im Herzen verhehlend ihren Funken, als die aus der Verbannung Wiederkehrenden von Neuem ihre Flamme entfachten. Denn rauchte der auf Befehl des Caesars zurückdecretirte Altar auch schon wieder an der Stätte des in Trümmer gefallenen verödeten Tempels, so konnte doch die Opferflamme noch nicht frei himmelan lodern. Gott war in Frankreich wiedereingesetzt worden, er konnte aber darin nicht herrschen, er war nicht in die Herzen wiedergekehrt.

Da wurde einer der heimgekehrten Helden von Gott ausersehen. Und Chateaubriand, der letzte der jüngsten Classiker und der erste der Romantiker, wie die Literaturgeschichte ihm benannt hat, welcher den Adel des christlichen Geistes mit den Schönheiten der antiken Literatur vermählte, begann die Wiederherstellung der Religion auf dem Gebiete der Literatur. Damit begann die Reaction des unterdrückten aber unausrottbaren Gefühles der Religiosität gegen die Ungläubigkeit. Seine Werke, der Geist des Christentums und die Blutzegen, waren nicht nur Bücher, sondern Taten in der Geschichte des Geistes des XIX. Jahrhunderts, welche damals, nach Villemain's Ausdruck, sich wie die grossartigen Portale des erhabenen gothischen Doms auftaten, einen erhebenden Einblick in das Allerheiligste bietend. Frankreich kehrte mit ihnen in den Händen zum Glauben zurück, zufolge jenes Bedürfnisses, welches das menschliche Herz nach der Religion empfindet, so oft dieselbe gewalttätig unterdrückt wird, und deren Abgang zu ersetzen, das Gewissen zu beruhigen, keine pilosopische Idee im Stande ist. Es ging daher über die haltlosen Ideen und Principien der Neuzeit hinaus zur Aufsuchung der Ideale und Institutionen jener alten Zeit zurück, welche die einzige feste Grundlage der christlichen Civilisation gebildet hatten; und belebte damit vorläufig

wenigstens die romantisch genannte Empfindung seiner älteren Zeit.

Jedoch war Chateaubriand mit seinen Werken blos der Vorbote des neuen Morgenrots. Seinen Fusstapfen folgten De Maistre mit seiner katholischen Philosophie und Bonald mit seinem positivreligiösen Rechtsgefühl, Frayssinous mit seiner kirchlichen Redekunst und Lamartine mit seiner religiösen Poesie, welcher allenthalben mit einer Mischung von Staunen und Sympathie, gleichsam wie einer Stimme aus einer anderen Welt, gelauscht wurde, als er seine Muse vom Parnass auf Golgatha versetzte, und die Stimme des Schmerzes, der Zweifel der Zeit in den erhabenen Ton der himmlischen Harfe seiner Hymnen, seiner Meditationen übergang. Er wurde mit einem Male zum Mittelpunkte des religiösen literarischen Salons. Die Schöngeister umschwärmten ihn; jedes Antlitz lächelte ihm entgegen und auch Károlyi trat früh in seinen Kreis: er wechselte unter den Ersten mit ihm Händedrücke und seine Gedichte blieben ihm sein ganzes Leben hindurch eine geisterhebende Lieblingslectüre. Bald wurde auch die schon früher wiederhergestellte kirchliche Rednerbühne gesucht. Um Frayssinous' Kanzel zu St. Sulpiz drängte sich das Publikum der Restauration derraussen, dass, obgleich sie nach einer geräumigeren Stätte versetzt wurde, die Zuhörer seiner Nachfolger Lacordaire und Ravignan später, ungeachtet der Juli-Revolution, selbst in den Riesenhallen der Notre-Damekirche nicht mehr genügend Raum fanden. Und ähnlich, wie im Anbeginn der urchristlichen Zeit die ersten Athleten der Religion sich blos auf die Defensive beschränkten, während die Wissenschaft der Kirchenväter bereits zur Offensive übergehen konnte, begab es sich auch hier bei der religiösen Restauration. Lamennais begann damals mit seinen systematischen wissenschaftlichen Werken zuerst den Angriff, die Rechte des Glaubens auf dem gesammten Gebiete der Kirchenwissenschaft zugleich verteidigend und zur Geltung bringend.

Eben in dem Jahre, wo Graf Stephan Károlyi nach Paris kam (1818), erschien Lamennais' neueres Werk gegen «den religiösen Indifferentismus und die Irreligiosität». Dasselbe bildete das

namhafteste Ereigniss, die bedeutendste Novität der Saison und herrschte fast absolut auf den Tischen und in der Conversation des literarischen Salons. Es wurde gelesen und beurteilt, entzückt gebilligt und verdammend bekämpft, verteidigt und übersetzt. Der Verfasser wurde vom Heiligen Vater angefangen, von allen Seiten begrüsst, von Fürsten und Theologen, Andersgesinnten und Gelehrten. Als man bereits meinte, dass weder die Wissenschaft, noch die Tugend, noch das Talent, noch die Heiligkeit im Stande sei die Irreligiosität zu besiegen — sagt ein hoher Geist dieser Zeit — überraschte dieses einfache Buch Alle, Gläubige und Ungläubige, mit seiner Kraft. Es scharten sich um ihn — für und wider — die grössten Geister seiner Zeit. Die Nachkommen der Helden der Kreuzzüge und die Enkel Voltaire's — wie Montalembert sagte — forderten einander zum offenen Zweikampf heraus, gleichsam in dieses höhere Gottesgericht ihre Hoffnung gegen die Massen des Unglaubens setzend. Lamennais und seine Schule bildete fortan lange Zeit, Jahrzehente hindurch, den einen Mittelpunkt, sowie er einer der mächtigen Führer dieses Lagers der aufgeworfenen religiösen Frage wurde. Nicht minder häufig aber beschäftigte er fortwährend auch die Causerie der Salons. Und unter seiner tiefen Einwirkung befasste sich die Herrin des vornehmsten, die hochsinnige Herzogin Duras, ihre belletristische Feder beiseite legend, fortan mit dem Schreiben christlich-religiöser Reflexionen, worin damals gar manche ihrer Verehrerinnen und Genossinnen ihrem Beispiele folgte.

Die Bretagne, wo Chateaubriand und Lamennais in demselben Seehafen-Städtchen das Licht der Welt erblickt hatten, wurde mit einem Male das Galiläa Frankreichs, aus welchem seine neuen Apostel hervorgingen. Hier in der Einsamkeit des Ahnensitzes Lamennais' zu La Chaisnai war es, wo die grössten Theologen und Staatsmänner, Redner und Dichter dieser Zeit: Berryer und Lamar tine, Gerbet und Salinis, die beiden Guérin und Morovannais, Breil de Marzon und La Provostaie, Lacordaire und Montalembert u. s. w., sämmtlich hervorragende Geister ihres Zeitalters, einander bald zu Besuche zusammenfanden und in seiner Gesellschaft

verweilten, bald bei ihm studirend selbst eine neue Schule schufen. Der Meister, der als Kind noch die Türen der Opferverstecke der sich verbergenden Gläubigen vor den Ueberrumpelungen ihrer Verfolger gehütet hatte, bald auch selbst sich zum Saulus derselben und dann wieder zum Paulus bekehrte; — verkündete nun mit dem Mute und der Wissenschaft der ersten Bekenner und der Kirchenväter die heilige Wissenschaft. So versammelte er um sich die grossen Geister und zukünftigen Apostel seiner Zeit, und sie wandelten hier, wie die Anachoreten der Wüste von Thebais, zurückgezogen hinter die Felsen der Wüste, die Ufer des brausenden Meeres entlang und in den hinter denselben sich ausbreitenden Eichenwäldern, Arm in Arm verschlungen, lesend und lernend, wie etwa die Hieronymus und Basilius, die Gregorius und Chrysostomus der Urzeit einst an den Ufern des Ilissus und des Meeres, in den Schulen Athens und Alexandriens, sich in der Heiligen Schrift und der Wissenschaft, in der Redekunst und Apologetik übend, in Freundschaft und geselligem Verkehr miteinander in dieser weltentrückten Einsamkeit lebten; während der Meister, dessen Genie und Enthusiasmus sie durchdrungen hatte, wie einst so Mancher von den Apologeten und Controversisten der mit der entstehenden Kirche aufwuchernden Secten, und etwa ein zweiter Tertullianus oder Origenes, auf Tod und Leben, leidenschaftlich, erbittert gegen die heidnische Glaubenslosigkeit und sittliche Entartung kämpfend, schliesslich auch selbst mit seiner harten und strengen, rücksichtslosen Gewaltsamkeit und Uebertreibung über die Grenzen der Nüchternheit und Autoritäts-Achtung hinausschweift und mit seinen Polemiken und Controversen zum Abtrünnigen wird, nachher in die Fluten der Uebertreibungen der revolutionären Freiheit und der Demokratie versinkt und während er über die Stirne derselben das Kreuz machen will, selbst in die extremsten Reihen derselben tritt. Denn gleichwie die Parteilidenschaft der politischen Ultras regelmässig ihren Patriotismus überwiegt, so ist auch die fanatische Leidenschaft der Uebertreiber der religiösen Ideen meist grösser als ihr religiöses Gefühl, und ihr Hochmut führt sie dann in der Regel zur Abtrünnigkeit.

Die Apostel werden zu Volkstribunen und gelangen, indem sie unvereinbare Begriffe und Grundsätze miteinander vereinbaren wollen, zu dem ohnmächtigen und erfolglosen Bestreben der Auflösung des unauflösbaren Problems der geistigen *quadratura circuli* der Principien, indem sie himmlische Visionen mit höllischen Gesichtern durcheinander mengen; wie es eben auch mit Lamennais in den Fantasien seiner letzten Schriften *Paroles d'un croyant* und *Livre du peuple* der Fall gewesen ist.

Dessenungeachtet aber überlebte der von ihm wachgerufene gute Geist und der edle Kreis seiner Schule die Apostasie des Meisters und seine sämtlichen Irrtümer. — Gerbet und Salinis wurden exemplarische Apostel, Theologen und Oberhirten ihres Zeitalters. Lacordaire und Montalembert waren mit ihrer Schule und ihren Werken, ihren hinreissenden Reden und ihrer Auswertung der Tagespresse die edelsten und glühendsten Apologeten des Katholizismus, welche die Idee und Glaubenssache des Katholizismus in der Wissenschaft und in der grossen Welt, im Parlament und in der Akademie auf die höchste Höhe erhoben.

Dass ich indessen hier hievon so eingehend rede, ist durch das gesammte innerste Leben des Grafen Stephan Károlyi motivirt, denn auch er wurde damals, unter den Einwirkungen dieser Schule, zum entschiedenen Anhänger derselben und dies wurde der Grundzug seines religiösen Eifers und Geistes. Die aufstrebende Begeisterung und das erhabene Streben dieser hohen Geister ergriff auch ihn, und leitete ihn sein ganzes Leben hindurch. Dies bildete fortan den ausschliesslichen Ausgangspunkt desselben und den charakteristischen, edelsten Teil seines Wesens. Er stellte die aus Lacordaire's Notredame-Conferenzen und des Grafen Montalembert Kammerreden geschöpften religiös-geistigen Genüsse den in seinen Augen höchsten, den aus Bossuet und Fenelon geschöpften, an die Seite. Zu dem berühmten Verfasser des Lebens der heiligen Elisabeth von Ungarn, dem Grafen Montalembert, trat er nachmals in ein intimeres Freundschaftsverhältniss. Dieser mit ihm verwandte Geist wurde sein Ideal und sein Verehrer. Sie suchten einander zu wiederholten Malen auf. Mon-



talembergt besuchte ihn auch bei uns, in seinem Föter Kastelle. Seine Erzstatue aber stand, als das Abbild seines Ideals, allezeit vor ihm auf seinem Schreibtische.

Also entwickelte in dem Grafen Stephan die höchste und geistvollste Gesellschaft der Welt die tiefste religiöse Empfindung. Und während die Weltkinder in Paris weit eher alles Andere als Religiosität suchen und finden konnten und während Andere dieselbe dort nebst ihren guten Sitten einbüßen mochten, pflegte und erhob sein edles Wesen dieselbe auch hier. Dies war auch bei uns gar nicht beispieillos. Der neuerwachte Geist der Religiosität übte damals eine so starke Wirkung aus, dass er, trotz der revolutionären und fortschrittlichen Bewegungen, der rationalistischen und materialistischen Principien der Zeit, selbst unsere grössten Reformer, Szechenyi und Eötvös, damals tiefer ergriff. Der im Grunde tief religiös empfindende und so erzogene Stephan Széchenyi wetteifert im Privatgebete mit Nicolaus Wesselényi, und in Frankreich reisend, treten sie im Karthäuser-Kloster zu Latrappe mit grosser Andacht büssend, fastend, mit asketischer Selbstverleugung zur Busse und Beichte ein, ungeachtet des gleichwohl auch bei ihnen auftauchenden Skeptizismus.<sup>1</sup> Und in Eötvös' Karthäuser bricht auch über das Gefühl des modernen sentimentalischen Weltschmerzes hinaus die Alles ausgleichende und lindernde Grundidee der Kraft des Glaubens hindurch, während er in seinem Hauptwerke, den «Ideen des XIX. Jahrhunderts», bereits die Aufgaben der Menschheit, des Staats und der Gesellschaft blos auf Grund der christlichen religiösen Civilisation und Tugend, im Geiste derselben, durch die Praxis ihrer Principien und Lehren, für lösbar erachtet, sowie dies die grossen Geister und tieferen Gemüter aller Zeiten, von dem, wie es heisst, von der Lehre des heiligen Paulus bereits durchdrungenen Seneca und Lactantius oder auch von der Theosophie des Thomas von Aquino angefangen, bis zu Guizots und Thiers' heutigem Ideale der staatlichen und gesellschaftlichen Freiheit herab, geglaubt haben. Doch hat dies auch die Geschichte

<sup>1</sup> S. Anton Zichy's Auszüge aus Széchenyi's Tagebuch.

und die Erfahrung bewiesen, dass dieser religiös-sittliche Einfluss des Christentums, wie er die verfallende Societät der römischen Welt regenerirt hat, so auch bis heute, nach den Revolutionen sämmtlicher socialen und staatlichen Reformen, mit ihren ewigen Principien die durch die Revolutionen in Aufruhr gebrachte und inmitten derselben verfallende Menschheit immer restaurirt hat und sicherlich auch in Zukunft restauriren wird.

Aber während dieses religiöse Gefühl unseren grossen vaterländischen Reformern, wie Széchenyi und Eötvös, zur Festigung ihrer Willenskraft, zur Veredlung und Erhöhung ihrer Ideale diente, blieb dasselbe beim Grafen Stephan Károlyi nicht blos Princip und Gefühl, sondern wurde ihm zur Lebens-Praxis. Die christliche Theorie der Eötvös'schen Societät gewann in Károlyi, in Action übergehend, individuelle Verkörperung. Und wer sein heilsames Wirken, sein segensreiches Leben, seine Opferwilligkeit, seine Vaterlandsliebe, seine Begeisterung für die Sache der Cultur und Civilisation und endlich seine menschenfreundliche Wohlthätigkeit kennen zu lernen Gelegenheit hatte, würde mit Hinblick auf Eötvös Definition seines socialen Individuums in richtigerem und edlerem Sinne haben sagen können, was die Beurteiler Plato's mit Hinblick auf seine Definition seines Menschen sagten: *en hominem!* Denn dieses religiöse positive Fundament bildete bei ihm nicht blos das Ideal und die Sehnsucht, den Willen, die Beruhigung und den Trost, sondern dasselbe regelte auch sein Handeln, seine Ausübung der Religion und Tugend. — Jedes seiner Principien, seiner Worte und seiner Handlungen waren ein Ausfluss desselben; und dasselbe war zugleich der Boden, auf welchem er stand und sich in die Höhe erhob; aus diesem Gesichtspunkte kann deshalb auch seine Grösse allein gewürdigt werden. Ich würde mich sonst bei den Einwirkungen und Umständen des ersten Lebensabschnittes des Mannes auch nicht so lange aufgehalten haben, wenn dieselben nicht den Schlüssel und den Grund seines ganzen Lebens, Charakters und Geistes bildeten. Und diesen so festen Grund gewann er bei seinem tiefen religiösen Gefühl, erhaben über jede Empfindelei oder Schwärmerei, durch die Kraft des

Glaubens und durch das ernstere Religionsstudium. Denn er studirte, las, kannte die tieferen Fundamentalwerke des weiten Gebietes der Theologie, ja selbst ihre abstracteren grossen Fragen, die Kirchengeschichte ebensowohl wie die Dogmen. Er schöpfte aus ihnen eine Kraft und Belehrung, welche weder durch die liberalen, noch durch die theosophistischen staatlichen und socialen Doctrinen unserer Zeit erschüttert werden konnten, wie sehr er auch dem Fortschritt und der Freiheit huldigte. Er konnte bis zu den Extremen der Zeitideen gehen, er konnte die Berechtigung der Forderungen derselben anerkennen, ohne dass er in seinem religiösen Gefühle hätte schwankend oder irre gemacht werden können; denn seine tiefe religiös-sittliche Empfindung, Kraft und Kenntniss zog Allem und Jedem die gebührende Schranke.

Die Differenz hierin zwischen ihm und den doctrinären Staatsreformern der sogenannten christlich-religiös-liberalen Schule unserer Zeit war eine wesentliche. Während diese in der Regel, durch ihre langwierigen philosophischen und politischen, sociologischen und empirischen Studien und Systeme belehrt, in letzter Analyse darauf kommen, dass weder die freisinnigsten Regierungsformen, noch wie immer freie communale Organisationen und die weitesten Rechte des Individualismus den menschlichen Bestrebungen und Wünschen gebührend und gehörig zu entsprechen im Stande seien, und einfach zu den religiösen grossen und ewigen Wahrheiten des Gewissens, welche die Kirche so klar aufstellt, als zur einzigen Panacee der menschlichen Gebrechlichkeit zurückkehren und daraus geschickte Systeme construiren, wie z. B. Tocqueville und Eötvös: steht in Stephan Károlyi der einfache edle religiöse Gläubige vor uns, mit dessen Grundsätzen und Pflichtgefühl, ohne jegliche andere Doctrin und System. Damit kann er aber im Resultat so dastehen, wie der höchsten Theorie gegenüber, deren wenn auch bisweilen unbewusste, einfache, aber edle Praxis dasteht; oder auch die Grösse des einfachen christlichen Gläubigen neben der gekünstelten und gemachten philosophischen Grösse. Darum bestrebte sich Károlyi, von der kleinsten religiösen Pflicht und Übung, von dem alltäglichen andächtigen Seufzer,

den kleinen Gebeten und den grossen Gottesdiensten, welche er an keinem einzigen Tage versäumt haben würde, bis zu den höchsten Geboten und Werken der aufopfernden Liebe und zur Erhabenheit der Ratschläge des Evangeliums das ganze Religionsgesetz zu erfüllen. Und darein setzte er seine ganze Glückseligkeit, mit diesem Gefühle strebte er sodann Andere, seine Familie und seine Mitmenschen, sein Vaterland und die Gesellschaft zu beglücken. Denn er war der Ansicht, dass die christlich religiöse wahrhafte Reform vom Individuum selbst und somit von seiner eigenen Person angefangen verwirklicht werden müsse, um die ganze Gesellschaft heilsam durchdringen zu können.

Und darin nahm Graf Stephan Károlyi, wie sehr er auch in dieser Vollkommenheit Seinesgleichen suchte, jedoch blos die christliche Pflicht erfüllend, in der Tat nicht irgend eine exceptionelle Sonderstellung ein. Es war dies bei ihm so natürlich und er wich darin so wenig von unseren ähnlichen, ehrenwertesten gewöhnlichen edlen Gestalten ab. In unserer Nation war immer und ist auch bis heute — trotz der neueren glaubenslosen und religionslosen, positivistischen und materialistischen Strömungen, oder auch der Auswüchse der modernässigen Halbbildung und Oberflächlichkeit — jene tiefere Religiosität und jenes strengere sittliche Gefühl vorhanden, welche das frivole Leben und die materialistischen Lehren stets repudiiren.

Alle diese religiösen Grundsätze und Uebungen hielten den Grafen Stephan Károlyi auch ganz und gar nicht von den edleren Freuden des Lebens zurück, sie potenzirten ihm im Gegenteil den höheren Genuss derselben. Er verschloss sich durchaus nicht vor den an einen Grandseigneur herantretenden Anforderungen des grossen Lebens, vor den Ansprüchen der Reform und des Fortschritts, des Patriotismus und der Politik, der Gesellschaft, Wissenschaft, Kunst und Literatur, und überhaupt des höheren Welt- und Culturlebens.

Ebenso wie die höhere Empfindung seiner religiösen Begeisterung und zugleich mit dieser brachte er von Paris auch die edleren Vergnügungen der höheren französischen Gesellschaft mit sich

nach Hause. Die grossen Leiden und Unglücksfälle der revolutionären Katastrophe hatten, ähnlich wie die Luft durch ein Gewitter gereinigt wird, auch auf die Sitten dieser Gesellschaft reinigend, läuternd eingewirkt, und, sowie sie von Neuem wieder ihr Haupt erhob, legte sie grösstenteils ihren von sich selbst erfüllten Hochmut, ihre steifen Manieren, ihre frivolen Sitten und ihr exclusives Leben ab, welches bisher anstatt dem Talent und der Bildung grösstenteils nur dem Geburtsvorzuge Anerkennung gezollt hatte. Sie behielt aber dessenungeachtet den Vorzug ihrer Anmut und Feinheit bei. Neben der alten höfischen französischen Etiquette und Eleganz gewannen jetzt auch die aus dem Exil importirten ernsteren englischen ritterlichen Gewohnheiten Terrain, mit ihnen kamen die männlicheren Jagd-Sport-Übungen in Gebrauch. Und Graf Stephan, der allen diesen Richtungen huldigte, wurde einer der Ersten unter denjenigen, welche, wenn auch nicht die alles Andere in den Hintergrund drängende Leidenschaft, wohl aber die männliche Praxis derselben in unserem Vaterlande eifrig cultivirten und heimisch machten.

Wie sehr er aber auch die Bildung des höheren europäischen Lebens und Geistes in sich aufnahm, so stellte er dieselbe doch auf eine ungarische Unterlage, indem er seine patriotische Empfindung und seinen nationalen Geist bewahrte; er nahm nicht, wie die schwachen und krankhaften Charaktere, den krankhaften Hang des Cosmopolitismus an, blos Weltbürger sein zu wollen, oder eine internationale Existenz zu affectiren. Er trieb nicht Ausländerei mit der leeren Nachäffung und dem oberflächlichen Anstriche der äusserlichen Gewohnheiten, wie sie bei Vielen das einzige Ergebniss ihrer ausländischen Erfahrungen bildet, mit welchem sie das vaterländische Gefühl, die niedrigere heimische Sitte und Lebensführung abstreifen zu können wännen. Denn auch hierin gilt der Ausspruch Bacons von Verulam über die Erfahrung im Auslande, dass sie oberflächlich gekostet irre macht, tiefer geschöpft für das Leben kräftigt. Széchenyi und unser Károlyi und ihre Genossen schöpften damals solcherweise Kräftigung daraus

und darum erwuchs dem Vaterlande aus ihren ausländischen Aufhalten und Erfahrungen Vorteil und Segen.

Es stand ihnen neben dem höheren Leben des Auslandes stets die Zurückgebliebenheit ihres Vaterlandes vor Augen. Der Fortschritt und die Restauration des Auslandes erinnerte sie auf jedem Schritt und Tritt, welcher Reformen auch ihr Vaterland bedürftig sei, wie viel auch hier daheim restaurirt, wie die Rechte und die Verfassung, die Sprache und die Literatur, und vor allem die verloren gegangene Selbstständigkeit der Nation wiederhergestellt werden müsse.

Und sowie Graf Stephan nach Verlauf einiger Jahre heimkehrte, ging er auch sofort an die Arbeit. Die Nation war eben damals zu höherem Selbstbewusstsein erwacht. Den edleren Kräften eröffnete sich durch Széchenyi's Reformbestrebungen ein höherer Wirkungskreis; mit ihm begann die Arbeit der nationalen Reform. Wir finden auch Károlyi sofort in der Reihe seiner Mitarbeiter, und spielt er gleich keine Führerrolle, so ist er doch, nebst seinen Brüdern, Széchenyi in Allem und Jedem unterstützend, mittätig. Bei der Errichtung der Akademie und des landwirtschaftlichen Vereines, auf den Subscriptionsbogen für Dampfschiffahrt und Pferderennen, für Kettenbrücke und Casino, für Bildung von Vorlesungs-Vereinen u. s. w. begegnen wir überall seinem Namen.

Aus dieser Zeit datirt auch seine schönste Schöpfung, Fót. Diesen Ort umschwebten grosse nationale Erinnerungen. Oberhalb desselben stand Mogyoród mit seinem alten, aus dem XII. Jahrhundert stammenden Kloster, unter welchem die Könige Salamon und Ladislaus der Heilige aus dem Hause der Árpáden ihre Bruderkämpfe fochten und mit der Gründung des Klosters ihre Busse bezahlten. In den die Hauptstadt verheerenden Schlachten fiel auch das Kloster der Verwüstung anheim, und seine Umgegend stand als Sandwüste da, welche die Stadt umschloss. Károlyi schuf auf derselben mit seinem schönen Kastell, seinem grossen Park und prächtigen Kirchenbau eine neue anmutige Oase. Und er schuf dieselbe unter den allerschwierigsten Umständen, vor welchen selbst der verwegene Schöpfer Széchenyi zurückschrak.

Denn wie er mit seinen Freunden Károlyi in Fót häufig besucht, so witzelt er geistreich über die schwierige Aufgabe, indem er, wie er in seinem Tagebuche bemerkt, mit der Bedeutung des ungarischen Namens des Ortes und der Bedeutung des gleichlautenden französischen Wortes spielend, Fót bald einen Makel (ungarisch fót, folt), bald einen Fehler (franz. faute, «Fót c'est faute») nennt. Doch glänzend gelang inmitten des Flugsandes der Wüste selbst der reizende Hain, der ein Lieblingsunterhaltungsort der höheren Kreise der Hauptstadt und ihres hinauspilgernden Publikums wurde; nicht zu gedenken des mustergiltigen Schul- und Pfarrhauses, der seither wohlhabend gewordenen Einwohnerschaft, der kunstvollendeten Basilika daselbst, während er die Säle seines Kastells mit den Meisterwerken der Wissenschaft und Kunst ausstattete. Denn auch seine Bibliothek wurde eine der auserlesensten und vereinigte die sämtlichen Classiker der alten und neueren, kirchlichen und weltlichen, vornehmlich aber die sämtlichen Schätze der französischen Literatur in sich, insbesondere, nebst den grossen Werken der Kirchenväter, auch die Meisterstücke der neueren kirchlichen Beredtsamkeit, — und dies hier, wo ehemals der Besitzer des Ortes im vorigen Jahrhundert, der Graf Fekete, der damaligen encyclopädistischen literarischen Mode huldigend, in seinem kleinen Sans-Souci-artigen Wohnhause Voltaire und Diderot einen literarischen Tempel aufgerichtet hatte. An der Stätte desselben erbaute Graf Stephan mit den Idealen seines religiösen Geistes eine Basilika und einen Palast und auch der mittelalterliche edlere Geist der altungarischen Vorzeit feierte hier gleichsam seine Auferstehung mit der Kirche, Bibliothek und Kunstsammlung, derengleichen selbst Mogyoróds ehemaliges berühmtes Kloster nicht gesehen haben kann; anstatt der wild kämpfenden ungarischen heiligen Könige aber machten bald die in dem nachbarlichen Gödöllő wohnenden königlichen Majestäten auf ihren häufigen Wanderungen in der Gegend im Palaste des Gebieters von Fót ihre huldvollen Besuche.

Umgeben von diesen uralten Ueberlieferungen und inmitten dieser geistigen Schätze, lebte er hier in seinem stillen und glücklichen häuslichen Kreise, den Freuden und Sorgen desselben. Mehrmals durchdrang ihn zwar Schmerz und Leiden, indem er zweimal nacheinander seine Gattin und sein Kind verlor. Doch so hohe Geister erhebt und erzieht auch das Unglück noch höher empor. Und als er zum Zwecke der Erholung seiner zweiten geliebten Gemahlin, der Gräfin Franciska Eszterházy, neuerdings das Ausland aufsuchte, und ihn sein Weg und sein religiöser Hang jetzt wiederholt nach Rom, in die Hauptstadt der christlichen Welt, zum Grabe der Apostelfürsten und zum Haupte der Kirche, dem heiligen Vater, führte: wurde dadurch sein Geist neuerdings gekräftigt im Glauben und in der Wissenschaft, und erhob sich fortan noch zum Wunsche der Pracht und des Glanzes der Kirche, zur Liebe der kirchlichen Kunst. Er gewann dort dafür jene hohe Begeisterung, welche ihn zum ersten Wiederhersteller und Neuschöpfer der monumentalen kirchlichen Kunst in unserem Vaterlande erhob.

Rom war damals bereits, als die Hauptstadt der Weltkirche, der Mittelpunkt der höheren Kunstbestrebungen. Während in Paris auch unter der Restauration lange Zeit der herbe antike Classicismus der Kunst des Empire, von David und Gros, Girardet und Ingres, und dem damals bereits emporsteigenden Horace Vernet geübt, im ununterbrochenen Dienste der Schöpfung seiner ewigen Allegorien und blutigen Schlachtenbilder stand, die Gestalten der Hector und Achilles, Andromache und Daphne mit den Scenen der hundert Schlachten des Kaisers von Abukir bis Austerlitz, Leipzig und Moskau abwechselnd, und nur spät sich die neuere kirchliche Kunstrichtung Delacroix' und Flandrin's zuerst auf dem Grunde des nebulösen Romanticismus, nachher auf der historischen Basis der helleren mittelalterlichen christlichen Weltanschauung erhebt: war in den römischen Kunst-Ateliers bereits die Kunstrichtung der sogenannten nazarenischen Schule Overbeck's und seiner Genossen im Aufgange und wetteiferten mit dieser auch anderweitige Richtungen des Schaffens der geläuterteren



kirchlichen Kunst. Der bairische König Ludwig hatte dieselbe, als fürstlicher Kunstmäcen die Kunst-Ateliers besuchend und die Kunst durch Bestellungen hegend und fördernd, in Schwung gebracht. Als eines Tages auch einer der grossen Geister der neuen französischen religiösen Schule, Lacordaire, Rom besuchte, um den Dominikaner-Orden zu reorganisiren, kehrte er in das an der Via Appia verlassen und verfallend dastehende Dominikaner-Kloster San Sisto ein, welches ehemals als eine der Wiegen der Kunst dem Orden so viele Künstler erzeugt und wo Fra Angelico Fiesole, der grösste Meister desselben, geweiht, eine Schule geschaffen und Schüler gebildet hatte, deren Werke und Leben ebendamals der gelehrte Ordenspater Marchesi in seinem mehrbändigen, ausgezeichneten Werke, «Die Dominikaner-Künstler», bekanntmachte. In Lacordaire und seinen künstlerischen Ordensgenossen, den Vätern Besson und Piel, erwachte nun die Idee, an dieser Stätte auch die kirchliche Kunst der Dominikaner wieder zu erwecken, während zu derselben Zeit auch der berühmte Rossi begonnen hatte, mit seinen Forschungen und Werken die Wissenschaft der urchristlichen Kunst und Altertümer der Katakomben wieder zu beleben, welche er in unseren Tagen so hoch erhoben hat.

Auch vor dem Grafen Stephan Károlyi erschloss sich damit eine neue Welt, welcher sich sein empfänglicher Geist mit Wärme zuwandte. Er besuchte häufig die Kunstateliers, wurde mit den Künstlern bekannt, unterstützte und beschäftigte mehrere von ihnen, ehrte und schätzte die Bestrebungen des eiferglühenden Lacordaire, würdigte die Forschungen Rossi's und schloss mit ihm Freundschaft, welche er bis an sein Lebensende aufrechterhielt, seine Studien unterstützend, und ihm unter Anderem durch mich zuerst die unserem Vaterlande eigentümlichen, jenseits der Alpen nicht Ihresgleichen findenden Wandgemälde des Cubiculum der altchristlichen Fünfkirchner Katakomben mitteilend.

Inmitten dieser seiner Kunstgenüsse und Kunstbegeisterung erwuchs in ihm auch die höhere Idee, die Föter Kirche, durch welche er das Andenken seiner verewigten frommen Gemahlin zu

heiligen wünschte, nunmehr als eine altchristliche Basilika im mittelalterlichen Monumentalgeschmack aufrichten zu lassen. Damit aber begann er bei uns ein neues Feld wieder zu bebauen, welches, obgleich das glänzendste Kriterium der culturellen Lebendigkeit und Grösse einer Nation, in unserem Vaterlande bislang brach gelegen hatte. Aber ihn führte auch auf dieses Feld mehr die ethische Empfindung seines religiösen Eifers, als der ästhetische Sinn für die Kunst. Und obgleich auch dem Grafen Károlyi schon die mittelalterlichen Kunstideale des mit der französischen Restauration zur Entwicklung gelangten Romanticismus die Idee zu dieser seiner Schöpfung geben konnten, so ist es doch bekannt, dass damals die kunstgeschichtliche Grundlage dieser Geschmacksrichtung noch zweifelhaft oder doch nur schwankend war. Die mittelalterliche kunstgeschichtliche Styllehre stand in diesem Teile damals auch im Auslande nur eben erst in den Kindesjahren ihrer Entwicklung, bei uns aber war ihrer kaum noch mit einem Worte Erwähnung geschehen. Die practische Nachahmung war auch auf diesem Gebiete der theoretischen Lehre zuvorgekommen, indem selbst der König Ludwig von Baiern in seinen Münchener kirchlichen und anderen Architecturschöpfungen die mittelalterlichen Kunstgeschmacksrichtungen aufs Geratewohl gut oder schlecht nachahmen liess. Diese Art der Kunstschöpfung stand daher noch im Stadium des Herumtastens, des Experimentirens, und so begann sie auch bei der Fóter Basilika, indem der Graf Stephan seinen Baumeister, damit er seine Aufgabe lösen könne, im Auslande eine Studienreise machen liess. Natürlicherweise konnte dies vor der Hand, anstatt einer originalen organischen Schöpfung, blos eine gute oder schlechte Zusammenstellung von Nachbildungen einzelner Details solcher Kunstmuster resultiren. Es war ähnlich den damals auf Grundlage des Romanticismus aus dem Mittelalter herübergenommenen, mehr aus Empfindelei, als gründlichem Studium hervorgegangenen Muster-Nachahmungen, welche damals, von Schwärmerei und Laune ohne historisches Kunstverständniss geschaffen, viel zu sehr in der nebelhaften Luft schwebten, als dass sie der

Wirklichkeit hätten entsprechen können. Aber das gründlichere Kunststudium klärte und enthüllte alsbald die wirkliche künstlerische Grundlage und Organisation dieser Geschmacksrichtungen. Und wir können darum heute mit Recht jene hervorragenden Geister hochpreisen, welche von ihrer hohen Empfindung und Ahnung geleitet, und gleichsam in früher Morgendämmerung aufbrechend, die Bahn brachen, damit aber ihrer Zeit sozusagen voraneilten. Als nachher das volle Sonnenlicht der Erkenntniss dieses Gebiet der Kunstwissenschaft erleuchtete, erkannten wir auch unsere eigenen ähnlichen mittelalterlichen grossen Schöpfungen, wiewohl von denselben, mit Vergil zu reden, «*etiam periere ruinæ*», kaum mehr etwas Anderes, als ihre letzten Trümmerreste zu finden waren. Und wenn es gelungen ist, selbst aus diesen nicht allein die Kunstgeschichte unserer Nation zu reconstituiren, sondern auch ihre meisten Kunstdenkmäler zu erhalten oder selbst zu restauriren, muss auch diesfalls anerkannt werden, dass Graf Stephan Károlyi es gewesen ist, der mit seiner Föter Basilika zuerst begonnen hat, die kirchliche Kunst bei uns zu restauriren.

Aehnlicher Weise ist er der Ersten einer gewesen, der die ungarische Kunst freigebig zu unterstützen begonnen hat. Er wurde zu derselben Zeit der Gönner eines der berühmtesten ungarischen Maler, Markó's, seiner Schule und seiner Schüler. Und einen der hervorragendsten Zöglinge dieser Schule, Ligeti, eine der Zierden unserer heutigen Kunst, liess er studiren, reisen, arbeiten. Aehnlich verwendete er den Römer Tenerani und den ungarischen Bildhauer Zülich, den Maler Blaas, den Schöpfer der Fresken des Arsenal's, welcher auch in seiner Selbstbiographie des Aufenthaltes an seinem Hofe rühmend gedenkt, sowie auch den Architecten Ybl, den ich an erster Stelle hätte erwähnen sollen, bei der Schöpfung der Föter Basilika zur Ausführung der architectonischen und bildhauerischen Arbeiten, zur Anfertigung der reichen Gemälde ihrer Altar- und Wandbilder. Mit alledem war er aber ebenso gut der damals erste und beinahe noch alleinige höhere Förderer der vaterländischen Kunst: wie die über seinem Grabe

sich erhebende Föter Kirche mit ihren himmelanstrebenden Türmen seinen religiösen und Kunstsinn verkündet und gleicherweise ein ewiges Denkmal seines lebendigen Glaubens, seines beispiellosen religiösen und Kunst-Opfersinnes ist.

Inzwischen heimgekehrt, setzte er, an den öffentlichen Angelegenheiten warmen Anteil nehmend, seine segensreiche Wirksamkeit auf diesem Gebiete fort. Inmitten der noch gravaminalen Politik der dreissiger und des Anfanges der vierziger Jahre und der bereits revolutionären des Endes der vierziger Jahre, war diejenige der Besseren, und mit ihnen auch die seinige, mehr die Politik der Wiederherstellung, der Reform, der Restauration. Er fing auch mit ihr bei sich selbst, bei seiner Person an; in seinem Hause, seiner Familie die alte Tugend und Religiosität wiederherstellend und pflegend, ging er zur Förderung der vaterländischen Gemeinzwicke über und war auch darin einfach der Mann der guten Tat und nicht der schönen Rede. In jener Zeitepoche, wo die politische Meinungsäusserung in Wort und Schrift sich nicht nur bereits freier bewegte, sondern auf den Gallerien der Versammlungssäle und in der Journalistik herrschte, und auch der Liberalismus sich weit mehr in den Rotteck-Weleker'schen literarischen Phrasen, welche damals den hauptsächlichsten Masstab des Patriotismus und der Freiheit bildeten, als in Taten äusserte, — vollzog der schweigsame Liberalismus des Grafen Károlyi in Wahrheit grosse, liberale Taten. Er verwirklichte als einer der Ersten die Befreiung und Ablösung der Untertanenschaft von den herrschaftlichen Rechten und plaidirte im Anschluss an Széchenyi auch schon für die allgemeine Steuerpflicht. Damals trat er auch immer mehr und mehr in die Arena des öffentlichen Lebens, bis dessen immer lebhafter werdender politischer Umschwung endlich auch ihn mit sich fortriss.

Denn wie ruhig die Bewegung begonnen hatte, mit so heftiger Strömung ergriff sie die Eifrigeren. Sowie während derselben die französische Revolution zum Ausbruch kam, schlugen die

Wogen derselben auch zu uns herüber, und wir standen sämtlich unversehens überrascht inmitten der Revolution. Die ganze Welt schien erschüttert zu werden; alles vom Untersten bis zum Obersten geriet in's Schwanken; die Throne, die Kronen der Fürsten und die Heiligkeit ihrer Eide, das Vertrauen, der Glaube und die Treue der Völker. Sie erhoben sich, zu den Waffen greifend, gegen einander, zur Beschützung oder Erkämpfung ihrer Rechte, während bei uns überdies ein fremdsprachiger Teil des freigewordenen unwissenden Untertanenvolkes, aufgewiegelt, den brudermörderischen Verräterarm gegen sein eigenes Vaterland, seinen Befreier, seinen Herrn und seine Nation erhob.

In diesem Unglücke war die Nation, welche diesen Staat geschaffen und erhalten hatte, nur von der einen Idee durchdrungen: die Nation und das Vaterland, die Unabhängigkeit und Freiheit derselben zu retten. Und der die Gefahr des Vaterlandes signalisirende Ruf drang auch dorthin, wo die Reform und der Fortschritt keinen Zutritt fand und wo die Revolution und der Aufstand keines freundlichen Empfanges gewärtig sein durfte, unter das Dach des altehrwürdigen Herrenhauses. Der Patriot brachte eilends sein Opfer in den blutigen Kampf, sein Leben und sein Vermögen. Und wie hätte der opferwilligste Sohn des Landes dort fehlen können, wo der Magnat seine Schätze, der Prälat sein goldenes Kreuz, der Kleinedelmann und Bauer seine silbernen Knöpfe auf den Altar des Vaterlandes hinlegte. Der Greis und der Jüngling rissen gleicherweise ihr Schwert aus der Scheide. Auch Károlyi brachte nicht blos das Silber und Gold seines reichen Hauses dar, sondern er — der palatin-vertretende Obergespan des ersten Komitates des Landes, des Pester Komitates — entfaltete sein Banner, stellte sich selbst und führte seine beiden Söhne in die Reihen der Kämpfenden, indem er unter ihrer Führung ein eigenes Cavallerieregiment, das Regiment der Károlyi-Husaren errichtete, zum Zwecke der Verteidigung des Vaterlandes gegen die an der Südgrenze desselben aufgestandenen serbischen Empörer.

Wie die Besten und Meisten, führte auch ihn nicht der Geist

der Revolution, nicht die Idee der Empörung gegen die Macht auf den Kampfplatz. Die Legitimität und die Treue zum Trone, auch damals noch vereint mit der Liebe zum Vaterlande, begeisterten ihn, und die hohen Traditionen seiner Nation und seiner Familie leiteten und bestimmten ihn in diesem Kampfe der widereinander streitenden Pflichten, wie so oft im Verlaufe unserer Geschichte die grossen Patrioten, wie die Bánkbán und Peturbán, die Hunyadi und letzten Zrinyi, für die Erhaltung der Krone und des Landes, für die Verteidigung der Nation und der Verfassung.

Er geriet aber dafür unter die edelsten Opfer des niedergeworfenen Aufstandes. Ich reisse die Wunden nicht auf und gedenke nicht seines edlen Duldens für das Vaterland. Bis heute geht als Sage von ihm die Tatsache und Tradition von Mund zu Munde, wie er jenen nahezu eine halbe Million erreichenden Betrag, den er zur Zeit der Gefahr für das Vaterland geopfert hatte, nun aufs Neue zum zweitenmal als Lösegeld für seine Person und als Miete für seine Kerkerzelle bezahlen musste; wie er unerschrocken vor seinen Richtern dastand und auf ihre Fragen selbst die Auskunft zu geben sich schämte, dass er nicht auf dem heiligen Boden des Vaterlandes geboren wurde; und andere Dinge dieser Art, insgesamt Beweise seiner patriotischen Gesinnungstüchtigkeit und Treue.

Er hatte indessen inmitten des Triumphes wie des Schiffbruches der nationalen Sache immer nur die eine Losung, die eine Idee des siegreichen und besiegten römischen Staatsmannes und Feldherrn: *quassus reficere rates*, — die sturmgeschädigten Schiffe ausbessern, die gestrandeten flott machen, — und er verzweifelte inmitten dieses seines Bestrebens niemals an dem Schicksale seines Vaterlandes! Er schwor nicht Rache. Er flüchtete nicht in das Ausland, dort das bittere Brot der Verbannung zu essen, wo er einst glücklichere Tage verlebt hatte. Er stieg nicht die Stiegen der Gewaltigen auf und ab, wie der grosse Dichter in seiner Klage über seine Verbannung sagt, für sich selbst oder doch für die Befreiung seines geliebten Vaterlandes um Gnaden zu flehen. Jetzt, wo das Vaterland litt, wollte er es daheim pflegen, und pflegte es

auch in seinem Elend und Unglück. Der von den Tröstungen der Religion durchdrungene Geist vertraute auf Gott und seinen Rathschluss, auf die Vergangenheit und Zukunft der Nation, auf das gesetzliche Recht und die zähe Lebenskraft derselben.

Nach Fót zurückkehrend, nahm er die Arbeit wieder an dem Punkte auf, wo er dieselbe gestern beim Ausbruche des Gewitters stehen gelassen hatte. Es gab vollauf des Wiederherzustellenden. Er schloss sich darin der ausgleichsfreundlichen Politik Franz Deáks und Sigmund Keménys an. Auch in ihm lebte, wie in Deáks edlem Geiste, jenes unausrottbare Rechtsgefühl der Gesetzmässigkeit und Billigkeit, welches nicht im Stande war anders zu denken, als dass dasselbe auch bei Anderen gesucht und vorausgesetzt werden müsse. Hierauf gründeten die Besseren ihren Glauben, ihre Ueberzeugung. Und mit diesem Glauben siegten sie in der That. Sie besiegten das Missgeschick und die Willkür, die Uebertreibung und die Schwärmerei, das Missverständniss und den Zweifel, die Unentschlossenheit und Einseitigkeit. Darum konnten wir auch ihn, in den dunkelsten Tagen des Drangsals und der Hoffnungslosigkeit, den Zweifelnden und dem Pessimismus gegenüber, welcher die Gemüter damals so sehr beherrschte, unzählige Male sagen hören: «Verlassen wir uns selbst nicht und auch Gott wird uns nicht verlassen!» Diese Lehre ist aber vielleicht auch heute, nach den überstandenen Kämpfen, in den schwierigen und kampfreichen Augenblicken des stetigen Ueberganges, noch nicht überflüssig geworden.

Neben dieser bewährtermassen weisen Politik des Zuwartens gab es doch auch noch ausserdem auf dem socialen Gebiete Vieles zu tun, was in den traurigen Tagen des tatlosen Schmerzes auf die trostschaffende Hilfe und ermunternde Tat nicht gut warten konnte. Und Károlyi war auf diesem Felde nun häufiger, als je vorher, anzutreffen. Damals trat er behufs Förderung der geistigen und materiellen Interessen der Nation mit seinen neueren grossen Spenden und Stiftungen in die Direction der Akademie und in das Präsidium des landwirtschaftlichen Vereines. Die Fóter Wettrennen und Jagden versammelten die höhere Gesellschaft in seinem

Hause. Aber Fót war jetzt nicht mehr bloß die erquickende Oase von ehemals, sondern wurde zu einem Hauptherde der patriotischen Bestrebungen, wo der noch blutende invalide Honvéd und der brot- und heimatlos gewordene ungarische Schriftsteller am ersten Pflege und Hilfe fand. Beider Händen entfiel gleichzeitig das Schwert und die Feder, und beide irrten gleichzeitig Arm in Arm flüchtig umher, bis sie in das Leben zurückkehren durften. Károlyi war einer von den Ersten, die mit ihrem Beistande den Besten die Wunden verbanden und das Leben fristeten.

Fót genoss schon seit lange einer literarischen Berühmtheit. — Hier war ein Morgenstrahl des aufbrechenden Tages der ungarischen Literatur aufgestiegen. Hier war in besseren Tagen, bei den von Andreas Fáy hier gehaltenen literarischen Weinlesungen, die heitere Weise des Fóter Liedes von Vörösmarty erklungen, und hier hatte der Dichter desselben, der grösste ungarische Classiker, zum Lohne dafür vom Grafen Stephan ein Fóter Weingartenbesitzthum erhalten. Es wurde fortan zum Abhaltungsorte der Symposien des kleinen ungarischen Schriftstellerkreises. Bereits 1828 aber hatte hier am Hofe Károlyi's Kazinczy von den Lippen des Dechanten Mericzey die schönste Kanzelrede in seinem Leben gehört, welche ihn, «neben ihrem gewichtigen Inhalte, durch ihre gewählte und elegante Diction überraschte und mit Freude und Wonne erfüllte.» «Was würde», schreibt er mit naivem Vorwurf, «Debreczin dazu gesagt haben?» Und wo die ungarische Muse ehemals so anmutige Feste gefeiert hatte, ebendasselbst fand jetzt der amt- und erwerblos gewordene Sänger des Kont und des Heiligen Ladislaus, Johann Garay, in der Zurückgezogenheit Zuflucht und Obdach: krank weilt er und wandelt er hier im Parke, auf den Arm, Trost und Beistand des Herrn desselben gleicherweise angewiesen und sich stützend. Was war derselbe den Uebrigen? Welche Pflege und Fürsorge liess er unseren Schriftstellern angedeihen? Wer vermöchte Alles dies zu sagen, wenn er weiss, in welcher bescheidener Weise alles getan wurde. Legendenähnlich klingt bis heute die Wirklichkeit, wie er den Einen, die Witwe und die Waisen des Andern verstohlenerweise unterhält, und verhüllterweise,



wo nichts Anderes getan werden kann, wenigstens Almosen aus-  
teilt. Bald erwirbt er wieder den wertvollsten Besitz eines Anderen,  
von dem dieser sich kaum zu trennen vermag, seine Bibliothek, sie  
weit über ihren Wert bezahlend, um sie ihm darauf wieder als  
Geschenk zurückgeben zu können. Er kauft auch das unter Con-  
cours geratene Besitztum eines Dritten um einen höheren Preis, um  
es ihm wieder als Eigentum zu übergeben. Für einen Vierten über-  
zahlt er dessen verfallenen Wechsel dermassen, dass er von dem  
Plus ausleben kann. Und als die hinterbliebene Familie des grös-  
ten Dichters der Nation durch nationale Spenden mit einem rei-  
chen Vermögen ausgestattet werden soll, und Deák, der Vormund  
der Familie, Károlyi um die Eröffnung der Spenden bittet, spen-  
det dieser das Vierfache des erbetenen namhaften Betrages. Er  
will jedoch die Fortsetzung aller dieser seiner Liebesgaben durch  
seine darauffolgende Gründung des Schriftsteller-Unterstützungs-  
vereines auch gleichsam noch verewigen. Wir könnten auch hier,  
mit einem neueren Beispiele darauf hinweisend, sagen, dass,  
gleichwie Károlyi für sich selbst die wahrhaftige practische Verkör-  
perung der christlich civilisatorischen Ideale des Barons Eötvös  
gewesen, ebenso auch dieses schöne Project der patriotischen und  
humanen Idee des Barons Eötvös, die Gründung des ungarischen  
Schriftsteller-Unterstützungsvereines, damals durch den Entschluss  
Károlyi's und sein Anerbieten des grossen Gründungsbetrages  
Verwirklichung gewann. Aber auch dies war seinem edlen Geiste  
nicht genug; denn er deckte eine Reihe von Jahren hindurch auch  
noch den das jährliche Erträgniss des wachsenden Fonds über-  
steigenden Bedarf durch besondere Summen. In alle dem leitete ihn  
aber ausser seinem Patriotismus und seiner Liebe zur Wissenschaft,  
seinem Humanismus und seiner Philanthropie, sein tieferes und  
höheres religiös-sittliches ethisches Fundamentalgefühl. Deshalb  
wurde auch der kirchlich-literarische St. Stephan-Verein ein  
Hauptobject seiner literarischen Pietät und Protection. Károlyi  
war sozusagen vom Anbeginn des Vereines, als derselbe vor  
nahezu vier Jahrzehnten aus unscheinbarem Samen entspross  
und seither zum weitschattenden, breitkronigen Baume erwuchs,

fortwährend, bis zu seinem letzten Lebenstage, der Präsident desselben. Der religiössittliche Zweck desselben, verbunden mit der auf bessere Bahnen gelenkten Bildung der Nation und unseres Volkes und der Entwicklung seiner patriotischen Gesinnung, stimmte mit der seine Seele charakterisirenden Religiosität auch am besten überein. Hier entwickelte er alsdann häufiger seine höheren literarischen Ansichten und Projecte. Indem mich meine Stellung an der Spitze der Leitung dieses Vereines mit ihm öfter in engere Berührung brachte, konnte ich oft der entzückte Zeuge davon sein, wie er denselben nicht allein durch seine Protection, seine warme Teilnahme und seine Ratschläge, sondern auch durch tatsächliche Mühewaltung und Anordnungen zu unterstützen bemüht war. Ich kann die Tage nicht vergessen, wo der Verein die Herausgabe der «Familienblätter» (Családi lapok) und «Jugendschriften» in höherer Richtung beschlossen hatte und er selbst zahlreich als Vorbilder die schönsten Erzeugnisse der französischen Literatur in dieser Richtung kommen liess und Stunden lang in der Bibliothek und im gelben Saale des Föter Kastells, oder auch im schönen Park desselben mit uns auf und ab wandelnd, dem Redacteur jener Zeitschriften Unterweisungen erteilte, welche Ideen auf Grundlage der französischen Vorbilder zur Geltung gebracht, welche Abhandlungen ungarisch bearbeitet werden müssten u. s. w. Und wenn sich auch dieses Unternehmen nicht längere Zeit hindurch zu erhalten vermochte, ebensowenig wie die darauf folgenden ähnlichen auf weitere Kreise berechneten anderen Unternehmungen dieser Art: so muss die Ursache davon offenbar in der weniger ernsten und innerlichen Richtung unseres Familienlebens, in dem oberflächlichen und verderbten Geschmacke unseres Publikums gesucht werden, welches auf dem Gebiete solcher Literatur allezeit mehr nach leeren, modemässigen und sinnlichreizenden Eitelkeiten hascht, was Károlyi eben auch auf diesem Wege im Interesse des tieferen Familienlebens zu bessern gewünscht hätte. Aber ebenso darf ich dessen gedenken, wie er, ungeachtet seiner leidenden Füsse, Tage lang an meinem Arme ging, um ein Haus zum Kaufe für den Verein zu suchen, bis es

uns nach langen Hin- und Hersuchen gelang ein solches zu erwerben. Auch der Verein nahm damals einen so grossen Aufschwung, dass die Zahl seiner Mitglieder in die Tausende stieg, was bei uns bis dahin und bis heute kaum irgend eine andere literarische Vereinigung erreicht hat: die Sitzungen desselben aber wurden zu jener Zeit, als auch die Akademie noch sich kaum freier bewegen durfte, von einem grossen und distinguirten Publikum besucht, von Deák, Eötvös, Toldy und ihren zahlreichen Geinnungsgenossen mit ihrer Teilnahme beehrt: an seinen grösseren literarischen Unternehmungen aber nahmen von B. Sigmund Kemény angefangen, auch Genossen anderer Glaubensbekenntnisse mitarbeitend Theil. Ich erinnere gar nicht daran, dass das Föter Kastell dadurch wieder einer unserer höheren literarischen Mittelpunkte wurde, welchen die Präsidenten und Mitglieder der Akademie, des Sct. Stephans-Vereins, des landwirtschaftlichen Vereines, die Dezsewffy, B. Eötvös, B. Kemény, Graf Cziráky, die Prälaten, Danielik, Toldy u. s. w. häufig besuchten. Dasselbe religiöse Gefühl führte den Grafen Stephan Károlyi vermittelst der Gründung des Sct. Ladislaus-Vereines auf dessen Präsidentenstuhl. Dieser steckte sich ähnlicherweise höhere religiöse, patriotische, culturelle, unterrichtliche und künstlerische Zwecke vor. Das Präsidium dieser beiden Vereine, sowie des Schriftsteller-Unterstützungsvereines behielt er bis an das Ende seines langen Lebens, als er sich bereits von allem Anderen zurückzog, um nur in seinem stillen Familienkreise zu leben, den er mit seiner Liebe und Zärtlichkeit so beglückte und der wechselseitig ihn mit unvergleichlicher Liebe und Pietät pflegte. Er fand für seine mehrfachen Familienverluste noch am Abende seines Lebens Ersatz in der aufopfernden Liebe der, in seinen eigenen Tugenden mit ihm wetteifernden, edelsten Gattin, seiner jetzigen Witwe und seiner Kinder. — Indessen auch dann, bis in seine letzten Jahre, empfing er noch mit jungem Geiste und zartem Interesse, die grosse Zahl seiner Besucher, Familienglieder, Verwandten, Freunde und Verehrer in seinen Conversationssälen und an seiner gastfreundlichen Tafel, wo er mit seiner lebendigen Con-

versation, grossen Belesenheit, seiner Teilnahme und Begeisterung für alle religiösen und vaterländischen Angelegenheiten uns alle hinriss, wie er über die wissenschaftlichen und literarischen, kirchlichen und politischen Tagesfragen und Neuigkeiten, die er fortwährend im Auge behielt, mit unverhüllter Aufrichtigkeit und mutiger Entschiedenheit sprach und disputirte. Alles dies hätte, wenn irgend Jemanden, so ihn mehr als jeden Anderen bei uns zur Eröffnung des höheren ungarischen literarischen Salons befähigen können. Sein beispielloses humanes Interesse für Alles und Jedes, seine wissenschaftliche und literarische Bildung, seine lebendige Mittheilbarkeit und Teilnahme qualificirten ihn dazu so sehr, dass er auf diesem Gebiete eine tonangebende Autorität hätte werden können. Die Aufmerksamkeit, mit welcher er insbesondere die neueste Literatur, namentlich die ernsteren französischen Erzeugnisse derselben verfolgte, welche sofort nach ihrem Erscheinen auf dem Tische seines Salons zu finden waren, wandte die Conversation in der Regel diesen zu. Alles dies hätte seine Säle zu einem wirklichen literarischen Mittelpunkte erheben können: wenn dies damals sein hohes Alter und seine zunehmende Unpässlichkeit noch gestattet hätte. Nach ihm ist uns auch in dieser Hinsicht nur der fromme Wunsch übrig geblieben. Denn ungeachtet der ein- und das anderemal versuchter Anläufe dazu, konnte bei uns bis heute kein derartiges höheres literarisches Salonleben zu Stande kommen, welches heute, wo endlich auch in den höheren Kreisen der Sinn für die nationale Literatur Terrain zu gewinnen beginnen konnte und wo auch die Bildung der literarischen Kreise ein höheres Niveau erreicht hat, ein grösseres Bedürfniss als je sein dürfte.

Sein an Wohltaten so reiches Leben ging schliesslich vollständig im Wohltun auf, worin seine lebendige Tatkraft, sein gehobener Geist und sein edles Herz die letzte Beruhigung fand. Wie seine sämtlichen Tugenden, seine glänzenden Eigenschaften und seine Tätigkeit nicht leerer menschlicher Ambition entsprangen, sondern die sein ganzes Leben kennzeichnenden gleichartigen Ausflüsse seines religiössittlichen Gefühles und Gewissens

waren, so stand auch das ethische Fundament seiner Wohlthätigkeit, im Gegensatze gegen den heutigen modenmässigen Humanismus, auf der Basis der zu Gott erhebenden Caritas und der Liebe zu den Mitmenschen. Er fühlte, dass, sowie die Aufgaben der Societät gegenwärtig die Tätigkeit und Wohlthätigkeit der Staatsregierungen, deren Kräfte die Uebung derselben übersteigt, weit überflügeln, so auch die humanitären Anstalten der blossen beschränkten menschlichen Philosophie und engen politischen Einsicht zur Lösung der heutigen staatlichen und gesellschaftlichen, democratischen und socialen Aufgaben nicht befähigt sind, wenn nicht zugleich die liebevolle Zaubermacht und Opferfreude des religiösen Herzens die Leiden der Menschheit heilen hilft. — Darum tat er auch, dieselbe ühend, im Geiste derselben, wo er nur konnte, verborgen und liebevoll das Gute. So war ihm die Wohlthätigkeit, die Lust und Freude des Opfers, Genuss und Zeitvertreib. Seine Spenden wurden immer häufiger, immer bedeutender. Unsere Wohlthätigkeits-Vereine erfreuten sich immer mehr seiner Liebesgaben, und unter ihnen empfing namentlich auch der das Gute bescheiden im Verborgenen ühende hauptstädtische Vinzenz de Paula-Verein von ihm von Jahr zu Jahr zunehmende Unterstützungsbeträge für seine Hausarmen.

Und dies war gegen das Ende seines Lebens nicht allein der von ihm immer häufiger gesammelte teuerste Schatz für das künftige Leben, sondern auch das reichste Vermächtniss, welches er nach seinem Tode seiner Familie hinterliess. Es haben hierin schon zu seinen Lebzeiten seine hinterbliebene Gemahlin und sein Sohn, seine Tochter und seine Schwiegertochter mit ihm gewetteifert. Ich verletzte ihre Bescheidenheit nicht, wenn ich dessen erwähne, was das Leben des Heimgegangenen so sehr erhob: dass sie sich auch nach seinem Tode sämmtlich in dieser Erbschaft theilten: in seiner Religiosität und seinen Tugenden, seinem Eifer für das Gemeinwohl und seiner Vaterlandsliebe, seiner Wohlthätigkeit und seinen Liebeswerken. Als das seiner würdigste Denkmal, setzten sie also die von ihm begonnene Errichtung von Kirchen und Schulen, Asylen und Arbeitshäusern, Spitalern und Crèchen fort.

in dieselben die Kinder der Armen und der Arbeiter aufnehmend, die Verlassenen und Verwaisten, die Kranken und Verkrüppelten unterstützend und pflegend, den Hungernden und Verkommenen Volksküchen errichtend, in der Hauptstadt und deren Umgebung, im verwüsteten Szegedin zur Zeit seiner Not, in ihren zahlreichen Häusern, auf ihren ausgedehnten Besitztümern. — Der würdigste all dieser ihrer Beiträge zu diesem seinem Denkmal ist jenes eben jetzt mit einem Kinderasyl in Neupest verbundene Ackerbauer-Institut, welches sie auf dem von ihm dazu gewidmeten und von ihnen erweiterten «Stephansgrund» (Istvántelek) gegründet haben.

So reich an Taten, Tugenden, Verdiensten legte er sodann sein Haupt zur Ruhe dahin, nicht zu dem von den Weltweisen gewählten ewigen Schläfe, sondern nach den Verheissungen des Glaubens zum Wiedererwachen im Morgenrot des ewigen Lebens, wohin er, in die Helligkeit und Herrlichkeit des Schauens und Erkennens Gottes zu gelangen, mit seinen Seufzern, seinen Gebeten, seinen Taten gewünscht hatte.

Indem dies das Ziel seines von religiösem Gefühle erfüllten Lebens war, strebte er auch nie über dasselbe hinaus, weder weiter vorwärts, noch höher aufwärts, als wo seine hohe Magnaten-Stellung und seine erhabene Tugend ihn hinwies. Aber diesen Posten füllte er dann würdig, mit allen Ehren aus.

Wir finden ihn nicht unter den die ersten Rollen spielenden und an der Spitze der Führung stehenden Gestalten unserer Zeitgeschichte, als solche besonders verherrlicht und erhoben, obwohl er überall mit handelte und häufig auch in der ersten Linie der Handelnden dastehen konnte. Das Familienglück und die Uebung grosser Tugenden füllte sein Leben weit vollständiger aus, als dass er sich, wiewohl von der Geburt dazu bestimmt, nach einer glänzenden und weitausgreifenden Führerrolle gesehnt hätte. Er war aber auch viel zu selbstbewusst und viel zu bescheiden, um neben seinen grossen Taten und seinem hervorragenden Charakter nicht auch seine kleinen Mängel zu kennen, welche ihm in einer mit grösser angelegter Tätigkeit verbundenen Rolle im öffentlichen Leben hätten hinderlich werden können.

Denn ob er gleich alle Fähigkeit, Würde und vornehme Eleganz des hervorragenden Mannes und Magnaten besass, und sein Auftreten, wenn er mit hoch erhobenem Haupte erschien, in der Gesellschaft und im alltäglichen Leben einen günstigen Eindruck machte: so schien ihm doch die Natur die Leichtigkeit und Flüssigkeit des Ausdrucks versagt zu haben, indem er in seinem von Feuer und Glut erfüllten Vortrage zu zerrissen und heftig sprach, und die Kraft seiner grossen Ideen und schnellen Gedanken häufig mit dem leichteren Ausdrucke der Sprache kämpfte. Seine reiche Sprachenkenntniss — denn er sprach und gebrauchte in classischer Weise nebst dem Französischen, Ungarischen, Deutschen regelmässig, nach der Art unserer älteren Herren, auch das Lateinische — ersetzte in solchen Fällen oft den ihm in der einen Sprache momentan abgehenden Ausdruck aus einer der anderen. — Sein hitzigeres Temperament und feurig auflooderndes Naturell bildete auch in diesem Punkte seine einzige Schattenseite. Dasselbe würde ihn auch an einem kühleren staatsmännisch rednerischen Auftreten gehindert haben, wie leicht er auch alles dies durch die Uebung, durch seine überwiegende Tugend und Selbstbewusstheit, seine reiche Kenntniss und Mässigung hätte überwinden können. Wenn er deshalb auch kein Redner war, so war er doch ein geistvoller und anziehender Sprecher, seine ideen- und lehrreiche, freundliche und herzliche Conversation aber riss Jedermann hin. Der Ausdruck seiner beweglichen Gesichtsmuskeln und Augen spiegelte die Empfindungen seines hochfliegenden Geistes zurück, während seine leutselig herablassende freundschaftliche Manier Jeden fesselte. Sein ritterlicher, offener und aufrichtiger Charakter vermählte sich in ihm mit der Glätte und Delikatesse des Grand-seigneurs; sein aristokratisches Auftreten mit der humanen Empfindungsweise. Sein weiter und hoher Gesichtskreis und seine reiche Erfahrung, sein scharfer Geist und sein gesundes Urtheil machten ihn zur Zierde jedes Kreises, in welchem er auftrat. Und er stand auch in seiner grösseren Zurückgezogenheit noch so hoch, wie wenige von den höchsten Rollenführern, in einem Maasse, dass es Jedermann auch von Weitem gewahr werden konnte. Wenn er

aber auftrat, ging er überall, wie mit erhobenem Haupte, so auch nicht allein mit reiner, sondern zugleich mit wohlthätiger Hand einher.

So vieler Tugend konnte denn auch der Tribut der Anerkennung und der Huldigung nicht entgehen. Das Haupt der Kirche überhäufte seinen Getreuen mit seinen höchsten Achtungsbeweisen und Auszeichnungen. Sein König und seine Königin zeichneten ihn auf Schritt und Tritt mit ihrer Huld aus. Als er es erlebte, den König Ungarns wieder mit der Krone des Landes auf seinem Haupte, der Nation ihr Recht wiedergebend, schauen zu können, sah er einen der höchsten Zwecke und Wünsche seines Lebens in Erfüllung gegangen. Und die königliche Familie beglückte ihn nicht nur öfter, an seinem Wohnsitze vorbeikommend, mit ihrem Besuche, sondern der König, die Königin und der Kronprinz überbrachten ihm gelegentlich ihres Besuches an seinem achtzigsten Geburtstage zugleich mit ihren Glückwünschen eigenhändig das Zeichen ihrer grössten Auszeichnung, mit der sie ihn ehren konnten, das Grosskreuz des Ordens des heiligen Königs Stephan, nach Fót, während ihm der Set. Stephans-Verein bei derselben Gelegenheit in Gegenwart der königlichen Familie durch die Hand eines seiner purpurtragenden Prälaten-Mitglieder die zu Ehren seines Präsidenten geprägte, dessen Porträt tragende goldene und silberne Medaille überreichen liess.

Er aber sehnte sich, inmitten der, wie immer grossen oder kleinen, denn doch nur vergänglichen Zeichen dieser irdischen Ehrenbezeugungen, nur schon nach der himmlischen Siegespalme des kämpfenden Sterblichen, und setzte, in der Hoffnung auf dieselbe, jeden anderen Glanz und Schmuck beiseite. Er untersagte es sogar, bei seinem Tode auf seinen Sarg den einfachen Kranz zu legen, welcher einst der höchste Ehrenlohn der Helden und Kämpfer, der Redner und Dichter gewesen, aber jetzt zum gewöhnlichen Gebrauche der mit Eitelkeit verquickten Pietät herabgesunken ist.

Aber seine Bescheidenheit konnte, wie so vielen anderen ihm während seines Lebens zuteilgewordenen Ehren, auch dieser nicht entgehen. Nach seinem Tode noch stieg Diejenige, die in den



entscheidungsvollen Tagen unseres Landes der königliche Schutzengel unserer nationalen Bestrebungen gewesen, die Königin Ungarns, in die glänzende Grufthalle der Főter Basilika hinab, um den Kranz der Anerkennung auf das Grab des grossen Patrioten zu legen, wie sie ihn früher auf die Leiche des Weisen der Nation, Franz Deáks, gelegt hatte.

Und auch wir, Geehrte Akademie, tun jetzt was uns damals zu tun seine Bescheidenheit untersagt hatte, indem wir, verhindert einen Kranz auf sein Grab zu legen, heute in pietätvoller Pflichterfüllung das Andenken des Verewigten feiern und ihm mit diesen schwachen Worten unseren schuldigen Dank entrichten.<sup>1</sup>

J

## WALLENSTEIN'S KROATISCHE ARKEBUSIERE.<sup>2</sup>

### I.

Ungarn war am Anfange des *XVII.* Jahrhunderts eigentlich nur ein Bollwerk des Kaisertums gegen die andrängenden Türken; eine wirkliche Militärgrenze, deren ganzes Gebiet, mit Ausnahme der wenigen an Oesterreich grenzenden Komitate, gleichzeitig ständiger Kriegsschauplatz war.

Das ganze Land war in Grenz-Kommanden geteilt, deren jedes von österreichischen Provinzen mit Geld versehen wurde, so dass sich die Subsidien der unter dem österreichischen Hause ste-

<sup>1</sup> Den vierten Gegenstand der Tagesordnung, Benjamin Kállay's Vortrag: *Ungarn an der Grenze des Orients und Occidents* haben wir bereits im Juni-Hefte der *Ungarischen Revue* veröffentlicht Die Red.

<sup>2</sup> Der Herr Verfasser hat den Gegenstand der obigen Abhandlung auch in einem grösseren selbständigen Werke, das unter dem Titel: *Wallenstein horvát karabélyosai 1623—1626*, Budapest, 1882, im Verlage des Franklin-Vereins, 311 Seiten stark, erschienen ist und reiches urkundliches Material enthält, behandelt. D. Red.

henden Nachbarstaaten — ausser den in Naturalien gebotenen Ausrüstungsgegenständen — jährlich auf 150—200,000 Gulden beliefen.<sup>1</sup>

Diesen Charakter eines militärischen Grenzgebietes, den Ungarn und Kroatien damals besessen, trägt auch deren Militär sehr treu zur Schau. Im Jahre 1625, dem chronologischen Mittelpunkt dieser Abhandlung, lagern 7680 Mann Infanterie, und 5408 Mann Kavallerie im Lande.<sup>2</sup> Sämmtliche sind Granitscharen (Grenz-Soldaten), von «Feld-Truppen» keine Spur.

Dieses Grenz-Militär stählt seine Kraft in den ununterbrochenen Kämpfen mit den Türken, in einer Kriegführung also, die in sämtlichen Armeen des damaligen Europa für die beste und grösste militärische Bildungsanstalt angesehen wurde, so zwar, dass ein Feldherr, wie z. B. auch Herzog Alba, dem sich nie die Gelegenheit geboten hatte, an diesen Kämpfen Teil zu nehmen, sehnüchtig klagte, «er habe den vollen Kriegsruhm nicht erlangen können.»

Im heutigen Militär ist es Sache der Kriegsschulung und Erziehung, die Truppen so heranzubilden, dass sie den Aufgaben, zu deren Erfüllung sie berufen sind, auch wirklich entsprechen können. Im XVII. Jahrhundert aber bildeten die Verhältnisse in dem zu einem ständigen Kriegsschauplatz gewordenen Kroatien den Mann genau zu dem, was er sein sollte. Das Bedürfniss aber forderte nicht nur in Kroatien, sondern in allen Provinzen, welche unerwarteten Angriffen ausgesetzt und daher auf immerwährenden Schutz angewiesen waren, dass sich die Kavallerie, nachdem die Benützung des Pfeils längst fallen gelassen war, des Karabiners (Arquebuse) bediene. Zur selben Zeit ist in Ungarn, welches sich in ähnlicher Lage befand, alles, was Reiterei ist, zugleich Arkebusier; ja der ununterbrochene Grenzwach-Dienst hat selbst

<sup>1</sup> Relazione di Mr. Pietro Duodo, *im Staatsarchive zu Turin*. Rel. d. Amb. Venet. (Austr.) Mazzo 3. Nr. 3.

<sup>2</sup> *Diversa Acta Publica*. Copie in der Handschriftensammlung des Budapester National-Museums. Fol. Lat. 2263.

den grössten Teil der Huszaren dazu gemacht.<sup>1</sup> Denn die Türken traten stets offensiv auf, wogegen sich die Kroaten nur defensiv verhalten konnten, weil sie die Angriffe mit gleichen Angriffen nicht zu vergelten vermochten.

Die Türken machen Streifungen, morden, brennen, plündern, rauben das Teuerste, die Weiber und Kinder der Bevölkerung, und dennoch können sich die Kroaten nicht entschliessen, Rache zu nehmen. Denn wenn er nun den Angriff mit ähnlichem Angriffe erwidern wollte, wohin hätte er ihn wohl richten müssen?

— In das benachbarte Türkisch-Kroatien.

Und wer wohnte dort?

— Christen — Kroaten!

Sie hätten also ihre eigenen, in noch grösserem Elende, weil unter dem unmittelbaren Drucke der Türkenherrschaft schmachtenden Brüder berauben, vernichten müssen.

Dieser Umstand machte den Angriff von Seiten der kroatischen Reihen *moralisch* unmöglich, selbst für den Fall, dass die physische Möglichkeit vorhanden gewesen wäre.

Wo aber der offene Angriff unmöglich ist und sich die ganze Kriegführung auf die Verteidigung beschränkt, da kann sich eine mächtige Kavallerie nicht entwickeln: denn die Kraft der Kavallerie liegt in der Offensive, während die Defensive ihre schwächste Seite ist. Anderwärts, wo die Lage des Landes eine ausschliessliche Verteidigung nicht erforderte, haben ausgezeichnete Organisations-talente, wie Herzog Georg von Braunschweig-Lüneburg, die Reiterei von den Verteidigungsmanövern immer und absichtlich ferngehalten, in der Ueberzeugung, dass die letzteren mit dem frischen Geiste des offensiven Auftretens, der ja doch das Lebens-element der Kavallerie bildet, nicht übereinstimmen. In Ungarn dagegen hat die eigentümliche Lage der Grenzwache die Bildung einer solchen Kavallerie nicht nur begünstigt, sondern sogar gefordert, dass dieselbe gegebenen Falles auch in defensiven

<sup>1</sup> Mss.dd. 11. Aug. 1635. *Bibliothèque nationale in Paris*. Suppl. Franc. pièce 920.

Positionen kämpfen könne. Auf diese Ursachen muss die Entstehung und Entwicklung der kroatischen Arkebusiere zurückgeführt werden. Denn der hervorragendste Charakterzug der Arkebusiere liegt eben darin, *dass sie sich in der Benützung der Schiesswaffe auch das defensiv Element der Kriegführung ungeeignet haben.* Auf diese Weise haben sie sich in den Besitz einer Macht gesetzt, wie sie die Reiterei sonst nur durch Vereinigung mit anderen Waffengattungen erreichen kann. Sie kämpfen ebenso sicher zu Fuss, wie zu Pferd, und die Kroaten haben tatsächlich in beiden Formen gleichnüssig gekämpft, und zwar so, dass auch von ihnen gilt, was Montecuccoli von seinen eigenen Dragonern gesagt hat: «Diese Soldaten haben eigentlich Pferde nur, um früher dahin zu gelangen, wo sie zu Fuss Dienst tun müssen.»

Dieses Grenz-Militär hat seiner Aufgabe vorzüglich entsprochen, indem es gegen den Türken immer erfolgreich gekämpft hat, so lange es gegen denselben zu Felde lag. Mit dem Jahre 1606 aber lungerte die im Sinken begriffene Macht der Türken im Frieden auf ihren ungarischen Eroberungen. Dem Kampfe auf Leben und Tod, der später um den Besitz des ungarischen Alföld zum Ausbruche kam, ging jetzt, wie auch den grossen Stürmen in der Natur, eine längere Windstille voraus.

Sobald das Ermatten des Halbmondes bemerkbar wurde, hätte man natürlicher Weise unverzüglich an die endgiltige Verdrängung der Türken gehen müssen, wozu das Magyarentum, wie gewöhnlich, jetzt aber besonders den Kaiser mit grossem Eifer bewegen wollte. Da aber Ferdinand II. die Ordnung der Glaubenszwistigkeiten im Reiche für die dringendste seiner Agenden hielt, benützte er dazu eben die, von den Türken ungestörten Jahre des Friedens. Damit wurde der Kriegsschauplatz von Ungarn nach Deutschland verlegt und es entspann sich der dreissigjährige Krieg, an welchem alle europäischen Staaten — mit Ausnahme der, damals noch mehr asiatischen Russen — Anteil genommen haben.

So haben es die internationalen Verhältnisse mit sich gebracht, dass man der, ursprünglich gegen die Türken organisirten

Grenzer-Truppen im Westen mehr bedurfte, als im Osten. Der Wiener Hof war bis zur Ankunft der spanischen Subsidien auf seine eigenen Mittel beschränkt, und weil mit den geringsten Kosten und am schnellsten die Insurrection zu bewerkstelligen war, verkündete Nikolaus Frangepán, Banus von Kroatien, bereits im Jahre 1619 im Auftrage der Wiener Regierung die Insurrection, wonach jeder «Rauch» (Haus) zwei Mann stellen musste, ausserdem aber aus der kroatischen Militärgrenze noch ein Streifcorps von vierhundert Mann zu stellen war.<sup>1</sup> Nachdem die Truppen ausgerüstet waren, stiessen sie zum ungarischen Heere von 6500 Mann, und haben dann unter der gemeinschaftlichen Bezeichnung «Ungarn» im Sommer des Jahres 1619 am Feldzuge Buquoy's im südlichen Böhmen teilgenommen; sie haben die Schlacht bei Zäblat' gegen Mansfeld zur Entscheidung gebracht und später Rosenberg verwüstet.

Von hier an kämpften die kroatischen Arkebusiere zumeist unter dem Namen der «Ungarn» bis zum Jahre 1623, wo sie ihre genauere Bezeichnung erhielten, doch heissen sie auch noch danach nicht immer «kroatische», sondern kommen häufig unter dem Namen Walachen, Uszkocken, Slavonen, Ratzen (Raitzen), Granitscharen, Insulaner, Wenden, Polen, Türken, ja selbst Zigeuner vor.

An den Obersten, die die kroatischen Truppen befehligten, lässt sich mit voller Gewissheit bestimmen, dass unter all den bunten Benennungen doch nur kroatische Arkebusiere stecken. Es ist dies gewiss ein bemerkenswerter Umstand, wiewohl zur Zeit des dreissigjährigen Krieges ein ähnliches Chaos auf allen Gebieten sichtbar ist, und gerade dieses eigentümliche Durcheinander hat mich angeeifert, mit Hilfe meiner Forschungen einiges Licht in die dunkeln und unklaren Einzelheiten zu bringen, und ich glaube auch die deutliche Erklärung jeder einzelnen Benennung gefunden zu haben.

<sup>1</sup> Ivan Kukuljević Sakcinski: *Borba Hrvatah u tridesetoljetnom ratu*. Zagreb, 1874. p. 6.

Die Bezeichnungen *Walach*, *Uszkock*, *Wend* und *Ratz* bedeuten insgesamt so viel wie *Serbe* oder *Kroat*.

*Walachen* oder *Rumänen* hiessen die Soldaten aus der kleinen *Walachei*, worunter nicht der Teil des heutigen Rumäniens zwischen dem eisernen Tore und der *Aluta*, sondern der westliche Teil Slavoniens von *Veröcze* (*Werowitz*) bis zur *Lonja* zu verstehen ist, auf welchem Gebiete Serben unter dem Namen *Flachen* wohnten. Diese waren alle griechisch-orientalischer Confession (nicht-unirte), daher es wahrscheinlich ist, dass «*vlach*» ein Synonym zu dem neugriechischen *ῥωμανιός*, d. h. «(in Bezug auf Religion) griechisch» sein mag. Dasselbe *ῥωμανιός* bildet auch die Grundlage zu «*rumun*», wie sich die eigentlichen Rumänen selbst nennen.

Auch die *Uszkocken* gehören in diese Rubrik. Das Wort bedeutet: Flüchtling, vom Zeitworte *uskoćim* = ich entfliehe; so hiessen die türkischen Flüchtlinge griech.-orientalischer Confession,<sup>1</sup> die sich im südöstlichen Kroatien und in den Küstenländern niederliessen, und auf letzterem Gebiete Seeräuberei betrieben. . .

*Wenden*, seltener *Slavonen* wurden die Serben und Kroaten genannt, die auf dem Gebiete zwischen der *Kulpa* und der *Drau* (*Windischland*) wohnten.

*Ratz* (*Raitz*) ist ein Collectivum für alle griech.-orientalischen Serben der Militärgrenze.

Dass man die Kroaten häufig für *Türken* angesehen hat, kommt meines Erachtens daher, dass sich unter ihnen viele Flüchtlinge aus Türkisch-Kroatien befanden, welche sich, wie die Bewohner dieser Gegend heute noch, nach türkischer Art trugen, d. h. als Kopfbedeckung das *Fez*, als Waffe den *Handschar*. Ebenso hat man sie *Zigeuner* gewiss auch nur ihrer, an den orient-

<sup>1</sup> «I popoli chiamati *Vsoechi*, o *Valachi* di vito Greco scismatico, che uiueuano sotto il Dominio Turchescho.» Relazione dello stato della congregazione di Propaganda fide. Fatta alla PP. Innocento XI. da Mons. Vrbanò Cerri. — Original Ms. in der *Bibliotheca Corsiniana* in Rom. Cod. 283. f. 92., 93.

talischen Geschmack erinnernden, bunten Tracht und ihrer sonnverbrannten, trotzigen Gesichter wegen genannt.

Der Ausdruck *Granitschar*, (Granizer, Grenzer) stammt von «Granica» = Grenze, und häufig werden damit die Kroaten gemeinschaftlich mit den Ungarn bezeichnet, und zwar deshalb, weil damals — wie bereits oben erwähnt wurde — die Kroaten ebenso, wie das gesammte ungarische Militär die Grenzwache bildeten.

Unter der Bezeichnung *Insulani* finden wir diejenigen Soldaten der Brigade des Banus, die aus der Murinsel (Muraköz), d. h. dem Gebiete zwischen der Drau und der Mur, rekrutirt wurden.<sup>1</sup>

So wären wir bisher mit den verschiedenen Benennungen der kroatischen Arkebusiere im Reinen. «Walach», «Uszkock», «Ratz», «Wend», «Slavone» können alle gleichmässig die kroatische Reiterei bedeuten, weil sich all diese Benennungen auf serbisch-kroatische Völker beziehen. Die Namen «Türken» oder «Zigeuner» erhielten sie wegen ihrer Tracht, die Ausdrücke «Insulani» und «Granizer» bezeichnen bei ihrer speciellen Bedeutung gar keine Nationalität.

Viel schwieriger gestaltet sich die Frage, wieso die Kroaten «Polen» und «Ungarn» genannt werden konnten? Gewiss nur so, wie man die Polen — Ungarn, und seit 1623 umgekehrt die Ungarn Polen nannte, denn diese Namen bezeichneten, besonders seitdem Wallenstein nach dem Jahre 1625 von Stettin bis Bukarest Truppen anwerben liess, *weniger eine Nationalität, als vielmehr eine Waffengattung.*

Die ungeordnete, leichte Kavallerie nämlich, deren Hauptwaffe der Spiess war, wurde mit dem Namen «Polen» oder «Kosaken» bezeichnet; deren Hauptwaffe der Panzerstecher war, hiessen «Ungarn» oder «Huszaren»; und «Kroaten» waren alle jene, die sich der Arkebuse (des Karabiners) bedienten, und die man dann specieller die Arkebusiere nannte.

In einzelnen Truppenverzeichnissen kommen selbst die

<sup>1</sup> «Insulani, sive milites Banales.» *Ungarisches Kameral-Archiv. Benignae resolutiones*, dd. 16. Juny, 1627.

ungarischen Regimenten von Nikolaus Forgách, Baron Paul Révay u. s. w. als «Kroaten» vor. So unternimmt auch Balthasar Lengyel de Lengyeltót, Oberhauptmann in Pápa, die Werbung «kroatischer Arkebusiere»,<sup>1</sup> wo er doch sein Regiment in der Umgebung von Pápa mit der grössten Wahrscheinlichkeit aus reinen Vollblut-Ungarn rekrutiren konnte. Ueberhaupt kann man mit Bestimmtheit behaupten, dass *seit dem Jahre 1627 alle Ungarn unter dem Namen «Kroaten» im Wallenstein'schen Lager gedient haben*, wofür auch Questenberg's Brief (mitgeteilt von Hallwich, II. 134) an Wallenstein vom 7. Dec. 1633 als interessanter Beleg gelten kann. Ist es doch einfach undenkbar, dass Kroatien, in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts ein verwüstetes, entvölkertes Gebiet von 210 □ Meilen, eine so bedeutende Kavallerie für einen fremden Krieg hätte stellen können, wie solche im dreissigjährigen Kriege auftritt; umsoweniger, als doch auch daheim die Grenzwatch einen ziemlichen Teil solchen Militärs beanspruchte.

So lässt sich nun als Resultat folgern, dass von den kroatischen Arkebusieren nur die ursprünglichen Stammtruppen wirkliche Kroaten waren, welcher Stamm sich aber später nicht auf eine bestimmte Nationalität, sondern vielmehr auf eine gewisse Waffengattung bezog.

Im Feldzuge an der March vom Jahre 1623 war die kaiserliche Infanterie um ein bedeutendes stärker als die Gabriel Bethlen's, während sich die Kavallerie im Ganzen auf ein- bis zweitausend Mann belief. Gleich nach dem Beginne dieses Krieges, als die Bethlen'sche leichte Reiterei unter Kornis und Stefan Horváth die March-Linie förmlich überschwemmte, erkannte Wallenstein sofort, dass die kaiserliche Armee unrettbar ver-

<sup>1</sup> «Ich hab... mit dem lengyel Balthasar, so oberhauptmann zue pappa gewöst, tractiert wegen bestellung von 1000 Croatischer archibusier pferdt; der ist in hungarn gewist, sich zue erkundigen, ob darmit sey aufzukommen.» Hallwich liest den Namen «Lengyel» unrichtig I. 310: lonyiej, und II. 555: Lonyai.



loren sei, wenn für gehörige Kavallerie nicht würde gesorgt werden. Wallenstein konnte aus diesem Feldzuge gegen Bethlen vom Jahre 1619—21, wie nicht minder aus dem vom Anfange dieses Jahres die Lehre schöpfen, dass der siebenbürgische Fürst die kaiserliche Armee weniger durch die Schneide des Schwertes, als vielmehr durch das Abfangen zahlreicher Proviantzüge und durch die ununterbrochene Beunruhigung des Heeres zu Grunde richtete. So schwebte die kaiserliche Armee, welche der mächtigen Kavallerie eines solchen Feindes mit so geringer Reiterei entgegentrat, in der grössten Gefahr, und zweifellos war die Notwendigkeit für Wallenstein, sich mit entsprechender leichter Reiterei zu versehen. — Weniger zweifellos war aber die Frage, wo er wohl die Truppen hernehmen soll?

Im XVII. Jahrhunderte lieferten vier Länder von Ost-Europa Material für die leichte Reiterei: in erster Linie Ungarn; dann Polen, und in sehr seltenen Fällen die Moldau und Albanien. Die Ungarn hiessen *Huszaren* oder *Hajduken*, die Polen: *Kosaken*, die Albanesen und Griechen hiessen *stradiotti* oder *cappelletti*, die Walachen *Kurtaner* (\**Kurtány*\*). — Wallenstein kannte die ungarische und kroatische Reiterei sehr genau, da er doch seine militärische Carrière im ungarischen Türkenkriege begann, Oberungarn bereist hatte, und die Kroaten besonders im Uszkoekischen Feldzuge kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Die Ungarn kannte er freilich am besten aus den Angriffen Bethlen's im vorvergangenen Jahre.

In den verschiedenen Ereignissen dieses Feldzuges musste er die Ueberzeugung gewinnen, dass die aus dem königlichen Ungarn geworbene Kavallerie, abgesehen davon, dass sie sich mit der Bethlen's nicht messen konnte, unzuverlässig ist, wenn sie dem Ungarn Bethlen gegenüber steht. Darum schreibt er von seiner ungarischen Reiterei eigenhändig Folgendes:

«meine vngern seindt schwach, — undt ich kann sie niergends hinbringen; wider den Teutschen Dross seindt sie treflich, denn derer Meister seindt sie undt wissen, wann sie die Teutsche Reiterey entsetzen will, das sie ihnen ausreissen können, aber

wieder andere Ungern und Türken seindt sie tante galine, ich kann sie durchaus auf kein Tschata fortbringen.»<sup>1</sup>

Wallenstein zweifelt übrigens, wie er dies in mehreren Briefen offen ausspricht, an jeder Treue der Ungarn, und hatte auch Ursache dazu; hatte er doch in den Jahren 1619—21 mit eigenen Augen sehen müssen, wie fast die ganze ungarische Reiterei zu Bethlen überging,<sup>2</sup> und wie sich zur selben Zeit die königlichen Freistätte in Oberungarn ohne Schwertstreich dem Fürsten unterwarfen, und ohne weiteres unter seine Fahnen traten. Nach solchen Vorkommnissen ist es natürlich, wenn Wallenstein den Ungarn überhaupt nicht traut, denn in seinen Augen sind sie nur «die kahlen Schelmen Ungern», sowie Ungarn selbst nur das «Schelmenland» ist. Da er kein Vertrauen in ihre Treue haben kann, wünscht er sie auch nicht in seine Dienste zu nehmen.

Das zweite Gebiet, welches Reiterei liefern konnte, war die Moldau, doch war hier eine kaiserliche Werbung aus topographischen und politischen Ursachen unmöglich. Die Kurtányer kämpften unter Bethlen.<sup>3</sup> Aehnliche Ursachen machten auch die Anwerbung der griechischen und albanesischen Stradiotten unmöglich, da dieselben im Dienste Venedigs standen, das damals Oesterreich feindlich gesinnt war. — Noch hätte Polen in Betracht kommen können, dessen Politik mit der Oesterreichs Arm in Arm ging, weshalb Wallenstein durch den Grafen Harrach die Sache beim Kaiser urgiren liess; er war sogar dessen sicher, dass das polnische Subsidium anlangen werde, aber freilich erst dann, wenn es bereits zu spät ist.

So setzte er seine ganze Hoffnung, eine zuverlässige, leicht verfügbare Kavallerie zu erhalten, in die Kroaten, und von ihm stammt auch die Idee, Kroaten in der österreichischen Armee in grösseren Massen, als Surrogat der leichten Kavallerie, zu gebrauchen. Die Treue dieses Volkes war tadellos,

<sup>1</sup> Wallenstein an den Grafen Harrach. *Grf. Harrach'sches Archiv in Wien* J. i. 74/194.

<sup>2</sup> *Pethoe Gergely*: Magyar Cronica, Wien, 1660. K. k2 Fol.

<sup>3</sup> *Ungarisches Kameral-Archiv*. Acta Thurzoiana, dd. 1623.

während seine Kampfart, so wie seine Ausrüstung der ungarischen Huszaren ähnlich war. Sie waren darum leicht zu vermengen, wonach Wallenstein auch strebte, weil nach alter, militärischer Erfahrung die in einen Truppenkörper zusammengewürfelten Soldaten fremder Zungen einander misstrauen, so dass Verrat und Untreue sehr selten sind.

Die unmittelbare Folge dieses Entschlusses war denn, dass gerade zur Zeit des Krieges an der March Philipp Lukowiz, Georg Parsing, Imre Skal, Franz Horváth u. A. den Auftrag erhielten, so rasch als möglich kroatische Reiter anzuwerben.<sup>1</sup> Diese rasch angeworbenen Kroaten haben bei der Belagerung von Hodolin (Göding) der arg bedrängten kaiserlichen Armee ausgezeichnete Dienste geleistet, denn obwohl die hundert Zentner Schiesspulver und mehrere Schiffsladungen Lebensmittel, die sie in die Festung geschmuggelt, verhältnissmässig von geringer Bedeutung sind, hing doch unter den vorhandenen Verhältnissen die Haltbarkeit der Festung fast ausschliesslich davon ab. Und dass die Kroaten nicht so schwerfällig waren, wie die damaligen deutschen Truppen, dass sie sich Raubes wegen nie verloren haben, sondern immer rasch und kräftig ansprangten, wo die kaiserliche Armee dem Verderben nahe war, bestärkte Wallenstein nur in seiner Meinung von der Vortrefflichkeit der kroatischen Arkebusiere. Zum Verständnisse der ganzen Lage verhilft wohl am leichtesten die Tatsache, dass die kroatischen Arkebusiere gerade in die erste Zeit der Feldherrschaft Wallensteins so rettend eingreifen, also gerade damals, als der im Wachsen begriffene Ruf des jungen Generals auf dem Spiele stand. Dieser Umstand wurde in seiner ganzen Bedeutung von Wallenstein gewiss höher angeschlagen, als die wirklichen Leistungen der kroatischen Kavallerie selbst.

Als sich der Herzog von Friedland im Jahre 1625 entschloss, eine ganze Armee aus eigenen Mitteln auszurüsten, war er sich vollkommen klar darüber, dass er dieser Armee einen gewissen

<sup>1</sup> *Kais. und königl. Kriegsarchiv in Wien*, 1623. 10/1, 10/2, 10/3, 12/1.  
— *Kaiserl. und königl. Staats-Archiv* Nr. 108. Fol. 337.

universellen Anstrich verleihen müsse. Uebrigens weist auch seine ganze Carrière darauf hin, dass er immer danach gestrebt hat, denn er, der doch in der autonom-öechischen Kirche geboren und erzogen wurde, verliess dieselbe wegen ihres auffallend nationalen Charakters, und trat zur katholischen Kirche über, die vollkommen universell ist. Als dann die öechische Revolution ausbrach, bewog er die ihm anvertraute mährische Infanterie zum Abfall und führte dem Kaiser die Kasse der Stände zu, welche er sich mit Gewalt angeeignet hatte. So wurde er der öechischen Nationalpartei untreu, nachdem er ihr so tiefe, empfindliche Wunden geschlagen hat; denn er konnte, da er sich doch sonst in allen kirchlichen und politischen Fragen von jedwedem nationalen Particularismus fernhielt, bei der Hauptaufgabe seines Lebens, — der Erschaffung eines ständigen österreichischen Heeres — nur auf universeller Basis arbeiten. Die praktische Lösung war die Nothwendigkeit, sein Heer so aus verschiedenen Elementen, als nur immer möglich, zusammenzusetzen. Er braucht sich darum um keinerlei kirchliche und nationale Rücksichten zu kümmern, und weil ihm ausschliesslich nur militärische Tüchtigkeit massgebend war, wie sie in allen Ländern Mittel-Europas vorkam, waren ihm auch alle Völker jener Gegenden willkommene Gäste. Denn seit Hannibal dürften wohl alle bedeutenden Feldherren der Ueberzeugung gewesen sein, dass sich jedes Volk unter gediegener Leitung gleichmässig gut zum Kriegsdienste eignet, wenn es zur rechten Zeit gerade dazu verwendet ist, wozu es am meisten Fähigkeit und Neigung zeigt, und indem Wallenstein dieser Erfahrung nicht minder huldigte, liess er die Trommel von Stettin bis Odessa rühren. Damit im Zusammenhange — und theils auch wegen ihrer ausgezeichneten Dienste im Jahre 1623 — berief er auch die ungarisch-kroatischen Arkebusiere zu sich. Darum muss es entschieden als absurd erscheinen, wenn ein neuerer Schriftsteller<sup>1</sup> dem Wallenstein alles Organisations-Talent rundweg

<sup>1</sup> H. B. königl. preuss. Inf.-Offizier: *Wallenstein's Heere und Kriegsführung, im Lichte seiner Zeit*, Dessau, 1879. S. 26.

abspricht. Denn wer könnte sich eher dieses Talent rühmen, als derjenige, der nicht nur Einzelne, sondern ganze Völker dazu verwenden kann, wozu sie eben am meisten taugen? Gerade die Verwendung der kroatischen Arkebusiere, noch mehr aber der Umstand, dass er das Kommando über dieselben Isolano übertrug, zeugen am besten für Wallenstein's Organisationstalent und Menschenkenntniß.

Im Grafen *Johann Ludwig Hektor Isolano* war der Grundzug des militärischen Charakters: der feste Wille, dem rasch die Tat folgt, ganz besonders ausgeprägt. Er war der Verwegenste unter den kroatischen Arkebusieren, und wurde nachträglich ihr berühmtester — durch Schiller, und es ist — abgesehen von der Erhabenheit des dichterischen Schwunges — ein gewaltiger Beweis für die tiefen historischen Kenntnisse des grossen Dichters, dass er in der dreissigjährigen Tragödie des deutschen Volkes gerade Isolano zum Typus der Kroaten wählt. Denn Isolano ist ein ebenso treuer Repräsentant der kroatischen Söldlinge, wie *Petneházy* einer der *Hajduken*, *Trenk* der *Panduren*, und *Hadik* oder *Simonyi* der *Huszaren* waren. Um Politik kümmerte er sich niemals, in seinem Lager war er ein trefflicher und echter Kamerad, im Trinken und Schuldenmachen übertraf er jeden, leichtsinnig und gewinnsüchtig, wegen seiner ewigen Geldkalamitäten ein williges Werkzeug Wallensteins, ein Rasender im Spiel und ein unerschütterlicher Held in der Schlacht. Auch auf ihn lässt sich anwenden, was *Clarendon* von *Hampden* sagte: wenn er sein Schwert zog, warf er die Scheide weg. Er war ein Mann, der sein ganzes Leben lang nur «*va-banque*» spielte, bald mit seinem Vermögen, bald mit seinem Leben, und gerade eines solchen Menschen bedurfte Wallenstein, und nicht nur er, sondern jeder einsichtsvolle Feldherr würde am liebsten einen Mann von solcher Individualität an die Spitze seiner leichten Reiterei stellen.

Jede Waffengattung stellt an ihren Anführer andere Anforderungen und setzt verschiedene Neigungen voraus. Der Kommandant der Kavallerie braucht am seltensten Eigenschaften, die sich harmonisch ergänzen. So sagt auch *Denison* in seinem aus-

gezeichneten Werke über die Kavallerie, dass der Reiter-Kommandant ausser hoher Intelligenz noch besonders grosser Entschlossenheit und Tapferkeit bedarf. Unerschütterliche Kaltblütigkeit muss sich mit wilder Heftigkeit paaren, denn die Hauptaufgabe der Reiterei ist es, die gründlich ausgearbeiteten Pläne mit verwegenster Kühnheit auszuführen. Diese Eigenschaften finden sich meistens bei leidenschaftlichen und herrschsüchtigen Charakteren. Vielleicht findet sich darin die Erklärung der Tatsache, dass so viele der berühmtesten Kavallerie-Kommandeure leidenschaftliche Kartenspieler waren. Der grüne Tisch und das Feld, wo mit dem Leben um das Leben gespielt wird, setzen in vielen Beziehungen gleiche Fähigkeiten voraus. Beide bedingen als unerlässliche Faktoren Kaltblütigkeit und Berechnung, die lebendigste Geistesgegenwart und dazu höllische Leidenschaftlichkeit, die den Spieler an den Kartentisch fesselt, und den Krieger in den Rachen des Todes führt. Sie glauben abergläubisch, dass ihnen — gleich einem Napoleon en miniature — nichts unmöglich sei, als — die wahre, innere Gemütsruhe. Sie gleichen dem Sturmvogel, der nur bei wütenden Gewittern und aufgetürmten Wogen in seinem Elemente ist.

Isolano hat Kaltblütigkeit und Entschlossenheit in hohem Grade in sich vereinigt, und er scheint auch — einer Forderung Denison's entsprechend — einer höheren Intelligenz nicht entbehrt zu haben, wiewohl ihm der grosse Dichter, der diese bewegte Zeit künstlerisch verewigt hat, eine solche nicht zuschreibt. «Piccolomini» Act. IV. 1. Auftr. liest Max Piccolomini dem Genannten vor:

•Ingratis servire nefas•

worauf Isolani <sup>1</sup> fragt:

Das klingt wie ein latein'scher Spruch — Herr Bruder,  
Wie heisst's auf deutsch?

<sup>1</sup> Schiller schreibt irrtümlich immer Isolani, während der General selbst bis 1623 Isulano, von da ab gewöhnlich Lodovico Isolano schreibt.

Es scheint, als ob der Dichter hier die Absicht hätte, Isolano's mangelhafte Bildung und Kenntnisse sichtbar zu machen, während Isolano als der Sohn eines kaiserlichen Generals gewiss nicht ohne Erziehung und Unterricht aufgewachsen sein konnte, und italienisch, kroatisch und deutsch gleich sicher und geläufig sprach, daher kaum die geeignete Persönlichkeit war, um an ihm die Unwissenheit der kaiserlichen Generale mit Recht zur Schau zu stellen.

Isolano beteiligte sich fast an dem ganzen dreissigjährigen Krieg († 1640 in Wien). Noch als Hauptmann ging er nach Böhmen, wo ihn Wallenstein am 27. Juni 1625 zum kommandierenden Obersten von 600 Kroaten ernannte, und wo er den offenen Befehl erhielt, in Ungarn einige hundert Reiter anzuwerben.<sup>1</sup> Die Werbung geschah auch, und schon im August 1625 ist er mit 433 Arkebusieren auf dem Wege nach Eger. Auf dem Wege erlaubte er sich ungezügelte Ausschreitungen, weshalb er von Wallenstein strenge zur Verantwortung gezogen wird.

In der ersten grossen Armee des Herzogs von Friedland repräsentirt Graf Isolano die Kroaten mit einer Truppe von 433 Mann; aber schon am 25. November 1625 gibt der Herzog Befehl zur Werbung von 1500 Kroaten, und kaum zwei Monate später zur Anwerbung von 500 ungarischen Reitern, «denn (die vngern) sein bessere Tschata Reütter alsz die Crabaten.» Die Werbung war bald bewerkstelligt und die Mannschaft ausgerüstet, doch konnte Peter Gál erst im März 1626 zu der, an der Elbe-Linie operirenden Hauptarmee stossen, wozu dann im April durch Georg Zrinyi und Franz Orehóczy (welch letzteren Tadra und Chlumecky gewöhnlich «Strozzi» schreibt, indem er ihn offenbar mit dem Obersten Graf Jakob Strozzi verwechselt) mit ihrem kroatischen Kavallerie-Regiment kommen. Peter Gál, ein Vertrauter des Palatins Eszterházy, war, als er die Anwerbung kroatischer Arkebusiere für Wallenstein unternahm, Oberstlieutenant in Komorn, und wurde am 24. Februar 1626 von Kaiser Ferdinand II.

<sup>1</sup> «Patent auf etlich 100 Pferd ausz Hungarn abzuführen» *Concept im k. u. k. Kriegsarchiv*, ddo. 27. juni 1625.

in Wien zum Obersten von 500 kroatischen Reitern ernannt.<sup>1</sup> Seine «Kroaten» sind aber eigentlich ungarische Grenz-Huszaren aus Raab und Komorn, was schon daraus hervorgeht, dass sich Gál die ganze Zeit über in Komorn aufhielt, dass also auch die Werbung daselbst stattfinden musste; ferner, dass ihm der k. k. Hofkriegsrat am 17. April 1626 den Befehl erteilte, «er solle die von Raab alsz andern Gränizen entführte *Husarn* ab: und zurueckh verschaffen.»<sup>2</sup> Und dass Gál's Regiment tatsächlich aus Ungarn bestand, beweist auch der Umstand, dass es von ungarischem Gebiete zunächst nach Mähren, und dann erst nach Böhmen ging, während es, wenn es in Kroatien wäre angeworben worden, den einfacheren Weg nach Böhmen durch Niederösterreich hätte nehmen können. Das Gál'sche Regiment ging durch bayreuthisches und bambergisches Gebiet nach Dessau, wo es sich an der grossen Schlacht bei der Brücke (25. April 1626) beteiligte. Es musste sich in dieser Schlacht bedeutend hervorgetan haben, da bekanntlich gerade in dieser Schlacht die Reiterei Wallenstein's den Sieg über die Mansfeld's errang, welche letztere nach dem Zeugnisse der Zeitgenossen ihre Pflicht nicht getan hat.<sup>3</sup>

Nach diesem Triumph verlegte Wallenstein die Arkebusiere Gál's nach Ober-Sachsen, worauf dann das Regiment am 27. August an dem Kampfe bei Lutter am Barenberge gegen den dänischen König teilnahm. Wenige Tage später fiel Gál der damals wütenden Pest zum Opfer.<sup>4</sup>

Somit ist Hallwich (Wallenstein's Ende, I. 89., II. 551), der gründlichste Erforscher des Wallenstein'schen Zeitalters, im Irrtum, wenn er bei einem Hauptmann Gall aus dem Jahre 1633 die Frage aufwirft, ob dies vielleicht Peter Gál gewesen sein mag?

Nach Peter Gál's Tod bewarben sich viele um sein Regiment,

<sup>1</sup> *K. u. k. Kriegsarchiv*, 1626. Nr. 2/1. und 2/ ad 1.

<sup>2</sup> *Archiv der k. u. k. Registratur*. Parthey-Sachen. 1626. Reg. Nr. 42.

<sup>3</sup> Spionbericht «Di Wolfenbüttl 4. Maggio 1626.» *Bairisches Staatsarchiv München*. F. 425/8.

<sup>4</sup> «Der Obr. Gall Petr ist an die pest gestorben.» *Gr. Hurrach'sches Archiv*, dd. 6. sept. 1626. J. i. 74/13.



weil es für sehr einträglich galt. Besonders bemühte sich Desfour darum. «Der de Fuhr — schreibt Wallenstein — begehrt (des Gall Petrn) Reiter, solches wird ihm gewiss nicht angehen, denn ich hab kein grössern Rauber als ihn und wegen der Rauberey<sup>1</sup> hette ers gern.» Und Desfour erhielt auch wirklich das herrenlose Regiment nicht, da zu dessen Obersten Lucas Hrasztovaczký oder Hrasztovszky (meistens als «Obr. Lucas» oder «Lucatsch» erwähnt) ernannt wurde. Nach dem im Jahre 1633 erfolgten Tode Hrasztovaczký's ernannte Wallenstein zum Kommandanten des ursprünglich Peter Gál'schen Regimentes Johann Karl Pritchowsky von Pritchowitz.

Gleichzeit mit der Betrauung Peter Gál's wies der Hofkriegsrat am 3. Februar 1626 auch die steyerische Expedition an, dem Georg Zrinyi de Zerinvár und Franz Orehóczy de Kusarovec ein Werbe-Patent auszustellen.<sup>1</sup> Graf Georg Zrinyi, Banus von Kroatien, einer der reichsten Dynasten Ungarns, war damals 28 Jahre alt. An die Werbung machte er sich mit solchem Eifer, dass seine, aus zwei kroatischen Regimentern bestehende Brigade bereits Anfangs März marschbereit war. In Zrinyi's eigenem Regimente waren Kompagnie-Kommandanten: Wolfgang Bakács, Georg Dovolich, Siegmund Eörsi und Ladislaus Mikulies. Die Kompagnie-Kommandanten im Regimente Orehóczy waren: Ladislaus Orehóczy, Kaspar Orehóczy und Johann Patachich. Diese beiden Regimente waren, wie schon die Namen der Obersten und Kompagnie-Kommandanten beweisen, rein kroatische Arkebusier-Regimenter. Das Regiment Zrinyi wurde auf der Mur-Insel, das Orehóczy's in Agram angeworben, und die ganze Brigade wurde am 15. April vom kaiserlichen Commissär in Steinamanger gemustert und hierauf in kaiserlichen Sold genommen.<sup>2</sup> — Der strategische Aufmarsch in dieser Brigade des Banus in das Reich ist aus culturellen Rücksichten von grossem Interesse, indem sich nämlich dabei zeigt, dass Kroatien mit Wien und dem deut-

<sup>1</sup> *Archiv der k. u. k. Kriegs-Registratur*. Parthey-Sachen. 1626. Reg. Nr. 3.

<sup>2</sup> *Fürstlich Eszterházy'sches Hauptarchiv in Eisenstadt*. Fasc. 14. Rep. 71. Fol. 75.

schen Reiche nicht über den Semmering verkehrte, sondern — ebenso wie mit Pressburg und Oberungarn — durch das Gebiet jenseits der Donau. Unsere Landstrassen sind am besten jenseits der Donau und in Oberungarn in Stand gehalten, u. z. theils darum, weil dort der Boden steinig ist, theils aber auch, weil die benannten Gegenden von der Völkerwanderung, dem Tartarenzug und von den Türkenkriegen am meisten verschont blieben. Darum konnte sowohl Orehóczy's Regiment aus Agram, wie auch Zrinyi's Regiment aus der Mur-Insel fast ununterbrochen bis Wien römische Landstrassen benützen, was sie auch taten, da die Strasse des Claudius förmlich in pfeilgrader Richtung von der Kulpa über Agram und die Mur-Insel, Steinamanger, Güntz und Oedenburg nach Wien führt. Ist es nun gewiss, dass grössere Truppenkörper diesen Weg genommen haben, so lässt sich auch voraussetzen, dass der ungarische Handel ebenfalls auf diese Weise mit dem Auslande verkehrt haben mag, weil sich Militär und Kaufleute einer besseren Strasse zu Liebe gerne einen Umweg gefallen lassen.

Zrinyi führte seine Brigade von Wien durch Böhmen in Wallenstein's Lager nach Aschersleben, wo er am 8. Juni anlangte. Hier rastete die Brigade bis zum 29. Juli, während dem sich die einzelnen kroatischen Arkebusier-Regimenter aus den, ihnen von den kroatischen Grenzen nachfolgenden kleineren Truppen auf je 600 Mann ergänzten.<sup>1</sup> Im Lager zu Aschersleben hat also Wallenstein seine sämtlichen Kroaten vereinigt, Zrinyi, mit seinem eigenen, und dem ihm untergeordneten Orehóczy-Regiment, ferner die Regimenter Isolano's und Peter Gál's, im Ganzen 2400 Kroaten.<sup>2</sup>

Am 29. Juli ging Wallenstein nach Zerbst und von da unternahm er die Verfolgung Mansfeld's am 28. August; Stationen hält

<sup>1</sup> *K. sächsisches Staats-Archiv in Dresden.* 9207, Buch 55, Fol. 35 u. 36.

<sup>2</sup> Disposizione dell' Armata di S. Mtà Ces. fatta dal S. Duca di Fridland ananti la sua partenza verso Zerbst:

Il Conte di Sdrino XII. comp* di Croati . . . . .	1200
Il Coll* Isolano comp* sei . . . . .	600
Il Coll* Pietro Gallo comp* sei . . . . .	600

Venetianischer Gesandtschaftsbericht im *geheimen Staatsarchiv.* Wien, Sen. III. (Secreta) Nr. 67 (dispaccio, Beilage vom 17. Aug.)

er mit seinem Heere in Coswig, Dahme, Kottbus, Forstaden, Kosel, Salza, Sorau, Sagan, Sprottau, Bunzlau, Goldberg, Jauer, Striegau, Schweidnitz, Langen-Öls, Strehlen,<sup>2</sup> Grottkau, Neisse, Neustadt, Olmütz, Kremsier und Billowitz, kurz, er verfolgte die Heere Mansfelds durch Anhalt, Brandenburg, Schlesien und Mähren bis an die ungarische Grenze. An dieser fürchterlichen Hetze waren selbstverständlich in erster Reihe die Truppen der leichten Kavallerie, also die Kroaten beteiligt. Am 5. Sept. gelangte Wallenstein's Armee an die ungar. Grenze, nach Ung.-Brod. Hier fand die Verfolgung Mansfeld's ihr Ende, denn Wallenstein hatte in Erfahrung gebracht, dass Mansfeld bereits durch die Karpathen nach Trentschin gedrungen sei, von wo er sicher die Bergstädte erreichen und sich mit Bethlen vereinigen konnte, weshalb auch Wallenstein in betrübter Resignation aus Brod vom 6. September schreibt: «Ich muss mich nun gefasst machen, mit dem Bethlehem und Mansfelder zugleich zu raufen.» Wallenstein ging am 7. September nach Waag-Neustadtl (Vág-Ujhely) und von hier zwei Tage später nach Freistadtl (Galgócz), die Kroaten aber, die er zur Nachhut bestimmte, liess er in Waag-Neustadtl zurück, so dass er seine Hauptarmee, die nun gegen Bethlen vorgeschoben werden sollte, aller leichten Reiterei beraubte. Darüber war der königlich gesinnte Teil Ungarns empört, und der Kanzler Stefan Sennyei schreibt am 7. September an den Palatinus Eszterházy: «Niemand habe ich eine solche Sache gesehen, dass der Herzog (— nämlich Wallenstein —) die Truppen des Herrn Zrinyi überall zuletzt marschiren lässt. Die sollten doch gerade Spione aufgreifen, und Proviant und ähnliche Bedürfnisse verschaffen. Ew. Gnaden wollen mir glauben, dass ich mich vor dem Wirken dieses Mannes ebenso fürchte, wie vor Mansfeld, oder zehumal mehr.»<sup>1</sup>

<sup>2</sup> *Hauptarchiv in Eisenstadt*, fasc. XVI. Rep. 71. Nr. 100. — *Ferdinand Tadra* (Fontes rer. Austr. XI. I. 431) schreibt statt Strehlen: Strelitz, mit Unrecht, da Wallenstein am 25. Aug. noch in Langen-Öls ist, und schon am 26. in Strehlen; wäre er aber nach Strelitz gelangt, hätte sein Heer wenigstens 15 Meilen in einem Tage machen müssen.

<sup>1</sup> Ungarisches Original im *fürstlich Eszterházy'schen Hauptarchiv in Eisenstadt*, Fasc. 5. Rep. 71. Nr. 152.

Wallenstein's erste Verfügung in Ungarn, mit welcher er die kroatischen Arkebusiere Zrinyi's zur Nachhut bestimmte, mochte mit den übrigen Fehlgriffen des Feldzuges vom Jahre 1626 verursacht haben, dass nicht nur Sennyei, sondern auch die hervorragendsten Ungarn, wie der Palatinus Eszterházy, selbst Georg Zrinyi, Johann Kemény, der ausgezeichnete Soldat und spätere Fürst von Siebenbürgen, sowie die gleichzeitigen Historiker Ráttkay und Gregor Pethő einstimmig Wallenstein für den unfähigsten und wildesten Feldherrn hielten, der jemals Ungarns Boden zertreten hat.

Daher der ewige Zank zwischen den ungarischen Edeln, besonders Georg Zrinyi und Eszterházy einerseits, und Wallenstein andererseits. Als Wallenstein sich in das Innere von Ungarn begab, konnte er die Kroaten nicht entbehren, die er dann am 26. September ebenfalls zur Hauptmacht heranzog. Am selben Tage hatte auch Mansfeld sein Heer mit dem des Herzogs Johann Ernst von Weimar vereinigt; Bethlen und die Türken lagerten in ziemlicher Entfernung von einander; wenn sich nun alle drei vereinigen, reiben sie Wallenstein's Heer auf. Es war daher den Kaiserlichen geboten, so rasch wie möglich das gefährlichste, nämlich Bethlen's Heer anzugreifen, bevor es sich noch auf das dreifache verstärken könnte.

Die forcirten Märsche begannen wieder, und zwar so, dass die Kroaten die Infanteristen zu sich auf den Rücken ihrer Pferde nahmen, und auf diese Weise konnte das ganze Heer bereits am 30. September Drégely-Palánka, — Wallenstein's entferntesten, östlichsten Lagerplatz in Ungarn — erreichen.

Zrinyi liess sich damals mit den, Neograd belagernden Türken in ein Vorposten-Gefecht ein, wo er 150 Mann verlor und selbst an einem Arm verwundet wurde, doch rettete ihn der von der Hauptarmee herbeigeeilte Succurs.<sup>1</sup> Ebenfalls am 30. Sept. erhielt Zrinyi den Befehl, sofort in's Lager zurückzukehren und

<sup>1</sup> Venetianischer Gesandtschaftsbericht im *Wiener k. k. geheimen Staatsarchiv*. Germ. 1626. senato III. (secre.) 67.

sich die ganze Nacht über aller Feindseligkeit zu enthalten. Die Ursache dieses Befehles war, dass der Palatinus Eszterházy in derselben Nacht in Bethlen's Lager abging, um daselbst Verhandlungen anzuknüpfen.<sup>1</sup>

Eszterházy's Kriegsplan war, Bethlen zur Neutralität zu bewegen und dann die Neograd belagernden Türken niederzuwerfen, wogegen Wallenstein nur mit Bethlen Krieg führen will, um in den etwaigen Feindseligkeiten gegen die Türken die Gelegenheit zum Ausbruche eines grossen, allgemeinen Türkenkrieges zu vermeiden.

Die den Plänen Wallenstein's direct zuwiderlaufenden Pläne der Ungarn riefen eine Spaltung im österreichischen Lager hervor. Am Morgen des 1. Oktober rief Wallenstein seine Offiziere zum Kriegsrate zusammen, und ereifert sich gegen Zrinyi, welcher sich hartnäckig dem Rückzuge widersetzte, derart, dass er ihm schliesslich droht, ihn, falls er seine Kämpfe noch fortsetzen würde, auf den nächsten besten Baum aufhängen zu lassen. Noch denselben Tag schickt Wallenstein einen falschen Bericht an den Wiener Hof<sup>2</sup> und an den Hofkriegsrat,<sup>3</sup> laut welchem Bethlen und die Türken sich geflüchtet hätten, ferner, dass er seine Offiziere zum Kriegsrat versammelt hätte, «deren aller einhellige Meinung gewesen», sich zurückzuziehen.

Die kaiserliche Armee tritt noch am 1. Oktober den Rückzug an; am 2. gelangt sie nach Léva, am 4. nach Neuhäusel.<sup>4</sup> In der Nachhut von 5000 Mann erscheinen zur Deckung des Heeres unter dem Oberkommando Schlick's auch die Kroaten mit dem Auftrage, Gabriel Bethlen und die Türken, die über den Tag des

<sup>1</sup> Wallenstein's lateinisches Original-Dokument im *ürstlich Eszterházy'schen Hauptarchiv zu Eisenstadt*. Acta Palatini, fasc. 41. Rep. 71. Nr. 96.

<sup>2</sup> «Copia An die Kay. May. Schreiben von Herzog zu Fridtlandt» Geben im Veldtläger zwo Meil Wegs von Damasc den ersten Monatstag Octobris 1626. *Harrach'sches Archiv*. J. i. 74/221.

<sup>3</sup> *Archiv der k. u. k. Kriegs-Registratur*. Parthey-Sachen. 1626 Reg. Nr. 129.

<sup>4</sup> *Gräflich Czernin'sches Familien-Archiv zu Neuhaus*. Protokoll-Buch. dd. 4. 8.-br. 1626.

h. Demetrius hinaus nicht kämpfen, so lange aufzuhalten, bis der Eintritt des empfindlichen Herbstwetters die Fortsetzung des Krieges überhaupt unmöglich macht.

Am 15. Oktober griff Bethlen Wallensteins Nachhut bei Kéménd im Granthale an, und zerstreute dieselbe gänzlich; in seinem Bericht nach Konstantinopel meldet er mit unmässiger Uebertreibung, dass der Verlust der Kaiserlichen an die 10,000 Mann ausmache.<sup>1</sup>

Zrinyi geht mit den Trümmern seines Heeres über Neuhausel nach Deáki, dann nach Tyrnau, und später nach Beregszeg, am rechten Ufer der Vágh, wo er sein Lager aufschlägt; er selbst aber begab sich nach Pressburg, wo er am 18. December im Alter von 28 Jahren plötzlich starb. Ebenso rasch aber verbreitete sich unter den Ungarn die Nachricht, dass ihn Wallenstein ermorden lassen habe, denn man erinnerte sich, dass Zrinyi bei Drégely-Palánka so vermessen gegen Wallenstein aufgetreten sei, dass ihm derselbe mit dem Galgen drohte; ferner hatte Zrinyi bald darauf mit Eszterházy zusammen den Generalissimus offen angeklagt, dass er zu wiederholten Malen, besonders aber bei Neograd, die beste Gelegenheit verpasst habe, ansehnliche Erfolge für den Kaiser zu erzielen, oder dass er, die Wahrheit zu sagen, die Kriegsführung nicht verstehe.<sup>2</sup>

Aus alledem erwachte nun der Verdacht unter den Ungarn, dass der Mörder des bis zur Anbetung verehrten, heldenmütigen, jugendlichen Banus kein anderer gewesen sein konnte, als der verhasste Wallenstein. Auch eine archivalische Quelle gedenkt dieses Mordes: der bairische Gesandte Leuker, ein Todfeind Wallensteins, benachrichtigt seinen Herrn, den Kurfürsten, über die neuerliche Tat Wallenstein's in einer, jetzt im bairischen Staats-

<sup>1</sup> «Gabor hath gotten a great victorie, . . . and affirme to have slayne and taken of the Imperialls 10,000.» *Negotiations of Sir Thomas Roe*. London 1740. Fol. 579. (Roe schreibt den Namen Zrinyi (György: Serini Ogly, und Kéménd: Kements.)

<sup>2</sup> Leuker's Meldung an den Kurfürsten Max, dd. 23. Dez. 1626, im *bairischen Staatsarchiv*. 425 8.

archiv befindlichen Zuschrift vom 23. Dez. 1626. Nach gedruckten Berichten hätte Wallenstein seinen heissblütigen Gegner mit vergiftetem Rettich aus dem Wege geräumt.<sup>1</sup>

So viel ist gewiss, dass Wallenstein, gerade so, wie er in Deutschland anstatt: der Wallensteiner, der Galgensteiner genannt wurde, auch bei den Ungarn gewöhnlich kurzweg «Höhér herceg» d. h. «Henker-Herzog» hiess, zu welchem Titel ihm ausser seinen Verwüstungszügen noch besonders die landläufige Annahme verhalf, dass er der Mörder Zrinyi's gewesen sei. In Kroatien lebte diese Meinung noch lange als Tradition fort, wie die folgenden Verse aus dem XVIII. Jahrhunderte beweisen:

Est sed quod doleam multa inter funera primum  
Proregis Zriñi funus, qui fortis ad Hunnos.  
Pugnavit pro Rege suo, victorque triumphos  
Saepe tulit: tandem dapibus cum pace fruentem  
Lethali manus extinguit scelerata veneno.<sup>2</sup>

(Schluss folgt.)

## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE.<sup>3</sup>

*Bochkor K., Magyar államszámveteltan* (Ungarische Staatshaushaltungslehre von Karl Bochkor). Budapest, 1883, Nagel, X und 475 S.

*Fajth P., költemények* (Gedichte von Peter Fajth). Budapest, 1883, Kilian Comm., 204 S.

*Fraknoi Wilhelm, Ungarn und die Liga von Cambray, 1509—1511.* Nach unbenützten Quellen in italienischen und ungarischen Archiven. Deutsche Ausgabe. Budapest, 1883. Kilian, 96 S.

*Gesetz-Artikel XXXI: 1883 über das Ratengeschäft und XXV: 1883 über den Wucher und die schädlichen Creditgeschäfte.* Deutsch, mit Anmerkungen, Parallelstellen und Erläuterungen. Budapest, 1883, Ráth, 20 S.

*Jókai M., A Damokosok* (Die beiden Damokos. Romantische Geschichte von Maurus Jókai). Budapest, 1883, Athenaeum, 2 Bde, mit 4 Federzeichnungen von Róza Jókai (der Tochter des Dichters), 181 und 168 S.

<sup>1</sup> *Rättkay: Memoria Regum et Banorum Croatiae.* Viennae 1626. Fol. 199. Khevenhiller: *Conterfet Kupferstich* II. 286.

<sup>2</sup> Ritter: *Plorantis Croatiae Saecula Dvo.* (Graecomonti, 1703). p. 61.

<sup>3</sup> Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

## ZUR ERINNERUNG AN AUGUST GREGUSS.

IM Sommersemester 1845 als Student in Halle wurde ich zuerst mit dem verewigten GREGUSS bekannt. Seit Herbst 1844 dort mit dem Studium der Sprachwissenschaften beschäftigt und zufällig Hausgenosse einiger Ungarn (Karl Nagy, Stephan Csapli, Stephan Ritter) hatte ich für deren Sprache Interesse gewonnen, und unter Leitung des Letztgenannten grammatische Uebungen angefangen. Durch ihn wurde ich weiter mit andern der zahlreich in Halle studirenden Ungarn und Siebenbürgen, sowie einigen ungarischen Slaven bekannt: Roy, Szemian, Schulek, Szoyka, Schmidágh, besonders aber mit Andreas Domanovszky und AUGUST GREGUSS. Bei Letzterem sah ich auch als durchreisend Paul HUNFALVY Ende September 1845. Meine Hausgenossen gingen dann nach Jena, um die Studien dort fortzusetzen, oder nach der Heimat zurück, und GREGUSS zog in mein Haus (Barfüsserstrasse 22, jetzt 13), da wir schon vorher vielfach Berührungspunkte gefunden hatten.

Klein und schwächlich, in weitem grünem Attila, blossen Halses, war er den Studenten wohl allgemein von Ansehen bekannt, aber nur wenigen durch Umgang, dann freilich als Disputator hochgeachtet, teilweise gefürchtet, daher es auch hie und da nicht ohne (meist vorübergehende) Entzweigungen abging.

Obleich ich gerade mein Militärjahr abmachte und so vielfach beschäftigt war, konnte ich doch sehr viel den allseits anregenden Umgang mit GREGUSS geniessen. Bald hatte ich Anlass mich über dessen eindringende Kenntniss der neueren deutschen Literatur zu wundern, bald über dessen vollkommene Herrschaft über das



deutsche und das französische Idiom. Denn auch zum Verkehr mit Ausländern war viel Gelegenheit. Im Hause selbst wohnte noch ein Waadtländer (Jules Duperrex); als Verbindungsgenossen verkehrten ferner mit mir Goy und Fosse aus Südfrankreich, Girardin aus Genf, Tacchella aus Mailand usf. Auch wenn ich als Unteroffizier eine Wache zu kommandiren hatte, kam GREGUSS gern und vertrieb mir die Zeit mit allerlei wissenschaftlichen Gesprächen.

Mit einer gewissen Erbitterung sprach er sich eigentlich nur gegen die Slaven und ihre Bestrebungen aus; ein uns geschenktes Buch von Dankovsky, der im Homer lauter slavische Wortformen finden wollte, zerriss er alsbald, nachdem er seine Tendenz erkannt. An meinen germanistischen Bestrebungen und Studien nahm er gelegentlich ebenfalls Anteil. Eine zeitlang trieben wir beide, unter Anschluss von Oskar SCHADE, Schwedisch; GREGUSS versuchte einen Gesang der Frithiofssage ungarisch wiederzugeben, selbst mit Nachahmung der nordischen Alliteration — hatte er doch als einzigen Schmuck seiner Stube ein Bildchen der von ihm hochverehrten Roman-Schriftstellerin Fredrika Bremer. Dann wieder übersetzte er portugiesische Gedichte, die er durch mich kennen lernte; und studirte die Grammatik dieser Sprache, worin ich ihm Führer sein konnte. Vorherrschend aber natürlich lehrte er mich Ungarisch. Er schaffte mir nach und nach Vörösmarty (dessen *Vérnász* er mir schenken konnte), Berzsenyi, Kölcsey von der Bibliothek, zeigte seine eigenen Uebersetzungsversuche, suchte für mich Passendes zum Uebersetzen aus (wie *Dobó beszéde*, *Wesselenyi* u. a.), corrigirte meine Uebertragungen, ergänzte Töpler's Grammatik durch eigene Uebersichten über die ungarische Verbalflexion u. dgl. Sobald ich des Idioms etwas mehr Herr geworden, legte er mir (Januar 1846) seine Uebersetzungen ungarischer Volkslieder vor. Wir besserten gemeinsam an Reim und Rhythmus, besprachen die von ihm sorgfältig ausgearbeitete Vorrede voll literarischer Nachweise; und noch Ende des Monats wurde das Büchlein, für welches sich auch unser Hausgenosse Baron v. SOLTAU (der Herausgeber der *Einhundert histor. Volkslieder der Deutschen*) lebhaft interessirte, einem Leipziger Verleger angeboten. Der erste schlug

aus; da reiste 7. Februar Greguss selbst nach Leipzig, fand in Georg WIGAND, dem Gatten einer Ungarin, den rechten Mann, und kam kindlich vergnügt mit Debrecziner Pfefferkuchen und dgl. heimatlichen Gaben beladen zurück, um seine Freunde damit zu bewirten.

Der Druck wurde sofort in Angriff genommen; seltsamerweise aber war GREGUSS, dem die Autoreneitelkeit deutlich fehlte, nur mit Mühe zu bewegen, die Anonymität dabei fahren zu lassen. Als er sich endlich auf wiederholtes Andringen des Verlegers dazu entschloss, triumphirte er doch noch gegen mich damit, dass er jenen in gewisser Hinsicht überlistet habe. Denn nicht L. A. M. (Livius Augustus Matthias) gab er als Vornamen an, wie es hätte lauten sollen, sondern M. A. — So erschien das Büchlein 100 Seiten stark unter dem Titel: *Ungarische Volkslieder, übersetzt und eingeleitet von M. A. Greguss*. Von bekannten Verfassern waren darin Cucor, Csokonai, Döbrentei, Erdélyi, Gál, Kisfaludy d. j., Vitkovics, Vörösmarty vertreten; von dem erst 1½ Jahre vorher aufgetretenen Petöfi war noch keine Rede.

Die Vollendung des Buches zog sich übrigens so hin, dass ich ihm die bedungenen Freiemplare erst im Mai (1846) nachsenden konnte.

Obwohl nicht Theologe, hatte ich doch auch viel Verkehr mit solchen, hörte gelegentlich Theologisches und besuchte auch andere Vorträge hervorragender Docenten. Hieran beteiligte sich GREGUSS wenig oder gar nicht. Er disputirte gelegentlich mit meinen Freunden, die ihm die Ausbildung eines eigenen feinpantheistischen Systems zugestanden, ging aber meist nicht gern auf Theologie ein, ausser wo für Welt-, Cultur- und Literaturgeschichte dabei zu lernen war. So besuchte er auf meine Anregung wiederholt die Mittwochsabende bei THOLUCK, wo jeder Student Zutritt hatte. Der Genannte, bekanntlich zu seiner Zeit in England und Amerika, Italien und Skandinavien, Frankreich und Algier gleich bekannt und zuhause, wie er denn alljährlich seine Erholungsreise gern in eines dieser Länder unternahm, schilderte uns bald Italien und die Waldenser, bald Amerika und die evangel. Deutschen dort, bald

die Geschichte der heimischen Universitäten, und schloss in der Regel mit einer Paränese, die er an einen Bibelspruch anknüpfte. Bei Beginn dieser mehr erbaulichen Ansprache pflegte GREGUSS den Saal zu verlassen.

So war uns *ein* Halbjahr als Hausgenossen verflossen, noch geschmälert durch die Ferienreisen, welche GREGUSS nach Berlin und Wittenberg ausdehnte; daher u. a., so viel ich weiss, seine Bekanntschaft mit K. J. SCHRÖER, mit dem dann auch ich vorübergehend in Verkehr trat. Es ist ein ausserordentlich reiches Halbjahr für mich gewesen durch den steten Gedankenaustausch mit GREGUSS, der, an Jahren mir ungefähr gleichaltrig, doch an harmonischer Ausbildung und Welterfahrung weit voraus war, ohne dies je mich fühlen zu lassen. Hatte er doch, ehe er nach Halle kam, schon in Wien eine zeitlang Medizin studirt, ehe er sein eigenes Berufsfeld erkannte.

Am 17. März (1846) trennten wir uns, um erst nach mehreren Jahrzehnten hier in Zerbst uns wiederzusehen. So eifrig er mich damals und später aufforderte, nach Ungarn zu kommen (etwa 1854 sogar, um eine Lehrerstelle am Pester evang. Gymnasium zu übernehmen): die Verhältnisse haben mir es nie gestattet. Acht Tage später erhielt ich Bericht über seinen Zwischenaufenthalt in Jena, wohin u. a. Csapli und Ritter vorangegangen waren, am 15. Juli aus Ungarn, so viel ich weiss, aus dem Hause seiner Grossmutter in Rosenau. Es dauerte nicht lange, so übertrug man ihm eine Professur in Szarvas; die Ausarbeitung seiner Hefte nahm ihn sehr in Anspruch, dann vom Winter 1847—48 an die politischen Gestaltungen. Ich übersetzte indess weiter für mich sowohl in Halle bis Michaelis 1846, als in dem darauf folgenden Jahre, das ich in Erlangen zubrachte; so oft ich eine mich erfreuende Arbeit fertig hatte, sandte ich sie ihm zur Begutachtung mit allerlei Fragen, welche aufs eingehendste zu beantworten er nie müde wurde. Ebenso blieb mein Verkehr mit ihm während meines Berliner Semesters, das mit der Märzrevolution schloss, und des Sommers 1848, da ich Hauslehrer in der Uckermark war.

Leider besitze ich seine Briefe aus jener Zeit fast sämmtlich

nicht mehr, etwa bis auf einen vom 7. Februar 1847. Er entschuldigt hier sein seltenes Schreiben u. a. wie folgt:

«Ich liege hier gar nicht auf der Bärenhaut; vielmehr habe ich jeden Augenblick vollauf zu thun. Auf einmal so hineingeraten in die Professur, ohne meine Wissenschaften (Kenntnisse) systematisch geordnet zu haben, muss ich jetzt nicht nur fortwährend arbeiten, sondern stets zusehen, ob ich auch gut arbeite und nicht etwa tolles Zeug, wozu ich viel Anlage in mir verspüre, niederschreibe.»

Zur Erläuterung glaube ich hinzufügen zu sollen, dass er in der That in Halle bisweilen die Befürchtung aussprach, es könne ihm einmal die Klarheit des Verstandes getrübt werden — so gährte es damals in dem jugendlichen Geiste.

Bald sah er sich in der Lage, an der Bewegung seiner Nation teilzunehmen; getreulich sandte er mir seinen *Futár* und was seine Feder sonst hinwarf; ebenso gewissenhaft aber fuhr er fort meine Märchen-Übersetzungen aus den *Népdalok és Mondák* durchzucorrigiren, deren Manuscript ich druckfertig October 1848 dem Verleger (E. Dümmler, Berlin) übergab, als ich nach bestandnem Examen auf drei Jahre nach Neapel ging, dort eine Hauslehrerstelle zu übernehmen. Mein von dort aus dem Druck übergebenes Büchlein: *Sechsenddreissig ungarische Lieder und Gedichte, Halle 1850* musste ich ohne seine Beihilfe fertig stellen; mehrere Jahre fehlte mir (wie der Kundige begreifen wird) jede Nachricht über ihn.

Inzwischen hatte K. M. KERTBENY mich sozusagen entdeckt. Schon in Neapel erhielt ich einen Brief von diesem, weiter in Wittenberg, wo ich October 1851 als Lehrer eintrat und 10½ Jahre im Amte blieb. Seiner Aufforderung entsprechend beteiligte ich mich an seinem «Album hundert ungarischer Dichter, Dresden 1854»; vermutlich durch ihn erfuhr Greguss meinen nunmehrigen Aufenthalt. Meine Briefe hatte er meist nicht erhalten; erst 2. Januar 1854 begann unser Briefwechsel von neuem, um nun äusserst lebhaft zu werden. Ich hatte inzwischen Zrinyi's *Zriniász* zu übersetzen angefangen; er sandte mir täglich das *Pesti Napló*, dessen

Mitarbeiter er war. Statt an KERTBENY sandte ich meine Proben und Fragen nun wieder an GREGUSS, versuchte mich auch selbst in allerlei ungarischen Correspondenzen über wissenschaftliche und technische Fragen bez. Erscheinungen. GREGUSS verbesserte sie, ich las meine Einsendungen in seiner Verbesserung gedruckt und erkannte so meine grammatischen oder Stilfehler. Gelegentlich halfen bei mir Besuche durchreisender Ungarn nach; so kam HAAN von Jena her, BENJAMIN KÁLLAY mit seinem Erzieher JOSEF BENEDEK (14. Sept. 1854). Auch mit POMPÉRY, LONKAY u. a. kam ich damals in unmittelbarem Briefwechsel. April 1855 empfing ich GREGUSS' *Magyar Verstan*; ohne Schwierigkeit erkannte ich darin allerlei Ergebnisse unserer Gespräche und Studien in Halle.

Im Juli 1855 ging GREGUSS vom *Napló* zum *Magyar Sajtó* über; unser Verhältniss erlitt dadurch nicht die geringste Aenderung. Ich sandte zahlreiche Correspondenzen dorthin, GREGUSS bemühte sich in HECKENAST mir einen Verleger einer neuen Reihe übersetzter Märchen zu schaffen; anderseits theilte er mir die meisten seiner Unternehmungen mit, und soweit ich ihn dabei beraten konnte, that ich es mit Freuden. Auch mit TOLDY kam ich jetzt durch ihn in Berührung, mit JOH. TÖRÖK u. a. Eine besondere Freude machte er mir 1857. Wir hatten im Jahre vorher in Wittenberg ein Comité zusammengebracht zum Zwecke, Melancthon im Trisäkularjahr 1860 ein Denkmal auf dem dortigen Markte zu setzen, und ich im Auftrag desselben einen Aufruf ausgearbeitet, der überall auch über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet wurde, nach England und Amerika hin in englischer Uebersetzung. Diesen übersetzte mir GREGUSS ins Ungarische; so wurde er in Wittenberg gedruckt, wo zur Zeit der Universität so zahlreiche Ungarn studirt hatten; und nicht nur das, durch das *Pesti Napló* (dem er damals wieder sich anschloss) u. a. Blätter wirkte er zu Gunsten des grossen Kirchenlehrers derart, dass sehr namhafte Beiträge aus Ungarn und Siebenbürgen uns zuflossen. Gerade damals war er mit dem *Család könyve* u. a. Unternehmungen sehr beschäftigt, und wohl in Folge zu grosser Anstrengungen Anfang

des Jahres 1858 recht bedenklich krank. Aber schon vorher war unsere Correspondenz etwas seltener geworden, da mir allerlei Aufgaben zugewachsen waren, welche die Verwendung meiner Musse auf *Hungarica* nicht gestatteten. Sachlich waren seine Briefe natürlich nicht minder herzlich; nur vermied er es stets auf seine persönlichen Erlebnisse von 1848—53 einzugehen, unterzeichnete auch nie seinen wirklichen Namen, sondern bediente sich schon aus Vorsicht stets nur des studentischen Scherznamens «Senf», der in Halle unter uns üblich gewesen. Dabei blieb er auch später in der ihm eigenen Consequenz.

Ostern 1862 vertauschte ich die Wittenberger Oberlehrerstelle mit der des Gymnasial- und Realschul-Directors in Colberg in Pommern. Am Ende des ersten Vierteljahrs schilderte ich ihm die neue Stellung, noch im Juli erhielt ich eine eingehende Darlegung seiner Erlebnisse als Zeitungs-Mitarbeiter am *Magyarország* und *Ország*.

Dein Brief vom 14. — schreibt Greguss am 21. Juli 1862 — hat mir viel Freude gemacht. Ich kann Dich mir jetzt so ziemlich in Deinem Colbergischen Kreise vorstellen. Damit auch Du Dir mich gleich recht vorstellen könntest, sage ich Dir gleich, dass ich jetzt Ferien habe. Ferien bei einem journalistischen Tagelöhner, das ist keine Kleinigkeit. Seit zehn Jahren habe ich jetzt zum erstenmal Ferien. Ich will Dir erzählen, wie ich zu diesen Ferien gekommen, dann magst Du ihren Wert würdigen.

Pompéry redigirte seit Januar 1861 den «*Magyarország*», und ich war Mitarbeiter. Der Eigentümer dieses Blattes ist der Buchdrucker Vodianer. Budgetstreitigkeiten veranlassten Pompéry, sich selbst ein eigenes Blatt zu verschaffen, und im März dieses Jahres erhielt er auch die Concession, ein neues Blatt, «*Ország*», welches sein Eigentum sein wird, zu redigiren. (Der Titel wurde wegen Aehnlichkeit zu «*Magyarország*» gewählt, welches Blatt, durch uns ins Leben gerufen, sehr schnell populär geworden ist.) Pompéry hat für das neue Blatt mit einem Verleger den Vertrag geschlossen, und die Sachen standen so, dass das neue Blatt mit 1-ten Juli ins Leben tritt, und zwar unter derselben Redaction und mit denselben Mitarbeitern, wie «*Magyarország*». Da wird Pompéry wegen eines Leitartikels vors Kriegsgericht geladen, und dieses verurteilt ihn zu 4 Monaten Kerker. Er hat seine Strafe am 16-ten Mai angetreten und ist noch fortwährend in Haft. Die

Verhältnisse des Redactionspersonals beim «Magyarország» waren derart, dass ich die interimistische Redaction moralisch gezwungen war zu übernehmen. Du kannst Dir denken, wie freudig! In bequemern Zeiten habe ich die definitive Redaction des «Pesti Napló» — die mir zweimal angeboten war — zurückgewiesen, da ich weder Lust noch Talent zum Politiker in mir verspüre; ich habe mich immer in irgend einer ruhigen Rubrik des Blattes, dessen Mitarbeiter ich war, gemächlich eingerichtet; und musste jetzt, als verantwortlicher Redacteur, vors Publikum! Und verantwortlich — wem? Eigentlich nur Pompéry; da ich das Urtheil, welches ihn der Redaction entzog, als kein rechtliches anerkennen konnte, musste ich mich nur als seinen Stellvertreter betrachten, und das Blatt nicht nach meinem, sondern nach seinem Kopfe redigiren. Selbständig würde ich öfters anders gehandelt haben, als er, ich musste jedoch meine Ansicht der seinigen unterordnen; — vor dem Publikum und der Polizei war aber ich der verantwortliche. Du magst Dir die falsche Stellung, in der ich war, weiter ausmalen; ich beschränke mich nur darauf, zu sagen, dass diese goldenen Tage von Aranjuez vom 16-ten Mai bis 30-ten Juni dauerten, da der Vertrag Pompéry's mit Vodianer mit diesem Tage zu Ende ging. Da nun Pompéry's Gefangenschaft sich bis zum 16-ten Sept. erstreckt, konnte das neue Blatt mit 1-ten Juli nicht ins Leben treten, und wir haben dessen Erscheinen bis zum 1-ten Oct. vertagt. Das ganze Redactionspersonale und die meisten (die besten) Mitarbeiter des «Magyarország» sind zurückgetreten und werden ihre Thätigkeit dem «Ország» widmen. So habe ich nun drei Monate Ferien. Im nächsten Monat beabsichtige ich meinen Schwager im Alföld auf ein par Wochen zu besuchen. Wenn Du mir also schreibst, schreibe nur unter der gewöhnlichen Adresse, ich werde meine Briefe von Pest aus bekommen. Jetzt beschäftige ich mich mit einer Modernisirung der Zriniade, welche Heckenast für das laische (sic) Publikum herausgeben will, und werde damit hoffentlich diesen Monat fertig. Die Modernisirung bezieht sich übrigens nur auf das Ausmerzen einzelner veralteter Worte, auf die Herstellung der Cäsur (wo es ohne grosse Veränderung geht) und hin und wieder der Reime.

Deine Antwort an die Akademie ist vor ungefähr zwei Wochen angekommen. Du hättest von mir füglich schweigen können. Es hat mich aber doch gefreut — wie ein Brief von Dir.

Mit Nächstem werde ich im Wege des Buchhandels einige Hefte an Dich senden. Das geht langsam, ist aber sicher und jedenfalls bequemer, als die Schererei mit den Zollbeamten.

Jetzt lebe wohl und grüsse Deine Frau von mir.

Wie so vielen seiner Freunde that es auch mir oft in der Seele weh, eine so tüchtige Kraft nicht zugleich als akademischen Docenten wirken zu sehen; aber seine Zeit war noch nicht gekommen, wenn er auch bei der freien Ungarischen Akademie längst als Hauptstütze galt. Bereits 1860 hatte er hier auch meine Ernennung zum corresp. Mitgliede der philolog. Section zu bewirken gewünscht, wovon ich amtlich 1862 verständigt wurde.

Bereits Mitte August 1862 erhielt ich einen neuen Brief aus Csaba, wo er bei einem Schwager (Ingenieur und Landwirt) sich aufhielt. «In den ersten Tagen» (schrieb er u. a.) «fühlte ich mich ganz so, wie jener Alte, den man nach viel Jahre langer Gefangenschaft freiließ, und der sich aus der Freiheit in diese zurücksehnte. So sehne ich mich aus dem Otium nach der Arbeit, sogar nach der Tagelöhnerarbeit zurück». Damals beschäftigte ihn besonders die erneute Ausgabe der Zriniász. «Ich glaube kaum» schreibt er weiter, «dass ich an derselben so radikale Veränderungen vornehmen können, wie Du vorauszusetzen scheinst. Was mit blosser Auslassung bewerkstelligt werden kann, werde ich jedenfalls versuchen; wo aber neue Verkittungen damit verbunden werden müssten, da lasse ich stehen. Versetzung einzelner Worte, ja einzelner Sätze, sogar Veränderung einzelner Worte, theils wegen der Cäsur oder des Reims, theils wegen grammatischer oder syntaktischer Correctheit: das erlaube ich mir, aber mehr (nämlich was Zuthat betrifft) kaum.»

Mehr noch als früher hinderte mich nun die Directorenarbeit, ihm anderes. Ueber diese Lasten und Scherereien spricht sich u. a. ein Brief vom 27. Februar 1865 deutlich aus.

Dass unsere Correspondenz so stockt — heisst es hier — daran ist nicht sowohl beiderseitige Nachlässigkeit, als vielmehr beiderseitiges Zurückgehaltenwerden durch Arbeit und Familie schuld. Bei mir wenigstens ist es so, und es kann auch bei Dir nicht anders sein. Auf Deinen Neujahrsbrief kann ich erst heute, fast nach zwei Monaten antworten! Aber da habe ich meine triftige Entschuldigung: 1. das Redigiren eines politischen Tageblattes (Magyar Sajtó), wobei ich wie viel Schererei habe, Du aus dem einen Umstande ersehen magst, dass die Polizei nicht einmal das er'aubt, dass mein Name auf dem Blatt



genannt werde (hieraus kannst Du schliessen, wie verpönt ich bin und wie viel Kampf es mir kostet, nur ein leidliches Blatt zustande bringen zu können); 2. verschiedene Arbeiten, Referate etc. in der Akademie, welche im Januar ihre grosse Jahres-sitzung hielt; 3. die Jahressitzung der Kisfaludy-Gesellschaft am 6. Febr., deren Secretair ich bin und wo ich in dieser Qualität vollauf zu thun hatte; 4. die Rücksprache mit einigen Philologen wegen Deiner Frage, namentlich mit Hunfalvy, der so freundlich war, etwas für Dich aufzusetzen, was ich hiemit beischliesse. In Riedl wirst Du schwerlich etwas in dieser Hinsicht finden, bei Hunfalvy mehr, aber zerstreut, hin und wieder in seinen Abhandlungen.

Es freut mich, dass Du Freude gehabt an meinem kleinen Zrinyi; meine Freude hat mir der Buchhändler etwas verleidet, indem er die Präefatio zum zweiten Band gebunden, und so ist es in allen Exemplaren.

Jetzt arbeite ich — fast muss ich sagen, nichts. Weder die politischen noch die socialen Verhältnisse sind derart, dass sie angenehm erregten oder wenigstens die geschehene Erregung zur wirklichen Arbeit nicht störten, die Lust nicht vergällten. Im Politischen haltet Ihr uns jetzt so ziemlich die Stange, aber wir haben ausserdem den wirklichen, schrecklichen Hungerstod um uns herum, und die Regierung, welche im Anfang jede Selbsthilfe unterdrückte, bewährt sich jetzt ohnmächtig. Es wäre nicht so weit gekommen, wenn man uns — gelassen hätte. Wir hätten uns schon geholfen. Aber es durfte nirgends geholfen werden, nur *durch* die Regierung. Da stiess sie natürlich wieder auf — Passivität. Uebrigens sehen wir mit mehr Zuversicht in die Zukunft, als die Männer, welche unsere Geschicke lenken — wollen. Es glückt ihnen nicht. Wir werden doch *nie* so verarmt sein, materiell und moralisch, dass sie uns in den Februartiegel der Scheinverfassung einschmelzen könnten. Doch genug hievon. Nur noch soviel, dass das Provisorium und die Kriegsgerichte die allgemeine Stimmung nur gereizter gemacht haben. (Ápropos, das weisst Du gar nicht, dass ich im vorigen Sommer, im Juli, auch das Glück hatte, in einer kais. kön. Kaserne drei Wochen in philosophischer Zurückgezogenheit zuzubringen? Es war wegen *Pressvergehen* — wobei das Komische darin liegt, dass wir keine Pressfreiheit, sondern *Censur*, rechte Praeventivcensur haben, und doch Pressvergehen begehen.)

Werden die Briefe nicht auch im jetzigen Preussen manchmal neugierig von Amtswegen eröffnet? — Dein Brief kam nämlich *amtlich* versiegelt an mich; es war die Bemerkung hinzugefügt, dass der Brief *unversiegelt* an die Post kam, und deshalb amtlich versiegelt werden

musste — was mir unwahr zu sein scheint, da dein Brief recommandirt war. Gieb mir Licht in dieser Sache!

Aber jetzt schliesse ich, mit dem Wunsche, dass Du je eher wieder schreibst. Es wäre mir eine grosse Freude, wenn ich im Sommer bei Euch am Meeresstrande erscheinen könnte, vielleicht eben zur Tauffeierlichkeit. Aber keine Aussichten hiezu! wie auch dazu nicht, dass Du einmal herunter echaust, ins Donauland. Grüsse die Deinigen, und bleibe mir, was ich Dir bin.

Aber wie so ganz anders gestalteten sich inzwischen die deutschen Hoffnungen! Schleswig-Holstein war wenigstens endlich den Dänen abgenommen; bald folgte der «Deutsche Krieg» im Jahre 1866, welches ich als das Trisäcularjahr Niklas Zrinyis d. ält. längst zur Veröffentlichung meiner Zriniász-Uebersetzungen ersehen hatte; sie erschienen in Colberg unter dem Titel «*Ehrendächtniss Niklas Zrinyis*» u. s. f. Es war ein eigenes Zusammenreffen, dass kurz vor dem meistens gar nicht beachteten Gedenktage an Zrinyi's Heldentod in Sziget (7. September) eine grosse Anzahl kriegsgefangener ungarischer Offiziere und gemeiner Soldaten in und bei Colberg einquartiert wurden; darunter ich nicht nur Fünfkirchner, sondern auch in Szigeth selbst einquartiert gewesene Offiziere fand, freilich sehr enttäuscht durch deren geringe Bekanntschaft mit der mir geläufigen ungarischen Literatur. Hierauf bezieht sich ein Brief GREGUSS' vom 16. September 1866, zugleich Quittung über die deutsche Zriniade.

Nebst meinem Dank — schrieb mir Greguss — schicke ich Dir den Dank des Präsidenten Eötvös, Arany's, Toldy's und — sub spe rati — der Akademie, welch letztere Dein Gratulationstelegramm im vorigen December richtig erhalten und gewürdigt, d. h. mit Freuden zu Protokoll genommen hat.

Verlangst Du eine Kritik, und zwar eine schonungslose Kritik Deines schönen *Ehrendächtnisses* von mir, so verlangst Du so ziemlich etwas Unmögliches. Deine Uebersetzung der Zriniade kannte ich schon aus Deinen frühern Zusendungen, und habe mir immer gewünscht, so schön ungarisch übersetzen zu können, wie Du deutsch. Neuerdings habe ich fortwährend Gelegenheit diesen Wunsch zu erneuern, da ich jetzt eben den Shakespeareschen *Timon* übersetze. (*Measure for Measure's* Uebersetzung hat die Kisfaludy-Gesellschaft Anfang dieses Jahres herausgegeben.)

Deine Schilderung von den Leuten ungarischer Regimenter und vom Regimentsungarisch ist ein kleines Bild der grossen Trostlosigkeit, die — ich glaube wohl nicht Ungarn, aber Oesterreich charakterisirt. Gleich nach 1849 fing man an, die ungarischen Regimenter gründlich zu entnationalisiren: es war physisch unmöglich, und man blieb stecken. Dein Deutscher aus Schlesien, in einem ungarischen Regimente dienend, illustriert diese Epoche. Der «Deutsche» aus Fünfkirchen soll Dich nicht wundern, da Fünfkirchen ursprünglich eine deutsche Colonie ist, und ein Teil der Einwohnerschaft auch jetzt noch mehr deutsch, als ungarisch versteht. Was die Officiere betrifft, die sogenannten Stockungarn, so muss ich Dir bemerken, dass der intelligentere und gesinnungsvolle Teil der ungarischen Gesellschaft keineswegs in der österreichischen Armee zu suchen ist. Verlorene Söhne, Industrieritter und Ausländer flüchten sich dahin. Aber ist dies nicht natürlich? Muss es hier nicht das gerade Gegenteil der Honvédarmee geben?

Aber der «Deutsche» aus Fünfkirchen, aus der Nachbarschaft Szigets, hätte Dir doch wenigstens einige topographische Andeutungen geben können!

Lass aber einmal auch einen echten Ungar zu einem echten Deutschen sprechen, wie etwa Ungarn zu Deutschland spräche. Ich kann Dich versichern, die öffentliche Meinung von Ungarn — nicht die in den Zeitungen theils demoralisirte, theils schweigen müssende (denn wir haben noch immer österreichische Präventivcensur), sondern die wirkliche — wünscht Preussen zu seinen Erfolgen aufrichtig Glück; es wünscht aber, dieselben mögen ganz Deutschland zu gute kommen, und eben wie Kurhessen, Hannover etc. in Preussen aufgeht, so möge Preussen in Deutschland aufgehen. Die Doppelbarricade des hergestellten Polens und des nicht nur gesetzlich, sondern auch factisch freien Ungarns wird dann die westliche Civilisation gründlich vor der barbarischen Ueberflutung des östlichen Russentums bewahren. Bismarck, als unliberal, war bei uns vor dem Krieg so ziemlich verhasst; die Meinung hat aber dann umgeschlagen, und sogar Deák — der es jetzt doch so gut mit Oesterreich meint — hat erklärt, wenn er ein Deutscher wäre, er würde es mit Bismarck halten.

Willst Du etwas von unsern nationalen Hoffnungen hören? Glücklicherweise kann man Nationen nicht so leicht wegfegen, wie Dynastien oder künstliche Staatsorganismen: deshalb haben wir auch unser Vertrauen nie sinken lassen. In Wien aber scheint man es noch auf ein zweites Königgrätz ankommen lassen zu wollen, denn mit Ungarns Befriedigung säumt man fortwährend, und am Ende werden wieder nur halbe Massregeln zum Vorschein kommen, die Niemand

befriedigen, aber beide Teile nur erbittern: den einen, weil er zu viel gegeben zu haben meint; den andern, weil er zu wenig bekommt. Das Land verlangt den ungeschmälernten Besitz der 1848-er Gesetze, und wird sich nur dann beruhigen, wenn es diese wirklich hat.

Zur Familie übergehend: sind wir auch in dieser Hinsicht nicht so glücklich, wie Ihr. Wir sind nur zu zweien, und ausserdem kränkelt meine Frau, vorzüglich seit dem Tode meines guten Bruders, der uns anfangs März entrissen wurde. Meine Frau wohnt auch jetzt nicht hier, sondern im Ofner Gebirge, in stärkender Waldluft. Ich besuche sie aber fast täglich, da die Entfernung auch zu Fuss nur 1½ Stunden beträgt. Jetzt sind solche Promenaden und gar das Draussenwohnen doppelt nötig, da wir die Cholera seit sieben Wochen auf dem Halse haben. Bis vorgestern war sie noch in stetem Wachsen begriffen; die höchste Zahl der Erkrankungen betrug, auf einen Tag, in Pest 108, in Ofen 50.

Du musst Dich bereit machen, lieber Senf, auch Mitglied der Kisfaludy-Gesellschaft zu werden, da wir die Statuten neuerdings so umgearbeitet haben, dass wir auch auswärtige Mitglieder (10) wählen können, solche, die Erzeugnisse der ungarischen Literatur in andern Literaturen bekannt machen, vorzüglich durch Uebersetzung. Ich werde Dir die neuen Statuten, sobald sie gedruckt sind, unter Kreuzband zusenden.

Grüsse Deine liebe Familie von Deinem Dich liebenden S.

Von grosser Wichtigkeit waren in diesem Briefe für mich die auf Preussen gebauten Hoffnungen und nicht zum wenigsten auf den bei uns damals noch vielgehassten Grafen Bismarck.

Dreiviertel Jahr später im Juni 1867 zeigte er mir an, dass ich zum corresp. Mitgliede der Kisfaludy-Gesellschaft gewählt sei, und fügte hinzu:

«Dass ich nicht dazu kommen kann, mit Musse zu schreiben, hat seinen Grund in dem zuviel der Arbeit, womit ich vorzüglich seitdem überhäuft bin, seit ich die Redaction des stenographischen Journals beider Häuser des Reichstags über mich habe: eine Beschäftigung, die mir in finanzieller Beziehung behagt und die ich nebst dieser Rücksicht nur deshalb angenommen habe, um praktisch zu beweisen, dass die Reichstags-Journale zweckmässiger eingerichtet werden können, als es die bisherigen waren.»

Endlich im April 1870, zwei Jahre nachdem ich Colberg mit Zerbst vertauscht, konnte er mir schreiben, dass sein 21jähriges

schriftstellerisches Vagabundenleben ein Ende habe und er zum Prof. der Aesthetik ernannt sei, freilich zugleich auch von schmerzlichen Verlusten in der Familie, die er zugleich als Verluste der Literatur empfinde.

Seit mehreren Wochen — schreibt Greguss am 14. April 1870 — bereite ich mich vor, Dich mit einem Brief zu besuchen, den ich Dir schon seit zwei Jahren schuldig bin; es sind nämlich erst einige Wochen, dass ich der seelen- und körpertödtenden Arbeit der Redaction des Reichstagsjournals (die ich seit 1865 Dec. leistete) enthoben und zur «Würde» eines ord. Universitätsprofessors erhoben worden bin. Mein Lehrstuhl ist der der Aesthetik, und nach 21-jährigem schriftstellerischen Vagabundiren kann ich mich endlich ausschliesslich dem Fache hingeben, welches ich immer als *mein* Fach betrachtete, aber stets nur so nebenbei betreiben konnte. Ich soll meine Vorlesungen im Mai beginnen, arbeite jedoch seit einem Monate nicht hiefür, sondern (als Referent) an einem Memorandum, welches die philosophischen und medicinischen Facultäten der Universität in Angelegenheit des Gesetzentwurfes über die Reorganisation der Universität an Minister Eötvös und das Abgeordnetenhaus zu richten beabsichtigen. Die zwei übrigen Facultäten, nämlich die kath. theologische und die juristische, sind etwas reactionär und haben sich der Teilnahme entzogen. Wir wollen unsere Universität auf Grundlage des Principes der wirklichen Lehr- und Lernfreiheit jenem Niveau wenigstens näher bringen, auf welchem Eure deutschen Universitäten stehen. Sobald unser Memorandum gedruckt sein wird, will ich es Dir unter Kreuzband zusenden.

Mit der heutigen Post sende ich Dir unter Kreuzband ein Heft, welches Du als ein Resultat meiner heftigen Schmerzensempfindungen der letzten Jahre betrachten magst. Es ist eine Klage über einen Verlust, der nicht nur mich fast erdrückt, sondern auch die ungarische Literatur hart getroffen hat. (Seine Denkrede auf Julius Greguss ist gemeint).

Bekommst Du wohl die Sendungen der Kisfaludy-Gesellschaft?

Die «Einladungsschrift des Franciscums» ist mir heute zugekommen (wofür ich danke) und ward Anlass, dass ich mein Vorhaben, Dir zu schreiben, mit diesen wenigen Zeilen ausführe, Dich bittend, Gnade für Recht ergehen zu lassen und mich recht bald mit Deiner Handschrift zu erfreuen.

Ich hoffe, dass Du und Deine Familie verschont geblieben sind von Schlägen, wie sie uns trafen, wie auch, dass es doch einmal möglich werden wird, dass wir einander sehen, und zwar in Budapest; aber

wenn du nicht kommst, wirst du es mit Mohammed zu thun haben, und ich werde zum Berg wandern. Lebe wohl.

Der am Schlusse dieses Briefes ausgesprochene Plan sollte sich 1872 in der That verwirklichen; nach 26jähriger Trennung sahen wir uns am 7. August hier im Zerbster Kloster wieder. Er kam mit seiner Gattin von Leipzig her, in seiner Güte bepackt mit Paprikabüchsen, einer Weinkiste und Manuscripten als Gastgeschenken aus dem fernen Ungarlande. Wie fand ich ihn gereift, vorüber die hie und da jugendlich hervortretende Schärfe, im Vordergrunde nur Herzlichkeit und echte Freundestreue. Mit kindlicher Freude sandte er einige Monate später allerlei Weihnachtsgeschenke, Puppen für die Töchter, «beiläufig auch zum ethnographischen Kostümstudium verwendbar, die eine als magyar «mennyecske, die zweite als magyar leány». Zugleich sandte er seine zwei Bände *Tanulmányok*. «Und das ist noch immer nicht alles» fährt er launig fort. «Meine Eitelkeit drängt sich Dir noch einmal auf. Eben heute erschien in einem illustrierten Blatt mein «Porträt; es ist nicht das erste, auch nicht das beste, aber das «neueste.»

Bald darauf feierte GREGUSS das 25jährige Ehe-Jubiläum. Wir (meine Frau und ich) liessen es uns nicht nehmen, durch eine zweibändige Familien-Biographie mit der Einzeichnung *Magyar barátjainknak az ezüst nászünnepekre* (Unsern ungar. Freunden zu ihrer silbernen Hochzeit) unsern Glückwunsch auszusprechen und ein paar Photographien beizufügen. In herzlichster Laune erwiderte er durch Uebersendung des Ehepaarbildes seinerseits am 26. Januar 1873, wozu er u. a. schrieb:

«Hiemit schenken wir Euch auch eine Doppel-Photographie, «welche ein Paar darstellt, abgenommen am Tage seiner silbernen «Hochzeit. Das Paar wird nicht ermangeln, sich auch am Tage «seiner goldnen Hochzeit abnehmen zu lassen und diese Zukunfts-«Photographie Euch auch zuzusenden, jedenfalls in Erwartung der «noch darnach folgenden demantenen Hochzeit à 75 Jahre. Dieser «Moment wird schon a. D. 1922 eintreffen». Wohl war er, abgesehen vom Scherze, wie wir alle uns dabei des Spruches bewusst:

Homo proponit, Deus disponit, — aber dass er so lange vor dem Goldfeste abgerufen werden würde, ahnte er sicher so wenig wie wir.

Und eins fügte er noch hinzu auf meine Frage, ob er nicht seine *Tanulmányok* eben so gern auch deutsch erscheinen liesse, wie der berühmte Pariser Theologe PRESSENSÉ (in Halle 1846 Nachfolger auf GREGUSS' Studenten-Stübchen) sein *Jésus-Christ, sa vie et son œuvre*. «Ja wohl» schrieb er; «schon aus dem einzigen Grunde, «dass Deutschland mehr als zehnmal mehr Fachmänner aufweist «als wir, und von Deutschen gekannt zu sein für einen ausländischen Schriftsteller eine höchste Ehre ist.»

Freilich zog sich die Ausführung meines Gedankens eine Weile hin, aber sie erfolgte. Gustav HEINRICH aus Pest übernahm die Uebersetzung, deren notgedrungene Eilfertigkeit mir dann die Pflicht auferlegte, fast auf jeder Seite stark bessernd einzugreifen und namentlich die Verse neu zu übersetzen. So erschien ein Band ausgewählter «*Reden und Studien von Dr. Aug. Greguss. Zerst Luppe 1874*», leider ohne von der Kritik so beachtet zu werden als sie verdienten, immer aber von einzelnen bedeutenden Männern, z. B. Geh. Ob.-Reg.-Rat Dr. WIESE, sehr günstig beurteilt und willkommen geheissen.

Seine nächsten Aufgaben waren jetzt sein grosser Shakespeare-Commentar geworden, daneben der Vortrag der ungarischen Philologie an dem Gymnasial- und Reallehrer-Seminar in Budapest. Vergl. den folgenden Brief vom 4. October 1873:

Siehe da, ein Octoberbrief auf deinen Maibrief! Wir haben Euch aber auch im August aufgesucht, wir wissen nur nicht, ob wir Euch auch gefunden. Am 12. Aug. schickte ich von Borszék — in dessen Säuerlingen wir in 7 $\frac{1}{2}$ gradigem Wasser baden gelernt — folgendes Telegramm an Dich: Amico diem nativitatis celebranti, uxori, liberis, ex ultimis Transylvaniæ montibus salutem plurimam dicunt amicus et amica. Ich fürchte, dass dies Telegramm nicht an seine Adresse gelangt ist. — Nun, wir sind Anfang September von Borszék zurückgekehrt und haben im zweiten Drittel desselben Monats die Weltausstellung besichtigt, leider ohne Euch!

Aus unserem Curriculum vitæ habe ich Dir nun folgende neuere

Daten mitzuteilen. Die Ung. Akademie hat mich beauftragt, einen Shakespeare-Commentar in zwei Bänden zu schreiben und den Termin der Eingabe des ohngefähr 50 Druckbogen starken Werkes auf zwei Jahre anberaunt. Die Universität ist so freundlich gewesen, mir und Johann Hunfalvy (dem Geographen) den Philosophie-Doctoren-Titel ad honores zu verleihen. Endlich hat mich der Cultusminister mit dem Vortrag der ungarischen Philologie an dem Gymnasial- und Real-Lehrer-Seminar betraut. Das sind alles Dinge, denen ich, bis jetzt wenigstens, passiv gegenüberstand. Ich muss noch eines erwähnen, worin ich activ auftrat. Es ist dies die Gründung einer Gesellschaft, deren Ziel die Abschaffung aller leeren Titulaturen ist, deren wir sehr viele haben, noch aus alten byzantinischen Zeiten stammend, und worin, unter allen civilisirten Völkern, nur noch unsere transleithanischen Brüder und Schwestern mit uns wetteifern. Die Mitglieder dieser Gesellschaft nehmen keine leeren Titulaturen an und geben sie auch Niemandem, somit erbitte ich mir auch von Dir, den *Tekintetes* von meiner Adresse wegzulassen. (Man titulirt uns übrigens, seitdem die Universitäts-Professoren in die VI-te Diäten-Classe erhoben worden sind, mit *nagyságos*. Was ich beileibe nicht deswegen bemerke, dass Du dem *tekintetes* den *nagyságos* substituierest. Den *Dr.* will ich schon annehmen, den haben wir nicht unter die leeren Titulaturen aufgenommen.)

Das specielle Curriculum vitæ meiner Frau habe ich vor allem damit zu ergänzen, dass ihr Taufname *Marie* lautet (bei Euch nämlich), und also das Püppchen, wenn es noch nicht zu spät ist, auf diesen Namen zu taufen wäre.

Aber schon nahm seine und besonders seiner Gattin Kränklichkeit zu; mit der rührendsten Sorge redet er von letzterer; er freute sich, dass das Säuerlingbad Borszék anscheinend günstiger gewirkt als das Seebad von 1872.

Eine grosse Freude war uns das Zusammentreffen auf der *Innsbrucker* Philologen-Versammlung, 28. Sept. bis 2. Oct. 1874. Etwa 14 Ungarn, unter ihnen GREGUSS, P. HUNFALVY, BÁLINT, BUDENZ hatten sich, teilweise auf meine Anregung entschlossen, mit hinzukommen, und wenn auch nur Letztgenannter in der orientalistischen Section einen Vortrag hielt, HUNFALVY noch gelegentlich sprach, GREGUSS in seiner Bescheidenheit nie (vielleicht weil die Leitung etwas unbedacht das Oesterreichertum voranstellte), so war der persönliche Verkehr der anregendste und erquickendste.



GREGUSS bezog mit mir dieselbe Stube im Gasthof; er hatte die illustrierte Prachtausgabe Petöfi's für meine Frau, prachtvolle Photographien Budapests für meine Söhne mitgebracht, und wir schwelgten wie in Erinnerungen an alte Zeit, so in Träumen über schöne Zukunft. Damals schien er mir völlig gesund, bei der Fahrt über den Brenner, nach Bozen, der Völkerwanderung (die Hunnen-Magyaren voran, wie er scherzte) nach Schloss Runkelstein u. s. f. In Rosenheim trennten wir uns wieder am 2. October; die Briefe der nächsten Jahre knüpften mehrfach an jene Erinnerungen an. Im J. 1878 klagt er über zunehmende Einsamkeit des häuslichen Lebens. «Der Tod meiner Mutter» (schreibt er am 16. Mai) hat «eine Leere zurückgelassen, welche niemals zu füllen ist. Meine «Frau ist recht schwächlich und soll diesen Sommer das Tobelbad «in Steiermark gebrauchen, wohin ich sie begleiten werde. Ich habe «mit meinen Studenten vollauf zu thun, jetzt — im schönen Mai — «auch noch mit Mittelschul-Examinibus; bis zum heutigen Tage «(vom 2. an) habe ich 54 absolvirt, einige 20 sind noch rückständig.» Wieder etwas lebhafter wurde unser Briefwechsel gleich darauf, da ich (angeregt durch Faust PACHLER's Uebersetzung), das CSERHALOM Vörösmarty's übersetzte, und in Zerbst in der Literarischen Gesellschaft einen Vortrag darüber hielt. GREGUSS unterstützte mich wie früher mit mancherlei Notizen und hatte seine helle Freude an der Vollendung. Dringend forderte er auf, *Szép Ilonka* (Schöne Helene), sowie *Két szomszédvár* (Die beiden Nachbarburgen) von Vörösmarty nun auch zu übersetzen — wozu freilich meine hiesige Musse nicht reichen wollte. Auch die Sammlungen für die überschwemmten Szegediner veranlassten Briefwechsel. Aber zu frühern Klagen kam nun auch die über seines Bruders Janesi, des Malers, Krankheit.

Für sich und seine Frau plante er 1879 den Besuch eines Nordseebades, und dies führte uns wieder zweimal zusammen — zum letzten Male auf Erden. Am 11. Juli wurde ich in Wernigerode (im Hause meines Bruders Prof. H. Stier, den er in Innsbruck auch kennen gelernt), wo ich auf 14 Tage mit meiner Familie die Sommerfrische der Ferien genoss, plötzlich früh

5 Uhr völlig überraschend von GREGUSS geweckt, den ich in Siebenbürgen oder sonst wo wähnte. Er hatte mit seiner Frau mich in Zerbst überraschen wollen, dort meine Adresse erfahren, und war mir nachgereist, wieder beladen mit allerlei schönen Industrierzeugnissen Ungarns für meine Kinder und sonstige Familie. Die schöne Harzluft that beiden augenscheinlich wohl, die Besteigung des Agnesenberges und die Spaziergänge zum alten Grafenschlosse wurden nicht zu schwierig, aber auch hier schien er mir entschieden wohler, seine Gattin der Kur von Norderney bedürftiger. Doch mochte der Erfolg beiderseits ein günstiger gewesen sein, als sie auf der Rückreise am 13. und 14. August uns wieder in Zerbst besuchten. Es war, als ahnte ich das letzte Zusammensein; ich begleitete sie auf der Bahn bis zur nächsten Stadt, da mir die Trennung so schwer wurde.

Im Jahre darauf beging die Universität Budapest ihr Centenarium. GREGUSS hatte sich darauf gefreut, mich mit dem Titel eines Ehren-Doctors begrüßen zu können; aber verschiedene Rücksichten wurden Anlass, dass alle Promotionen von Ausländern noch in letzter Stunde gestrichen wurden. Seine Betrübniß darüber war wirklich rührend. Um so grösser war meine Freude über die Ehre, die man am 9. Mai jenes Jahres 1880 ihm erwies, durch Ueberreichung einer goldenen Ehrenfeder zur Feier seines 10jährigen Professor-Jubiläums; es hätte eigentlich ein Drittel-Jahrhundert abschliessen können, da er schon 1847 Professor in Szarvas geworden. Mit besonderer Lust übersetzte ich hiesigen Freunden die von den Zeitungen veröffentlichte treffliche Ansprache, die er damals an die überreichenden Studenten hielt, eine rechte Probe seines feinen und reichen Geistes.

Aus der Familie hatte er leider nicht viel günstiges zu berichten. Die selbst leidende Gattin übernahm sogar noch die Pflege einer bejahrten Tante. Ueber einige Recensionen seiner Shakespearearbeiten schrieb er mir wie folgt (Mai 1880):

«Man wirft mir vor, dass ich von deutschen Uebersetzungen und *deutschen* Aufführungen Shakespeares in Ungarn schweige. Hierüber zu schreiben, glaube ich, ist Aufgabe eines *deutschen*

«Autors, dies gehört in das Gebiet der *deutschen* Shakespeare-Literaten. Es wäre übrigens in dieser Hinsicht wenig erhebliches zu sagen.»

Ein weiterer Brief vom 6. Juli enthält u. a. Folgendes: «Wir wünschen Dir und Euch allen bessere Ferien als die unsrigen, welche noch dadurch gestört werden, dass ich während der Dauer derselben mit einem Lehrbuche der Poetik fertig werden muss. Unbedachtsamerweise liess ich mich dazu pressen, und jetzt heisst es Wort halten!»

Unterm 26. Februar 1881 dann in klagender Weise:

«Meine Frau in ewiger nervöser Aufregung, ich selbst auch nicht gesund, statt literarischer Arbeiten der schwedischen Gymnastik obliegend (die mir übrigens gut thut). Wenn uns nicht drei junge Nöcchen und die vier Kinder Keleti's umschwebten, so wäre unser Leben recht trübe. Auch ist unser Finanzminister ungeschmeidiger geworden; er will uns sogar zu Badereisen kein Geld mehr vorschliessen, und auf diese Weise ist es sehr fraglich geworden, ob wir im Sommer überhaupt irgendwohin gehen können» etc. Schlimmer noch am 4. Januar 1882:

«Meine Frau kränkelt fortwährend, ihr Kränkeln ist aber relative Gesundheit im Vergleich mit *meinem* Zustande und der unsrerer seit zwei Jahren bei uns wohnenden alten Tante. Meine Frau trägt mir auf, Dich wissen zu lassen, dass sie in den letzten Monaten stets auf dem Punkte war Dir zu schreiben, um Dich von meiner bankerotten Gesundheit zu benachrichtigen. Wir sind, wie Du vielleicht weisst, diesen Sommer nach Rohitsch beordert worden, um meine schlechte Digestion zu bessern. Nun—*das Rohitscher Wasser hat mich fast gänzlich zu Grunde gerichtet*. Die Anämie ist in so hohem Grade eingetreten, dass ich mehrmals Ohnmachten ausgesetzt war und die Schwäche so überhand nahm, dass ich auch einige Schritte nur mit Mühe thun konnte. Gut essen, gut trinken, gut *schlafen!* ist mir verordnet worden, und die beiden ersten Punkte des Gebots werden gewissenhaft befolgt, aber das Gutschlafen ist nicht so leicht, und hartnäckige Schlaflosigkeit hindert meine Reconvalescenz. Arbeiten ist mir natürlich

«untersagt, und ich beschränke mich bloss auf meine Collegien, «was auch ziemlich schwer geht» u. s. f. Aber bei alledem versäumte er nicht, mir, der ich über seine *Versék* (1882) ihn interpellirt, u. a. über die Grundlage der Anekdote «*A tudós*» S. 204 f., genau die französische Quelle (Flammarion astron. pop. pag. 227) auszuschreiben, und ähnliche andere Auskunft zu erteilen.

Aus einer Karte vom 12. Februar ersah ich dann, dass ein milderes Klima (Venedig) aufzusuchen ihm anbefohlen worden; es ging ja auch jetzt erst, nachdem die alte Tante nach 5monatl. Krankenlager gestorben. Neun volle Wochen waren sie dort, am 16. Mai kehrten sie nach Budapest zurück. Er constatirte durch Karte vom 20. Mai «mit einiger Zufriedenheit, dass Venedig mir «wohlgethan hat, ich fühle mich kräftiger, und es wird mir ver-  
«sichert, dass ich mich nach einer Eisencur (die wir wahrschein-  
«lich in Bártfa durchmachen wollen) erholen kann. Ich will es  
«hoffen.»

Auf meinen daran anschliessenden Brief erhielt ich eine Antwort vom 26. October, nachdem er mit Gattin in Leube's Klinik in Erlangen gewesen. Er erkannte jetzt, dass sein Magenleiden unheilbar sei; dennoch schilderte er nicht ohne Anflug von Humor, wie er, da der Kopf völlig frei sei, in den schlaflosen Nächten weiter producire. «So bin ich (fährt er fort) u. a. in Erlangen «deutscher Dichter geworden. Des Abends vorher erzählte mir «Leube, ein Sohn Hegels und einer Schellings wären beide Pro-  
«fessoren an der Erlanger Universität, und zwar ersterer als Histo-  
«riker, der letztere als Jurist.» (Nur das erstere war ihm früher bekannt gewesen.) «Nun componirte ich in den schlaflosen Mo-  
«menten der folgenden Nacht dies Epigramm :

«Jung Hegel tritt in Klio's Orden,  
Jung Schelling Justinian gewinnt;  
Dass sie nicht Philosophen worden,  
Zeigt, dass sie Philosophen sind.»

«Ich hätte nichts dagegen, wenn Du dieses Quatrain in irgend «einer Zeitschrift veröffentlichtest» u. s. f. Er schliesst aber dann weiter unten: «Arany ist seit Sonntag todt. Er hat auch viel gelitten,

«und lange. Nun ist er erlöst. Vor drei Jahren um diese Zeit erschien sein *Toldi szerelme* und mein *Shakespeare* auf einmal. Es scheint, wir selbst sollen auch auf einmal vom Irdischen Abschied nehmen. — Ihr könnt Euch vorstellen — nein Ihr könnt es nicht — wie viel Angst meine Frau seit anderthalb Jahren erleidet, und wie viel Not sie mit mir hat. Ich hatte immer gehofft, es werde ihr erspart bleiben mich zu überleben. Nun, *Gott will es anders. Lebt wohl!* Dein getreuer S.»

Es waren die letzten Zeilen, die ich von ihm empfangen habe; eine Thräne hatte sichtlich die letzten Worte teilweise verwischt. Aus der Ferne hatten wir sein Leiden so hoffnungslos und nicht vorgestellt. Ich wusste, wie klar er stets auch über sich selbst war, und erschrak gewaltig. Dennoch wagte ich ihm neue Hoffnung einzureden, indem ich zugleich meldete, dass jenes Sinn- gedichtchen auf meine Veranlassung in einem Frankfurter Blatte erschienen sei; aber keine Hoffnung sollte sich erfüllen. Bei dem grossen Verluste, den die Familie, das ganze gebildete Ungarn durch seinen Tod erlitt, wage ich nicht das Horazische *nulli flebilior quam mihi* auf mich anzuwenden. Aber indem ich die Zeit unserer Freundschaft überschaue, tritt immer lebhafter das Gefühl in den Vordergrund, dass er nicht blos einer der bedeutenderen Gelehrten und Denker unserer Zeit war, dass er vor allem auch einer der edelsten Charaktere, ein treuer Freund war wie wenige, und ich spreche mit M. Claudius:

«Ach sie haben  
einen *guten* Mann begraben,  
und *mir* war er *mehr.*»

Zerbst, 12. October 1883.

GOTTLIEB STIER.

*Anmerkung.* Vorstehende Aufzeichnungen waren nur zur Orientirung eventuell Benützung für den etwaigen Biographen GREGUSS's niedergeschrieben, ohne dass ich an vollständige Veröffentlichung dachte. — Da die geehrte Redaction gleichwohl baldigen Abdruck wünschte, so habe ich aus verschiedenen Gründen von nochmaliger Umarbeitung absehen müssen und bitte damit die zwangslose Form zu entschuldigen. G. S.

## UNGARISCHE VOLKSBALLADEN.

Zweite Sammlung.<sup>1</sup>**XVI. Káthchen Kádár.**

„Mutter, Mutter, liebe Mutter!  
 Frau Gyulai, liebe Mutter!  
 Lass mich freien Káthchen Kádár  
 Unsres Bauern schöne Tochter.“

„Nimmer duld' ich's, lieber Sohn du,  
 Martin Gyula!  
 Frei um eines grossen Herren  
 Schöne Tochter.“

„Ich will keines grossen Herren  
 Schöne Tochter;  
 Ich will einzig Káthchen Kádár,  
 Unsres Bauern schöne Tochter!“

„Wohl, so zieh' hin, lieber Sohn du,  
 Martin Gyula!  
 Ich verstoss' dich, bist mein Sohn nicht,  
 Heute nicht, nicht morgen.“

„Diener du, Diener du, du mein liebster Diener,  
 Zieh hervor den Wagen, schirre dran die Pferde

Fertig stand das Fuhrwerk und sie ziehn von dannen,  
 Doch ein weisses Tuch ihm reichte Káthchen Kádár  
 „Wenn des Tuches Farbe einst in Rot sich wendet,  
 Wisse, dass mein Leben auch zum Tod sich wendet.“

Martin Gyula zieht nun über Tal und Höhen —  
 Plötzlich hat des Tuches Wandlung er gesehen.

<sup>1</sup> Die erste Sammlung (Nr. I—XV.) s. oben *Ung. Revue*, S. 138—161.

„Diener du, Diener du, du mein liebster Diener!  
 Gottes ist die Erde, Hundefrass die Pferde!  
 Lass zurück uns kehren, sieh, das Tuch ist rot schon,  
 Armes Käthchen Kádár, sie ist sicher todt schon.“

An des Dorfes Eingang lungerte der Sauhirt:  
 „Höre, guter Hirte, was gibt's Neu's im Dorfe!“

„Uns gibt's gutes Neues, dir jedoch gibt's Schlimmes:  
 Todt ist Käthchen Kádár, und du siehst sie nimmer.  
 Deine eigne Mutter liess die Gute greifen,  
 Grundlos ist das Wasser, — liess hinein sie werfen.“

„Zeige, guter Hirte, zeige mir das Wasser!  
 Dein sei, was ich habe, Gold und Ross und Wagen.“

Und sie gingen eilends an des Wassers Ufer:  
 „Liebstes Käthchen Kádár, sprich doch, liegst du unten?“  
 Aus dem See ertönet Käthchen Kádár's Stimme —  
 Martin Gyula plötzlich stürzt zu ihr hinunter.

Und die Mutter sandte Taucher in die Tiefe,  
 Und sie fanden beide, Arm in Arm, gestorben.  
 Man begrub die beiden an geweihter Stätte,  
 Vor dem Altar Eines, hinterm Altar Eines.  
 Ihrem Leib entsprossen dort zwei Lilienblüten,  
 Die hoch überm Altar innig sich umschlangen.

Und die Mutter nahte, riss die Blüten nieder —  
 Da ertönte plötzlich einer Lilie Stimme:  
 „Sei verflucht du, sei verflucht du,  
 Liebe Mutter, Frau Gyulai!  
 Warst mir Feind im Leben,  
 Hast mir jetzt den Tod gegeben.“

Diese Ballade ist in zahlreichen Varianten erhalten, welche alle glatter, gefeilter, abgerundeter sind, als die mit grösster Treue übertragene obige Fassung, welche jedoch als die unstreitig älteste und ursprünglichste Bearbeitung des überaus volkstümlichen Stoffes von höherem Werte ist. Für das Alter und die Ursprünglichkeit dieser Ballade spricht auch das Lückenhafte und Fragmentarische der Darstellung, das Ueberwiegen des Dialoges, die Altertümlichkeit der Form und

die strenge Objectivität des Erzählers. Die späteren Bearbeitungen haben besonders den Schluss des Gedichtes wirkungsvoller zu gestalten gesucht. In der wohl gelungensten von den jüngeren Fassungen<sup>1</sup> lautet dieser folgendermassen :

Einem liessen sie bereiten  
 Einen Sarg aus weissem Marmor,  
 Und dem andern liess man machen  
 Einen Sarg aus rotem Marmor.  
 Eines liessen sie begraben  
 In der Kirche vor dem Altar,  
 Und das Andere begrub man  
 In der Kirche hinterm Altar.  
 Aus des Einen Leib entsprossste  
 Eine Lilie weiss wie Marmor,  
 Und des Andern Leib entsprossste  
 Eine Lilie rot wie Marmor;  
 Und sie sprossen und sie sprossen,  
 Bis sie oben sich umschlossen.

Und die Mutter kehrte wieder,  
 Riss die Lilienblüten nieder,  
 Trat die Lilien mit Füssen,  
 Warf zu Disteln alle Blüten.

Als dies Käthchen Kádár fühlte,  
 Schmerzvoll rief sie aus der Tiefe :

• Warst uns grimm und feind im Leben,  
 Willst im Tod nicht Ruh' uns geben.  
 Gott verfluche deine Seele;  
 Ungeliebt in Lieb dich quäle,  
 Weh begleite deine Pfade,  
 Finde Mitleid nie noch Gnade!•

Das Gedicht ist durch die Geschlossenheit seiner Composition und den dramatischen Verlauf des tragischen Ereignisses ausgezeichnet.

Bezüglich der Blumen, die aus dem Grabe des unglücklichen Liebespaares entsprossen, verweise ich nur kurz auf die zahlreichen Volka-

<sup>1</sup> Diese jüngere Variante des schönen Gedichtes hat Ludwig Dóczi (*Dioskuren*, Wien, 1874, IV, S. 213) sehr lesbar, aber in Form und Ton viel zu frei übersetzt.



dichtungen des Auslandes,<sup>1</sup> in denen dieses Motiv verwendet ist.<sup>2</sup> In der ungarischen Volksdichtung ist dasselbe ebenfalls häufig; so schliesst z. B. die Volksballade «Dorka von Lándorvár», in welcher die Heldin aus verbotener Liebe ein Kind gebiert und beide von Dorka's Mutter ermordet werden, worauf der zu spät angelangte Geliebte sich selbst tödtet, mit den Worten: Aus dem Grabe der drei Todten sprossen drei Rosmarinzweige.

Diese abzureissen,  
Eilte hin die Mutter: —  
«Geh' von hier, geh' von hier.  
Du verfluchte Mutter!  
Hast nicht Eins getödtet,  
Drei hast du ermordet!»

Noch ähnlicher der Handlung und dem Schlusse von «Käthchen Kádár» ist eine andere Volksballade: «Schön Lilie», in welcher der «heidnische König seine Tochter ermordet, worauf der Geliebte sich den Tod gibt. Auch diese werden in weissen und roten Marmorsärgen beigesetzt und auch ihren Leichen entspriesst eine weisse und eine rote Lilie, die sich umschlingen:

Und der böse König nahte,  
Wollt' sie pflücken und zerreißen . . . .  
Horch, da klagte seine Tochter:  
«Vater, Vater, lieber Vater,  
Gabst im Leben nie uns Frieden,  
Lass im Tode uns in Frieden!»

Eine etwas andere Variante desselben Gedankens und Bildes finden wir in der ungarischen Volksballade «Klein Julie», einer Bearbeitung des alten Hero- und Leander-Motivs. Die Leichen der beiden Liebenden werden in einen weissen und in einen roten Marmorsarg neben einander gelegt:

<sup>1</sup> Vgl. besonders August Koberstein's vortreffliche Abhandlung *Ueber die in Sage und Dichtung gangbare Vorstellung von dem Fortleben abgechiedener menschlicher Seelen in der Pflanzenwelt*, in dessen *Vermischten Aufsätzen* (Leipzig, 1858), S. 31—62.

<sup>2</sup> Auch bei den Kunstdichtern des In- und Auslandes findet sich dies Motiv, z. B. auch in zwei Gedichten Alex. Petöfis.

Auf das Grab des Einep pflanzten  
 Einen weissen Tulipan sie,  
 Auf das Grab des Andern pflanzten  
 Einen roten Tulipan sie.  
 Und des Liebespaares Seelen  
 Wurden lebende Tulipane —  
 Und sie sprosst und sie sprosst,  
 Bis sie innig sich umschlossen.

An ähnlichen Zügen ist die ungarische Volksdichtung sehr reich.

Auch das Grundmotiv unserer Ballade, die durch den Rangunterschied der Liebenden verursachte Tragik, ist ein Lieblingsstoff aller Volksdichtung.

### XVII. Die schönste Blume.

Im Getreidefelde standen einst drei Blumen.

Und es sprach zuerst die schöne Weizenblüte :

•Schöner bin ich, besser bin ich, als ihr beide —  
 Weil man mich vom Stock bricht und zur Kirche hinträgt  
 Und mir Alle sagen : Das ist Christi Leib !•

Und es sprach hierauf die schöne Rebenblüte :

•Schöner bin ich, besser bin ich, als ihr beide —  
 Weil man mich vom Stock bricht und zur Kirche hinträgt  
 Und mir Alle sagen : Das ist Christi Blut !•

Und es sprach zuletzt die schöne Nelkenblüte :

•Schöner bin ich, besser bin ich, als ihr beide —  
 Weil mich schöne Jungfraun, schöne Mädchen pflücken,  
 Mich zum Strausse binden, in die Kirche tragen  
 Und dann auf die Hüte ihrer Liebsten tun. •

Ein Product des protestantischen Volksgeistes, denn nur in der protestantischen Kirche wird das Abendmahl in beiderlei Gestalt an die Gläubigen verabreicht. Die Blumen gelten als Symbole, in den ersten beiden Strophen als Symbole des Glaubens, in der letzten der Liebe. Die Mädchen tragen auch die Nelke, das Symbol der Liebe, in die Kirche, wo dasselbe gewissermassen erst seine Weihe erhält, und heften den Strauss erst nach dem Gottesdienst an die Hüte ihrer Liebsten.

Das Gedicht weicht übrigens in Stoff und Form von den üblichen Producten der ungarischen Volkspoesie ab.

## XVIII. Julia, die Holde.

Julia, die Holde, war hinausgegangen,  
 Kornblumen zu pflücken, die im Weizen prangen,  
 Kornblumen zu pflücken, sie zum Kranz zu fügen,  
 Sie zum Kranz zu fügen, sich dort zu vergnügen.  
 Und zum Himmel hat sie oft den Blick erhoben, —  
 Sieh, ein Pfad, ein schöner, senkt sich da von oben,  
 Drauf ein schneeweiss Lämmlein sieht sie niederziehen;  
 Zwischen seinen Hörnern Mond und Sonne glühen,  
 Und der Abendstern glüht an der Stirn' ihm vorne  
 Und zwei güldne Spangen, ei, an jedem Horne  
 Und an jeder Seite, ei, ein Licht ihm schimmert  
 Und an jedem Härschen Stern an Stern ihm flimmert.

Sprach das schneeweiss Lämmlein mit dem Sternengolde:  
 „Fürchte dich vor mir nicht, Julia, du Holde!  
 Von den Himmelsjungfrau schwand dahin uns eine;  
 Willst du mit mir kommen, gern' ich dich vereine  
 Mit des Himmels Jungfrau in der Engel Halle,  
 Dass der Chor des Höchsten wieder voll erschalle!  
 Will den Himmelsschlüssel, Mädchen, dir verleihen;  
 Um den ersten Hahnruf will ich um dich freien,  
 Um den zweiten Hahnruf will ich dich erküren,  
 Um den dritten Hahnruf will ich heim dich führen!“

Julia, die Holde, heim zur Mutter eilte:  
 „Mutter, liebe Mutter, auf dem Feld ich weilte,  
 Kornblumen zu pflücken, sie zum Kranz zu fügen,  
 Sie zum Kranz zu fügen, mich dort zu vergnügen.  
 Und zum Himmel hab' ich oft den Blick erhoben, —  
 Sieh, ein Pfad, ein schöner senkt sich da von oben,  
 Drauf ein schneeweiss Lämmlein seh' ich niederziehen;  
 Zwischen seinen Hörnern Mond und Sonne glühen,  
 Und der Abendstern glüht an der Stirn ihm vorne  
 Und zwei güldne Spangen, ei, an jedem Horne,  
 Und an jeder Seite, ei, ein Licht ihm schimmert  
 Und an jedem Härschen Stern an Stern ihm flimmert.

„Sprach das schneeweiss Lämmlein mit dem Sternengolde:  
 Fürchte dich vor mir nicht, Julia, du Holde!“

Von den Himmelsjungfrau schwand dahin die eine ;  
 Wenn ich mit ihm ginge, wollt' es' mich vereinen  
 Mit des Himmels Jungfrau in der Engel Halle,  
 Dass der Chor des Höchsten wieder voll erschalle !  
 Und den Himmelschlüssel tat es mir verleihen ;  
 Um den ersten Hahnruf will es um mich freien,  
 Um den zweiten Hahnruf will es mich erküren,  
 Um den dritten Hahnruf will es heim mich führen.

«Weine, Mutter, weine, lass mich lebend wissen,  
 Lass mich lebend wissen, wie du mich wirst missen »

«Tochter, meine Tochter, meines Blumenhages  
 Zarte Honigfrucht aus junger Bienen Kosen,  
 Zarten Honigseimes bleiches Wachsgebild du !  
 Bleichen Wachsbilds Rauch du, bodenwärts geschlagen,  
 Bleichen Wachsbilds Glut du, himmelan getragen !»

Und des Himmels Glocken ungeläutet klangen,  
 Und des Himmels Pforten ungeöffnet sprangen. —  
 Ach, und meine Tochter ist dort eingegangen.

Eine Legende, in welcher die christliche Anschauungsweise mit dem nationalen Geiste sich vermählt.

Diese Verquickung des Religiösen und Nationalen ist in der älteren ungarischen Volksdichtung, besonders in der historischen, sehr häufig. Die Türkennot erscheint dem Magyaren des sechzehnten Jahrhunderts als Strafe Gottes für den Unglauben des ungarischen Volkes. Sogar Zrinyi fasst in seinem grossangelegten Epos (*Obsidio Sigetiana*, 1651) die Eroberung des Landes durch die Türken als göttliches Strafgericht für den Abfall der protestantischen Magyaren von dem Glauben der Väter auf.<sup>1</sup> In der neueren Volksdichtung jedoch spielt das religiöse Moment keine hervorragende Rolle, und besonders jener eigentümliche Mysticismus, der unser Gedicht charakterisirt, ist der ungarischen Volksdichtung der neueren Zeit fremd. Nur das Märchen kennt noch den Eingriff der göttlichen Macht in die irdischen Dinge, wie derselbe den Kern unserer Legende bildet.

Es ist nicht unwahrscheinlich, wie schon B. Sigmund Kemény

<sup>1</sup> Wobei er freilich vergisst, dass der gefeierte Held seiner Dichtung selbst Protestant war.

vermutete, dass diese Legende unter dem Einflusse der Sabbatharier entstanden ist, deren Sekte sich im XVI. Jahrhundert, wohl aus dem Unitarismus, entwickelte.

### XIX. Szilágyi und Hagymásy.<sup>1</sup>

•Kamerad', Kamerad', treuer Kamerade!  
Sieben Jahr' schon sind es, dass gefangen wir sind  
In des Sultans Kerker — wegen zweier Trauben;  
Seit der Zeit nicht sahn wir hoch den Lauf der Sonne,  
Sahen nicht des Mondes, nicht der Sterne Wandel!•

An der Tür' vernahm dies Sultans schöne Tochter;  
An der Tür' versetzte Sultans schöne Tochter:  
•Höret meine Worte, ihr zwei Ungarhelden!  
Wenn ich euch befrei' aus meines Vaters Kerker —  
Wollt' ihr mir geloben, wenn ich euch befreie,  
Dass ihr mich nach Ungarn, fort mit euch mich führet?•

Und sofort versetzte Held Niklas Szilágyi:  
•Wir gelobens gerne, Sultans schöne Tochter!•

Und sofort enteilte Sultans schöne Tochter  
Zum Palast des Vaters:  
Nahm in ihre Hände jenes Kerkers Schlüssel,  
Tat in ihre Tasche wenige Dukaten;  
Eilte hurtig wieder, öffnete die Pforte  
Und sofort in Eile zogen sie von dannen.

Als sie weiter zogen, blickte oft nach rückwärts  
Sultans schöne Tochter.  
•Höret meine Worte, ihr zwei Ungarhelden,  
Meines Vaters Kerker die ihr nun entronnen!  
Seht, dort nahn, seht, dort nahn meines Vaters Schaaren;  
Weh, wenn sie uns fassen, werden sie euch tödten,  
Und zurück mich schleppen!•

•Fürchte nichts, fürchte nichts, Sultans schöne Tochter;  
Werden uns nicht tödten, wenn nicht unser Schwert bricht,  
Werden uns nicht fassen, wenn uns Gott behütet!•

<sup>1</sup> Die Namen der beiden Helden sind *Si-laa-dji* und *Hadj-maa-schi* zu lesen, beide mit dem Ton auf der ersten Silbe. Der letztere Name kommt auch in der Form *Hajmisi* vor.

Da erschien die grimme, unbarmherzige Horde.  
 •Kamerad', Kamerad', schütze du das Fräulein,  
 Ich will für uns kämpfen!•  
 Und die Kämpfer nahten, stürmten ihm entgegen.  
 Auf dem Hinweg hieb er einen schmalen Fusspfad,  
 Auf dem Rückweg hieb er einen breiten Fahrweg.  
 Von der ganzen Horde liess er Einen leben,  
 Der nachhause fliehe und die Botschaft melde.

Als der Kampf vorüber, — als sie weiterzogen,  
 Sagte da, sagte da Ladislaus Hagymási:  
 ‚Kamerad', Kamerad', rüste dich zum Zweikampf —  
 Und des Siegers werde Sultans schöne Tochter!‘  
 •Höret meine Worte, ihr zwei Ungarhelden,  
 Meines Vaters Kerker die ihr nun entronnen!  
 Greift um mich, ihr Tapfern, nimmer zu den Waffen:  
 Lieber knie' ich nieder, — schlaget mir das Haupt ab!•

Und sofort erwidert Nikolaus Szilágyi:  
 •Kamerad', Kamerad', treuer Kamerade!  
 Nimm, ich überlass dir Sultans schöne Tochter;  
 Denn ich hab' zuhause eine Braut verlobt mir,  
 Eine liebe Gattin, der ich Treu' geschworen!  
 Diese Worte sprach er; und so blieb zu eigen  
 Sultans schöne Tochter Ladislaus Hagymási.  
 Nikolaus Szilágyi wandte sich nach Hause.  
 Ladislaus Hagymási führte heim das Fräulein.

Das ist eine der interessantesten ungarischen Volksballaden, deren Stoff wir bereits aus dem Jahre 1571 in der Bearbeitung eines jungen Kriegsmannes besitzen, der denselben als Gefangener auf der Veste Szendrő (Semendria), •aus den Versen eines Poeten• bearbeitet hat.<sup>1</sup> Ob die Quelle des Anonymus eine ungarische war, lässt sich nicht bestimmen. Franz Toldy vermutete ursprünglich, dem Gedichte liege

<sup>1</sup> Uebersetzt (aber recht mangelhaft und mit vielen Missverständnissen) von einem Ungenannten in Hormayr's und Mednyánszky's *Taschenbuch für die vaterländische Geschichte*, III. Jahrgang. Wien, 1822, S. 453—456 unter dem Titel *Die Kaiserstochter*, jedoch ohne die letzte Strophe:

Im Jahre tausend fünfhundert siebzig und eins  
 Schrieb dies ein Jüngling gefangen auf Szendrő,  
 Aus eines Dichters Versen, betrübten Herzens.

eine serbische Volksballade zu Grunde, gab aber diese Hypothese auf, als im Jahre 1864 die obige Volksballade und bald darauf noch eine zweite, fragmentarische Fassung derselben bekannt wurde.<sup>1</sup> Von der 1571-er Bearbeitung weicht die Volksballade besonders durch ihren versöhnenden Schluss ab, da in dem alten Gedichte der Zweikampf tatsächlich stattfindet und der treuvergessene Hagymási mit seinem Leben büsst. Dieser tragische Abschluss ist gewiss ursprünglicher und unstreitig poetischer.

Es lässt sich schwer entscheiden, ob diesem Gedicht eine historische Tatsache zum Grunde liegt; doch vermutet Toldy, dass die Fassung von 1571 oder besser das Original derselben, sich auf das Jahr 1454 bezieht. In Strophe 15 des alten Gedichtes antworten nämlich die Flüchtlinge auf die Frage der Zollwächter, wohin sie gingen: «Nach Nagy-Szombat (Tyrnau), mit den Wölfen unser Glück zu versuchen.» Nun meint Toldy, der Anonymus habe hier Tirnava, die Hauptstadt Bulgariens, deren Gebiet Johann Hunyady im Jahre 1454 verwüstete, (s. Hammer's Geschichte des osmanischen Reiches II, 11), mit dem ungarischen Tyrnau (Nagyszombat) verwechselt. Nach dieser Auffassung wäre der Schauplatz der Begebenheit unserer Ballade an der Grenze Bulgariens zu suchen.

Der Stoff des Gedichtes ist auch neuerdings von zwei hervorragenden ungarischen Dichtern bearbeitet worden: von Michael Vörösmarty, 1829, als moderne Kunstballade, und von Paul Gyulai, 1881, ganz im Geiste und Style der altungarischen Volksballade.

## XX. Anna Betlen.

Johann Betlen, Michel Sáros<sup>2</sup>  
 Sassen einst an einem Tische,  
 Assen, tranken mit einander,  
 Sprachen Manches mit einander.

Da versetzte Michel Sáros:  
 «Höret, Nachbar, lieber Vetter,

<sup>1</sup> Schon 1830 hatte Alexius Gegő in seinem Werke über *Die ungarischen Kolonien in der Moldau* die Geschichte von Szilágyi und Hagymási auf Grund eines in der Moldau vernommenen Volksliedes erzählt und in seine Erzählung einige auffallendere Wendungen und Ausdrücke aus jenen Volksliede aufgenommen, welche teilweise wörtlich zu dem Texte der obigen Ballade stimmen.

<sup>2</sup> Lies *Schaa-rösch*, im Original: *Sárosi* d. h. «von Sáros.»

Achtet wohl auf eure Schwester.  
 Warnet sie, dass sie zur Nachtzeit  
 Nicht in meinen Pferd stall schleiche.  
 Meinen Kutscher liebt das Mädchen,  
 Stört im Schlafe meine Rosse. •  
 ‚Höret, Nachbar, lieber Vetter,  
 Brav und keusch ist meine Schwester.‘  
 Da versetzte Michel Sáros:  
 ‚Brav und keusch — ich will Dir's zeigen  
 Mit der Stärke meiner Arme,  
 Mit der Schneide meines Schwertes. •

Und er hört des Tores Knarren,  
 Hoher Schuhe lautes Klopfen  
 Und des seidnen Rockes Rauschen.  
 Und er eilt zu seinem Stalle,  
 Ist schon an des Stalles Türe;  
 Schnell befahl er seinem Kutscher:  
 ‚Oeffne, Kutscher, rasch die Türe! •  
 ‚Lieber Herr, ich kann nicht öffnen;  
 Frei ist euer liebstes Reitpferd,  
 Wenn ich öffne, läufst von dannen  
 Und ich fang' es kaum je wieder.‘

Und er stiess so stark die Türe,  
 Dass sie allsogleich entzweisprang —  
 Siehe, dort war Anna Betlen.  
 Er durchbohrt sie mit dem Schwerte,  
 Dass ihr seidner Rock zerfetzte,  
 Dass ihr rotes Blut hervorquoll.

Anna Betlen ging nach Hause,  
 Legte in das frische Bett sich.  
 Morgens kam zu ihr die Schwägerin:  
 ‚Sprich, was ist dir, Anna Betlen? •  
 ‚Ei, was wird's sein, liebe Schwägerin!  
 In den Garten stieg ich nieder,  
 Blieb am Rosenstrauche hängen;  
 Da zerriss der seidne Rock mir  
 Und mein rotes Blut quoll nieder.  
 Ganz in Blut bin ich gebadet,  
 Nahe fühl' ich mich dem Tode.‘



«Höre, hör' mich, Anna Betlen!  
 In den Hof sollst du hinausgehn  
 Und zu Gott mit Inbrunst flehen,  
 Dass er deine Schuld vergebe.»  
 ‚Schwägrin, Schwägrin, liebe Schwägrin!  
 Lasst in Wermutwein mich baden,  
 Leget mich in feine Linnen,  
 Sendet mich nach Klausenburg hin —  
 Jeder lern' an meinem Beispiel,  
 Welch' ein Loos die Waisen finden.‘

Tendenz und Zusammenhang der Handlung dieses Gedichtes können leicht missverstanden werden, da die der Begebenheit zu Grunde liegenden Verhältnisse nur leise angedeutet sind. Anna Betlen liebt den Kutscher Sárosi's und wird ein Opfer dieses unsittlichen Verhältnisses. Die Schlussworte, in denen Anna ihre Sünde halb eingesteht, die Verantwortlichkeit für dieselbe aber ihren Verwandten zuschiebt, lässt erraten, dass das verwaiste Mädchen von ihrem Oheim Johann Sárosi, — der ihr übrigens gut ist und sie gegen fremde Anklagen in Schutz nimmt, — vernachlässigt wurde, wodurch es eben geschehen konnte, dass sie sich so weit vergass, ihre jungfräuliche Ehre einem Kutscher hinzuwerfen. Dass die vorwurfsvollen Worte der Sterbenden eben an die Gattin ihres Oheims gerichtet sind, darf wohl zu dem Schlusse berechtigen, dass eben diese Verwandte, vielleicht um Anna's Erbe zu gewinnen, den natürlichen Vormund der Waise der letzteren abwendig gemacht hat.

Als Ort der Handlung ist nach den Schlussworten Anna's Klausenburg zu denken. Die historischen Namen der handelnden Personen weisen auf die zweite Hälfte des XVII. Jahrhunderts hin, als Michael Apafi Fürst von Siebenbürgen war.

GUSTAV HEINRICH.

## WALLENSTEIN'S KROATISCHE ARKEBUSIERE.

### II.

Die im Bisherigen abgehandelte äussere Geschichte der kroatischen Arkebusiere war bis in die neueste Zeit fast ganz unbekannt. Die deutsche und französische Literatur wusste von ihnen nur, dass sie unter Wallenstein gedient haben, dessen besondere Günstlinge waren, und teuflisch zu wüten pflegten. Bei den Engländern ist selbst ihr Name so sehr unbekannt, dass selbst Macaulay von ihnen nichts weiss, da nach seiner Behauptung

(*Frederic the Great*, London, 1873, p. 45) der schreckhafte Name Pandur, Kroat und Huszár den west-europäischen Völkern erst im Jahre 1741 bekannt wurde. So ist es natürlich, dass die innere Organisation dieser Truppen noch weniger bekannt ist, als deren Leistungen im Kriege. Die gleichzeitigen Denkmäler sind zumeist trockene Kriegs-Chroniken und Gesandtschaftsberichte, die sozusagen nur die stärkeren Züge der Ereignisse, die heldenmütig ausgeführten Kriegsstücke bewahrten, die Aufzeichnung der gesellschaftlichen Verhältnisse jedoch für unnötig hielten. Ein klares Bild von der militärischen Gesellschaft der Arkebusiere lässt sich darum nur aus mühsam zusammengelesenen kleinen Daten mosaikartig entwerfen.

Zur Zeit Wallenstein's war das europäische Kriegswesen in einem Uebergang begriffen aus den alten Formen in neue, oder, genauer gesprochen, das alte System fiel in Trümmer, ohne dass man ein neues gefunden hätte. Auf der einen Seite verschwanden bereits die letzten Reste des mittelalterlichen Feudaldienstes, andererseits aber hatte das stehende Heer noch nicht die nötigen Vorbedingungen zum Staatsleben: die einzelnen Staaten mit mittelalterlichem Staats-Haushalte vermochten die ungeheure Kostenlast des stehenden Heeres nicht zu ertragen. In dieser Zeit werden also die einzelnen Elemente des Militärs *nicht mehr* durch die Bande des Feudalismus verknüpft, während sie aber *noch nicht* durch die Idee nationaler Zusammengehörigkeit aneinander oder an einen Staat gebunden erscheinen. Die angeworbenen Heere hielt nur die Sucht nach Beute zusammen, woher es auch kommt, dass seit dem Anfange des dreissigjährigen Krieges die gesammte Kriegsmacht in Europa so rasch in Condottieri oder Martalócz's verwandelt wurde. Von nun an ist die Kriegführung eine vorwiegend gewerbliche Beschäftigung, die ausschliesslich auf Gewinn rechnet und bei der die Söldner je nach der Aussicht auf besseren oder minderen Sold ihre Brodherren einfach vertauschen. Unbezahlbare kriegerische Tugenden bieten sie in dem Kaufe an, die aber ihren eigentlichen Wert in dem Augenblicke verlieren, wo sie zur Waare herabgewürdigt werden. Nach Ver-

kündigung der kaiserlichen Werbung meldeten sich am bezeichneten Tage die Krieger in ziemlich bedeutender Anzahl, denn im XVII. Jahrhunderte war es noch kein Bedürfniss, die Leute zum Militär zu pressen, was bekanntlich nur dort unvermeidlich ist, wo auf einen längeren Krieg ein längerer Frieden herrschte, der bereits seine Früchte getragen hat. Zu Wallenstein's Zeit stand die Sache so, dass, nachdem die redliche Arbeit keine Belohnung fand, die reichliche Erhaltung und Versorgung des Militärs hingegen auf Kosten des Volkes geschah: so war der gemeine Mann eher geneigt selbst Unterdrücker zu sein, als unter dem Drucke elend schmachten zu müssen.

Die zur Werbung Erschienenen wurden einer «Musterung» unterworfen, und zwar durch eine Commission, welche gewöhnlich aus einem, aus Wien gesandten kaiserlichen Commissär, ferner aus einem königlichen, meistens Kameralbeamten oder einem Komitatsbeamten bestand. Diese Commission nahm nur den in kaiserlichen Sold, der in der vollständigen, statutenmässigen Ausrüstung vor ihr erschien, im Kriege geübt, dazu tauglich, ein starker gesunder und wohlentwickelter Mann war. Bei der Kavallerie sah man besonders auch darauf, dass der Rekrut von Adelsi. So verfügt auch schon das «Reiterrecht» von Lazarus v. Schwendi und das nach demselben verfasste Reglement für das königliche ungarische Heer.<sup>1</sup>

Unreife Burschen, ungeübte Soldaten wurden zurückgewiesen. Hier herrscht nicht die Parole: «turpe, senex miles,» der alte Soldat steht vielmehr in sehr hohem Ansehen. Die Gesetzartikel des königlichen ungarischen Heeres, sowie die Contracte der Kroaten fordern gleichmässig, dass die Soldaten Männer, und keine halberwachsene Burschen seien,<sup>2</sup> und der ungarische Soldat hat in der Tat bis in sein hohes Alter fortgedient, weshalb auch Johann Kemény während des Schwedenkrieges schreibt: es erschien ihnen (den Schweden) als seltsam und ungebührlich, soviel

<sup>1</sup> *Tudománytár.* 1842. XII. 28.

<sup>2</sup> *K. u. k. Kriegsarchiv.* 1626. Nr. 21.

alte Männer in unserem Heere zu sehen; darum sagten sie spottend, wenn er ein Held gewesen wäre, hätte er nicht so lange gelebt; — weil man eben bei ihnen einen alten Mann so selten sieht.<sup>1</sup> Wer sich bei der Musterung als passend erwies, wurde mit seinem Tauf- und Familiennamen, nebst seinem Pferde in das Musterungsverzeichniss aufgenommen und beeedet. Wer sich auf diese Weise einschreiben liess, um für Geld Kriegsdienste zu leisten, hiess «Eingeschrieben» ung. *iratos*, (*soldato*, Söldner). Doch wurde die Commission bei der Musterung am leichtesten durch die «*passé volants*» («blinde Namen») getäuscht, worüber am ausführlichsten Camille Rousset (*Histoire de Louvois*, Paris, 1879, I. 170.) geschrieben hat. Eine andere Art des Betruges verübten die Obersten, die durch die Verzögerung der Musterung an ihrem Regimente jährlich bei hunderttausend Dukaten gewinnen konnten.<sup>2</sup> S. darüber die gründlichen Studien Gindely's über den dreissigjährigen Krieg (*Gesch. des dreissigj. Krieges*. Prag, 1878, II. 118).

Der Söldner — *qui doit mourir, pour avoir de quoi vivre* — gab am billigsten seine Dienste bei uns in den Kauf. Darum sagt Gabriel Bethlen, mit der Summe, mit welcher sie (nämlich die Kaiserlichen) 6000 Mann erhalten können, haben wir für 12,000 Ungarn genug. Bis zum dreissigjährigen Kriege betrug der Monatssold der Arkebusiere 3 Gulden und 20 Denare, seit 1625: 4 Gulden, seit der grossen Werbung Wallenstein's im Jahre 1632: 5 Gulden, und blieb so hoch bis 1662, wo er wieder auf 4 ungarische Gulden herabgesetzt wurde.<sup>3</sup>

Als im Jahre 1625, während der ersten Werbung Wallenstein's, selbst die regulären Truppen kaum mit den nötigen Uniformen versehen werden konnten, waren natürlich auch die den Freischaaren zugezählten Kroaten nicht uniformirt. Ihr Erscheinen bot

<sup>1</sup> Kemény János erdélyi fejedelem *Önéletirása*. (*Autobiographie des Fürsten Johann Kemény von Siebenbürgen*). Pest, 1856. p. 457.

<sup>2</sup> Relazione di Mr. Pietro Duodo. *Im Staatsarchiv zu Turin*. Relaz. d. Amb. Veneti. Austria, M. 3. Nr. 3.

<sup>3</sup> *Mss. des ung. Nationalmuseums* in Budapest. 2263. Fol. Lat. — 1183. 1 ol. Lat.

einen so grotesken Anblick, dass man z. B. die Kroaten Isolano's hie und da für Türken, ja sogar für Zigeuner hielt,<sup>1</sup> weil sie eben ihre nationale und locale Tracht auch im Heere beibehielten. Die Lieblingsfarbe der Kroaten war — wie die Wallenstein's — die rote, und es ist wahrscheinlich, dass auch die Grundfarbe in der Kleidung der Kroaten, ebenso, wie im Wappen ihres Landes, ebenfalls die rote war. So viel ist gewiss, dass die in den Jahren 1623—26 zumeist aus ungarisch-kroatischen Grenzern geworbenen Arkebusiere grüne oder blaue Kleider nicht getragen haben konnten, weil man sie sonst von den Türken, mit denen sie doch ununterbrochen im Kampfe lagen, nicht hätte unterscheiden können; aus derselben Ursache trugen sie auch schwarze Stiefel, und nicht — wie die Türken — gelbe.

Von der damaligen Kleidung der kroatischen Arkebusiere haben wir nur folgende, kurze Darstellung im *Theatrum Europaeum* (II. 342.): «Anno 1631. Die Crabatan. . . hatten teils Gürtel von Gold und Silber umb den Leib, auch gantze Blatten von Gold und Silber geschlagen vor der Brust, auff den Stirnen an dem Gezäum der Pferde, auch an den Sätteln, Pistolen und Säbeln etc. Nach dieser Beschreibung lässt sich nun in Bezug auf die Uniform der Kroaten nichts folgern, da sie ja nur die Beutesucht illustriert. Von Bedeutung ist nur der Gürtel, ein eminent slavisches Kleidungsstück, wie es von Huszáren, die an dessen Stelle den Tornister oder die Säbeltasche gebrauchten, nie getragen wurde.

Wallenstein's zweites Heer war aber nach den Begriffen der Zeit bereits als uniformirtes Militär zu betrachten, und hätte so leicht mit anderen nicht verwechselt werden können. Der Herzog trat in Angelegenheit der Uniformirung des kroatischen Offizierskorps mit Isolano in briefliche Unterhandlung (Frühling 1632) und trug bald nachher den kroatischen Offizieren auf — sich unter Gefahr der Kassierung von nun an gleichförmig zu kleiden.<sup>2</sup> Wie

<sup>1</sup> Original-Verzeichniss im *Stadtarchiv zu Eger*, dd. 11. 7. — br. 1625.

<sup>2</sup> *K. u. k. Kriegs-Archiv* 1632. Nr. 43:3.

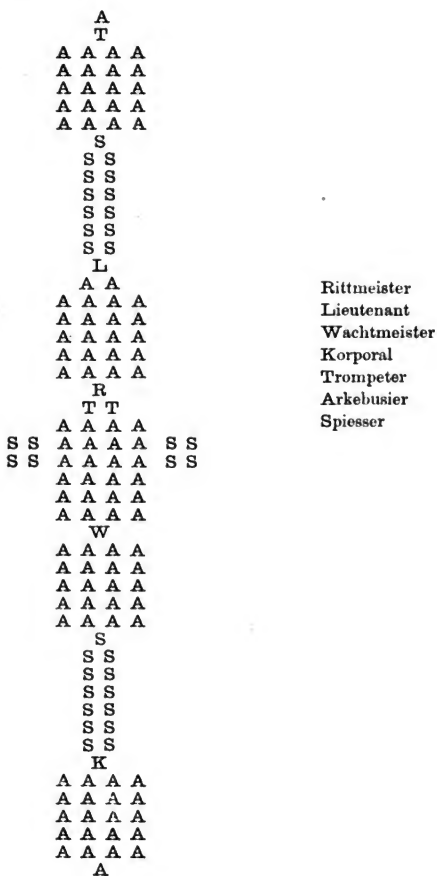
diese Uniform gewesen sein mochte, lässt sich annähernd aus den erhaltenen Bildnissen der kroatischen Feldherren erkennen, deren ich neun gesehen habe. Danach war ihre Kopfbedeckung eine spitzzulaufende Mütze aus Wolfsfell, mit Agraffen geziert, ähnlich der wie sie die Kosaken tragen; ihr Waffenrock (Dolman) war dicht mit Knöpfen besetzt, und in solchem Falle nicht mit Schnüren geziert, nur wenn die Knöpfe entfernter gesetzt waren, liefen in einer Richtung mit denselben breite Tressen, deren ausgefranzte Enden frei herabbingen.

Die Mannschaft der kroatischen Arkebusiere hat weder damals, noch früher oder später eine Uniform gehabt. Im Allgemeinen war noch im dreissigjährigen Kriege nicht die Uniform, sondern das «Abzeichen» das Unterscheidende zwischen den einzelnen Heeren; so haben die Böhmen beim Weissen Berge ein weisses Abzeichen getragen, und Wallenstein liess später selbst auf seine Uniform ein Stück roten Tuches anheften.<sup>1</sup> Im Jahre 1642 tragen die Soldaten des Grafen Essex eine orangegelbe Achselschleife, 1651 hat das Heer des Königs von Frankreich eine weisse, die Truppen Mazarin's eine grüne, die Armee Condé's eine isabella-färbige Echarpe als Abzeichen. So ist also die Beschreibung, die Kukuljevič (Borba Hrvatah, 2 und 9) von der Uniform der Arkebusiere entwirft, nicht annehmbar, besonders, da er uns alle Belege dafür schuldig geblieben ist. Seine Beschreibung passt übrigens ganz genau auf die im siebenjährigen Kriege aufgetretenen kroatischen «Rotmäntel», und eben darum unmöglich auch auf die Kroaten Wallenstein's.

Die Hauptwaffe der Kroaten ist die Arkebuse (arquebuse) oder das Stutz-Gewehr, woher sie auch ihre Bezeichnung haben. Ein Teil war aber statt mit der Arkebuse mit der Lanze (oder dem Spiess) bewaffnet. In welchem Verhältnisse die beiden Waffengat-

<sup>1</sup> Wallenstein an den Oberstlieutenant St. Julien: «Wir bey der uns untergebenen kaisl. arne rothe Zeichen (rothen taffet) zu tragen verordnet.» . . . «solche Zeichen aber allein dahin angesehen, dass man den Unterschied eines Volckes von einem anderen zu . . . erkennen möge.» Copie im *k. u. k. Kriegs-Archiv*. 1626. 13/1. F. 22.

tungen verteilt waren, lässt sich am besten aus der folgenden Marschordnung einer kroatischen Arkebusiercompagnie zu 150 Mann ersehen :



Die Kroaten wurden kontraktmässig mit Waffen durch ihre Obersten versehen.<sup>1</sup> Die volle Rüstung ist nach einem gleichzeitigen Bilde des Dilichius im Folgenden ersichtlich.



Die Rüstung und äussere Ausstattung der kroatischen Arkebusiere war in dieser Zeit ganz ähnlich derjenigen der ungarischen Grenzer-Kavallerie. Die Waffen wurden zum grössten Teil von den berühmten Waffenschmieden zu Brescia, Venedig und Cremona geliefert. Zrinyi versah seine Reiter mit venetianischen Arkebusen, wie ja überhaupt die besten Waffen im XVI. und XVII. Jahrhundert italienischen Ursprunges waren, so dass auch die Benennungen derselben aus der italienischen in alle anderen europäischen Sprachen übergegangen sind. Die Arkebuse heisst im Ungarischen gleichzeitig «fél puska» (= Halbgewehr, Stutz-Büchse), alle andere Sprachen haben sich an das Italienische: archibuso, archibugio gehalten, was nach Ferrari aus dem lat. arcus, und ital. bugio, baso (durchbohrt) zusammengesetzt ist, — spanisch: arcubuz,

<sup>1</sup> K. u. k. Kriegsarchiv. 1626. 2/1.



franz. arquebuse, deutsch : Arkebuse, böhmisch : arkabuzarka oder akabuzirka etc.



Die Arkebuse der ungarischen und kroatischen Arkebusiere ist eigentlich nur eine sehr kleine Radschlossbüchse,<sup>1</sup> wahrscheinlich noch kleiner, als die der italienischen Arcobugieri, die um diese Zeit wenigstens drei Fuss lang sein musste.<sup>2</sup> Die Arkebuse hing an einem breiten Riemen, der auf der linken Schulter auflag und gegen die rechte lief, und diente zur Abschliessung von lotschweren Kugeln.

Ihren langen, geraden, oder gebogenen ungarischen *Säbel* trugen die Kroaten nicht an ihrer Seite, sondern an den Sattelknopf geschnallt, weil er ihnen sonst in ihren Kämpfen zu Fuss hinderlich gewesen wäre.

Den *Panzerstecher*, der bis in das XVIII. Jahrhundert eine Lieblingswaffe der ungarischen Huszáren war, trugen die Kroaten nur selten, dagegen geschah es häufiger, dass die Arkebusiere aus der kroatischen Grenze einen Handschar in den Gürtel steckten.

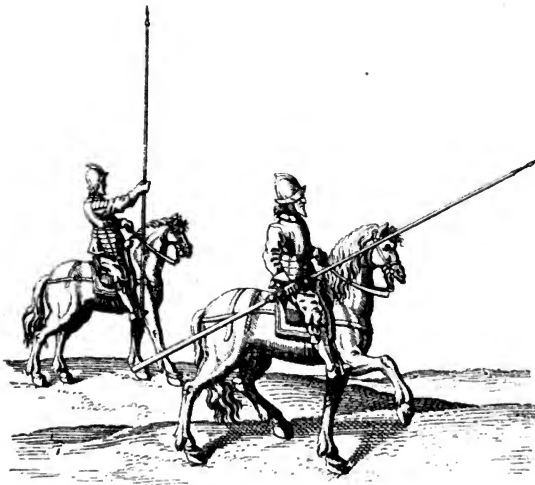
Die andere Hauptwaffe der Kroaten war der *Spiess* oder die Lanze, die ganz den polnischen ähnlich war, aber um vieles grösser als die der Cappelletti.<sup>4</sup> In der kroati-

<sup>1</sup> «Questa nazione (nämlich die ungarische) porta . . . solo un Archibugio a Rotta molto piccolo.» Discorso sopra La guerra d'Vngaria contra il Turco. In den *MMss. der Corsini-Bibliothek in Rom.* Cod. 677. F. 253.

<sup>2</sup> Giorgio Basta: *Il governo della Cavalleria Leggera.* Oppenheim, 1616. F. 17.

<sup>3</sup> «Portano Lancia alla turchesca, molto piu lunga dell'Albanesi, sustentuta sopra una calza attaccata alla sella.» Discorso sopra La guerra d'Vngaria etc. *Bibliotheca Corsiniana, Rom.* Cod. 677. F. 253.

schen Kavallerie ist durchschnittlich jeder fünfte Mann ein «Spiesser», deren Rüstung in einem historischen Volksliede der im Jahre 1626 revoltirenden Bauern von Ob-der-Enns genug erkennbar beschrieben ist:



Hascha, wen sieht man dort reiten?  
 Was muss doch dieses bedeuten?  
 Haben alle lange Stangen,  
 Was werden sie nur damit anfangen.  
 Krumme Degen an der Seiten;  
 Wollt' auf mein Aid rathen,  
 Das sind die Krabuten!

Die kroatischen Arkebusiere haben nur einen *Brustharnisch* getragen. Ihr Helm war gewöhnlich der ungarische, d. h. offen, mit rundgedachtem Augenschirmleder, während rechts und links ein Latz das Gesicht bis an die Backenknochen bedeckte.

Zuweilen aber setzten auch sie einen Morion, den bei den westlichen Völkern beliebteren, zierlichen Helm auf. Das Pulver trugen sie in einem Horn, und die Patronen (Ladungen) hatten sie seit dem Schwedenkriege in kleinen, auf Riemen gereihten Futteralen bei sich, wie die heutigen Albanesen.<sup>1</sup>

Wir gehen nun zur *Taktik* der Kroaten über. Die Reiterei ist — sich selbst überlassen — in rein defensiver Haltung kampfunfähig. Diesem Fehler der Waffengattung wollte man im Jahre 1525 bei Pavia, 1544 bei Cerisolles, und zwei Jahre später im Schmalkaldischen Kriege dadurch abhelfen, dass man unter die Reiter Musketiere zu Fuss verteilte. Gustav Adolf teilte in seine Reiterei ebenfalls Infanteristen und Dragoner ein, um dadurch die Angriffe der ihm so verhassten Kroaten unmöglich zu machen.<sup>2</sup> Damit war aber den Missständen der schwedischen und deutschen Reiterei nicht abgeholfen. Der erste, der das Problem einer Reiterei, die gleichmässig auch zu Fuss kampftüchtig wäre, glücklich gelöst hat, war Maréchal de Brissac, der sein piemonteser Heer so einübte, dass seine Leute wahrhaftige «gens de pied à cheval» waren. Unmittelbar neben diesen stehen Wallenstein's Arkebusiere, deren Taktik, wie wir oben nachgewiesen haben, von ihrer eigentümlichen Stellung als Grenzwa che bedingt war.

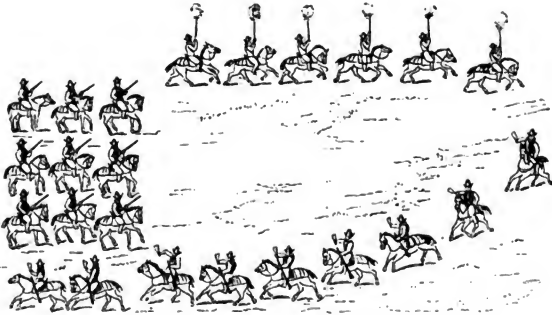
Den Fusstruppen gegenüber hatten die Kroaten fast dieselbe Taktik, wie die piemonteser Chasseurs à cheval. Gewöhnlich eröffnen sie den Kampf. Die Spiesser bilden die Reserve, ohne welche auch damals, ebenso wie heute, kein Reiterheer mit Erfolg kämpfen kann; dagegen trachten die Arkebusiere bei offensivem Auftreten die Flanken des Feindes zu umgehen. Ihre Angriffsweise war folgende :

Zuerst gingen sie rechts diagonal vor, dann links, um sich ihrer Pistolen bedienen zu können, nochmals rechts, um die Arkebusè

<sup>1</sup> S. Spiridion Gopčević: *Oberalbanien und seine Liga*. Lpg. 1881. S. 342.

<sup>2</sup> Gvaldo Priorato: *Hist. delle guerre di Ferd. II.* Venetia, 1653. I. 93.

loszuschossen. Nach der Arkebusade dringen die Arkebusiere im Carrée vor, nehmen die Arkebuse in die Linke und füllen sie mit der Rechten aus ihrem Horn mit Pulver, und stossen — was eine



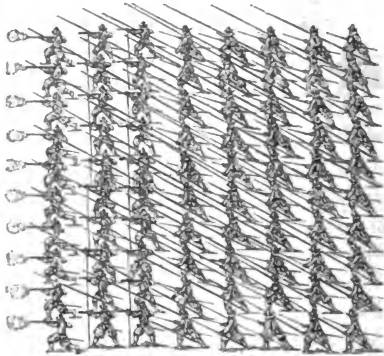
besondere Geschicklichkeit erfordert, — mit dem Ladstock die Patrone nieder, um dann wieder zum Truppenkörper zurückzusprengen. Wenn sie aber auf Kavallerie stossen, sitzen alle ab,



die Arkebusiere bilden das erste Glied und feuern knieend, während das zweite und dritte stehen bleibt. Hinter ihnen erwarten die Spiesser die feindliche Kavallerie «en garde.» Den Schaft des

Spiesses halten sie unter das rechte Knie gedrückt in der Linken, in der Rechten glänzt der blanke Säbel.

Während meiner Untersuchungen bin ich zu der Ueberzeugung gelangt, dass die Kroaten in ihren west-europäischen Kämpfen nur in der ersten Periode des dreissigjährigen Krieges, 1618—



1631 die Rolle der Brissac'schen berittenen Jäger gespielt haben, und dass sie auch in dieser Zeit nur beim Angriff oder bei der Verteidigung von Festungen, Engpässen und Proviantzügen abgesehen sind. Dagegen hat Siegmund Erdödy ganz gleichmässig, zu Fuss oder Pferd mit seinen Kroaten wider die Türken gestritten. Bei der Belagerung von Wolfenbüttel im Jahre 1627 machten die Kroaten Isolano's den Sturm zu Fuss mit, und was das merkwürdigste ist: selbst im Hof-Kriegsrat werden die Kroaten mit den Dragonern verwechselt, was nur so möglich ist, wenn ihre Taktik wirklich zum Verwechseln ähnlich war.<sup>1</sup> Jedoch kommen die Kroaten seit Wallenstein's dritter Werbung immer nur als leichte Kavallerie vor, und werden genau von den Dragonern unterschieden, die auch zu Fuss verwendet werden. Im Jahre 1634 bereits führte der berühmte Johann von Werth seine Kroaten auch

<sup>1</sup> Archiv der k. u. k. Registratur. Palatinus, 1626. Exp. Nr. 39/1.

gegen Kavallerie zu Pferde in's Feuer, was eine bedeutende taktische Umwandlung bedeutet, die vielleicht von zwei entscheidenden Umständen bedingt war: erstens, dass schon bei der zweiten Anwerbung Wallenstein's die wallonischen, besonders aber die italienischen Dragoner sich auffallend vermehrt haben, während sich die leichte Kavallerie überaus vermindert hat, weil Wallenstein gegen die Polen, die er ganz verächtlich «canaglie» zu nennen pflegte, besonderen Widerwillen hegte, während ihm Cappelletis und Kurtányer sehr wenige zur Verfügung standen. Darum wurden die gesammten Agenden der leichten Kavallerie den Kroaten übertragen, weshalb auch dieselben auf 3500 Mann ergänzt wurden. Ueber den anderen Umstand klärt uns Questenbergs Brief an Wallenstein auf: «Nun aber sein bis anhero die Kroaten ausm land sehr entfüert; wasz noch vorhanden, so manns gleich durch neue werbungen bekompt, nit verbleiblich vnd also schlechte reittung darauf zue machen.» Nachdem also Kroatien nicht mehr im Stande ist, gutes und genügendes Material zu liefern, werden die kroatischen Truppen durch Ungarn ergänzt, die natürlich nur als leichte Reiterei dienen.

Seither werden die kroatischen Arkebusiere als Vorhut, Seitenhut und Nachhut benützt. Ueberhaupt versehen sie den Sicherheitsdienst, wobei noch ihre besondere Aufgabe die ununterbrochene Beunruhigung des Feindes ist, was man damals «travagliren» nannte, wie auch in den Befehlen Wallenstein's der Satz: «Den Feind durch die Kroaten unnachlässig travagliren» genug häufig vorkommt. Ausserdem leisten sie Ordonnanzdienste, Recognoscierung und das *pigliar lingua*, d. h. sie haben Spione einzufangen, die über den Kriegsstand des Feindes Aufschluss geben können.

Mit einem Worte, das Element der Kroaten ist Beweglichkeit, Rührigkeit. Auch ihre ausserordentliche Schnelligkeit hat der Gesang vom Bauernaufstand in Ob-der-Enns verewigt:

Hascha, hier müssen wir weichen,  
Wir wollen's drum nit verzeihen  
Dem Pappenheim und den Krabaten,

Das seind die rechten Teufelsbraten,  
 Die wir wöllen erreichen,  
 Ja alles vergeben,  
 Die wütigen Löwen  
 Die seind schon unter ihnen,  
 Die unsern verzagen,  
 Die ihren nachjagen,  
 Kein Teufel kann ihnen entrinnen!

Bei der taktischen Eintheilung der Kroaten war die taktische Einheit eine Kompagnie zu hundert Pferden, und in jedem Regiment waren wenigstens fünf, aber höchstens zehn solche Kompagnien. Auch Gardekompanien wurden aus Kroaten formirt, wie z. B. um Isolano 300 den Gardedienst versehen haben.

Die ersten kroatischen Truppen haben ihre erste taktische Ausbildung an der Grenze, in den ununterbrochenen Kämpfen mit den Türken erhalten. Ihre kriegerische Lebensweise war der beste Drillmeister, der sie derart soldatisch machte, dass sie ihr grösstes Vergnügen am Gebrauch der Waffen hatten. Auch sonst sind ja ritterliche Spiele und Uebungen gerade bei den Südslaven immer sehr beliebt gewesen. Ein Lieblingsspiel der Albanesen und ihrer slavischen Nachbarn war es, dass der Reiter die senkrecht geworfene, vier Fuss lange Lanze (dzilit) seines Gegners im Fluge auffange,<sup>1</sup> und an ähnlichen Spielen übten sich die Kroaten zum Kriegsdienst. Bei ihnen waren die Massenübungen mehr nur Manöver zum Fernhalten des Feindes, als dass sie damit irgend welche taktische Ausbildung bezweckt hätten.

Wallenstein's kroatische Arkebusiere haben sich im dreissigjährigen Kriege einen so schlechten Namen gemacht, dass damals der Name Kroat mit Räuber synonym war. Gewiss ist, dass Peter Gál, Zrinyi und besonders Isolano zügellose Ausschreitungen verübten und dass Hrasztovaczky wegen ähnlichem seiner Oberstenwürde entkleidet wurde; später hat Wallenstein auch dem Peter Lósy damit gedroht — dennoch wollen wir nachweisen, dass es ungerecht ist,

<sup>1</sup> Hoernes: Alterth. der Herzegowina. *Sitzungsber. der k. Akad. der Wiss. Phil.-Hist. Cl. XCVII. Bd. Wien 1880. S. 542.*

gerade diesen Truppenkörper als «plünderndes Diebsgesindel» hinzustellen, da alle übrigen in gar nichts anders waren, da ja doch gerade vom dreissigjährigen Kriege Zinkgref's Spruch gilt: «Gibt es Krieg, so macht der Teufel die Hölle weiter.»

Im XVII. Jahrhunderte vermochte die mittelalterliche Einrichtung des Staatshaushaltes der einzelnen Länder die grosse Kostenlast der grossen Armeen nicht zu ertragen. Darum erhielten sich diese Armeen zum grössten Teile aus eigenen Mitteln, und die Gesandten von Venedig charakterisiren die kaiserliche Werbung am besten, wenn sie sagen, dass dieselbe «mit wenig Geld und grossen Versprechungen» geschehe.<sup>1</sup> Unter solchen Umständen wurde auch die schwere Reiterei unregelmässig gezahlt und verköstigt; doch wurde diese vor Allen anderen zuerst befriedigt, und den übrigen blieb der Rest. Die Erklärung dieses merkwürdigen Verfahrens liegt darin, dass die leichte Kavallerie — da sie sich vor oder neben der Hauptmacht bewegte — immer in frischen, noch nicht verwüsteten Gegenden herumwirtschaftete, während die nachrückende schwere Kavallerie nur die von der leichten bereits geplünderten Gegenden fand. Darauf spielt auch der zweite Jäger in Schiller's: «Wallenstein's Lager» an, wenn er klagt:

Der Kroat es ganz anders trieb,  
Uns nur die *Nachtes*' übrig blieb.

Die Verpflegung der Mannschaft war bei schlechten Wegen und mangelhaftem Verkehre in ausgeplünderten Ländern mit unglaublichen Schwierigkeiten verbunden, und war besonders bei der leichten Kavallerie, die immer in einzelne Kompagnien aufgelöst umherstreifte, geradezu unmöglich. Und eben diese Verteilung in kleinere Abteilungen steigerte die Verwüstungen von Seiten der leichten Kavallerie, denn in diesem Zustande war ja das Erwecken von Furcht ihre sicherste Waffe. So sehen wir, dass diese leichte Reiterei, ganz gleich ob Kroat, Ungar oder Pole, überall verwü-

<sup>1</sup> «Con pochi denari, et con gran promessa, et speranza d'altri.» *Relatione de s. Polo Minio*. Fol. 9 v.



stet, und dass sich Wallenstein immer, wenn er Schrecken erregen oder ein grösseres Stück Landes niederbrennen und sengen will, nur an diese wendet. «Waen am Brennen etwas gelegen — — schreibt er an Arnim, — so viel Kroatien, Hungern vndt Polen an der Handt haben, die . . . ein gantz Landt . . . in die aschen setzen werden» etc.

Bei den Verwüstungen der leichten Kavallerie sind die verwegenen und undisciplinirtesten die polnischen Kosaken; undisciplinirt und höchst räuberisch sind auch die Ungarn, und Wallenstein wendet sich eben wegen ihrer Unordentlichkeit und wegen ihres unstäten Verhaltens von ihnen; am stillsten und auch am leichtesten zu lenken sind die Kurtányer, weil sie in geringster Anzahl am Schlachtfelde erscheinen.

Blinder Gehorsam, aber dabei Habsucht und Grausamkeit charakterisiren die Kroaten, wie alle südslavischen Völker. Schon im XV. Jahrh. waren nach dem Zeugnisse Bonfin's (Rer. Ung. Dec. p. 607) die Serben von ihrer Grausamkeit berühmt, und aus demselben Grunde entstand 1848 in Italien die Parole: «Morte ai Croati», und eben damit agitirten Manin, Giusti und Tommaseo. Diese Neigung zur Grausamkeit mochten die Kroaten der türkischen Nachbarschaft zu verdanken haben; von den Spahi's scheinen die Kroaten viel gelernt zu haben, ebenso wie die englischen Truppen, die lange Zeit hindurch gegen die Mohren gekämpft hatten und erst 1685 aus Tangier zurückgekehrt sind; denn die Art und Weise der Grausamkeit bei den Kroaten ist ganz türkisch.<sup>1</sup> So lesen wir im *Theatrum Europaeum* (II. 98, 99) dass: «die Krabaten (haben) alles ausgeplündert, etlich Mann und Frauen mitgenommen, mit denselben sehr tyrannisch umgangen, theils Nasen und Ohren abgeschnitten, einen Mann beyde Augen ausgestochen und die Hand geschunden, auch der Kinder nicht verschonet» etc. Die Bestialität der Kroaten bei der Einnahme von Magdeburg ist haarsträubend, bis zum Ekel abscheulich. Weiber, Kinder und Greise werden niedergemacht und die Stadt in Brand gesteckt. Aus

<sup>1</sup> Chemnitz: *Bellum succo-germanicum*, II. 521.

dieser Zeit stammt ein ergreifendes Lied, in welchem die personifizierte Magdeburg von den die Stadt zerstörenden Kroaten sagt:

Leurs mains m'ont transpersé d'une tres-rude playe :  
 Je n'ay place en mon corps, où quelque ulcere n'aye ;  
 Tu as bien recogneu, grand Hercule en valeur,  
 Ceux qui m'ont fait auoir c'est horrible douleur,  
 Les Barbares Sclauons et les cruels Crabates  
 M'ont ainsi deschiré et blessé de leurs pates !<sup>1</sup>

Offenbar ist es diesen allbekannten Grausamkeiten der Kroaten zuzuschreiben, dass Schiller dieselben so abstossend dargestellt hat. Nach seiner Darstellung ist jeder Kroat zugleich Räuber, während wir gezeigt haben, dass in dieser Kunst die übrigen Truppen der leichten Kavallerie nicht zurückgeblieben sind. Doch hat Schiller gerade die Kroaten gewählt, um dieselben an den Pranger zu stellen, weil ihm die Polen und Ungarn noch immer in einiger Ritterlichkeit erschienen sind in Vergleich mit den Kroaten, deren Hände nicht blos Werkzeuge wilden Raubes, sondern sogar mit dem Blute von Weibern, Kindern und Greisen befleckt waren. Da nun die classischen Werke der schönen Literatur die Hauptquelle für die Kenntnisse der grossen Lesekreise bilden, lebt das Andenken dieses Volkes heute in der Literatur und im Publicum nur nach Schiller's Darstellung. In «Wallenstein's Lager» redet der Scharfschütz seinen Kameraden an: «Kroat, wo hast du das Halsband gestohlen?» Piccolomini I. 2. erhält Isolano von Questenberg, nach einer Anspielung auf dessen goldbetresste Uniform die Antwort:

Gottlob! Noch etwas Weniges hat man  
 Geflüchtet — vor den Fingern der Kroaten.

Nachdem ein so unvergleichlich grosses Werk die Kroaten in so grellen Farben als Räuber darstellt, ist es kein Wunder, wenn ihnen noch alle möglichen Räubereien zugeschrieben werden, an denen sie notorisch nicht beteiligt gewesen sein konnten. So lese

<sup>1</sup> *Complainte* entre le Roy de Suede et la Ville de Magdeburg (s. l. 1632). In der «*bibliothèque publique*» zu Genf in der Sammlung: «*Rec. des Pièces Curieuses*» Tom. III. Fasc. 46.

ich in Hormayr's *Taschenbuch für die Vaterl. Gesch.*<sup>1</sup> dass sich Pappenheim in der Schlacht am Weissen Berge schwer verwundet zwischen Leben und Tod am Schlachtfelde wälzt, als er aus seiner Betäubung in dem Augenblicke erwacht, wo ihm ein *Wallone* wegen eines goldenen Ringes den Finger abbeißen will. Zornig springt er auf und schlägt den Wallonen in's Gesicht; der hat dann Verstand genug, den Feldherrn für gutes Geld nach Prag zu bringen. Dieselbe Anekdote erzählt ein Kriegsschriftsteller *ersten Ranges*, mit dem Unterschiede, dass bei ihm die Hyäne des Schlachtfeldes kein Wallone, sondern ein *Kroat* ist.<sup>2</sup>

Nach solchem Beispiele kann man kühn annehmen, dass den Kroaten gewiss viele Räubereien zugeschrieben werden und wurden, die sie niemals begangen haben. Und vieles hat man ihrem Blutdurst in Rechnung gebracht, was man einfach dem Zeitalter zuzuschreiben hat, in welchem selbst ein Gustav Adolf für die Wütereien seiner Soldaten keine andere Ausrede wusste als: *„Soldaten sind keine Klosterfrauen!“* Dabei darf man auch nicht vergessen, dass es zu einem sehr schiefen Urteil führen muss, wenn man die alltäglichen Ausschreitungen im dreissigjährigen Kriege nach modernen moralischen Gesichtspunkten betrachten und abwägen will. Ich meinerseits gebe Haquet Recht, der während der napoleonischen Kriege in französischen, englischen, deutschen, russischen und österreichischen Heeren herumgekommen ist, und die Bemerkung machte, dass in Bezug auf das Plündern sich alle Heere gleich seien. Denn der Mensch bleibt unter allen Umständen Mensch, und wenn seine Verhältnisse ihn zur Unmenschlichkeit bewegen: so wird er unter gleichen Umständen immer mehr oder weniger gleich handeln.

ALAD. BALLAGI.

<sup>1</sup> Stuttg. 1830. N. F. I. 411.

<sup>2</sup> I. Heilmann: *Kriegsgesch. v. Bayern, Franken etc.* II. Bd. I. Abth. S. 83.

## DIE UNGARISCHE STATISTIK IN KOLB'S NEUESTEM WERKE.

Es ist keine leichte Aufgabe die Statistik sämtlicher Staaten zu schreiben. Das Aufsuchen und Zusammentragen der ungeheuren Masse des Stoffs erfordert einen wahren Ameisenfleiss, die Aufarbeitung desselben aber setzt einen weiten Gesichtskreis und ein scharfes Urtheil voraus.

Es liegt in der Natur der Sache, dass bei einer Arbeit dieser Art, selbst bei der sorgfältigsten Redaction von berufenster Hand kleinere Fehler nicht vermieden werden können, und schliesslich sehen wir kleinere Irrtümer gerne nach gegenüber der Bequemlichkeit, in einem leicht handhablichen Handbuche eine Menge von Daten nachschlagen zu können, zu denen wir sonst nur durch langwierige, mühsame Forschung gelangen würden. Das dürfen wir jedoch vom Verfasser des Werkes mit Recht verlangen, dass er die Quellen, aus denen er schöpft, recht gebrauche, dieselben nicht aus Oberflächlichkeit verdrehe, und aus den entstellten Daten nicht falsche Folgerungen ziehe, weil er damit entweder seine eigene Glaubhaftigkeit und die Brauchbarkeit seines Werkes beeinträchtigt, oder, was noch schlimmer, das gläubige Publicum irreführt.

Einen solchen Fehler sehen wir uns genötigt in dem Werke des Herrn KOLB zu berichtigen, ohne seine auf dem Gebiete der vergleichenden Statistik erworbenen Verdienste verkleinern zu wollen.

Er sagt in seinem neuesten Werke: «Statistik der Neuzeit etc. Leipzig, 1883», S. 68 über die Nationalitäten Ungarns Folgendes:

«Zur Ermittlung der Nationalitäten in Ungarn wurde bei der Zählung von 1880 die Frage gestellt: «Welches ist Ihre Muttersprache?» Diese Frage erregte viele Bedenken, und wurde offenbar nicht selten in dem Sinne beantwortet, dass man (in politischer Beziehung) «Ungar» sein wolle, wonach die Zahl der Magyaren ohne Zweifel vielfach eine Vergrösserung erfuhr. Die

Gesamtergebnisse der Zählung im eigentlichen Ungarn und Siebenbürgen waren: Muttersprache bei

6.165,088	= 49.96	%	ungarisch
1.798,373	= 14.29	"	deutsch
1.790,476	= 16.05	"	slovakisch
2.323,788	= 10.51	"	walachisch (rumän.)
605,725	= 5.45	"	croatisch-serbisch
342,351	= 3.04	"	ruthenisch
60,918	}	= 0.80	wendisch
3,523			armenisch
75,911			zigeunerisch
21,687			versch. and. Stämmen
41,698			sonst. Ausländern
499,054			d. Spr. noch unkundige Kinder
13.728,622 zusammen,			

wobei zu bemerken, dass die procentuale Berechnung KELETI's namentlich bei den Slovaken gegenüber den Deutschen nicht genau stimmt. Neben ihrer Muttersprache sprachen *ungarisch* 817,668 Personen, worunter 377,041 = 21.02 oder richtiger 20.96 % der Deutschen. (Wesentlich wäre zu erfahren, wie gross die Zahl der «Ungarn» ist, welche deutsch sprechen.) Die sehr verbreitete Annahme, dass die Städte wesentlich eine deutsche Bevölkerung hätten, ist von KELETI als eine irrige bezeichnet, indem in den 143 Städten Ungarns mit 2.143,036 Einwohnern, 1.335,014 «Ungarn» und nur 378,121 (declarirte) Deutsche wohnten, wovon 198,742 der Ersteren und 119,902 = 33.25, richtiger nur 31.71 % der Letzteren in Budapest. Die Zahl der Deutschen in Siebenbürgen wird zu 224,000 angegeben.»

Es liegt nicht in unserer Absicht, mit dem Verfasser darüber zu streiten, ob beim Einbekenntniss der Muttersprache die Antwort richtig gegeben worden sei. Wir, die wir an der Durchführung der Volkszählung tätigen Anteil genommen haben, wissen es, dass uns der Vorwurf des Chauvinismus unverdient gemacht wird. Wir haben ohne Selbsttäuschung die bare Wirklichkeit gesucht, und wenn die gestellte Frage bei Manchen Skrupel erregt hat, so ist dies gerade in entgegengesetzter Richtung geschehen, und

mancher verdienstvolle Gelehrte unseres Landes, der unter den Vorkämpfern der *ungarischen Cultur* glänzt, hat, sich an den Buchstaben des Frageblattes haltend, die deutsche als seine Muttersprache einbekannt.

Betrachten wir für jetzt bloß die mitgetheilten Zahlenangaben und die an dieselben geknüpften Bemerkungen. Ein Blick auf die absoluten und relativen Zahlen macht es offenbar, dass dieselben nicht zusammengehören; nicht allein die Percentuation der Slovaken gegenüber den Deutschen, sondern sämtliche Percente auf die Grundzahlen bezogen, sind fehlerhaft. Es ist jedoch die Frage, ob KELETI geirrt, oder Herr KOLB die Sache verwirrt hat?

Der Herr Verfasser hat die mitgetheilten Daten aus KELETI'S im Jahrgange 1882 der «Ungarischen Revue» erschienener Abhandlung: «Ungarns Nationalitäten auf Grund der Volkszählung des Jahres 1880» geschöpft. KELETI sagt dort S. 121: «Die Vergleichung der Ziffern ist eine leichtere, auch für das Ungartum günstigere, wenn man bei der Percent-Vergleichung nur das *Mutterland Ungarn* berücksichtigt, *Siebenbürgen* aber vor der Hand weglässt» . . . und auf der folgenden Seite:

«Im ungarischen Mutterlande waren:

	Nach der Berechnung des Jahres 1870	Nach der Zählung des Jahres 1880
Ungarn . . . . .	49.84 %	49.88 %
Deutsche . . . . .	14.52 »	14.29 »
Slovaken . . . . .	16.42 »	16.05 »
Rumänen . . . . .	10.92 »	10.51 »
Croaten und Serben . . . . .	4.45 »	5.43 »
Ruthenen . . . . .	4.02 »	3.04 »
Andere . . . . .	0.02 »	0.80 »
Zusammen	100 %	100 %

und ebendasselbst weiter unten:

«Nach Vorführung der Percentualzahlen können nunmehr auch die absoluten Zahlen und zwar für ganz *Ungarn* (mit *Siebenbürgen*) mitgeteilt werden. Demnach waren:

	Nach der Berechnung vom Jahre 1870	Nach der Zählung vom Jahre 1880
Ungarn ... ..	6.156,421	6.165,088
Deutsche ... ..	1.820,922	1.798,373
Slovaken ... ..	1.817.228	1.790,476
Rumänen ... ..	2.470,069	2,323,788
Ruthenen... ..	469,420	342,351
Croaten und Serben	473,995	605,725
Anderer ... ..	11,295	203,767...

Wir haben die bezüglichen Stellen wörtlich angeführt. Eine präzisere, deutlichere Unterscheidung, als die Art, in welcher KELETI die beiden Zahlengruppen nebeneinander stellt, ist wohl kaum möglich. Ganz klar und jeden Zweifel ausschliessend ist darin ausgedrückt, dass sich die Percentzahlen bloss auf das Mutterland, mit Ausschluss Siebenbürgens, die absoluten Zahlen dagegen auf ganz Ungarn, mit Einschluss Siebenbürgens, beziehen.

Daraus ist ersichtlich, mit welch' unverzeihlicher Oberflächlichkeit Herr KOLB die nicht zu einander gehörigen Zahlen einander gegenüberstellt und mit welch' grossem Leichtsinne er über KELETI den Stab gebrochen hat. Sollte dieses unser Urteil etwa schonungslos erscheinen, so diene uns zur Entschuldigung, dass der Verfasser dasselbe provocirt hat. Denn, aus oberflächlich herausgerissenen Daten Folgerungen zu ziehen, ja auf Grund derselben ein Urteil zu fällen, ist eines ernstesten Statistikers unwürdig, und insbesondere einem Namen, wie der Name KELETI's, sind auch die Statistiker des Auslandes soviel Respekt schuldig, um ihm nicht krasse Irrtümer in die Schuhe zu schieben, oder aber, was noch schlimmer, ihn plumper Fälschungen zu bezichtigen. Kurzsichtige Chauvinisten sind zu allerlei fähig, aber ein Gelehrter von so klarem Kopfe und weitem Gesichtskreise wie KELETI, weiss bei aller Vorliebe für seine Nation sehr wohl, dass er seinem Vaterlande nur dann treue Dienste leistet, wenn er der Wahrheit dient.

Nur noch einige Bemerkungen. Herr KOLB wirft KELETI schliesslich vor, dass die 119,902 Deutschen nicht 33.25, sondern 31.71 % der hauptstädtischen Bevölkerung ausmachen. Da man beim Rechnen leicht irren kann, pflegen wir in der Regel, wenn sich keine anderweitige Probe darbietet, jeden Satz zweimal aus-

zurechnen. Wäre dies nicht auch die Pflicht des Herrn KOLB gewesen, der einen Andern berichtigen wollte? Er würde bei der zweiten Berechnung wahrscheinlich darauf gekommen sein, dass KELETI'S Rechnung (s. Ung. Revue S. 127) richtig, und dass nicht die 31.71 % des Herrn KOLB, sondern die 33.25 KELETI'S die richtig ausgerechnete Percentuation geben.

Herr KOLB ist auch begierig zu wissen, wie gross die Zahl der «Magyaren» sei, die auch deutsch sprechen. Er kann seine Wissbegierde leicht befriedigen. Er schlage den ersten Band des über die Ergebnisse der Volkszählung vom Jahre 1880 publicirten grossen Werkes auf, wo er auf S. 646—654 detaillirte Antwort erhält. Behufs Zerstreung eines ihm möglicherweise auftauchenden Bedenkens bemerken wir, dass er nicht einmal ungarisch zu lernen braucht, da der Text und die Rubrikenköpfe in ungarischer und deutscher Sprache abgefasst sind. Wenn der wertgeschätzte Verfasser die Mühe nicht scheuen und in die ziemlich zahlreichen Publicationen des kön. ungarischen statistischen Landesbureaus hie und da einen Blick werfen wollte, würde er sich in der Tat über viele interessante Fragen eine klarere Vorstellung verschaffen. Dies ist jedoch ein vielleicht etwas unbescheidenes Ansinnen an den Verfasser, der auch bei der Besprechung der Nationalitäten-Verhältnisse Oesterreichs den Gotha'schen Hofkalender als Quellenwerk benützt, während er die in Wien erschienenen Quellenwerke der k. k. statistischen Central-Commission, aus denen auch der «Almanach» schöpft, gewiss besitzt.

Dr. JULIUS VARGHA.

## KURZE SITZUNGSBERICHTE.

— Akademie der Wissenschaften. 1. In der am 1. October abgehaltenen Sitzung der ersten (sprach- und schönwissenschaftlichen) Classe legte Dr. Sigmund Simonyi unter dem Titel «*Selbstständig gewordene Adverbia*» eine Abhandlung über die interessanten und mannigfachen Ausdrücke, in denen die Adverbia als selbstständige Nomina fungiren, vor. An der Hand von über tausend ungarischen Beispielen führt er aus, dass man hiebei vier Fälle unterscheiden muss: 1. Wird das Adverbium



in bestimmten Fällen adjectivisch verwendet, z. B. át-ház: Durch-haus, ellen-párt; Wider-part. 2. Wird es zum Substantiv, z. B. az ellen: der Gegner, a délután: der Nachmittag. 3. Wird es von neuem suffigirt: fölül-ról, von oben herab; a ház mögéig: bis hinter das Haus. 4. Dient es als Basis neuer Wortbildungen: hátulsó, közbülső, biztosság, hátrál u. s. w. Der Vortragende teilt auch einen pünktlichen Ausweis mit über die Adverbia, die im Ungarischen auf diese Weise selbstständig werden, und empfiehlt den Gegenstand, der bisher noch nicht systematisch behandelt worden ist, der Aufmerksamkeit unserer Sprachforscher.

Hierauf legte Professor Gustav Heinrich eine Abhandlung *«Ueber die Verzweigung der germanischen Sprachen»* vor. Die Einleitung orientirt über die bisherige Geschichte des behandelten Problems. Wie bei anderen Untersuchungen auf dem Gebiete der deutschen Philologie sind auch hier alle Ansichten vor Jacob Grimm ohne wissenschaftlichen Wert, da sie auf mangelhafter Kenntniss des Materials beruhen und in unmethodischer Weise geführt wurden. Die wissenschaftliche Arbeit im Kreise der Germanistik beginnt erst mit Grimm's Deutscher Grammatik, 1819. Grimm selbst hat es jedoch für verfrüht gehalten, über die Verwandtschafts-Verhältnisse und die Verzweigung der germanischen Sprachen ein sicheres Urtheil zu fällen und seinerseits daher nur, und zwar wiederholt, den *«deutschen»* Charakter des Gothischen betont. Auch ihm waren die nahen Berührungspunkte des Gothischen und Nordischen bekannt; doch konnten ihn dieselben in der festen Ueberzeugung von der Zusammengehörigkeit des Althochdeutschen und Gothischen nicht irremachen. Diese Präoccupation Grimm's hat viel Beifall gefunden, und das Gerede von der Herstammung des Deutschen aus dem Gothischen ist auch heute, besonders in populären Werken, noch nicht ganz verstummt.

Neben Grimm haben besonders August Schleicher's Ansichten grossen Einfluss auf die Richtung der Fachmänner und die Anschauungen des grossen Publikums geübt. Schleicher konnte die Differenzen des Gothischen und Deutschen nicht so leicht übergehen, wie Grimm; dieselben schienen ihm wichtig genug, um jene beiden Sprachen von einander zu trennen und dieselben dem Nordischen als gleichberechtigte selbstständige Zweige der deutschen Grundsprache an die Seite zu stellen. So gliedert sich demnach das Germanische nach Schleicher's Auffassung in drei Zweige: das Gothische, das Nordische und das Deutsche. Das ist die auch heute noch verbreitetste, im grossen Publikum wohl die allein herrschende Ansicht über das Verwandtschaftsverhältniss der germanischen Sprachen.

Wohl hat man diese Ansicht vielfach zu modificiren gesucht, aber mit wenig Glück. Die Dreiteilung der Grundsprache hielt man in der Regel fest, nur die Gruppierung der Sprachen wechselte. So schloss Mor. Heyne das Niederdeutsche mit dem Gothischen in eine Gruppe zusammen, während Ernst Förstemann sämtliche deutsche Sprachen an das Nordische anlehnte. Wissenschaftlichen Wert haben diese Modificationen der Schleicher'schen Theorie nicht zu beanspruchen.

Von ganz anderen Gesichtspunkten ging die neueste Ansicht über das Verwandtschaftsverhältniss der germanischen Sprachen aus. Angeregt durch Carl Müllenhoff's historische Forschungen und gestützt auf die neuesten Resultate der Sprachwissenschaft, teilte Wilhelm Scherer die Germanen in Ost- und West-Germanen, unter der ersteren Bezeichnung die Gothen und Skandinavier, unter dem letzteren Namen die eigentlich deutschen Stämme, die Sachsen, Angelsachsen, Friesen, Niederländer und Hochdeutschen zusammenfassend. Diese Theorie, welche H. Zimmer in einer Specialstudie eingehender zu begründen unternommen hat, ist gegenwärtig in Fachkreisen so ziemlich die herrschende Ansicht über die Verwandtschaftsverhältnisse und die Verzweigung der germanischen Sprachen.

Auch Professor Heinrich schliesst sich dieser Auffassung an, welche er durch neuerliche Durchforschung der germanischen Laut- und Formenlehre und durch kritische Untersuchung des Wortschatzes sämtlicher deutschen Sprachen zu begründen sucht. Gleichsam als Gegenprobe dieser Forschungen untersucht er auch die Differenzen in der Lautgestaltung und Wortbildung des Gothischen und Nordischen und gelangt auch von diesem Gesichtspunkte aus zu dem Schlusse, dass diese beiden Sprachen, getrennt von den westgermanischen Idiomen, eine Periode gemeinsamen Lebens durchgemacht haben müssen. Andererseits weist er darauf hin, dass unter den deutschen Sprachen besonders das Angelsächsische, in Folge räumlicher Beziehungen, bedeutende Einflüsse von Seiten der skandinavischen Sprachen erlitten hat, ohne hiedurch seines ursprünglichen Charakters verlustig zu gehen. Die Ergebnisse der Sprachwissenschaft stimmen auch vollständig zu den Tatsachen der Geschichte.

2. In der Sitzung der zweiten (historischen) Classe am 8. October las Alexander Szilágyi eine ausführliche Abhandlung Árpád Károlyi's über *Kaspar Ampringens Gubernium*. Károlyi hat die Daten zu seiner umfangreichen Arbeit über die Suspension der ungarischen Verfassung und die Ernennung Ampringen's zum Gubernator Ungarns unter Leopold I. aus zwei grossen Archiven, dem geheimen Staats-Archiv und dem Lobkowitzschen Familien-Archiv in Raudnitz, geschöpft. Wir hatten auch bisher

im Allgemeinen gewusst, was nach der Entdeckung und Unterdrückung der Wesselényi'schen Conspiration geschah, dass man mit Ungarn dasselbe tun wollte, was man nach der Schlacht am Weissen Berge mit Böhmen tat, dass man die ungarische Verfassung aufheben und das Land dem Reiche einverleiben wollte. Im Detail aber lernen wir diese merkwürdige Epoche erst aus Károlyi's interessantem Werke kennen, welches, reich an überraschenden, bisher unbekanntem Daten, die Sache in ganz neuem Lichte erscheinen lässt. Der Raum gestattet uns nicht, in Einzelheiten einzugehen. Wir erwähnen kurz nur Folgendes: Lobkowitz arbeitete weitgehende Pläne aus, in welcher Weise die ungarischen Institutionen aufgehoben, das Land nach böhmischem Muster organisirt, das Gouvernement Ungarns einem kriegserfahrenen Deutschen anvertraut und diesem je vier deutsche und ungarische Räte an die Seite gegeben werden sollten. Nach langen geheimen Beratungen und Verhandlungen über dieselben wurde Kaspar Ampringen, der Grossmeister des deutschen Ordens, zum Haupt des Guberniums, zu ungarischen Räten desselben der Primas Szelepcsényi, Forgách, Kolonics und Majthényi ernannt. Der Primas Szelepcsényi, welcher sich anfangs als treuer Diener Sr. Majestät diesen Plänen geneigt zeigte, empfahl nachher die Einvernehmung der ungarischen Herren. Er erklärte die Einführung der neuen Regierung für unmöglich, wenn Se. Majestät nicht vorher die Gesetze und Freiheiten des Landes, deren Aufrechthaltung er mit feierlichem Eide angelobt habe, annullire. Diesen unerwarteten Widerstand brach man durch die Erneuerung der bereits 1671 gegen den Primas erhobenen Anklage der Beteiligung an der Wesselényi-Verschwörung und erzwang also die Zustimmung des greisen Kirchenfürsten zur Durchführung der Beschlüsse. Die Installation der neuen Regierung fand am 23. März 1674 in Pressburg unter demonstrativem Fernbleiben der ungarischen Stände statt; ihre Herrschaft aber erwies sich bereits nach Verlauf von zwei Jahren als unhaltbar und Ampringen war froh, 1677 seiner unangenehmen Stellung enthoben zu werden.

Koloman Thaly beleuchtet hierauf in seiner interessanten Vorlesung: *Zur Geschichte des 1683er Feldzuges*, anlässlich der 200jährigen Jubelfeier der Befreiung Wiens von den Türken, den Ungarn betreffenden Teil der Geschichte der 1683er Campagne, die Geschichte der Zusammenziehung und des Auseinandergehens der unter dem Commando des Palatins Paul Eszterházy vereinigten ungarischen Truppen. Er hat aus den im Eisenstädter Eszterházy'schen Familien Archiv vorfindlichen eigenhändigen Aufzeichnungen des Palatins eine Fülle von Daten geschöpft, welche die Einzelheiten des ungarischen Teiles dieser Campagne in ein helleres Licht stellen.

3. In der Sitzung der ersten Classe am 22. October unterbreitete Carl Szász das erste Drittel der von ihm unternommenen ungarischen *Uebersetzung von Dante's Divina Commedia*, die im Versmaass des Originals vollendete, mit erläuternden Einleitungen und Anmerkungen ausgestattete Uebersetzung der *•Hölle•*. Er liest sodann die Vorrede des Werkes vor. Dieselbe entwickelt vor Allem die Schwierigkeit der Aufgabe des Uebersetzers dem Werke Dante's gegenüber. Dieselbe beruht vornehmlich in der Schwierigkeit der Form, dem stetig wiederkehrenden dreifachen Reime der Terzine. Voredner würdigt die Verdienste der ausländischen Commentatoren und Uebersetzer. Die in Prosa und reimlosen Versen gearbeiteten Uebersetzungen genügen trotz all ihrer Vorzüge seinem Gefühl nicht. Er mag lieber hie und da etwas vom Gedanken, als die Reimpracht des Verses geopfert sehen. Aus jenen Uebersetzungen könne man das Werk verstehen; nur im Original oder einer formtreuen Uebersetzung könne man es geniessen. Auch in magyarischer Sprache — wiewohl dieselbe, mit Ausnahme der englischen, sich wegen der Gedrängtheit ihrer Ausdrucksweise mehr als andere moderne Sprachen zur vollen Wiedergabe dichterischer Werke eigne — sei eine formtreue Uebersetzung Dante's eine schwierige Aufgabe, welcher nur ein Künstler wie Arany vollständig gewachsen sein würde. Die berufene Reimarmut der magyarischen Sprache sei seit der Einführung des *•ungarischen Reims•* (der klangvollen Assonanz) durch Petöfi und Arany geschwunden; dem in reinen Reimen ertönenden Original gegenüber hat sich jedoch Vortragender, um eine möglichst formtreue Uebersetzung zu liefern, verpflichtet gefühlt, sich im Gebrauch der Assonanz Schranken aufzuerlegen und möglichst den reinen Reim anzustreben. Den Inhalt anbelangend, hat der Uebersetzer nach gedankentreuer (nicht worttreuer) Uebersetzung gestrebt, nach einem Gedankenausdruck, wie Dante ihn gebraucht haben würde, wenn er magyarisch geschrieben hätte. Insbesondere hat er jene Plasticität des Gedanken- und Gefühlsausdruckes zu erreichen gesucht, welche Dante vielleicht mehr als jeden der anderen Dichter-Riesen auszeichnet. Nach beendigter Vorlesung der Vorrede entwickelt Vortragender in anschaulicher Weise den Grundplan der *•Hölle•* Dante's und liest den XIII. Gesang derselben in seiner Uebersetzung vor, welche den durch die Vorrede, sowie durch die bisherigen virtuoson Leistungen des Vortragenden auf dem Gebiete der Uebersetzung geweckten Erwartungen vollkommen entsprechend gefunden und mit lebhaftem Beifall entgegengenommen wurde.

Hierauf disserirte das correspondierende Mitglied Béla Mailáth über den ungarischen *Katechismus des Magisters Nikolaus Teleqdi aus dem Jahre 1562*. Es ist dies der älteste katholische Katechismus in unga-

rischer Sprache, den wir kennen. Bisher war als ältestes Werk Telegdi's, dessen Erklärung des Evangeliums aus dem Jahre 1577 bekannt gewesen; der bisher unbekannt gewesene Katechismus ist um 15 Jahre älter. Vortragender erzählt, wie er dem in der Baseler Universitäts-Bibliothek befindlichen einzigen Exemplar des Werkchens auf die Spur gekommen sei und eine treue Copie desselben der literarhistorischen Commission der Akademie zur Verfügung gestellt habe. Er weist das Original-Exemplar vor und motivirt seinen auf eine neue Ausgabe des vollständigen Textes abzielenden Antrag. Er charakterisirt Telegdi's literarische Wirksamkeit, seine Verdienste um die Bildung der ungarischen Sprache und entwickelt dabei eingehender jene interessanten Spracheigentümlichkeiten, welche schon an und für sich eine neue Ausgabe dieses Katechismus wünschenswert erscheinen lassen. Der Vorsitzende macht nach geschlossenem Vortrage die Mittheilung, dass die literarhistorische Commission der Akademie die Herausgabe desselben bereits beschlossen habe.

Schliesslich legt das correspondirende Mitglied Sigmund Simonyi eine von Ignaz Kunoss und Bernhard Munkácsi verfasste Abhandlung über den *Gebrauch der Suffixe -ben, -be, -böl* vor, welche sich auf ein reiches, theils aus der heutigen Literatur- und Volkssprache, theils aus den älteren ungarischen Sprachdenkmälern geschöpftes Material stützt und in einer ausführlichen Einleitung den selbständigen Standpunkt der Verfasser gegenüber den bisherigen Behandlungen dieser Adverbialsuffixe und der Adverbialsuffixe überhaupt, seitens unserer älteren und neueren Grammatiker darlegt.

## UNGARISCHE BIBLIOGRAPHIE. <sup>1</sup>

*Archivum Rakocziánum.* I. Abteilung, IX. Band: Johann Bottyán's Briefwechsel und anderweitige ihn betreffende Acten und Urkunden 1684—1716, herausgegeben von Koloman Thaly. Budapest, 1883. Akademie, XXXII und 849 S.

*Bartossik Antonius. Indoles et necessitas gratiae actualis.* Dissertatio inauguralis pro laurea S. S. theologiae doctoris consequenda, Nitriae, 1883, Schempek, 208 p.

*Budapest építmenyei.* (Die Bauten Budapest's, herausgegeben von Stefan Rozinay). Eperies, 1883. Diwald. Bisher zwei Hefte mit je zehn Kunstblättern und erklärendem Text. Preis des Heftes 5 fl.

*Deák Farkas, A bajdosók levéltára* (Archiv der Rákóczy'schen Flüchtlinge, aus dem Archiv der gräflich Teleki'schen Familie in Marosvásárhely

<sup>1</sup> Mit Ausschluss der Schulbücher, Erbauungsschriften und Uebersetzungen aus fremden Sprachen, dagegen mit Berücksichtigung der in fremden Sprachen erschienenen, auf Ungarn bezüglichen Schriften.

herausgegeben von Wolfgang Deák). Budapest, 1883, Akademie, XIV und 366 S.

*Dezső Lajos, Comenius Magyarországon.* (Amos Comenius in Ungarn 1650—1654, von Ludwig Dezső), Budapest, 1883, Ráth, 82 S.

*Dóczi Lajos, Utolsó szerelem* (Letzte Liebe, historisches Lustspiel von Ludwig Dóczi). Budapest, 1883. Grill, 204 S.

*Fogarascher J., Index zur deutschen Ausgabe der ungarischen Gesetz-Sammlung vom L. G.-A.: 1867 bis XLIV. G.-A.: 1883.* Kronstadt, 1883, Zeidner, 31 S.

*Fenyvessy Adolf, Az első magyar vasut története* (Geschichte der ersten ungarischen Eisenbahn von Adolf Fenyvessy). Budapest, 1883, Akademie, 129 Seiten.

*Gruber Lajos, Utmutatás földrajzi helymeghatározásokra.* (Anweisung zu geographischen Ortsbestimmungen, im Auftrage der ungarischen naturwissenschaftlichen Gesellschaft von Ludwig Gruber). Budapest, 1883. Kilian, 308 S., 28 Figuren u. 12 Tabellen.

*Helmár August, Das ungarische Millenarium. Ein Rückblick auf die tausendjährige Geschichte Ungarns.* Pressburg, 1884 Stampfel, 32 S.

*Hutten, dr. Ulrich von, Das Judentum in Oesterreich-Ungarn. Eine nationalhistorische Studie.* Budapest, 1883, Bartalits, 138 S.

*Jakab Ödön, Székely historiák* (Geschichten aus dem Siebenbürger Széklerlande, mit Illustrationen, von Edmund Jakab). Budapest, 1883, Franklin, 128 S.

*Jókai Mór, A pénz betegségei.* Budapest, 1883, Grill, 62 S. — Dasselbe auch deutsch: *Die Krankheiten des Geldes. Erzählung von Moritz Jókai, deutsch von Karl Geist.* Budapest, 1883, Grill, 71 S.

— — *A magyar nemzel története* (Geschichte des ungarischen Volkes in romantischen Bildern von Moritz Jókai). I. Bd., 4. Auflage, mit 17 Illustrationen. Budapest, 1884, VIII u. 375 S.

— — *Minden poklokön keresztül* (Durch alle Höllen. Historischer Roman von Mór Jókai). Budapest, 1884, Révai, 2 Bde, 191 und 175 S.

— — *Negyven év viszhangja*, Budapest, 1884, Franklin, 384 S. — Dasselbe deutsch: *Die Zonen des Geistes von Moritz Jókai*, Wien und Teschen, 1884. Prochaska.

*Kádár József, A deési ev. ref. egyházközség története* (Geschichte der evangelisch-reformirten Kirchengemeinde zu Deés in Siebenbürgen, von Josef Kádár). Budapest, 1883. Lampel, 251 S.

*Kautz Gyula, Az államgazdaság eszméje* (Die Idee der Staatswirtschaft und die Anfänge der socialistischen Finanz-Theorie, von Julius Kautz). Budapest, 1883, Akademie, 31 S.

*Kemény Zsigmond, Zord idő* (Eine rauhe Zeit, historischer Roman von Baron Sigmund Kemény), 2. Auflage. Budapest, 1883, Franklin, 3 Bde, 199, 238 und 324 S.

*Kiss Áron, A magyar népiskolai tanítás története* (Geschichte des Volksschul-Unterrichts in Ungarn von Áron Kiss). Budapest, 1883, Franklin, IV und 480 S.

*Konkoly Miklós, A nap felületénck megfigyelése* (Beobachtung der Oberfläche der Sonne im Jahre 1882 auf der Ó-Gyallaer Sternwarte, von Nikol. Konkoly). Budapest, 1883, Akademie, 90 S.

— — *Az ó-gyallai csillagvizsgálón eszközölt megfigyelések* (Resultate der auf der Ó-Gyallaer Sternwarte im Jahre 1882 angestellten astronomischen Beobachtungen, von Nik. v. Konkoly). Budapest, 1883, Akademie, 20 S.

*Nagy László, Lili, regény* (Lili, Roman von Ladislaus Nagy), Budapest, 1883, Aigner, 227 S.

*Nagy Sándor, Sztárai Mihály élete és művei* (Michael Sztárai's Leben und Werke. Literarhistorische Studie von Alexander Nagy). Budapest, 1883, Kilian, 50 S.

*Kozma Ferencz, Emlékbeszéd Fabritius Károly felett* (Denkrede auf das corresp. Mitglied Karl Fabritius von Franz Kozma). Budapest, 1883, Akademie, 59 S.

*Lindner György, Őszinte szó az agrár-kérdéshez* (Ein aufrichtiges Wort zur Agrarfrage und zur Regelung der Creditverhältnisse von Georg Lindner), Budapest, 1883, Grill, 88 S.

*Mikszáth Koloman, Die guten Hochländer. Ungarische Dorfgeschichten, übersetzt durch Dr. Adolf Silberstein.* Mit 28 Illustrationen, zweite billige Ausgabe. Szegedin, 1884, Endrényi, VIII und 150 S. Preis 1 fl. 80, in Prachtband 3 fl. 20.

*Nemes Imre, Schopenhauer és Hartmann bölcsészete* (Darstellung und Kritik der Philosophie Arthur Schopenhauer's und Eduard Hartmann's von Dr. Emerich Nemes), Grosswardein, 1882, 228 S.

*Officia sanctorum neque in recentioribus breviariis occurrentium.* Adinstar proprii divicesami Nitriensis. Nitrae, 1883. Schempek, 108 p.

*Ormós Zsigmond, Arpádokori művelődésünk története* (Kulturgeschichte Ungarns im Zeitalter der Arpáden von Sigmund Ormós). Zweite, billige Ausgabe. Budapest, 1883, Athenaeum, 560 S.

*Palotas Fausztin, Tanyai történetek* (Geschichten von der Tanya von Faustin Palotás). Szegedin, 1883, Burger, 115 S.

*Pesty Fr., Krassó vármegye története* (Geschichte des Komitates Krassó von Friedrich Pesty. Band III und IV: Urkunden.) Budapest, 1883, Tettey Comm., 514 und 384 S.

*Radó Antal, A magyar műfordítás története* (Geschichte der ungarischen Uebersetzungskunst 1772—1831, von Anton Radó). Budapest, 1883, Révai, 86 S.

*Strauss Adolf, Bosnyók föld és nép* (Laud und Leute in Bosnien von Adolf Strauss. Zwei Bände: I. Historische und ethnographische Beschreibung Bosniens und der Herzegowina. II. Politische, administrative und geographische Beschreibung). Budapest, 1883. Athenaeum, 301 und 240 S.

*Szabó J., Geologia* (Geologie, mit besonderer Berücksichtigung der Petrographie und Hydrographie von Professor Josef von Szabó). Budapest, 1883. Grill, XX und 745 S., 700 Figuren und 2 chromolithographische Tafeln.

— — *Emlékbeszéd Ami Boué fölött* (Denkrede auf das auswärtige Mitglied Ami Boué von Josef Szabó). Budapest, 1883, Akademie 16 S.

*Szekeres Kalmán, A görögök mennyiségtana* (Die Mathematik der Griechen von Dr. Koloman Szekeres). Rosenau, 1883, 45 S. (Budapest, Kilián).

*Tholdt J. Kr. Fehéregyház és Árpád sirja* (Weisskirchen [Ecclesia Alba] und Arpád's Grab. Zur Feier des tausendjährigen Bestandes des ungarischen Staates von Josef Christof Tholdt). Budapest, 1883, Tettey, 42 S.

*Vaszary Kolos, Adatok az 1825-iki országgyűlés történetéhez* (Beiträge zur Geschichte des 1825-er Reichstages von Klaus Vaszary). Raab, 1883, 272 S.

*Vámbery Á., A csuvasokról* (Ueber die Tschuwaschen von Dr. Hermann Vámbery). Budapest, 1883, Akademie, 50 S.

*Véka Lajos, Pali bicsi* (Vetter Paul, Roman von Ludwig Véka). Budapest, 1884, Révai, 2 Bde, 250 und 249 S.

*Wiener Márk, Aristoteles aretologiaja és ontologiaja* (Die Aretologie und Ontologie des Aristoteles von Dr. Markus Wiener). Budapest, 1883, Lampel, 24 S.

*Zsilinszky Mihály, Az 1681-diki soproni országgyűlés története* (Geschichte des Oedenburger Reichstages vom Jahre 1681, von Michael Zsilinszky). Budapest, 1883, Akademie, 85 S.

3  
X  
P  
S



SEP 11 1940

